Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Gegründet 1895
Für den Verein für Volkskunde herausgegeben von Margot Schindler
unter Mitwirkung von Franz Grieshofer und Konrad Köstlin

Redaktion

Abhandlungen, Mitteilungen und Chronik der Volkskunde
Birgit Johler

Literatur der Volkskunde
Timo Heimerdinger, Herbert Nikitsch, Johann Verhovsek

Neue Serie Band LXV
Gesamtserie Band 114
Wien 2011
im Selbstverlag des Vereins für Volkskunde

Gedruckt mit Unterstützung von
Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung
Land Burgenland
Land Kärnten
Land Niederösterreich
Land Oberösterreich
Land Steiermark
Land Tirol
Land Vorarlberg

Eigentümer, Herausgeber und Verleger
Verein für Volkskunde, Laudongasse 15–19, 1080 Wien
www.volkskundemuseum.at, verein@volkskundemuseum.at
Satz: Lisa Ifsits, Wien
Druck: Novographic, Wien
AUISSN 0029-9668

Jahresinhaltsverzeichnis 2011

Abhandlungen

3 *Bernd Rieken,* Tiefen- und entwicklungspsychologische Zugänge zum Verständnis des Numinosen, dargestellt am Beispiel der dämonologischen Sage

25 *Alexandra Schwell,* Zur De/Konstruktion des Ostens als Sicherheitsbedrohung

163 *Silke Meyer,* Prekäre Beziehungen. Zur kulturellen Logik der Verschuldung

187 *Máté Tamáska,* Weinbauorte in Österreich, Ungarn und der Slowakei zwischen architektonischem Erbe und Freizeitgesellschaft

311 *Timo Heimerdinger,* Verwickelt aber tragfähig. Europäisch-ethnologische Perspektiven auf ein Stück Stoff: das Babytragetuch

411 *Katrin Pallowski, Bernd Jürgen Warneken,* Zur Sozialanthropologie des Stimmklangs

445 *Markus Walz,* »Nicht zum Geld Verdienen, sondern zu Ehren des Christkindleins«? Absatzmarketing als Ursache der Krippenverbreitung

---

Mitteilungen

53 *Jens Wietschorke,* Nationale Selbstheiligung und politische Kultur im 19. und 20. Jahrhundert: Die Wiener Votivkirche

349 *Maria Fritsche,* Der filmische Blick im Museum. Dekonstruktion des Eigenen und Fremden im US-amerikanischen Informationsfilm *Wie die Jungen sungen* (R: Georg Tressler, 1954)

---

neuerDings

227 Quer durch Europa bis ins Museum. Ein Rucksack und seine Bedeutungsebenen *(Kathrin Pallestrang)*

369 »Zum Andenken der Freundschaft«. Ein Frauenstammbuch aus dem 19. Jahrhundert *(Nora Witzmann)*

479 Als der Quirl noch ein Christbaum war *(Nora Witzmann)*

Chronik der Volkskunde

77 Mit Dingen erzählen: Die Schausammlung *(Matthias Beitl)*

82 Das Wissen der Gesellschaft – Öffentliche Wissenschaft? *(Michel Massmünster)*
88 Tagungsbericht Museum und Migration – Österreichisches Museum für Volkskunde *(Lukasz Nieradzik)*
98 Das partizipative Museum. Zwischen Kooperation und user generated content – eine Arbeitstagung zur gegenwartsorientierten und partizipativen Ausrichtung der Museumsarbeit *(Andrea Hubin)*
104 Stofflichkeit in der Kultur – 26. Österreichische Volkskundetagung *(Birgit Johler)*
116 Tagungsbericht »Visuelle Medien und Forschung« *(Herbert Justnik)*
122 19. BBOS-Museumsfachtagung in Freistadt »Christliche Religion im musealen Kontext« *(Katharina Richter-Kovarik)*
127 Erzählungen als kulturelles Erbe – Das kulturelle Erbe als Erzählung *(Peter Strasser)*
235 Jahresbericht des Vereins und des Österreichischen Museums für Volkskunde 2010 *(Margot Schindler)*
267 People Make Places – ways of feeling the world. 10. internationaler Kongress der Societé Internationale d'Ethnologie et de Folklore (SIEF) *(Ana Ionescu, Jens Wietschorke)*
276 Zum Herstellen von Verbindungen und der »spezifischen Sichtbarkeit« von Frauen: Die Tagung Transnationale Familiarität, 8.4.–9.4.2011 *(Johanna Stadlbauer)*
383 Tagung »Arbeit im Lebenslauf. Normalität in historischer Perspektive« *(Klara Löffler)*
388 Studienprojekt »Sammlungen ausstellen. Das Museumsdorf Niedersulz« *(Isolde Cronenberg, Katrin Ecker, Monika Hönig, Klara Löffler, Marianne Stocker-Grötz)*
487 Bericht über den 38. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Tübingen *(Rudolf Bühler, Pia Hilsberg, Jan Hinrichsen, Verena Hünig, Susanne Pledl)*
500 Bericht über das 44. Internationale Symposium des Arbeitskreises für Keramikforschung im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg *(Claudia Peschel-Wacha)*
506 Die Galerie am Splügenpass. Saumwege und Kunststraße – Geschichte, Forschung, Tourismus *(Peter Strasser)*

Literatur der Volkskunde

135 Nikola Langreiter (Hg.): Tagebuch von Wetti Teuschl (1870–1885) *(Jens Wietschorke)*
139 Anita Aigner (Hg.): Vernakulare Moderne *(Klara Löffler)*
144 Heidrun Alzheimer, Fred G. Rausch, Klaus Reder, Claudia Selheim (Hg.): Bilder – Sachen – Mentalitäten *(Jens Wietschorke)*
289 Sabine Zinn-Thomas: Fremde vor Ort. Selbstbild und regionale Identität in Integrationsprozessen *(Johanna Rolshoven)*
292 Johanna Stadlbauer: Projekt Selbstverwirklichung? Lebensentwürfe von ÖsterreicherInnen in Neuseeland *(Martina Eisner)*
295 Heidi Niederkofler, Maria Mesner, Johanna Zechner (Hg.): Frauentag! Erfindung und Karriere einer Tradition *(Martina Röthl)*
395 Siglinde Clementi (Hg.): Zwischen Teilnahme und Ausgrenzung. Tirol um 1800 – Vier Frauenbiographien *(Martin Steidl)*
398 Alexandra Schwell: Europa an der Oder. Die Konstruktion europäischer Sicherheit an der deutsch-polnischen Grenze *(Barbara Thériault)*
401 Anton-Joseph Ilk: Die mythische Erzählwelt des Wassertales. Rolle und Funktion phantastischer Wesen im Leben der altösterreichischen Holzknechte, dargestellt in ihren mündlich überlieferten Erzählungen aus den Waldkarpaten *(Hans Gehl)*
513 Kurt Luger, Karlheinz Wöhler (Hg.): Kulturelles Erbe und Tourismus. Rituale, Traditionen, Inszenierungen *(Johann Verhovsek)*
521 Sönke Neitzel, Harald Welzer: Soldaten. Protokolle vom Kämpfen, Töten und Sterben. *(Herwig Hinterhofer)*
527 Michi Knecht, Anna Frederike Heinitz, Scout Burghardt, Sebastian Mohr (Hg.): Samenbanken – Samenspender. Ethnographische und historische Perspektiven auf Männlichkeiten in der Reproduktionsmedizin *(Eva-Maria Knoll)*
530 Hubert Knoblauch: Populäre Religion. Auf dem Weg in eine spirituelle Gesellschaft *(Herbert Nikitsch)*

150 Eingelangte Literatur *(Hermann Hummer)*
301 Eingelangte Literatur *(Hermann Hummer)*
404 Eingelangte Literatur *(Hermann Hummer)*

533 Eingelangte Literatur *(Hermann Hummer)*
157 Internationale Zeitschriftenschau *(Hermann Hummer)*
305 Internationale Zeitschriftenschau *(Hermann Hummer)*
406 Internationale Zeitschriftenschau *(Hermann Hummer)*
535 Internationale Zeitschriftenschau *(Hermann Hummer)*
160 Verzeichnis der Autorinnen und Autoren
307 Verzeichnis der Autorinnen und Autoren
407 Verzeichnis der Autorinnen und Autoren
536 Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Abhandlungen

Tiefen- und entwicklungspsychologische Zugänge zum Verständnis des Numinosen, dargestellt am Beispiel der dämonologischen Sage

Bernd Rieken

Der auf den Theologen Rudolf Otto zurückgehende Begriff des Numinosen bezeichnet ein spezifisches Gefühl, das sich einstellt, wenn man mit transzendenten Mächten konfrontiert wird: Es erregt Grauen, ist faszinierend, dabei fremd und unheimlich. Ausgehend von Sigmund Freuds Begriffsbestimmung des Unheimlichen wird das Numinose anhand von Beispielen aus der traditionellen Volkssage und der modernen Sage in Beziehung gesetzt zur Psychoanalyse, Individualpsychologie und Komplexen Psychologie sowie zu parapsychologischen Zugängen und zur Theorie des epistemologischen Egozentrismus des Schweizer Entwicklungspsychologen Jean Piaget.

Vorbemerkung

Wenn es im Folgenden um die Bedeutung des Numinosen aus tiefen- und entwicklungspsychologischer Sicht geht, dann wird damit ein Feld betreten, das wissenschaftlich äußerst kontrovers beurteilt wird, weil Disziplinen miteinander verbunden werden, die in der Regel gegensätzliche Zielsetzungen haben. Während psychologische Zugänge allgemein gültige, Kultur übergreifende Deutungen anstreben, betrachten die Kulturwissenschaften ihre Phänomene primär im historischen und sozialen Kontext, sodass »essentialistische« und »konstruktivistische« Ansätze aufeinandertreffen. Darüber hinaus befindet sich die Tiefenpsychologie[1] – das heißt die Schulen Sigmund Freuds, Alfred Adlers und Carl Gustav Jungs – in einer Sonderstellung gegenüber *allen* anderen Wissenschaften, indem sie Phänomene thematisiert, die nicht allein über kognitiv-

rationale Prozesse zugänglich sind, weil im Fokus ihrer Aufmerksamkeit das Unbewusste[2] steht, das aus ihrer Sicht in hinlänglicher Weise nur über Selbsterfahrung, das heißt Psychotherapie bzw. Lehranalyse, zu erfahren ist. Denn das Unbewusste wird als Auffangbecken für all jene Inhalte verstanden, die aus dem Bewussten *verdrängt* worden sind. Der Begriff *Verdrängung* wird im Folgenden in Beziehung gesetzt zum *Numinosen*, und dazu wird, neben der – relativ unumstrittenen – entwicklungspsychologisch fundierten genetischen Epistemologie Jean Piagets auch und vor allem auf tiefenpsychologische Theorien zurückgegriffen.

Die Interpretationen, die dabei vorgenommen werden, sind als Angebote zu verstehen, nicht als Ausdruck einer vom Autor dieses Beitrags behaupteten »Wahrheit«. Zu kontrovers wird der Wert der Tiefenpsychologie von anderen Wissenschaften beurteilt, und zu kontrovers und zerstritten sind die tiefenpsychologischen Schulen untereinander, weswegen ich ihre Sichtweise nur skizziere und mir als Autor über ihre Geltungskraft kein dezidiertes Urteil erlaube. Dieses bleibt dem Leser überlassen. Es soll nur auf einen möglichen heuristischen Ertrag hingewiesen werden, wenn man sich dem Numinosen aus der Perspektive der Tiefenpsychologie nähert und das anhand von Volksprosatexten exemplifiziert. Abwegig ist das nicht – bereits Max Lüthi hat auf den engen Bezug zwischen der Sage und dem Numinosen hingewiesen[3] –, weil die Volkskunde etwas Essentielles gemeinsam hat mit den Schulen von Freud, Adler und Jung, nämlich die Beschäftigung mit alltäglichen Phänomenen, um sie – im Gegensatz zur populären Meinung und dem Diskurs in der Hochkultur – durch tiefgehende Interpretation zu würdigen.

Daher braucht es nicht zu überraschen, dass sich durchaus Stimmen finden lassen, die für eine Einbettung tiefenpsychologischen Denkens in die volkskundliche Forschung plädieren. Dazu einige Beispiele: Utz Jeggle spricht sich dafür aus zu eruieren, »was in den Alltagsphänomenen an unbewussten Triebmengen steckt, die in Differenz und Ambivalenz gebunden werden und uns eine Vielfalt an Deutungsmöglichkeiten auferlegen«.[4] – Martin Scharfe befasst sich in seinem Aufsatz »Bagatel-

1 Bernd Rieken: Tiefenpsychologie. In: Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung, Bd. 13. Hg. von Rolf Wilhelm Brednich. Berlin, New York 2010, Sp. 535–539.

2 Bernd Rieken: Unbewusstes. In: Ebd., Sp. 1154–1158.

3 Max Lüthi: Das europäische Volksmärchen 9. Aufl. Tübingen 1992, S. 8–10.

len« mit der »Andacht zum Unbedeutenden« als einem Kennzeichen der Moderne, das die Volkskunde genauso charakterisiere wie die Psychoanalyse, weil es um die Würdigung des Details gehe. Als anschauliche Beispiele nennt er den Jäger, der die Fährte des Wildtieres entziffert, die Kriminalistik, die aus geringsten Spuren Fälle rekonstruiert – und Sigmund Freud, der auf der Grundlage scheinbarer Nebensächlichkeiten das Unbewusste entwirrt.[5] – Erinnert sei auch an die Tagung »Kulturanalyse – Psychoanalyse – Sozialforschung«, die im Jahre 2007 im Österreichischen Museum für Volkskunde stattgefunden hat.[6] – Doch nun ist es an der Zeit, sich dem eigentlichen Thema zuzuwenden.

Der Begriff *numinos* geht auf den evangelischen Theologen Rudolf Otto (1869–1937) zurück und bezeichnet ein spezifisches Gefühl, welches sich einstellt, wenn man mit transzendenten Mächten konfrontiert ist. Es handelt sich dabei um »das Heilige minus seines sittlichen Momentes und [...] minus seines rationalen Momentes«.[7] Erlebt wird es als »schlimm und imponierend, gewaltig und seltsam, wunderlich und bewundernswert, Grauen machend und faszinierend, göttlich und dämonisch und ›energisch‹«.[8] Das Numinose wird demzufolge ambivalent

4 Utz Jeggle: Inseln hinter dem Winde. Studien zum »Unbewussten« in der volkskundlichen Kulturwissenschaft. In: Kasper Maase, Bernd Jürgen Warneken (Hg.). Unterwelten der Kultur. Themen und Theorien der volkskundlichen Kulturwissenschaft. Köln 2003, S. 25–44, hier S. 28.

5 Martin Scharfe: Bagatellen. Zu einer Pathognomik der Kultur. Zeitschrift für Volkskunde 91, 1995, S. 1–26.

6 Elisabeth Timm, Elisabeth Katschnig-Fasch (Hg.): Kulturanalyse, Psychoanalyse, Sozialforschung. Positionen, Verbindungen und Perspektiven. Wien: Österreichisches Museum für Volkskunde 2007 [auch in: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, NS Bd. LXI, GS Bd. 110, 2–3, S. 101–329]. – Als Literaturüberblick und zur Einführung in die Thematik dienlich ist aus diesem Band der Beitrag von Elisabeth Timm: Zur Einführung: Kulturanalyse, Psychoanalyse, Sozialforschung – Einblicke für und in die volkskundliche Kulturwissenschaft, S. 113–124; darüber hinaus Bernd Rieken: »Nordsee ist Mordsee«. Sturmfluten und ihre Bedeutung für die Mentalitätsgeschichte der Friesen. (=Abhandlungen und Vorträge zur Geschichte Ostfrieslands, 83; Nordfriisk Instituut, 186) Münster u.a. 2005, S. 26–55; ders.: Volkskunde und Psychologie. Gemeinsamkeiten und Unterschiede. In: Curare. Zeitschrift für Medizinethnologie 32, 1+2, 2009, S. 18–22.

7 Rudolf Otto: Das Heilige. Über das Irrationale in der Idee des Göttlichen und sein Verhältnis zum Rationalen. München 2004, S. 6.

8 Ebd., S. 53.

empfunden, es erweckt entweder Anziehung, hat etwas Faszinierendes und Bestrickendes an sich (*fascinans*), oder es erregt Schauder, wirkt bedrohlich und gespenstisch (*tremendum*).[9] Zum Erleben des Numinosen gehört das »Ganz Andere«, das *alienum*, »das Fremde und Befremdende, das aus dem Bereiche des Gewohnten, Verstandenen und Vertrauten und darum ›Heimlichen‹ überhaupt Herausfallende und zu ihm in Gegensatz sich Setzende und *darum* das Gemüt mit starrem Staunen Erfüllende«.[10] Daher ist das Numinose auch unheimlich, ungeheuerlich, entsetzlich und unfasslich.[11]

Ottos Begriffsbestimmung des Numinosen hat direkt oder indirekt die Erzählforschung beeinflusst. Mit Blick auf die Sage spricht Hermann Bausinger in seinem Aufsatz *Strukturen des alltäglichen Erzählens* von einer Geistesbeschäftigung, »in welcher die Welt sich in ein Innen und Draußen, in Heimat und Fremdheit, in Haus und Ausgeliefertsein, in Hier und Jenseits aufteilt; eine Geistesbeschäftigung, die an der Grenze zwischen diesen Bereichen wacht, damit das Draußen, die Fremdheit, das Ausgeliefertsein, das Jenseits, das ›Andere‹ nicht vergessen werde in dem eigenen Bereich – damit dieser aber auch nicht zerstört werden kann durch die jenseitigen Mächte«.[12]

In Max Lüthis Werk *Das europäische Volksmärchen* lautet das erste Kapitel »Eindimensionalität«, wobei in Klammern »Verhältnis zum Numinosen« hinzugefügt ist.[13] Während der Märchenheld, wie Lüthi schreibt, nicht das Gefühl hat, im Jenseitigen einer anderen Dimension zu begegnen,[14] wird dieses in der Sage ganz anders erlebt. Die Berührung mit der Jenseitswelt »erweckt im Menschen einen eigentümlichen Schauer; sie zieht ihn an und stößt ihn zurück, sie erregt seine Angst und seine Sehnsucht«.[15]

Helge Gerndt kritisiert in der *Enzyklopädie des Märchens* allerdings, dass heutzutage durch ausgreifende Märchen- und Sageninterpretationen der Begriff des Numinosen verblasst sei, indem er synonym mit

9 Ebd., S. 14–22; S. 42–52.
10 Ebd., S. 31.
11 Ebd., S. 54.
12 Hermann Bausinger: Strukturen des alltäglichen Erzählens. In: Fabula 1, 1958, S. 239–254, hier S. 248.
13 Lüthi (wie Anm. 3).
14 Ebd., S. 12.
15 Ebd., S. 8.

»Jenseitigem« verwendet werde, und zwar »ohne jeden Bezug auf die menschliche Erlebnisform (des Staunens, Erschreckens, Sichängstigens etc.). Man spricht dann rein beschreibend von numinosen Gestalten [...] oder Vorgängen [...]. Solcher Sprachgebrauch wird, da das Numinose stets mit einem zumindest im weitesten Sinne religiösen Empfinden verbunden ist, im Kontext eines säkularisierten Weltverständnisses besonders anfechtbar«.[16]

Diese Auffassung erscheint mir bis zu einem gewissen Grad berechtigt, nur halte ich den Schluss, den Gerndt daraus in Bezug auf die *moderne* Sage zieht, für problematisch. Er schreibt nämlich, dass in dieser »nicht nur die traditionellen Sagengestalten fast völlig verschwunden [sind], sondern [...] auch das mit ihnen verknüpfte Moment des Numinosen«.[17] Der technisierte und durchorganisierte Alltag erscheine »trotz aller erzählten Katastrophen grundsätzlich durchschaubar und beherrschbar«, weswegen das Grauenvolle »brutal, grotesk, absurd, aber kaum numinos« wirke.[18] Dem ist Folgendes entgegenzuhalten: Zum einen existieren auch in der modernen Sage traditionelle Motive, etwa Spuk- und Wiedergängergeschichten oder Erzählungen über das Zweite Gesicht, zum anderen erscheinen transzendente Mächte in an die Gegenwart angepasster Form, etwa in den UFO-Geschichten, und zum dritten ist auch in einer Vielzahl anderer Erzählungen, welche Schrecken erregen, Numinoses vorhanden. In diesem Sinn schreibt Rolf Wilhelm Brednich:

> »Selbst der mit allen irdischen Gütern Gesegnete [...] fühlt sich insgeheim von der magischen Welt angezogen, in der die rationalen Gesetzmäßigkeiten ausgeschaltet sind und das Unbegreifliche, Furcht Einflößende und Unberechenbare herrscht. Im Alltäglichen, Durchrationalisierten verbirgt sich immer noch *das Andere*, das Gefährliche, das wie die berühmte haarige Hand des Anhalters jederzeit in die Alltagsrealität eingreifen und sie auf den Kopf stellen kann. Von da erklärt sich die eigenartige Faszination, die von den modernen Sagen auf Erzähler und Hörer ausgeht. Die *Angstlust* gegenüber dem Fremden und Bedrohlichen scheint eine Konstante menschlicher Kultur zu sein, und deshalb ist damit zu rechnen, dass die zugehöri-

16 Helge Gerndt: Numinoses. In: EM 10, 2002, Sp. 154–159, hier Sp. 157 f.
17 Ebd., S. 158.
18 Ebd.

gen Horrorgeschichten auch in Zukunft weiterleben und dass nach den traditionellen Mustern immer neue Erzählinhalte entstehen werden«.[19]

Wenn wir die Zitate von Bausinger, Lüthi und Brednich Revue passieren lassen, sind es in erster Linie Sagen – traditionelle Volkssage genauso wie moderne Sage –, welche dem Bereich des Numinosen sprachlichen Ausdruck verleihen. – Aber woher kommt die Faszination gegenüber dieser Erzählgattung? Anders gefragt: Warum übt das Numinose eine so große Anziehungskraft auf die Menschen aus? Um diese Frage zu beantworten, halte ich es für sinnvoll, die Psychologie zu Rate zu ziehen – neben der Entwicklungspsychologie vor allem die Tiefenpsychologie –, denn wenn das »Ganz Andere« das Fremde und Befremdende ist und zudem das Heimliche und Schaudervolle, dann hat es auch mit Verdrängung zu tun, und dann geht es darum, einen Blick in das Dunkle und Geheimnisvolle der menschlichen Existenz zu werfen.

Vorab existiert allerdings ein methodisches Problem, das Rudolf Otto mit den folgenden Worten umschreibt:

»Wir fordern auf, sich auf einen Moment starker und möglichst einseitiger religiöser Erregtheit zu besinnen. Wer das nicht kann, oder wer solche Momente überhaupt nicht hat, ist gebeten, nicht weiterzulesen. Denn wer sich zwar auf seine Pubertätsgefühle, Verdauungsstockungen oder auch Sozialgefühle besinnen kann, auf eigentümlich religiöse Gefühle aber nicht, mit dem ist es schwierig, Religionskunde zu treiben«.[20]

Das ist eine pointierte Formulierung, der einerseits eine gewisse Gefahr innewohnt, die andererseits jedoch nicht ohne gänzliche Berechtigung ist. Die Gefahr oder Problematik besteht darin, in Subjektivismus abzugleiten und Exklusivrechte des Verstehens zu beanspruchen, wodurch Ausgrenzung erfolgt, welche mit dem wissenschaftlichen Anspruch intersubjektiver Überprüfbarkeit und Nachvollziehbarkeit kollidiert. Andererseits ist es schwierig, Phänomenen, welche mit heftigen Emotionen besetzt sind, allein auf begrifflichem Wege beizukommen. Man kann zwar zum Beispiel eine theoretische Arbeit über Liebe oder Psychoanalyse verfassen, ohne jemals geliebt zu haben oder analysiert worden zu

19 Rolf Wilhelm Brednich: Die Spinne in der Yucca-Palme. Sagenhafte Geschichten von heute. München 1990, S. 16 f (eigene Hervorhebungen, B.R.).

20 Otto (wie Anm. 6), S. 8.

sein, aber es fehlen dann wahrscheinlich bestimmte Dimensionen des Verstehens. Gerhard Schulze, immerhin Professor für Methoden der empirischen Sozialforschung, notiert in einem ähnlichen Zusammenhang, dass empirische Ergebnisse noch nicht theoretische Ergebnisse sind, sondern bloß Bausteine dafür, und er nennt als weitere Bausteine unter anderem: langjährige Lebenserfahrung und Intuition.[21] In diesem Sinn äußert sich auch Immanuel Kant in seiner *Kritik der reinen Vernunft* mit den folgenden Sätzen, (von denen der letzte große Berühmtheit erlangt hat):

> »Unsre Natur bringt es so mit sich, dass die Anschauung niemals anders als sinnlich sein kann [...]. Dagegen ist das Vermögen, den Gegenstand sinnlicher Anschauung zu denken, der Verstand. Keine dieser Eigenschaften ist der andern vorzuziehen. Ohne Sinnlichkeit würde uns kein Gegenstand gegeben, und ohne Verstand keiner gedacht werden. *Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind*«.[22]

Wenden wir uns nun, nachdem der Bezug zur Erzählforschung und die methodische Problematik skizziert sind, der eigentlichen Themenstellung zu. Wenn Rudolf Otto schreibt, das Numinose sei auch das »Ganz andere« und damit das Gegenteil des Heimlichen, können wir zunächst Sigmund Freud zu Rate ziehen, denn er hat sich in einer Arbeit mit dem Phänomen des Unheimlichen befasst. Dieses sei »offenbar der Gegensatz zu heimlich, heimisch, vertraut, und der Schluss liegt nahe, es sei etwas eben darum schreckhaft, weil es *nicht* bekannt oder vertraut ist«.[23] Nun wirke aber nicht alles, was neu sei, auch unheimlich, weswegen zum Neuen und Nichtvertrauten etwas hinzukommen müsse, was es zum Unheimlichen macht,[24] und das sei, auch wenn es paradox klingt, »jene Art des Schreckhaften, welche auf das Altbekannte, längst Vertraute zurückgeht«.[25] Um das verständlich zu machen, weist Freud

21 Gerhard Schulze: Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. 6. Aufl. Frankfurt a.M., New York 1996, S. 25.

22 Immanuel Kant: Kritik der reinen Vernunft. (Werke in sechs Bänden, Bd. II). Hg. von Wilhelm Weischedel. 6. Aufl. Darmstadt. 2005, S. 97 f; vgl. S. 297 ff; Hervorhebungen im Text gesperrt, Hervorhebungen des Autors kursiv.

23 Sigmund Freud: Das Unheimliche (1919). In: Studienausgabe, Bd. 4: Psychologische Schriften. Frankfurt a. M. 1970, S. 241–274, hier S. 244.

24 Ebd.

25 Ebd.

zunächst darauf hin, dass das Wort *heimlich* zwei Vorstellungskreisen angehört, nämlich einerseits dem Geheimen, Versteckten und andererseits dem Heimischen, Behaglichen.[26] Tatsächlich geht *heimlich* auf *Heim* zurück »mit der Ausgangsbedeutung ›zum Haus gehörig, einheimisch‹; schon von Anfang an auch zur Bezeichnung des damit verbundenen Aspekts: Wer sich in das Heim zurückzieht, verbirgt sich vor anderen, vor Fremden«.[27]

Das Heimliche kann also *heimelig* meinen, aber auch das zu *Verheimlichende*, und von dort aus führt ein Strang in den Bereich des Unheimlichen. Freud spricht in dem Zusammenhang auch vom *Gegensinn der Urworte*, wenn ein Begriff etwas und gleichzeitig etwas davon Gegenteiliges bedeutet. Beispiele sind lat. *altus = hoch, tief*; *sacer = heilig, verflucht* und im Deutschen *stumm*, *Stimme* oder *Boden* als das *Oberste* und *Unterste* im Haus.[28]

Ein Musterbeispiel für den doppeldeutigen Sinn des Heimlichen ist die Höhle. In der Sage hat sie vorwiegend eine warnende oder abschreckende Funktion, denn sie gilt als Vorhof der Hölle, als Aufenthaltsort gefährlicher Tiere (Bären, Löwen) oder Wohnsitz grauenhafter Ungeheuer, etwa Drachen und Einhörner. Auch sollen dort einige Frauengestalten wohnen, Perchten, Wildfrauen, Nixen, Salige oder gebannte Jungfrauen.[29] Wenn man Letztere zu erlösen versucht, sieht man sich unter Umständen »schrecklichen Aufgaben gegenüber und entflieht; Wahnsinn und ein früher Tod sind das Resultat dieser Höhlenbegegnungen«.[30] Unterkünfte mit derartigen Bewohnern gelten als unheimlich, doch existiert daneben die gegenteilige Bedeutung, und zwar dann, wenn die Höhle für Außenseiter oder Flüchtige als Zufluchtsort fungiert.[31] Ein verbreitetes Motiv ist in dem Zusammenhang das Netz vor dem Eingang derselben, welches eine Spinne webt, nachdem ein Verfolgter darin Schutz gesucht und bevor die Verfolger den Eingang er-

26 Ebd., S. 248.

27 Friedrich Kluge: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Bearbeitet von Elmar Seebold. Berlin, New York, 24. Aufl. 2002,S. 402.

28 Sigmund Freud: Über den Gegensinn der Urworte (1910). In: Studienausgabe, Bd. 4: Psychologische Schriften. Frankfurt a. M. 1970, S. 227–234, hier S. 233.

29 Regina Bendix: Höhle. In: EM 6, 1990, Sp. 1168–1173, hier Sp. 1170 f.

30 Ebd., Sp. 1171.

31 Vgl. ebd.

reicht haben.[32] Psychologisch betrachtet erfüllt die Spinne in diesem Beispiel mütterliche Funktionen: Der Verfolgte vergräbt sich sozusagen im »Mutterboden« und wird von dem mit weiblichen Attributen ausgestatteten Tier beschützt. In dem Fall ist die Höhle etwas »Heimeliges«, doch wenn darin gefährliche weibliche Wesen oder Ungeheuer hausen, wird sie unheimlich. In einer Südtiroler Sage begibt sich ein Bauer in die Wildg'fahrhöhle, worin die riesenhafte Totenkopfspinne wohnt. Sie webt Fäden so groß wie die Haare eines Pferdeschwanzes um ihn, doch als er drei Kreuze macht, lässt sie von ihm ab, und er kann fliehen.[33] Wenn die Spinne für eine Frau steht und die Höhle für etwas Intimes, dann symbolisiert die Sage jene Ängste, welche hervorgerufen werden, wenn man Intimverkehr haben möchte, aber Angst davor hat. In diesem Sinn könnte man etwa eine Sage aus dem Berner Oberland interpretieren, in der ein Hirte in einer Höhle einer gebannten Jungfrau begegnet, die ihm drei Gaben zur Auswahl anbietet: einen Topf voll Gold, eine goldene Kuhschelle oder sich selbst nebst allen vorhandenen Schätzen. Als Hirte wählt er die Kuhschelle, obwohl sich später herausstellt, dass die junge Frau, hätte er sie auserkoren, erlöst worden wäre.[34] Für Freud nun steht die Höhlenmetaphorik im Kontext der ödipalen Problematik. Es komme oft vor, schreibt er,

> »dass neurotische Männer erklären, das weibliche Genitale sei ihnen etwas Unheimliches. Dieses Unheimliche ist aber der Eingang zur alten Heimat des Menschenkindes, zur Örtlichkeit, in der jeder einmal und zuerst geweilt hat. ›Liebe ist Heimweh‹, behauptet ein Scherzwort, und wenn der Träumer von einer Örtlichkeit oder Landschaft noch im Traume denkt: Das ist mir bekannt, da war ich schon einmal, so darf die Deutung dafür das Genitale oder den Leib der Mutter einsetzen. Das Unheimliche ist also auch in diesem Falle das ehemals Heimische, Altvertraute«.[35]

32 Bernd Rieken: Arachne und ihre Schwestern. Eine Motivgeschichte der Spinne von den »Naturvölkermärchen« bis zu den »Urban Legends« (=Internationale Hochschulschriften, 403). Münster u.a. 2003, S. 169.

33 Johann Nepomuk Ritter von Alpenburg: Mythen und Sagen Tirols. Zürich 1857 (Nachdruck Vaduz 1990), S. 217; vgl. Rieken (wie Anm. 32), S. 178–183.

34 Theodor Vernaleken: Alpensagen. Volksüberlieferungen aus der Schweiz, aus Vorarlberg, Kärnten, Steiermark, Salzburg, Ober- und Niederösterreich. Graz 1993, S. 125 f.

35 Freud (wie Anm. 23), S. 267.

Das Unheimliche ist hier die unerlaubte Begierde, welche verdrängt wird. Verdrängung ist ein Abwehrmechanismus, der bis zu einem gewissen Grad für die Aufrechterhaltung des seelischen Gleichgewichts erforderlich ist. Das gilt auch für die Projektion, einen Abwehrvorgang, bei welchem eigene Gefühle oder Wünsche, die Anstoß erregen, auf eine andere Person übertragen werden. Im alltäglichen Leben sind Verdrängung und Projektion häufige Phänomene. Das gilt etwa für so genannte Sündenböcke oder schwarze Schafe, auf die man mühelos eigene Unzulänglichkeiten abwälzen kann, aber es betrifft auch nahe stehende Personen, über die wir uns ärgern. Denn das, was uns aufstößt, hat in der Regel mit eigenen Befindlichkeiten zu tun. In diesem Sinn hat Franz Grillparzer einmal gesagt: »Wir sind gegen keine Fehler an andern intoleranter, als welche die Karikatur unsrer eigenen sind«.[36] Schärfer formuliert es Freud in den *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*:

> »Ist Ihnen nicht bekannt, wie unbeherrscht und unzuverlässig der Durchschnitt der Menschen in allen Angelegenheiten des Sexuallebens ist? Oder wissen Sie nicht, dass alle Übergriffe und Ausschreitungen, von denen wir nächtlich träumen, alltäglich von wachen Menschen als Verbrechen wirklich begangen werden? Was tut die Psychoanalyse hier anders als das alte Wort von Plato bestätigen, dass die Guten diejenigen sind, welche sich begnügen, von dem zu träumen, was die anderen, die Bösen wirklich tun?«.[37]

Ein typisches Beispiel für Projektion im Bereich des Volksglaubens ist der »böse Blick«, denn »wer etwas Kostbares und doch Hinfälliges besitzt, fürchtet sich vor dem Neid der anderen, indem er jenen Neid auf sie projiziert, den er im umgekehrten Fall empfunden hätte«.[38] Doch Freud betrachtet auch andere Erscheinungen aus dem Bereich des Volksglaubens. Am Beispiel eines frühneuzeitlichen Falles von Besessenheit, die des Malers Christoph Haitzmann, deutet er dieses Phänomen als

36 Franz Grillparzer: Aphorismen (1819). In: Grillparzers Werke in 20 Bänden. Hg. von August Saurer, Bd. 15. Stuttgart 1892, S. 166.

37 Sigmund Freud: Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse (1916 f). In: Studienausgabe, Bd. 1: Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Und Neue Folge. Frankfurt a. M. 1969, S. 34–445, hier S. 157.

38 Freud (wie Anm. 23), S. 262.

Neurose und erklärt die Dämonen als »böse, verworfene Wünsche« und »Abkömmlinge abgewiesener, verdrängter Triebregungen«.[39]

Geht man davon aus, dass der Mensch nicht allein ein Kulturwesen sondern auch ein Produkt der biologischen Evolution ist, dann ergeben sich daraus antagonistische Kräfte, welche innerpsychisch mitunter in einem scharfen Gegensatz zueinander stehen und Über-Ich- bzw. Gewissenskonflikte hervorrufen. Kulturfähigkeit hat viel mit der Bereitschaft zum Miteinander zu tun, während die biologischen Antriebe der Selbsterhaltung dienen, und das durchaus auch auf gewalttätige Art und Weise. Würden Triebregungen jedes Mal verwirklicht, wenn sie sich zu Wort melden, wäre ein Miteinander nicht möglich. Daher ist es notwendig, sie zu verdrängen, weswegen sie sich in Phantasien und Träumen austoben dürfen. Das meint Freud damit, wenn er schreibt, der Verbrecher tue das, wovon der normale Mensch nächtens träumt, und es sind neben anderem Dämonen und Ungeheuer, in deren Gestalt diese Gewaltphantasien ihr Unwesen treiben. Um sie nicht als etwas Eigenes identifizieren zu müssen, werden sie gleichsam aus dem Innenleben entlassen und in die Umwelt projiziert.

Ich denke, dass diese Überlegungen nicht allein auf die Sexualität beschränkt zu werden brauchen; vielmehr kann man sie auch auf den Aggressionstrieb anwenden. Schließlich geht es, wenn von Ungeheuern und monströsen Gestalten die Rede ist, oftmals um gewalttätige Auseinandersetzungen und um die Frage, wer überlegen und wer unterlegen ist. Das Numinose ist vielfach auch das Mächtige, dem der Mensch in seiner Kleinheit gegenübersteht und sich ausgeliefert fühlt. Rudolf Otto spricht vom Moment der »schlechthinnigen Übermacht« des Numinosen, zu dem der Mensch mit seinem »Kreaturgefühl« in Kontrast stehe. Bei diesem handle es sich um ein Gefühl des »Versinkens, Zunichte-Werdens, Erde-, Asche- und Nichts-Seins«.[40] Diesen Aspekt des Numinosen bzw. Unheimlichen kann man auch mit den Begriffen Minderwertigkeitsgefühl und Macht erfassen, und genau dieses Verhältnis ist es, welchem in der zweiten tiefenpsychologischen Schule, der Individualpsychologie Alfred Adlers, das Augenmerk gilt.[41] Adler schreibt:

39 Sigmund Freud: Eine Teufelsneurose im 17. Jahrhundert (1923). In: Studienausgabe, Bd. 7: Zwang, Paranoia und Perversion. Frankfurt a. M. 1973, S. 283–319, hier S. 287.

40 Otto (wie Anm. 7), S. 23.

41 Alfred Adler: Menschenkenntnis (1927). Studienausgabe, Bd. 5. Hg. von Jürg Rüedi. Göttingen 2007, S. 81–87.

»Bedenkt man, dass eigentlich jedes Kind dem Leben gegenüber minderwertig ist und ohne ein erhebliches Maß von Gemeinschaftsgefühl der ihm nahe stehenden Menschen gar nicht bestehen könnte, fasst man die Kleinheit und Unbeholfenheit des Kindes ins Auge, die lange anhält und ihm den Eindruck vermittelt, dem Leben nur schwer gewachsen zu sein, dann muss man annehmen, dass am Beginn jedes seelischen Lebens ein mehr oder weniger tiefes *Minderwertigkeitsgefühl* steht. Dies ist die treibende Kraft, von der alle Bestrebungen des Kindes ausgehen und sich entwickeln, die ein Ziel erfordert, von dem das Kind alle Beruhigung und Sicherstellung seines Lebens für die Zukunft erwartet und die einen Weg einzuschlagen zwingt, der zur Erreichung dieses Zieles geeignet erscheint«.[42]

Die Begegnung mit dem Unheimlichen führt zunächst in die Regression, das heißt auf eine frühe Entwicklungsstufe, die mehr Sicherheit als die gegenwärtige zu versprechen scheint. Man erschreckt, ist in den Bann gezogen und fühlt sich etwas Großem ausgeliefert. Man ist zunächst in der Situation des kleinen Kindes, welches den mächtigen Anderen schutzlos preisgegeben ist. Doch genau daraus können sich auch ungeahnte Kräfte entwickeln, und in der Theorie Adlers ist es eben dieses Minderwertigkeitsgefühl, das zum Motor der Entwicklung wird. Wer über den bösen Blick verfügt, ist zwar mit großer Kraft ausgestattet, doch heißt das nicht, dass man ihr schutzlos preisgegeben wäre, weil eine Fülle von Abwehrmöglichkeiten existieren. Und der Bauer, der sich in die Wildg'fahrhöhle wagt, steht zwar der riesenhaften Totenkopfspinne gegenüber, doch verfügt er, indem er drei Kreuze schlägt, über ein Machtmittel, welches stärker als alles andere ist, nämlich die Hilfe Gottes, der mächtigsten Instanz. Wenn man ihm folgt, befindet man sich sozusagen auf der sicheren Seite des Lebens. *Sicherungstendenz* oder *Streben nach Sicherheit* gehören ebenfalls zu den individualpsychologischen Grundbegriffen, denn sie dienen dem Zweck, bedrohliche Situationen zu vermeiden, welche das Minderwertigkeitsgefühl zu sehr in den Vordergrund treten lassen.[43] Dazu passt der durchweg konservative Gehalt der Volkssage, weil sie mahnend den Zeigefinger hebt und demonstriert, was geschieht, wenn man die bewährten und sicheren Wege verlässt.

42 Ebd., S. 71.

43 Vgl. Robert F. Antoch: Sicherungstendenz/Streben nach Sicherheit. In: Reinhard Brunner, Michael Titze (Hg.): Wörterbuch der Individualpsychologie. 2. Aufl. München, Basel 1995, S. 457–459.

Neben der Psychoanalyse und der Individualpsychologie können wir für unser Thema auch die dritte Schule der Tiefenpsychologie, die Analytische Psychologie Carl Gustav Jungs, zu Rate ziehen. In der Arbeit mit seinen Patienten stellte Jung fest, dass in den verschiedenen Bildern und Materialien, welche sie ihm präsentierten, Grundmuster und Grundstrukturen vorhanden sind, die er als Archetypus bezeichnet. Sie gehören zum kollektiven Unbewussten und verhalten sich wie Instinkte, indem sie das Denken, Fühlen und Handeln präformieren und beeinflussen. Vom nicht anschaulichen Archetypus ist das archetypische Bild zu unterscheiden, welches eine seelische Vorstellung, ein seelisches Bild entstehen lässt. Um das Gemeinte zu verdeutlichen, sei eine Analogie gestattet: Wenn man die Welt als Schöpfung betrachtet, wäre sie mit dem archetypischen Bild zu vergleichen, während der Schöpfer genauso wie der Archetypus dahinter verborgen bleiben. Bekannte Beispiele für Archetypen sind Anima, Animus und Schatten. Den Schatten kann man am ehesten mit den verdrängten, peinlichen und destruktiven Anteilen im Menschen vergleichen, wie sie auch von Freud beschrieben werden. Der Animus bezeichnet das männliche Element in der Frau, die Anima das weibliche im Mann.[44] Ein anderes Beispiel ist der Mutterarchetypus. Jung hat festgestellt, dass die infantilen Phantasien seiner Patienten weit über das hinausgehen, was man einer wirklichen Mutter zuschreiben kann, wenn sie etwa als Hexe, Gespenst oder Menschenfresserin erscheint. Diese Vorstellungen sind für ihn biographisch nicht hinlänglich erklärbar und müssen daher zum Teil archetypischer Natur sein, das heißt, sie werden nicht nur aus dem individuellen, sondern auch aus dem kollektiven Unbewussten gespeist.[45] Eigenschaften des Mutterarchetypus sind unter anderem das »Hegende, Tragende, Wachstum-, Fruchtbarkeit- und Nahrungspendende«, zum anderen aber das »Verborgene [...], Verschlingende, Verführende und Vergiftende«.[46] Es handelt sich also um eine ambivalente Struktur, und die Begegnung mit ihr setzt hef-

44 Gotthilf Isler: Archetypus (Psychologie). In: EM 1, 1977, S. 743–748; Carl Gustav Jung: Die psychologischen Aspekte des Mutterarchetypus. In: Gesammelte Werke, Bd. 9/I: Die Archetypen und das kollektive Unbewusste. 9. Aufl. Zürich, Düsseldorf 1996, S. 89–123, hier S. 95 f; Wilhelm Just: »In principio erat Verbum...« (2004), http://www.eduhi.at/dl/HP.Glatz.1.04.doc (Zugriff: 22.9.2004).

45 Jung (wie Anm. 44), S. 97 f.

46 Ebd., S. 97.

tige Emotionen frei, hat daher mit numinosem Erleben zu tun. Bei Jung heißt es dazu:

> »Das Auftauchen der Archetypen hat einen ausgesprochen *numinosen* Charakter [...]. Er kann heilend sein oder zerstörend, aber indifferent ist er nie [...]. Es kommt [...] nicht selten vor, dass der Archetypus in der Gestalt eines *Geistes* in Träumen oder in Phantasiegestalten erscheint oder sich gar wie ein Spuk benimmt«.[47]

Diese Überlegungen hat Gotthilf Isler auf die Volksprosa angewendet und ist zu dem Ergebnis gekommen, »dass in den Sagen der numinose Hintergrund der unbewussten menschlichen Psyche selbst zum Wort kommt«.[48] Für seine Dissertation hat er einen besonders grausamen Sagentypus ausgewählt, nämlich die Sennenpuppe.[49] Almhirten stellen aus Langeweile oder Übermut eine Puppe aus Lumpen, Stroh oder ähnlichem her. Sie spielen mit ihr, füttern sie, und mitunter wird sie auch getauft. Doch dann erwacht das Geschöpf zum Leben, wird gefräßig und herrschsüchtig. Als am Ende des Sommers die Alpabfahrt stattfindet, wird der hauptverantwortliche Hirte von der Sennenpuppe umgebracht und seine Haut über das Hüttendach gespannt. Ähnlich wie für Freud sind für Jung Dämonen Projektionen des Unbewussten, und in diesem Sinn interpretiert auch Isler die Erzählung:

> »Das ist tatsächlich die psychologisch zutreffende Deutung der Sennenpuppensage: In der Einsamkeit, weitab von Kirche und Dorf, ›nährten‹ Älpler einen Einfall, eine Idee, eine (Puppen-)Phantasie. Diese Phantasie wurde schließlich stärker als sie selber. Ein Inhalt der unbewussten Seele wurde stärker als das Ich«.[50]

Demnach begegnen in der Sennenpuppensage die Almhirten den negativen Anteilen des Mutterarchetypus, in der Sprache C.G. Jungs dem Finsteren, der Totenwelt, dem Vergiftenden und Unentrinnbaren.[51]

47 Carl Gustav Jung: Theoretische Überlegungen zum Wesen des Psychischen. In: Gesammelte Werke, Bd 8: Die Dynamik des Unbewussten. 7. Aufl. Solothurn, Düsseldorf 1995a, S. 183–261, hier S. 232.

48 Gotthilf Isler: Die Sennenpuppe. Eine Untersuchung über die religiöse Funktion einiger Alpensagen (=Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, 52). Basel, Bonn 1971, S. X.

49 Isler (wie Anm. 48).

50 Gotthilf Isler: Die Sage von der Sennenpuppe. In: Ders.: Lumen Naturae. Zum religiösen Sinn von Alpensagen. Vorträge und Aufsätze. Küsnacht 2000a, S. 55–63, hier S. 59.

51 Jung (wie Anm. 44), S. 97.

Die Analytische Psychologie ist aber noch aus einem anderen Grund für das Verständnis des Numinosen von Bedeutung, nämlich wegen der von Jung so genannten Theorie der Synchronizität. Isler hat sich auch damit befasst und unter anderem Synchronizitäten in Erlebnissagen untersucht.[52] Ein Beispiel möge verdeutlichen, worum es geht. Ein zum Zeitpunkt der Erhebung 74-jähriger Landwirt erzählt von einem numinosen Erlebnis, das er als junger Almhirte hatte. Als er sich eines Abends schlafen legen wollte, hörte er auf einmal klappernde Geräusche und ein Klopfen an der Hüttentür.

> »Ich stehe auf und zünde die Laterne an und ging die Hüttentüre öffnen. Bevor ich hinauskam, hörte ich ihn noch unter der Hütte hindurchgehen. Ich trat dann mit der Laterne auf den Stafel [= Alpweide; B.R.] (hinaus) und rief (ihm) nach: Wer da sei? Ein paar Mal. Aber keine Antwort, nichts! Und am Morgen, so um fünf [...], trieb mich das Wasser zum Aufstehen, und da zündete ich an, und da fing es an zu [...] ›schneierlen‹ [...]. Und um acht hatte es schon gehörig [...] Schnee [...]. Da kam es mir erst in den Sinn, dass sich der Schneewettermann angezeigt hatte«.[53]

In dieser Sage sind zwei Ereignisse vorhanden, welche kausal nicht miteinander verknüpft sind, nämlich die unheimlichen Geräusche am Abend und der Schneefall am anderen Morgen. Sie werden aber vom Erzähler miteinander verbunden und für ihn dadurch sinnvoll. Jung bezeichnet derartige Geschehnisse, die im allgemeinen Verständnis zur Rubrik Zufall gehören oder als »Gesetz der Serie« bezeichnet werden, aber subjektiven Sinn ergeben, als synchronizistisch.[54] Synchronizität ist keine *Erklärung* der Naturvorgänge, sondern eine *Beschreibung*, und Jung stellt sie als viertes Element neben die Prinzipien Raum, Zeit und Kausalität.[55]

52 Gotthilf Isler: Synchronizitäten in Erlebnissagen. Zur Erscheinung des »Wettergeistes«. In: Ders.: Lumen Naturae. Zum religiösen Sinn von Alpensagen. Vorträge und Aufsätze. Küsnacht 2000b, S. 64–97; vgl. auch Isler (wie Anm. 48), S. 9–13.

53 Ebd., S. 66 f. Die Sage stammt von Arnold Büchli und wurde von Isler ins Hochdeutsche übertragen.

54 Carl Gustav Jung: Synchronizität als ein Prinzip akausaler Zusammenhänge. In: Gesammelte Werke, Bd 8: Die Dynamik des Unbewussten. 7. Aufl. Solothurn, Düsseldorf 1995b, S. 457–553; Carl Gustav Jung: Über Synchronizität. In: Gesammelte Werke, Bd. 8: Die Dynamik des Unbewussten. 7. Aufl. Solothurn, Düsseldorf 1995c, S. 555–566.

55 Jung (wie Anm. 54 [= 1995b]), S. 549.

Im Übrigen wird auch in der klassischen Physik die Natur nicht unbedingt erklärt, sondern es werden die Gesetze beschrieben, nach denen sie funktioniert – oder genauer: nach denen die Modellvorstellung funktioniert, die sich die Physiker von der Natur machen. Es wird zum Beispiel nur ausgesagt, dass elektrische Ströme von Magnetfeldern umgeben sind, aber nicht, warum das der Fall ist. Der Magnetismus ist eben eine Eigenschaft des fließenden Stromes. Und genauso kann man das Synchronizitätsprinzip als Beschreibung oder Prinzip verstehen: Es ist nun einmal die Eigenschaft von Phänomenen, mitunter nicht in einer kausalen, sondern in einer sinngemäßen Verbindung zu stehen. – Ein beeindruckendes Beispiel stammt aus Jungs analytischer Praxis:

> »Eine junge Patientin hatte in einem entscheidenden Moment ihrer Behandlung einen Traum, *in welchem sie einen goldenen Scarabäus zum Geschenk erhielt.* Ich saß, während sie mir den Traum erzählte, mit dem Rücken gegen das geschlossene Fenster. Plötzlich hörte ich hinter mir ein Geräusch, wie wenn etwas leise an das Fenster klopfte. Ich drehte mich um und sah, dass ein fliegendes Insekt von draußen gegen das Fenster stieß. Ich öffnete das Fenster und fing das Tier im Fluge. Es war die nächste Analogie zu einem goldenen Scarabäus, welche unsere Breiten aufzubringen vermochten, nämlich ein *Scarabaeida* (Blatthornkäfer), Cetonia aurata, der ›gemeine Rosenkäfer‹, der sich offenbar veranlaßt gefühlt hatte, entgegen seinen sonstigen Gewohnheiten in ein dunkles Zimmer gerade in diesem Moment einzudringen. Ich muss schon sagen, dass mir ein solcher Fall weder vorher noch nachher je vorgekommen, ebenso wie auch der damalige Traum der Patientin ein Unikum in meiner Erfahrung geblieben ist«.[56]

Die sinngemäße Beziehung besteht in dem Beispiel in der annähernden Identität der beiden Objekte, der Käfer. Jung schreibt über die Patientin, dass ihre Behandlung bis zu dem erwähnten Traum so gut wie gar nicht vom Fleck gekommen sei.

> »Der Hauptgrund hierfür war [...] der in cartesianischer Philosophie erzogene Animus meiner Patientin, welcher an seinem starren Wirklichkeitsbegriff dermaßen festhielt, dass ihn selbst die Bemühungen von drei Ärzten (ich war nämlich der dritte) nicht zu erweichen vermocht hatten. Dazu brauchte es offenbar schon ein irrationales

56 Ebd., S. 478.

> Ereignis, das ich aber selbstverständlich nicht produzieren konnte. Schon durch den Traum allein war die rationalistische Einstellung meiner Patientin leise erschüttert. Als aber gar noch der Scarabäus in Wirklichkeit geflogen kam, da konnte ihr natürliches Wesen den Panzer der Animusbesessenheit durchbrechen, womit auch der die Behandlung begleitende Wandlungsprozess zum ersten Mal richtig in Fluss kam. Wesentliche Einstellungsänderungen bedeuten psychische Erneuerungen, die fast in der Regel durch Wiedergeburtssymbole in Träumen und Phantasien begleitet sind. Der Skarabäus ist ein klassisches Wiedergeburtssymbol«.[57]

Das Erlebnis des Almhirten ließe sich aus distanzierter Perspektive zwar kulturwissenschaftlich und psychologisch hinreichend erklären, doch im skizzierten Beispiel Jungs ist das nicht mehr ohne weiteres möglich. Darüber hinaus existiert eine Fülle ähnlicher Berichte, in denen objektive Manifestationen vorhanden sind. Damit sind in erster Linie psychokinetische Vorgänge gemeint, das heißt solche, bei denen es um den Einfluss der Psyche eines Menschen auf äußere Objekte oder Prozesse geht, wobei bisher bekannte physikalische Energien und Kräfte nicht erkennbar sind. Sie als Zufall abzutun, ist schwierig, weil zu viele gleich lautende Erzählungen aus verschiedenen Zeiten und Kulturen existieren. Walter von Lucadou schreibt dazu:

> »Durch die Jahrhunderte hindurch wird immer wieder von diesen merkwürdigen Erlebnissen berichtet, die in der Regel bei den Betroffenen einen tiefen Eindruck hinterlassen. Gleichzeitig mit dem Tod nahe stehender Personen sollen ohne erkennbaren Grund in der materiellen Welt sonderbare Effekte auftreten: Spiegel zerspringen, Uhren bleiben stehen, Bilder fallen von der Wand. Andere berichten von eigenartigen Polter- und Klopfgeräuschen, die Krankheit, Unfall oder Tod nahe stehender Bezugspersonen ankündigen sollen«.[58]

Mit diesem Zitat haben wir unversehens den Bereich der traditionellen Wissenschaft verlassen und den der Parapsychologie betreten. Diese ist derzeit noch, um mit Thomas Kuhn zu sprechen, in der »präparadigma-

57 Ebd., S. 479. Ein anderes Beispiel von Jung findet man in Thomas Elsner: Das Westliche Tor. In: Jungiana. Beiträge zur Psychologie von C.G. Jung, Reihe A, Bd. 12. Hg. von der Stiftung für Jung'sche Psychologie. Küsnacht 2003, S. 37–50, hier S. 43 f.

58 Walter von Lucadou: Psyche und Chaos. Theorien der Parapsychologie. Frankfurt a. M., Leipzig 1995, S. 46.

tischen Phase«,[59] das heißt, sie befindet sich in einem Zustand der Entwicklung, bei dem es möglich ist, ihre Ergebnisse zu ignorieren, ohne sich den Vorwurf gefallen lassen zu müssen, uninformiert zu sein.[60] Aus erkenntnistheoretischer Sicht ist das Leugnen parapsychologischer Phänomene allerdings problematisch. Seit Kant wissen wir nämlich, dass der Raum kein empirischer Begriff ist, sondern »eine notwendige Vorstellung, a priori, die allen äußeren Anschauungen zum Grunde liegt«.[61] Entsprechendes gilt für die Zeit; auch sie ist nicht empirischer Natur, sondern ebenfalls »eine notwendige Vorstellung, die allen Anschauungen zum Grunde liegt«.[62] Einfacher formuliert: Wir können uns die Welt nur in den Anschauungsformen Raum und Zeit vorstellen, doch da bei paranormalen Ereignissen – wegen der unmittelbaren Wirkung zwischen entfernten Phänomenen – Raum und Zeit aufgehoben sind, ist mittels Verstandestätigkeit keine Aussage über ihre Existenz oder Nichtexistenz möglich. Aus dieser Sicht wäre demzufolge derzeit eine agnostizistische Haltung am angemessensten, während Bejahung *und* Verneinung des Übernatürlichen auf dogmatischen Setzungen beruhen.

Lassen wir es dabei bewenden. Ein intensiverer Einstieg in den Bereich der Parapsychologie würde den Rahmen dieses Beitrags sprengen, weil es notwendig wäre, sich etwas genauer mit experimenteller Psychologie und mit quantenphysikalischen Phänomenen zu befassen.[63]

Nichtkausale Beziehungsmuster, wie sie im Synchronizitätsprinzip postuliert werden, sind nichts Neues, sondern haben eine lange Tradition. Im populär-traditionellen Bereich finden wir sie als »Gesetz der Sympathie« vor, nach welchem Mensch und Natur in einem geheimnis-

59 Thomas S. Kuhn,: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt a. M. 2003, S. 190.

60 Lucadou (wie Anm. 58), S. 13.

61 Kant (wie Anm. 22), S. 72.

62 Ebd., S. 78.

63 Ich möchte nur darauf hinweisen, dass Metastudien zur Auswertung psychokinetischer Experimente einen Signifikanzanteil von 60 Prozent ergeben haben (Lucadou [wie Anm. 51], S. 74 f) und dass durch quantenphysikalische Experimente mittlerweile die nicht-lokale Beeinflussung atomarer Teilchen erwiesen ist (vgl. Brigitte Röthlein: Schrödingers Katze. Einführung in die Quantenphysik. 2. Aufl. München 1999, S. 65–73 [= Naturwissenschaftliche Einführungen im dtv]). Kausalgesetz und raumzeitliche Gültigkeit sind dadurch relativiert, Psychokinese wäre damit quantenphysikalisch erklärbar.

vollen Zusammenhang stehen und in der Natur alles miteinander verbunden ist.

Damit eröffnet sich ein weiterer Zugang zum Verständnis des Numinosen, nämlich die Theorie des epistemologischen Egozentrismus, welche der schweizerische Entwicklungspsychologe Jean Piaget entwickelt hat.[64] »Egozentrismus« ist in diesem Fall kein moralischer Begriff, sondern bezieht sich auf die Bedingungen der Erkenntnis und ist eng mit magischen Vorstellungen verbunden. Die Welt zu verstehen, heißt im ursprünglichen Sinn, sie auf sich zu beziehen und im Mittelpunkt seiner Anschauungswelt zu stehen. Ein Gewitter ist kein Naturereignis, das unabhängig von uns stattfindet, sondern hat Zeichencharakter, ist als Ausdruck göttlichen Zornes über unsere Sündhaftigkeit oder als Schadenzauber bösartiger Hexen zu verstehen. Das egozentrische *Es gilt mir* ist aber nicht nur eine verbreitete Denkweise in traditionellen Kulturen, sondern bezeichnet auch das ursprüngliche *Weltbild des Kindes*, um den Titel eines berühmten Werkes von Jean Piaget zu zitieren.[65] Dazu einige Beispiele: Gott hat Sonne und Mond geschaffen, damit es für die Menschen am Tag hell und in der Nacht nicht allzu dunkel ist (Artifizialismus).[66] Ein Kind stößt sich am Stuhlbein, weil dieses böse Absichten hat, denn die Dinge sind beseelt, haben ein Bewusstsein (Animismus).[67] Geht man zum Zahnarzt und wählt dabei eine bestimmte Straße, so muss man, wenn man dort große Schmerzen erlebt, das nächste Mal einen anderen Weg benutzen (magische Partizipation).[68]

Das magische Denken ist demnach Teil jeder Ontogenese und schlummert gewissermaßen als Bodensatz am Grunde der menschlichen Seele. Dadurch wird auch verständlich, dass Regression oftmals mit der Reaktivierung magischer Vorstellungen verbunden ist. So weiß man aus empirischen Untersuchungen, dass Berufsgruppen, welche mit erhöhtem Stress und mangelnder Kontrollierbarkeit der Situation konfrontiert sind, besonders anfällig für magische Handlungen sind, etwa Studenten

64 Klaus E. Müller hat Piagets Theorie in einem wegweisenden Werk auf die Ethnologie angewendet: Klaus E. Müller: Das magische Universum der Identität. Elementarformen sozialen Verhaltens. Ein ethnologischer Grundriss. Frankfurt a. M. , New York 1987.

65 Jean Piaget: Das Weltbild des Kindes. Frankfurt a. M., Berlin, Wien 1980.

66 Ebd., S. 209; S. 214.

67 Ebd., S. 149.

68 Ebd., S. 123.

in Prüfungssituationen, Sportler oder Glücksspieler.[69] Darüber hinaus gehen schwere seelische Krankheiten oftmals mit magischen Vorstellungen einher. So heißt es in einem Psychiatrie-Lehrbuch über eine an Verfolgungswahn leidende Person:

> »Es fängt an mit einem unheimlichen Gefühl, dass etwas im Gange sei [...]. Dann folgt die konkrete Deutung: Man sehe ihn als Verbrecher an, ein Komplott werde geschmiedet, eine Vernichtungsaktion geplant. Autos seien seinetwegen so und so gefahren; Polizisten seien unterwegs, was ohne Zweifel ihm gelte [...]. Man werde ihn vergiften, durch Giftgas töten usw.«[70]

An diesem Beispiel wird die Beziehung zwischen dem Egozentrismus und dem Numinosen besonders deutlich. Sie zeigt sich aber auch im Fall von Traumatisierungen, etwa durch Naturkatastrophen. Wie ein roter Faden zieht sich die Auffassung durch die Jahrhunderte, Naturkatastrophen seien kein Geschehen, welches sich unabhängig vom Menschen abspiele, sondern mit ihm zu tun habe, sei Ausdruck göttlicher Strafe oder, wie seit einigen Jahrzehnten, Strafe der Natur für »sündhaftes« Verhalten gegenüber der Umwelt.[71] Wenn man diese Perspektive des epistemologischen Egozentrismus teilt, dann bricht die Katastrophe mit numinoser Gewalt über einen herein, indem das Übermächtige uns doch erwischt und unsere Vergehen mit unerbittlicher Strenge bestraft.

Bevor wir zum Schluss kommen, möchte ich in dem Zusammenhang noch ein etwas weniger spektakuläres, aber dennoch aussagekräftiges Geschehen erwähnen, das im Sommer 2004 die Presse bewegte. Als ich Anfang September desselben Jahres der Insel Helgoland einen Besuch abstattete, fiel mir eine Kundmachung der Gemeindeverwaltung auf, in der vor der Fütterung von Möwen eindringlich gewarnt wurde, da sie immer aggressiver und selbst Menschen bedrohen würden. Hingewiesen wurde dabei auch auf spektakuläre Fälle aus Großbritannien. Wieder daheim, durchsuchte ich daraufhin das Internet und wurde fündig. In den *National Geographic News* lautete eine Schlagzeile: »Aggressive

69 Stuart A. Vyse: Die Psychologie des Aberglaubens. Schwarze Kater und Maskottchen. Basel, Boston, Berlin 1999, S. 36–49.

70 Rainer Tölle: Psychiatrie: einschließlich Psychotherapie. 10. Aufl. Berlin, Heidelberg, New York 1994, S. 172.

71 Rieken 2005 (wie Anm. 6), S. 324 ff.

Seagulls Menacing Urban Britain«.[72] So sei ein 80-jähriger Waliser von Möwen aufs heftigste attackiert worden und anschließend an Herzversagen gestorben. Und in London würden sich Postboten weigern, auf einer bestimmten Straße Briefe auszutragen, weil sie dort von Möwen angegriffen würden.[73] Im *Guardian* heißt es zu diesen Begebenheiten, dass es dafür zwar rationale Erklärungen gebe, es aber den Anschein habe, als hätten die Möwen eine Hetzkampagne gegen die Menschen gestartet,[74] sodass auch in diesem Fall das egozentrische *Es gilt mir* wirkmächtig zu sein scheint. Das erinnert an Alfred Hitchcocks Film »Die Vögel« (*The Birds,* USA 1962), in welchem die Einwohner einer kalifornischen Küstenstadt in zunehmendem Ausmaß von Vögeln attackiert werden. Weil dafür von Hitchcock – im Gegensatz zur literarischen Vorlage Daphne du Mauriers – keine rationale Erklärung geliefert wird, kann man die wie aus dem Nichts kommenden Attacken durchaus als numinoses Geschehen auffassen, wobei Entsprechendes auch für die erwähnten Vorfälle aus Großbritannien gilt.

Erinnern wir uns abschließend noch einmal an Freuds Charakteristik des Unheimlichen, es sei »jene Art des Schreckhaften, welche auf das Altbekannte, längst Vertraute zurückgeht«.[75] Diese Aussage steht bei Freud im Kontext der Triebtheorie, das heißt, es geht um ödipale Ängste und Wünsche, um das verdrängte Verlangen, zum Ursprung zurückzukehren, wie es sich in der Höhlensymbolik manifestiert. Doch auch Phänomene wie Verdrängung und Projektion haben mit »Altbekanntem« zu tun, weil sie Teil des innerpsychischen Geschehens sind. Darüber hinaus lassen sich die anderen psychologischen Theorien ebenfalls unter dem Aspekt betrachten, das Unheimliche sei etwas längst Vertrautes. Individualpsychologisch betrachtet geht es im Fall des numinosen Erlebens um die massive Reaktivierung des kindlichen Minderwertigkeitsgefühls; aus der Sicht C.G. Jungs gelangen die in jeder Individualseele schlum-

72 James Owen: Aggressive Seagulls Menacing Urban Britain. In: National Geographic News 2003, http://news.nationalgeographic.com/news/2003/01/0107_030107_seagulls.html (Zugriff: 1.10.2004).

73 Ebd.

74 Laura Barton: Gull Trouble. In: The Guardian, 30.6.2004, http://www. guardian.co.uk/print/0,3858,4959864-103680,00.html (Zugriff: 2.10.2004).

75 Freud (wie Anm. 23), S. 244.

mernden Archetypen bzw. archetypischen Bilder an die Oberfläche,[76] und aus dem Blickwinkel der genetischen Epistemologie Piagets wird das mit dem Egozentrismus aufs Engste verknüpfte magische Erleben wiederbelebt. Erschöpfend abgehandelt ist das Thema damit nicht, denn zu umfangreich und vielfältig ist es, um es auf wenigen Seiten hinlänglich skizzieren zu können. Doch denke ich, dass es ein möglicher Zugang zum Verständnis des Numinosen ist, wenn man es als Begegnung mit etwas Vertrautem auffasst, das verdrängt wurde, weil es mit unliebsamen, peinlichen und erschreckenden Gefühlen verbunden ist.

76 Zwar bedeutet die Begegnung mit dem Archetypus das Auftauchen neuer, bisher unbekannter Inhalte des Unbewussten und hat insofern nichts mit Verdrängung zu tun, doch besteht die Gemeinsamkeit darin, dass etwas, das nicht als Teil der Psyche empfunden wird, zu ihr gehört.

Bernd Rieken, Depth and developmental psychological approaches to understanding the numinous as exemplified in the demonic legend

The concept of the numinous can be traced back to the theologian Rudolf Otto, who refers to a certain feeling that occurs when one is confronted with transcendental forces: it is both terrifying and fascinating and at the same time foreign and uncanny. Taking its point of departure from Sigmund Freud's definition of the uncanny, the author of this paper will use examples from traditional folk tales and modern legends to link the numinous to psychoanalysis, individual psychology, analytical psychology, parapsychological approaches, and the theory of epistemological egocentrism by the Swiss developmental psychologist Jean Piaget.

Zur De/Konstruktion des Ostens als Sicherheitsbedrohung[1]

Alexandra Schwell

Die Abschaffung der stationären Grenzkontrollen im Zuge der Schengenerweiterung wurde auf Seiten der alten Mitgliedsstaaten ambivalent aufgenommen. Schnell ertönte der Ruf nach Ausgleichsmaßnahmen, da mit dem Abbau der Grenzen zu den osteuropäischen Staaten gleichzeitig alte Ängste und Bilder vom »Osten« als Herkunftsregion grenzüberschreitender Kriminalität wiederbelebt wurden. Mit Blick auf das Konzept der *Securitization* untersucht der Text die Frage, wie sicherheitspolitische, sicherheitspraktische Akteure und die Boulevardmedien in Österreich auf die Herausforderung der Schengenerweiterung 2007 reagieren und argumentiert, dass die Konstruktion von Sicherheitsbedrohungen von unterschiedlichen Akteuren instrumentalisiert werden kann.

In der Nacht vom 20. auf den 21. Dezember 2007 sind die Land- und Seegrenzen zwischen der Schengenzone und den acht osteuropäischen Staaten, die am 1. Mai 2004 der Europäischen Union beigetreten sind, gefallen. Mit dieser vollständigen Übernahme des Schengen-*Acquis* waren auf beiden Seiten nicht allein Hoffnungen, sondern auch Befürchtungen verbunden. Für Bevölkerung, Politik und Medien derjenigen Staaten der EU, welche zuvor die östliche Grenze des Schengenraumes vor 2007 darstellten, ist die Abschaffung der Grenzkontrollen zu den östlichen Nachbarn nicht allein eine technische, sondern vor allem eine höchst emotionale Angelegenheit. Das Bild vom »Osten« als wenig vertrauenswürdig, bedrohlich und fundamental anders als eine imaginier-

1 Der Artikel basiert auf einem Vortrag, den die Autorin am Institut für Sozialanthropologie (ISA) der Österreichischen Akademie der Wissenschaften im Rahmen der ISA Guest Lecture gehalten hat (Wien, 4. März. 2010).

te »westliche« Gemeinschaft[2] ist tief verwurzelt. Gleichzeitig zieht die Thematik Akteure und Interessengruppen verschiedenster Couleur an, die sie für ihre Zwecke instrumentalisieren und ihr eigenes Narrativ als das dominante zu etablieren suchen.

Der Beitrag stellt die Frage, wie sicherheitspolitische und sicherheitspraktische Akteure in Österreich auf die Herausforderung der Schengenerweiterung im Dezember 2007 reagierten. Österreich ist der »alte« Mitgliedsstaat mit den meisten osteuropäischen Nachbarstaaten (Tschechische Republik, Ungarn, Slowakei, Slowenien).[3] Geopolitische, historische und soziale Faktoren begünstigen Ängste vor dem »Osten« als diffusem und bedrohlichem Schreckgespenst, das tief im kollektiven Gedächtnis verankert ist. Während seit dem Ende des Kalten Krieges Österreichs postsozialistische Nachbarn innenpolitisch vornehmlich als Sicherheitsproblem gesehen und Ängste vor der »Kriminalität aus dem Osten« geschürt wurden,[4] musste diese Argumentation mit der Schengenerweiterung eine radikale Wendung von Seiten der österreichischen Politik erfahren, um die Legitimität der politischen Entscheidungen zu sichern.

Die diskursive Verknüpfung von »Osten« und Sicherheit kann als Akt der *Securitization* gewertet werden, definiert als »the intersubjective establishment of an existential threat with a saliency sufficient to have substantial political effects«.[5] Diese *Securitization* wurde vornehmlich von rechten und rechtskonservativen politischen Akteuren sowie der Boulevardpresse, insbesondere »Österreich« und »Kronen Zeitung«, betrieben. Sie erwies sich als erfolgreich, da sie sich nicht auf bestimmte Nachbarn bezog, sondern auf das generalisierte Konzept des »Ostens«, und als solches auf ein tief verwurzeltes kognitives Muster. Zudem entpuppte sie sich als schwer umkehrbar, als die politischen Akteure die Richtung ändern mussten und nun auf eine *Desecuritization* abzielten,

2 Vgl. Benedict Anderson: Die Erfindung der Nation: zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Berlin 1998.

3 Obwohl die Tschechische Republik und Slowenien geographisch nicht im Osten Österreichs liegen, bezieht sich das geopolitische und mentale Label des »Ostens« auch auf sie.

4 Dies gilt jedoch nicht für die wirtschaftlichen Beziehungen.

5 Ole Wæver: Aberystwyth, Paris, Copenhagen. New ›Schools‹ in Security Theory and their Origins between Core and Periphery. Paper presented at the Annual Meeting of the International Studies Association, 17.03.2004. Montreal 2004, S. 9.

um die Schengenerweiterung 2007 zu legitimieren. Entsprechend fand dieser Richtungswechsel nicht den erhofften Widerhall im öffentlichen und medialen Diskurs.

Die Untersuchung und Analyse von *Securitization* ist nicht automatisch mit einer spezifischen und nur diesem Konzept eigenen Methode verknüpft. Die meisten mit der Thematik befassten Autoren wählen eine diskursanalytische und/oder hermeneutische Herangehensweise, indem sie die Sprech-Akte der *Securitizing Actors* in den Blick nehmen. Dabei beziehen sie sich vorzugsweise auf Regierungsbeschlüsse, Pressemitteilungen sowie den Pressediskurs selbst. Dies findet häufig Überschneidungen mit einer Politikfeldanalyse, die danach fragt, wer wann warum unter welchen Bedingungen bestimmte Entscheidungen trifft und welcher Effekt daraus folgt. Entsprechend sind Buzan et al. der Ansicht, die Untersuchung von Prozessen der *Securitization* benötige keine Indikatoren, sondern könne direkt als Analyse von Diskursen und politischen Zusammenhängen erfolgen.[6] Der vorliegende Text schließt an diese Methodik an, geht jedoch darüber hinaus und zielt auf eine Verknüpfung mit einer handlungstheoretischen Perspektive. So werden die theoretischen und deskriptiven Teile des Textes durch die Ergebnisse einer empirischen Forschung ergänzt, die ich 2008 durchgeführt habe. Ich führte zwölf qualitative leitfadengestützte Gruppen- und Einzelinterviews und zahlreiche informelle Gespräche mit Sicherheitspraktikern und politischen Akteuren im österreichischen Bundesministerium für Inneres sowie nachgeordneten Institutionen; ergänzt wurden die Gespräche durch eine viermonatige teilnehmende Beobachtung im Institut für Wissenschaft und Forschung der Sicherheitsakademie des Innenministeriums. Zudem analysierte ich den medialen Diskurs und die Berichterstattung in der österreichischen Boulevardpresse von November bis April 2008. Entsprechend nutze ich den theoretischen Ansatz des Sprech-Aktes, aber ich teile ebenso Bigos Ansicht, dass sich eine *Securitization* vor allem in institutionalisierten Praktiken und dem Habitus der Akteure des Sicherheitsfeldes manifestiert.[7] Da die Effekte dieses spezifischen sozialen Feldes jedoch nicht im Zentrum dieses Textes stehen, wird dieser Aspekt

6 Barry Buzan, Ole Wæver, Jaap de Wilde: Security: A New Framework for Analysis. Boulder, Colo. 1998, S. 25.

7 Didier Bigo: Security and Immigration: Toward a Critique of the Governmentality of Unease. In: Alternatives 27, Special Issue, 2002, S. 63–92.

nicht weiter erörtert, sollte jedoch nichtsdestotrotz als zugrundeliegende Grundannahme im Hinterkopf behalten werden.

1. Begriffsbestimmung: *Securitization* und *Desecuritization*

Obwohl »Sicherheit« in vielen kulturwissenschaftlichen, ethnologischen und kulturanthropologischen Arbeiten unterschwellig eine wichtige Rolle spielt, taucht sie selten als eigenständige Forschungskategorie auf.[8] Entsprechend hat sich bislang kein eigener disziplinärer theoretischer Ansatz zur Beschäftigung mit der Thematik herausgebildet.[9] Sozialwissenschaftliche Forschungen zum Themenkomplex »Sicherheit« sind unter dem Etikett der »Neuen Sicherheitstheorien« vorwiegend im Bereich der Internationalen Beziehungen angesiedelt. In Absetzung von den »Realisten« der traditionellen *Strategic Studies* entwickelten sie ein sozialkonstruktivistisches Konzept von Sicherheit, das zwischen den beiden Polen von allein militärisch definierter Sicherheit auf der einen und einem weiten Begriff von Sicherheit als allem, worüber Menschen sich Sorgen machen können, angesiedelt ist. Sicherheit wurde damit auf den zivilen, gesellschaftlichen Bereich erweitert. Gleichzeitig ermöglicht eine Anwendung der Neuen Sicherheitstheorien aus ethnologisch-kulturanthropologischem Blickwinkel den Einbezug alltäglicher Praktiken und alltagskultureller Phänomene, die von der Makroebene gerahmt werden und wiederum auf sie zurückwirken.[10] Entsprechend werden die Neuen Sicherheitstheorien zunehmend von Anthropologen und Ethnologen

8 Vgl. Daniel M. Goldstein: Security and the Culture Expert: Dilemmas of an Engaged Anthropology. In: PoLAR: Political and Legal Anthropology Review 33, s1, 2010, S. 126–142.

9 Einen ethnopsychoanalytisch informierten Ansatz verfolgt Katharina Eisch-Angus, s. Katharina Eisch-Angus: Psychoanalyse und Semiotik im Sicherheits-Netz: Eine ethnografische Verwirrung und methodische Verknüpfung. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LXI/110, 2–3, 2007, S. 231–247, Katharina Eisch-Angus: Sicher forschen? Methodische Überlegungen zum Ethnografieren von Sicherheit und Alltag. In: Sonja Windmüller, Beate Binder, Thomas Hengartner (Hg.): Kultur – Forschung. Zum Profil einer volkskundlichen Kulturwissenschaft. Münster 2009, S. 69–90.

10 Vgl. Michael Burawoy: The Extended Case Method. In: Michael Burawoy, Alice Burton, Ann Arnett Ferguson et. al.(Hg.): Ethnography Unbound. Power and Resistance in the Modern Metropolis. Berkeley 1991, S. 271–287.

genutzt, die sie insofern weiterentwickeln, als sie auf die Kontextabhängigkeit von Sicherheitsthemen hinweisen, so Bubandts[11] Konzept der »vernacular security« und Kents[12] Analyse des Sicherheitsverständnisses in Kambodscha.

Für den vorliegenden Beitrag beziehe ich mich vorrangig auf das Konzept des »Centre for Peace and Conflict Research« in Kopenhagen, im Folgenden »Kopenhagener Schule« (CS), und auf die Kritik an diesem Konzept.[13]

1.1. Securitization

Für die Kopenhagener Schule ist Sicherheit keine objektive Tatsache, sondern eine von Akteuren bewusst gewählte Praxis: »Security is a practice, a specific way of framing an issue. Security discourse is characterized by dramatizing an issue as having absolute priority. Something is presented as an existential threat: if we do not tackle this, everything else will be irrelevant (because we will not be here, or not be free to deal with future challenges in our way)«.[14] Indem er etwas zum Sicherheitsthema erklärt, legitimiert sich der Akteur selbst dazu, ungewöhnliche und extreme Mittel zur Bekämpfung dieser Bedrohung durchzusetzen, um ein höheres Ziel zu erreichen. Das höchste Ziel ist das Überleben (von Staatsbürgern, eines Staates, einer Nation, einer Firma, des Waldes). Mit diesem Sprech-Akt[15] hebt der Akteur das Thema aus dem normalen poli-

11 Nils Bubandt: Vernacular Security: The Politics of Feeling Safe in Global, National and Local Worlds. In: Security Dialogue 36, 3, 2005, S. 275–296.

12 Alexandra Kent: Reconfiguring Security: Buddhism and Moral Legitimacy in Cambodia. In: Ebd. 37, 2006, S. 343–361.

13 Neben der »Pariser« und der »Waliser« Schule ist die CS die dritte »Schule« der neuen Sicherheitsstudien, s. dazu Ole Wæver: Aberystwyth, Paris, Copenhagen. New ›Schools‹ in Security Theory and their Origins between Core and Periphery. Paper presented at the Annual Meeting of the International Studies Association, 17.03.2004. Montreal 2004, c.a.s.e. collective: Critical Approaches to Security in Europe: A Networked Manifesto. In: Security Dialogue 37, 4, 2006, S. 443–487.

14 Ole Wæver: European Security Identities. In: Journal of Common Market Studies 34, 1, 1996, S. 103–132, S. 106.

15 Der Sprech-Akt ist zentral in der Theorie der CS: »The process of securitization is what in language theory is called a speech-act. It is not interesting as a sign referring to something more real, it is the utterance itself that is the act: by saying it something

tischen Handlungsablauf heraus, die normalen politischen Regeln gelten nicht mehr: »The necessity of an existential quality (›survival‹) follows from the function of security discourse as *lifting* issues to urgency and necessity above normal politics«.[16]

Auf diese Weise verstandene außerordentliche Sicherheitsbedrohungen erlauben, ja fordern außerordentliche Gegenmaßnahmen geradezu heraus. Beispielsweise gehören im Fall der Schweine- und Vogelgrippe die Schließung öffentlicher Gebäude, Pandemieimpfungen, das Tragen von Mundschutz in der Öffentlichkeit, die umfassende Tötung auch vermutlich gesunder Tiere sowie die Einrichtung von Schutzzonen zum Standardrepertoire. Die Gefahr durch den internationalen (besonders den islamistischen) Terrorismus erlaubt erweiterte Kompetenzen für die Strafverfolgung, führt in manchen Fällen zur Überschreitung des Folterverbots oder zum Ignorieren von Menschenrechten und internationalen Konventionen sowie im Fall der »gefährdeten« Gesellschaften zur Einschränkung von Freiheits- und Persönlichkeitsrechten zugunsten des höheren Gutes Sicherheit.

Wenn das angesprochene Publikum (die Öffentlichkeit, die Wähler) diesen *Securitizing Move* akzeptiert und unterstützt und die außergewöhnlichen Mittel mitträgt, dann ist die *Securitization* erfolgreich. Der Akteur, der die Bedrohung nicht nur ausgerufen hat, sondern auch gleichzeitig die Lösung liefert, erwirbt symbolisches Kapital, Ressourcen, Legitimität. Die Tatsache, dass etwas als Sicherheitsbedrohung deklariert wird, sagt also nicht automatisch etwas über das tatsächliche Bedrohungspotential aus; solch ein Label sollte eher als selbstreferentielle Praxis verstanden werden.

Das Konzept der *Securitization* und die Erweiterung des klassischen Sicherheitsbegriffs haben eine lebhafte Debatte hervorgerufen; Kritik wurde von zahlreichen Seiten formuliert[17]. Für den vorliegenden Zweck ist die Kritik des belgischen Politikwissenschaftlers Thierry Balzacq von besonderer Relevanz. Er argumentiert, Sicherheit als Sprech-Akt

is done (like betting, giving a promise, naming a ship)« (Buzan, Wæver, de Wilde [wie Anm. 6], S. 26).

16 Wæver (wie Anm. 14) S. 107 (kursiv i.O.).

17 s. z. B. Cooperation and Conflict 1999, 34(3).

18 Thierry Balzacq: The Three Faces of Securitization: Political Agency, Audience and Context. In: European Journal of International Relations 11, 2, 2005, S. 171–201, S. 174.

übersehe »the external context, the psycho-cultural orientations of the audience, and neglects the differential power between the speaker and the listener«.[18] Er schlägt vor, stattdessen *Securitization* als strategische Praxis zu untersuchen, indem auf drei Faktoren fokussiert werde: politische Handlungsmacht (*political agency)*, das Publikum (*audience*) und den Kontext; der Erfolg einer *Securitization* hinge davon ab, inwieweit diese drei Faktoren kongruent seien. *Securitization*, so Balzacq, sei kein selbstreferentieller Prozess, wie die CS meine, sondern ein jeweils historischer Prozess »that occurs between an antecedent influential set of events and their impact on interactions.«[19] Als solcher könne eine Analyse sich nicht auf einen einzelnen Faktor, wie die Regeln eines Sprech-Aktes, beschränken.

1.2. Desecuritization

Der Idealfall für die Autoren der Kopenhagener Schule ist nicht die *Securitization*, sondern der umgekehrte Prozess, wenn Themen wieder aus der Ebene des Ausnahmezustands herausgenommen und wieder in den normalen politischen Handlungsablauf integriert werden. Diese *Desecuritization* wird bevorzugt, da Sicherheit hier als etwas Negatives angesehen wird, als Konsequenz des gescheiterten Versuchs, ein Thema geregelt abzuhandeln.[20] Eine weitere Möglichkeit bestehe darin, Themen überhaupt nicht erst auf die Ebene der Sicherheitsbedrohungen zu heben.[21] Roe meint dagegen, dieser Vorschlag sei eher mit Nicht-*Securitization* gleichzusetzen, »where there is simply no security to begin with«.[22] Wæver entdeckt eine dritte Option im Vorgehen, die Reaktionen auf Sicherheitsthemen derart zu gestalten, dass sie keine Sicherheitsdilemmata und Teufelskreise generierten.[23] Nach Ansicht von Roe kön-

19 Ebd., S. 193.

20 Buzan, Wæver, de Wilde (wie Anm. 6), S. 29.

21 Ole Wæver: The EU as a security actor: reflections from a pessimistic constructivist on post-sovereign security orders. In: Morten Kelstrup, Michael C. Williams (Hg.): International Relations Theory and the Politics of European Integration. Power, security and community. London 2000, S. 250–294, S. 253.

22 Paul Roe: Securitization and Minority Rights: Conditions of Desecuritization. In: Security Dialogue 35, 3, 2004, S. 279–294, S. 285.

23 Wæver (wie Anm. 21), S. 253.

nen Themen, die eine *Securitization* durchlaufen haben, gemanagt oder transformiert werden; sie zu managen sei jedoch nicht dasselbe wie eine *Desecuritization*, da sie nicht in den normalen politischen Handlungsablauf rücküberführt, sondern weiterhin als Sicherheitsthemen gerahmt würden.[24]

2. *Securization* als strategische Praxis

2.1. Der Kontext: Österreich und die Schengenerweiterung

Sicherheit bedeutet nicht für jeden und überall dasselbe, sondern kann zwischen verschiedenen sozialen Gruppen oder auch Nationalstaaten variieren. Balzacq vertritt die Ansicht, dass »[t]he configuration of securitization evolves within a symbolic context of forces that define what a conceptual event (security) is for an audience, and when the use of that concept resonates with the context in order to increase or win the support for the enunciator's policy«.[25]

Der Kontext wird nachfolgend in drei Elemente geteilt: die Schengenerweiterung, d.h. eine politische Top-Down-Entscheidung, die sich auf alle Mitglieder der Schengenzone auswirkt, das Konzept »Osten«, d.h. eine mentale Kategorie, die tief im kollektiven Gedächtnis verankert ist, und das Länderbeispiel Österreich.

Die Schlüsselfrage ist, inwieweit der österreichische Kontext den Boden für eine erfolgreiche *Securitization* und/oder *Desecuritization* der Schengenerweiterung 2007 bereitete. Die Erfolgschance einer *Securitization* steigt, je mehr die angesprochene Bevölkerung die Darstellung einer Bedrohung durch einen Sprecher akzeptiert. Während die Kopenhagener Schule sich in diesem Punkt allein auf die Macht der sprachlichen Äußerung verlässt, widerspricht Balzacq dieser Sichtweise, indem er argumentiert, Sprache konstruiere nicht Realität, sondern forme im günstigsten Fall deren Wahrnehmung.[26] Was fehle, sei die Frage, in welchem Maße der Kontext die Wirkungsmacht einer *Securitization* beeinflusse. Um Erfolg zu haben, muss sich der *Securitizing Move* des Akteurs

24 Roe (wie Anm. 22), S. 285.
25 Balzacq (wie Anm. 18), S. 184.
26 Ebd., S. 181.

auf die perzeptive Realität des Publikums beziehen. Er muss sich nicht allein auf die gegenwärtige Situation und Entwicklungen berufen, sondern auch und besonders an das kollektive Gedächtnis appellieren, um seine Zustimmung zu gewinnen.

Die Schengenerweiterung

Die Schengener Abkommen sind ein Kernstück der europäischen Integration. Mit Schengen wurden die europäischen Grenzen in zwei Kategorien eingeteilt: interne und externe. An den internen Grenzen wurden stationäre Grenzkontrollen zugunsten mobiler Überwachung, grenzüberschreitender Kooperation und der Vernetzung von Datenbanken abgeschafft. Die »traditionelle« Grenzkontrolle wurde an die Außengrenzen verlagert. Dem liegt die Vorstellung von der EU als eines »Raumes der Freiheit, der Sicherheit und des Rechts« und damit einer Sicherheitsgemeinschaft zugrunde. Dies hat mehrere wichtige Implikationen. Grenzen und Grenzkontrollen stehen umso mehr im Zentrum der Sicherheitsdebatte, je mehr sich die Wahrnehmung von Sicherheitsrisiken weg vom »traditionellen« militärischen Angriff hin zu neuen, diffusen Risiken bewegt: »frontier controls have come to be seen as the EU's first line of defence against instability and its consequences«.[27] Die Abschaffung von Grenzkontrollen kann folglich schnell Unsicherheiten und ein Gefühl von Verwundbarkeit in der betreffenden Bevölkerung hervorrufen. Sichtbare Grenzkontrollen werden entsprechend in der Bevölkerung im Allgemeinen als hochgradig effizient angesehen. Viele Sicherheitspraktiker bezweifeln allerdings ihre Effizienz, sofern die zu verfolgende Kriminalität über mindere Formen hinausgeht und proaktive Polizeiarbeit bevorzugt wird.[28]

Die Erweiterung des Schengenraumes 2007 war eine direkte Konsequenz der EU-Erweiterung im Jahr 2004, und als solche erwies sie

27 Heather Grabbe: The Sharp Edges of Europe: Extending Schengen Eastwards. In: International Affairs 76, 3, 2000, S. 519–536, S. 520.

28 So die einhellige Meinung meiner Gesprächspartner in Innenministerium und Polizei. Dass sich diese Einschätzung nicht allein auf Österreich beschränkt, zeigen gleichlautende Meinungen von Grenzschützern und ihren Vorgesetzten an der deutsch-polnischen Grenze, vgl. Alexandra Schwell: Europa an der Oder – Die Konstruktion europäischer Sicherheit an der deutsch-polnischen Grenze. Bielefeld 2008.

sich als äußerst emotional besetzt. Nicht zu Unrecht kann die Osterweiterung als *Securitizing Move* bezeichnet werden, denn der Beitritt der osteuropäischen Staaten wurde als Mittel zum Selbstschutz präsentiert.[29] Dies beruhte nicht zuletzt auf Erwägungen, nur eine gelungene Integration könne die Stabilität des Kontinents gewährleisten und das Erstarken neuer Nationalismen und damit ethnische Konflikte, wie auf dem Balkan, vermeiden. Der Beitritt von Teilen des ehemaligen »Feindeslagers« zur EU erwies sich jedoch als politische und ideologische Herausforderung für die Union.[30] Ein solcher Begriff von europäischer Sicherheit hängt eng mit der Geschichte der »Idee Europa« zusammen: »securitization projects a very specific vision of European political order and identity«.[31]

Schließlich beinhaltet die Anziehung des EU-, bzw. Schengenraumes nach innen nicht nur eine erhebliche Abschließung gegenüber Drittstaaten, sondern gleichfalls eine Machtasymmetrie in den Beziehungen zu Beitrittskandidaten, die ihre Fähigkeit als »gute Europäer« unter Beweis stellen müssen.[32] Mit dem EU-Beitritt waren diese Länder gerade einmal zu Mitgliedern zweiter Klasse aufgestiegen und zur Pufferzone oder zum »Cordon Sanitaire« zwischen Schengen und den Nicht-EU-Mitgliedern reduziert worden.[33] Die neuen Mitgliedsstaaten, die am 1. Mai 2004 der EU beigetreten sind, hatten den Schengen-*Acquis* zwar bereits übernommen, wandten ihn jedoch bis Ende 2007 noch nicht vollständig an. Weit verbreitetes Misstrauen in Politik und Öffentlichkeit schürten Ängste, das »öffentliche Gut Sicherheit« werde durch eine Erweiterung nach Osten gefährdet.

29 Atsuko Higashino: For the Sake of ›Peace and Security‹?: The Role of Security in the European Union Enlargement Eastwards. In: Cooperation and Conflict 39, 4, 2004, S. 347–368.

30 Neil Walker: The Problem of Trust in an enlarged Area of Freedom, Security and Justice: A conceptual Analysis. In: Joanna Apap, Malcolm Anderson (Hg.): Police and Justice Co-Operation and the New European Borders. The Hague, London, New York 2002, S. 19–33, S. 26.

31 Ian Loader: Policing, securitization and democratization in Europe. In: Criminal Justice 2, 2, 2002, S. 125–153, S. 135.

32 Vgl. Schwell (wie Anm. 28).

33 Grzegorz Gromadzki: Konsekwencje polityczne umowy z Schengen – problemem dla całej rozszerzonej Unii. In: Instytut Spraw Publicznych (Hg.): Polska droga do Schengen. Opinie ekspertów. Warszawa 2001, S. 41–65, S. 48 f.

Der »Osten«

Die mentale Kategorie »Osten« ist der zweite relevante Kontextfaktor. Der »Osten« als symbolische Bedrohung[34] ist tief im kollektiven Gedächtnis des »Westens« verankert. Wie Wolff zeigt, konstruierten Westeuropäer bereits im 18. Jahrhundert das Bild eines rückständigen »Osteuropas«, um sich selbst in ein besseres Licht zu rücken.[35] Die Vorstellung vom rückständigen und gleichzeitig bedrohlichen Staatssozialismus schloss hier fast nahtlos an. Das kulturelle Konzept des Westens vom Osten ist ein Narrativ, das sich um Rückständigkeit, Unsicherheit, Ungewissheit und Angst, gleichzeitig jedoch auch um Faszination dreht. Es eröffnet eine Gegenüberstellung von Zivilisation und Barbarei. Schlögel hält den Osten für symbolisch überfrachtet; er handle »von kulturellen Spannungen, von Phobien und Idiosynkrasien, von Überlegenheits- und Minderwertigkeitskomplexen, von Ängsten und Projektionen. Der Osten ist nur ein Name für einen zivilisatorisch-psychologischen Komplex«.[36]

Das Konzept vom »Osten« ist damit dem Orientalismus-Konzept nach Edward Said nicht unähnlich: Beide konstruieren Alterität und einen Anderen, und sie teilen die soziale Welt in »Uns« und »die Anderen«, was »Uns« (Westeuropäer, EU-Bürger, etc.) als besser, moralisch überlegen und fortschrittlich erscheinen lässt.[37] »Osten« ist ein Merkmal, das sich kaum jemand freiwillig ans Revers heften möchte; stattdes-

34 Der Begriff der »symbolischen Bedrohung« ist der »Integrated Threat Theory of Prejudice« entlehnt. Die Autoren unterscheiden (1) realistische Bedrohung (z.B. durch Krieg), (2) symbolische Bedrohung, (3) Intergruppen-Angst sowie (4) negative Stereotype. »Symbolische Bedrohung« bezieht sich auf perzeptive Unterschiede bezüglich Moral, Werte, Standards einer imaginierten Gemeinschaft: »Symbolic threats are threats to the worldview of the ingroup. These threats arise, in part, because the ingroup believes in the moral rightness of its system of values.« Walter G. Stephan und Cookie White Stephan: Anxiety in Intergroup Relations: A Comparison of Anxiety/Uncertainty Management Theory and Integrated Threat Theory. In: International Journal of Intercultural Relations 23, 4, 1999, S. 613–628, S. 619.

35 Larry Wolff: Inventing Eastern Europe: The Map of Civilization on the Mind of the Enlightenment. Stanford 1994.

36 Karl Schlögel: Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik. München, Wien 2003, S. 248.

37 Edward Said: Orientalism. New York 1979. Vgl. Michał Buchowski: The Specter of Orientalism in Europe: From Exotic Other to Stigmatized Brother. In: Anthropological Quarterly 79, 3, 2006, S. 463–482.

sen wird der Schwarze Peter »Osten« eilig dem jeweiligen Nachbarn im Osten zugeschoben, der ihn so schnell wie möglich noch ein Land nach Osten weiterreicht.[38]

Osteuropa hatte, trotz aller Freude auf westeuropäischer Seite über die wiedergewonnene Freiheit der ehemaligen Ostblockstaaten und ihre »Rückkehr nach Europa«, gemeinsam mit der Sowjetunion zu lange als Europas »unsicherer Anderer« fungiert, als dass dieses Misstrauen schnell restlos ausgeräumt worden wäre. Die mentale *Boundary* Westeuropas verläuft nicht mehr exakt entlang des ehemaligen Eisernen Vorhangs, jedoch ist sie nicht in gleichem Maße mit der institutionellen EU- und Schengen-*Border* nach Osten gerückt. Der »Osten« als tradiertes Angstbild ist hochgradig symbolisch aufgeladen und wird im Zusammenspiel mit neuen oder auch alltäglicheren Bedrohungen zum schlagkräftigen Gefahrenszenario, das quasi reflexartig funktioniert. Wie gut diese diskursive Verknüpfung gelingt, macht die Boulevardpresse mit der Erfindung des »Ostkriminellen« vor.

Österreich: von der Peripherie ins Zentrum

Österreich stellte aus mehreren Gründen einen Sonderfall unter den Staaten der EU-15, also der EU-Mitgliedstaaten bis 2004, dar. Zum einen ist Österreich erst 1995 der Europäischen Union beigetreten. Vor dem Beginn der Demokratisierungsprozesse in Osteuropa hatte das Land einen neutralen Status zwischen den Staaten der NATO und denen des Warschauer Paktes inne, sah sich ideologisch jedoch stets als Teil Westeuropas sowie als »Brücke« zwischen Ost und West. Mit der veränderten Sicherheitslage nach dem Ende des Kalten Krieges und der Entschärfung des Ost-West-Konflikts wurden die neutralen »Brückenbauer« allerdings immer weniger benötigt. Wie Ferreira-Pereira ausführt, fällt es den österreichischen politischen Eliten jedoch schwer, die »mental habit« der Neutralität abzulegen, nicht zuletzt, um das Wahlvolk nicht zu vergrätzen: »Neutrality had become a question of identity and

38 Vgl. Milica Bakić-Hayden: Nesting Orientalisms: The Case of Former Yugoslavia. In: Slavic Review 54, 4, 1995, S. 917–931.

tradition for a population inclined to regard it as the originating source of the blessings the country had enjoyed since the end of the Second World War«.[39]

Zum zweiten war Österreich von dem Systemwechsel in Osteuropa in besonderer Weise betroffen. Vier der acht Anrainer sind postsozialistische Staaten: Tschechien, die Slowakei, Ungarn und Slowenien. Alle vier waren zudem Teil des Habsburgerreiches. Aufgrund dieses gemeinsamen Erbes und der, zumindest teilweisen, Stellung als ehemals regionale Kolonialmacht fühlen sich österreichische Politiker gerne für diese Länder mitverantwortlich; diese Einstellung kann jedoch auch schnell in Paternalismus umschlagen. Eine zweite Implikation des geopolitisch-historischen Erbes ist Österreichs Funktion und Selbstbild als germanisches Bollwerk, getragen von einem tradierten »Frontier Myth of Orientalism«[40]. Dieses kognitive Muster ging der Konzeption von Österreich als »Brücke« voraus und ist, wie Gingrich zeigt, tief in der österreichischen Alltagskultur verwurzelt.[41] Entsprechend formte die geopolitische Position auch Österreichs Sicherheitsidentität und -wahrnehmung. Unmittelbar nach dem Systemwechsel in Osteuropa bestanden Befürchtungen, dass Österreich direkt von eventuellen politischen und/oder ethnonationalen Verwerfungen in der Nachbarschaft in Mitleidenschaft gezogen werden könnte. Dies bezog sich vor allem auf den Konflikt in Jugoslawien und veranlasste Österreich, zu Beginn der 1990er Jahre als Anwalt Sloweniens und Kroatiens im Westen aufzutreten.

Diese drei Kontextfaktoren formen den Referenzrahmen, durch den die Bevölkerung (das Publikum) die Äußerungen der Akteure zum Thema Sicherheit im Verlauf von EU- und Schengenbeitritt von Österreichs postsozialistischen Nachbarstaaten interpretiert.

39 Laura C. Ferreira-Pereira: Inside the Fence but Outside the Walls: Austria, Finland and Sweden in the Post-Cold War Security Architecture. In: Cooperation and Conflict 41, 1, 2006, S. 99–122, S. 111.

40 Andre Gingrich: Frontier Myths of Orientalism: The Muslim World in Public and Popular Cultures of Central Europe. In: Bojan Baskar und Borut Brumen (Hg.): MESS: Mediterranean Ethnological Summer School Piran/Pirano Slovenia 1996. Ljubljana 1998, S. 99–127.

41 Vgl. die Beiträge in John Bunzl und Farid Hafez (Hg.): Islamophobie in Österreich. Innsbruck, Wien, Bozen 2009.

2.2. Das Publikum: Eine Bevölkerung im Belagerungszustand

Ob eine *Securitization* von Erfolg gekrönt ist, hängt in hohem Maße davon ab, ob die Zielgruppe sich der kolportierten Sichtweise anschließt, und ob sie den Eindruck hat, dass eigene perzeptive Erfahrungen widergespiegelt werden. Der Akteur wiederum muss moralisch wie formell die Unterstützung seines Publikums gewinnen. Balzacq identifiziert die folgenden Komponenten als für eine *Securitization* relevante Faktoren: »(i) the audience's frame of reference; (ii) its readiness to be convinced, which depends on whether it perceives the securitizing actor as knowing the issue and as trustworthy; and (iii) its ability to grant or deny a formal mandate to public officials«.[42] Im Folgenden wird gezeigt, dass das Publikum in Bezug auf eine Konstruktion einer »östlichen« Bedrohung durch die Selbstwahrnehmung als Land und Bevölkerung im Belagerungszustand charakterisiert ist.

Das Land »am Rande einer Gewitterzone«

Die gemeinsame Geschichte im Habsburgerreich zieht nicht automatisch ein enges Band zwischen Österreich und seinen osteuropäischen Nachbarn nach sich. Zwar treten Akteure aus den Reihen der österreichischen Politik häufig als Mediator und Anwalt der ost- und südosteuropäischen Interessen auf und betonen dabei die räumliche, besonders jedoch die historische Nähe; das Verhältnis erscheint so als quasi-natürlich. Dies bezieht sich jedoch vornehmlich auf offizielle Beziehungen und findet in der öffentlichen, in erster Linie medialen, Rezeption kaum einen Widerhall. Hier wird das gemeinsame Erbe in weiten Teilen ignoriert, wogegen Alterität und die Sicherheitsthematik betont werden. Das dominante Narrativ ist das eines Landes im Belagerungszustand. Nun sind Sicherheitsbefürchtungen entlang einer Wohlstandsgrenze nichts Ungewöhnliches. Insbesondere strukturschwache Regionen sind anfällig für aus Veränderungen resultierende Unsicherheiten und moralische Panik, die von einigen Medien dankbar geschürt wurden. Moralische Panik wird von Hall et al. wie folgt definiert:

»When the official reaction to a person, groups of persons or series of events is *out of all proportion* to the actual threat offered, when ›ex-

42 Balzacq (wie Anm. 18), S. 192.

perts‹, in the form of police chiefs, the judiciary, politicians and editors *perceive* the threat in all but identical terms, and appear to talk ›with one voice‹ of rates, diagnoses, prognoses and solutions, when the media representations universally stress ›sudden and dramatic‹ increases (in numbers involved or events) and ›novelty‹, above and beyond that which a sober, realistic appraisal could sustain, then we believe it is appropriate to speak of the beginnings of a *moral panic*.«[43]

Eine solche Situation der moralischen Panik scheint wie geschaffen, um den Boden für die erfolgreiche *Securitization* einer Thematik zu bereiten; alle »Zutaten« stehen bereit. Gesprächspartner im Innenministerium erklärten die angeblich weit verbreiteten Ängste und Befürchtungen in der Grenzbevölkerung häufig damit, dass die Grenzregionen, die an die postsozialistischen Nachbarn angrenzen, bis zum Fall des Eisernen Vorhangs quasi »kriminalitätsfreie« Regionen gewesen seien, oder besser: als solche imaginiert würden. Das kollektive Gedächtnis von Teilen der Grenzlandbevölkerung idealisiert prä-1989 als eine Ära, in der niemand sein Auto oder Haus abschließen musste, denn wer sollte schon in einer der entlegensten und ärmsten Ecken Österreichs ein Auto stehlen oder einbrechen? Der Eiserne Vorhang hatte die bereits zuvor nationalisierten Grenzregionen endgültig voneinander abgeschnitten; die Nachbarn standen nun mit dem Rücken zueinander, und dies in zumeist strukturschwachen und von Abwanderung betroffenen Gebieten.[44] Oft fällt der Begriff der »toten Regionen«; ein eigentlich negativ konnotierter Begriff wird positiv gewendet und als Zeit des Friedens idealisiert, als noch Ruhe herrschte und alles seine Ordnung hatte. Und nun bricht plötzlich der »Osten«, der zuvor sicher hinter dem Eisernen Vorhang verstaut worden war, herein,[45] gemeinsam mit dem Konflikt in Jugoslawien.

43 Stuart Hall, Charles Critcher, Tony Jefferson et. al.: Policing the Crisis. Mugging, the State and Law and Order. New York 1978, S. 16 [kursiv i.O.].

44 Vgl. die historischen Betrachtungen der Grenzen in den Beiträgen in Peter Haslinger (Hg.): Grenze im Kopf. Beiträge zur Geschichte der Grenze in Ostmitteleuropa. Frankfurt a. M. u.a. 1999.

45 Vgl. die Unterschiede in der Wahrnehmung der Grenze bei Slowaken und Österreichern im Beitrag von Norbert Weixlbaumer: Die Grenze als Wahrnehmungsraum. Der österreichisch-slowakische Grenzraum nach 1989 – eine perzeptionsgeographische Schauplatzchronologie. In: ebd., S. 183–208.

Es sind jedoch nicht nur die Bewohner der Grenzregionen, die sich durch die überwältigende Menge an »Osten« hinter ihren Grenzen bedroht fühlen. Die Lage »am Rande einer Gewitterzone«, wie sich der ehemalige österreichische Außenminister Alois Mock ausdrückte,[46] war in besonderer Weise dazu geeignet, in der Bevölkerung Ängste vor dem Einfluss organisierter Kriminalität, der Abwanderung von Arbeitsplätzen sowie der Konkurrenz von Billigarbeitskräften und -produkten zu schüren.[47]

Die Bevölkerung im Belagerungszustand

Der Wahlerfolg der rechtspopulistischen Freiheitlichen Partei Österreichs (FPÖ) im Jahr 1999 sowie die darauffolgende Regierungsbeteiligung trug diesen Ängsten Rechnung und führte zu Protesten in ganz Europa.[48] Dessen ungeachtet setzt sich die Erfolgsgeschichte der beiden rechtspopulistischen Parteien FPÖ und BZÖ (Bündnis Zukunft Österreich) fort: In den Nationalratswahlen des Jahres 2008 erhielten die FPÖ 17,5% (2006: 11%) und das BZÖ 10,7%. Fast ein Drittel der österreichischen Wahlberechtigten haben demnach ihr Kreuz bei rechtspopulistischen Parteien gemacht; dies ist ein Zuwachs von 13,1% in nur zwei Jahren. Ihre populistische, antisemitische und antiislamische Programmatik erscheint dabei weiten Teilen der Bevölkerung kaum fragwürdig, im Gegenteil.

Dieses mentale Disposition ist u.a. von Mantl[49] als *Austrochauvinismus* beschrieben worden, als ein – angeblich spezifisch österreichisches

46 Zit. n. Otmar Höll: European Evolution and the Austrian Security Perspectives. In: Paul Luif (Hg.): Security in Central and Eastern Europe. Problems – Perceptions – Policies. Wien 2001, S. 447–476, S. 462.

47 Vgl. Ruth Wodak, Bernd Matouschek: ›We are Dealing with People Whose Origins One can Clearly Tell Just by Looking‹: Critical Discourse Analysis and the Study of Neo-Racism in Contemporary Austria. In: Discourse & Society 4, 2, 1993, S. 225–248.

48 Vgl. Matthew Happold: Fourteen against One: The EU Member States' Response to Freedom Party Participation in the Austrian Government. In: The International and Comparative Law Quarterly 49, 4, 2000, S. 953–963.

49 Wolfgang Mantl: Österreich und die Schweiz: Wandlungen einer Nachbarschaftsbeziehung. In: Heinz Schäffer, Friedrich Koja (Hg.): Staat – Verfassung – Verwaltung. Festschrift anlässlich des 65. Geburtstages von Prof. DDr. DDr. h.c. Friedrich Koja. Wien, New York 1998, S. 39–68. Der Begriff hat jedoch eine weite und unabhängige Verbreitung nicht zuletzt im Feuilleton gefunden.

– kognitives Muster, das durch Selbstgefälligkeit und ein starkes Überlegenheitsgefühl gegenüber den (vornehmlich östlichen) Nachbarstaaten und der eigenen Migrationspopulation charakterisiert sei, jedoch aus »Erschütterungen des österreichischen Selbstbewußtseins«[50] herrühre. Mantl datiert das Auftreten des *Austrochauvinismus* auf Mitte der 1980er Jahre und beobachtet auch die gleichzeitige Entwicklung eines anderen mentalen Habitus', sozusagen der anderen Seite der Medaille: einen mit Selbstzweifeln durchsetzten und vornehmlich bei Intellektuellen anzutreffenden *Austromasochismus*. Die stereotype Imagination des »homo austriacus«, aus dem »ein österreichisches (Staats-)Volk kulturessentialistisch hergeleitet«[51] wird, liefert in literarischen, politischen und Alltagsdiskursen hierfür Legitimation und Unterfütterung.

Es liegt nahe, dieses kognitive Muster mit dem bereits beschriebenen österreichischen »Frontier Orientalism« im Zusammenhang zu setzen, der als tief verankerter Teil der populären Kultur gleichfalls signifikanten Einfluss auf die politische Kultur sowie politische Sichtweisen, Kampagnen und Entscheidungen, beispielsweise zu Migration und EU-Erweiterung, ausübt.[52] Der Eindruck vom Belagerungszustand wird damit verstärkt, ja, mittlerweile wähnt man sich vielmehr von allen Seiten umzingelt. Die »gelernten Österreicher«, so Johler und Tschofen, befänden sich in einer »Situation, in der durch den EU-Beitritt und einen massiven Entstaatlichungsschub die ›Welt draußen‹ (so der ehemalige Bundeskanzler Bruno Kreisky) wie auch die nationale Wir-Gemeinschaft neu geordnet werden müssen«.[53]

50 Ebd., S. 55.

51 Karin Liebhart, Martin Reisigl: Die sprachliche Verfertigung des »österreichischen Menschen« bei der diskursiven Konstruktion nationaler Identität. In: Bundesministerium für Wissenschaft und Verkehr (Hg.): Ästhetik und Ideologie: Klagenfurt, 3.–4. Oktober 1996. Aneignung und Sinngebung: Salzburg, 10.–11. Oktober 1996. Abgrenzung und Ausblick: Wien, 25. Oktober 1996 (Grenzenloses Österreich: Dokumentation; 5) Wien 1997, S. 139–161, S. 158.

52 Vgl. Sabine Strasser: Europe's Other. Nationalism, transnationals and contested images of Turkey in Austria. In: European Societies 10, 2, 2008, S. 177–195.

53 Reinhard Johler, Bernhard Tschofen: »Gelernte Österreicher«. Ethnographisches zum Umgang mit nationalen Symbolen. In: Beate Binder, Wolfgang Kaschuba, Peter Niedermüller (Hg.): Inszenierung des Nationalen. Geschichte, Kultur und die Politik der Identitäten am Ende des 20. Jahrhunderts. Köln, Weimar, Wien 2001, S. 186–208, S. 203 f.

Große Teile der Bevölkerung tendieren folglich dazu, die *Securitizing Actors* moralisch wie formell (durch Wählerstimmen) zu unterstützen. Gleichzeitig rahmt das kognitive Selbstbild die Art, wie sie die umgebende soziale Welt interpretieren und bereitet so den Boden für eine erfolgreiche *Securitization* durch die Akteure.

2.3. Die Akteure: Die Instrumentalisierung der Un(Sicherheit)

Handlung ist die praktische Kraft des Diskurses,[54] und der perlokutionäre Effekt einer diskursiven Handlung ist essentiell für den Erfolg einer *Securitization*. Diskurs und Aktion sind demnach untrennbar verbunden. Die Wirkungsmacht handlungsanleitender Sicherheitsäußerungen hängt von drei Faktoren ab: »(i) the context and the power position of the agent that utters them; (ii) the relative validity of statements for which the acquiescence of the audience is requested; and (iii) the manner in which the securitizing actor makes the case for an issue, that is, the discursive strategy displayed«.[55]

Der Osten als Sicherheitsbedrohung

Häufig gehen die Interessen von Boulevardpresse und Politik Hand in Hand und bestärken sich gegenseitig.[56] In anderen Fällen ist der politischen Führung jedoch explizit nicht an der Dramatisierung zur Stärkung der eigenen Legitimität, sondern an der *Desecuritization* einer Thematik gelegen, also der Herausnahme aus dem Ausnahmezustand und der Rücküberführung in den normalen politischen Handlungsablauf. Im Fall der Schengenerweiterung lässt sich genau dies beobachten. Vor der Erweiterung waren sich Boulevardpresse und Innenministerium weitgehend einig beim Thema Sicherheitsbedrohung aus dem Osten, ihre Strategien ergänzten sich in den Augen der Öffentlichkeit. Das Argument wurde wie folgt präsentiert:

54 Balzacq (wie Anm. 18), S. 186.
55 Ebd., S. 190.
56 Vgl. Carol A. Stabile: Conspiracy or Consensus? Reconsidering the Moral Panic. In: Journal of Communication Inquiry 25, 3, 2001, S. 258–278.

Die postsozialistischen Nachbarn und ihre Fähigkeiten zur Verbrechensbekämpfung sind nicht vertrauenswürdig; sie sind Herkunfts- und Transitländer für organisierte und andere Kriminalität sowie unerlaubte Migration. Der Fall des Eisernen Vorhangs, der Zerfall Jugoslawiens und schließlich die Lockerung der Grenzkontrollen führten zu einem bis dato nicht bekannten Einfluss von Migranten, Asylsuchenden und Kriminalität, was wiederum den österreichischen Staat wie auch die österreichische Nation bedroht.

Eine diskursive Verbindung von »Osten« und »Gefahr« erscheint generell im westeuropäischen, und spezifisch im österreichischen Kontext als quasi-natürlich, und entsprechend tauchte mit dem Fall des Eisernen Vorhangs ein neuer Typus des Kriminellen auf: Die Boulevardmedien erfanden den »Ostkriminellen«,[57] der schnell aus dem Nachbarland herüberkommt, einbricht, Autos stiehlt, und dann schnell wieder hinter der Grenze verschwindet. Das Standardrepertoire der Boulevardpresse verlangte wiederholt die Ausweisung ausländischer Verdächtiger, die Schließung der Grenzen sowie den Austritt Österreichs aus der Europäischen Union, die für sämtliches Unglück verantwortlich gemacht wurde, und die Blätter warnten vor einem endgültigen Verlust von Österreichs immerwährender Neutralität.[58]

Da, wie das Konzept der *Securitization* vorsieht, außerordentliche Bedrohungen außerordentliche Mittel erfordern, implementierten die österreichischen Innenminister und -ministerinnen sukzessive zahlreiche Maßnahmen, darunter strategische multi- und bilaterale Polizei- und Sicherheitskooperationen (z.B. Vertrag von Prüm, Forum Salzburg), technische und Ausbildungsunterstützung für die neuen Mitgliedsstaaten sowie die unter Praktikern höchst umstrittene SOKO Ost, die ihren Tätigkeitsbereich bereits im Namen trägt, und den Assistenzeinsatz des Bundesheeres an den Grenzen zu Ungarn und der Slowakei.[59] Mit der

57 Dieser Begriff kommt in praktisch jeder Ausgabe der »Kronen Zeitung« mehrmals und häufig in »Österreich« und »Heute« vor.

58 Der Bezug auf die Neutralität, gekoppelt mit der gleichzeitigen Opposition gegen die EU ist ebenfalls ein wiederkehrendes Motiv in »Österreich« und der »Kronen Zeitung«.

59 Vgl. Alexandra Schwell: The Iron Curtain Revisited: The »Austrian Way« of Policing the Internal Schengen Border. In: European Security 19, 2, 2010, S. 317–336. Die SOKO Ost wurde in Gesprächen im Ministerium und in der Polizei stets als »politischer Wille« ohne jeglichen praktischen Nutzen dargestellt.

Abschaffung der Grenzkontrollen im Dezember 2007 war die politische Führung allerdings gezwungen, ihre Strategie zu ändern; spätestens mit dem Abbau der Grenzkontrollen wurde auf eine gezielte *Desecuritization* gesetzt.

Die Strategie des Ministeriums

Mit der Entscheidung zur Schengenerweiterung änderten sich plötzlich Kontext und Referenzrahmen des Ministeriums. Nun stand man vor einem argumentativen Problem: Die alte Strategie erwies sich im neuen Kontext als nutzlos, denn schließlich war es kaum glaubwürdig, diejenigen Nachbarn als Sicherheitsrisiko darzustellen, mit denen man soeben die Grenzen abgebaut hatte. Aus diesem Grund war das Ministerium gezwungen, seine Strategie zu ändern, um das Vertrauen der Bevölkerung zu behalten. Das nunmehr neue Argument kann wie folgt formuliert werden:

Die osteuropäischen Nachbarn waren tatsächlich Herkunfts- und Transitländer für grenzüberschreitende Kriminalität, und man konnte ihnen in der Tat nicht trauen (die alte Strategie war richtig). Aber dank Österreichs Unterstützung und strikten Kontrollen haben sie sich gebessert, und da Österreichs Führung ihnen nun trauen kann, kann das auch die Bevölkerung, und sie kann die Vorteile der Erweiterung genießen.

Die außerordentliche Gefahr bleibt also bestehen, jedoch haben die außerordentlichen Maßnahmen dabei geholfen, sie in Schach zu halten, bzw. sie werden ausgeweitet: Die grenzüberschreitende polizeiliche Zusammenarbeit, der Assistenzeinsatz des Bundesheeres, die SOKO Ost etc. Sicherheitsbefürchtungen wurden also von politischer Seite anerkannt, jedoch als beherrschbar dargestellt. Die Mittel zur Implementierung der Strategie der Verbrechensbekämpfung bestanden in einer in erster Linie diskursiven Darstellung der Effizienz durch eine Aufzählung der getroffenen polizeilichen Maßnahmen, national wie international und in der Verbreitung einer Infobroschüre mit dem Titel »Schengen neu, ab 21. 12.2007: Die Grenzen fallen. Die Freiheit gewinnt. Die Sicherheit bleibt«. Schließlich fand eine öffentlichkeitswirksame persönliche Inspektion eines Grenzübergangs durch den damaligen Innenminister Günther Platter (ÖVP) statt, der versprach, ohne eingehende Prüfung komme hier kein Staat zu Schengen, während allerdings, wie Gesprächspartner berichten, Faktum und Datum der Erweiterung bereits auf EU-

Ebene beschlossen waren.[60] Dieses Ereignis unterstreicht die Relevanz der Inszenierung der Kontrolle des »Ostens« für das Ministerium.

Grenzkontrollen können als Transmissionsriemen zwischen politischer *Agency* und der Bevölkerung fungieren. Von politischer Seite wird gerne auf die angeblich jederzeit mögliche temporäre Wiedereinführung von Grenzkontrollen verwiesen, verbunden mit dem Versprechen, dass Österreich, so es eine Sicherheitsbedrohung entdecke, jederzeit die Grenzen schließen könne, und zwar solange, wie es eben dauere, die Gefahr zu bändigen. Österreichs Möglichkeiten in diesem Punkt gehen allerdings bei weitem nicht so weit wie derartige Äußerungen vermuten lassen. Artikel 2(2) des Schengener Durchführungsübereinkommens sieht vor, dass eine temporäre Wiedereinführung von Grenzkontrollen nur dann zulässig ist, wenn die öffentliche Ordnung oder die nationale Sicherheit gefährdet sind. Eine Wiedereinführung zeitlich begrenzter Grenzkontrollen, ohne ein spezifisches Ziel vor Augen zu haben, ist generell nicht zur Bekämpfung von Bedrohungen wie Organisierter Kriminalität geeignet, sondern behindert vor allem EU-Bürger in der Ausübung ihrer verbrieften Reisefreiheit.[61] Umso größeres Augenmerk muss auf die symbolische Dimension von Grenzkontrollen gelegt werden. Für den Durchschnittsbürger stellen Grenzkontrollen zwar ein ärgerliches Verkehrshindernis dar, auf der anderen Seite sind sie jedoch auch der sichtbare Beweis dafür, dass etwas getan wird, dass der Staat aktiv mit der Abwehr all dessen beschäftigt ist, was in Österreich nicht erwünscht ist. Entsprechend dienen viele, wenn auch nicht alle Formen sichtbarer Kontrolle keinem anderen Zweck als der Stärkung der Legitimität, Glaubwürdigkeit und Positionierung der politischen Akteure innerhalb ihres sozialen Feldes, die in den Augen der Zielgruppe, d.h. der Öffentlichkeit, für ihre Sicherheit verantwortlich zeichnen.

Das Ministerium hatte also, mit Bezug auf eine angeblich außerordentliche Bedrohung, außerordentliche Maßnahmen legitimiert, und so waren Publikum und Ministerium im Einklang. Mit dem Beitritt der Nachbarn zum Schengenraum änderten sich der Kontext und der Referenzrahmen des Ministeriums. In der neuen Situation konnten die

60 Interview im Bundesministerium des Inneren, 26.03.2008.

61 Anais Faure Atger: The Abolition of Internal Border Checks in an Enlarged Schengen Area: Freedom of movement or a scattered web of security checks? In: CHALLENGE papers 8, 2008, S. 6.

Nachbarn nicht mehr als Nachzügler und Paradies für Kriminelle dargestellt werden. Um Legitimität und Glaubwürdigkeit zu sichern, musste das Ministerium den Kurs ändern. *Desecuritization* bedeutet hier allerdings nicht die Rückführung der Thematik in den Bereich der normalen politischen Handlungsabläufe. Die außerordentlichen Maßnahmen sind weiterhin vorhanden. Das Ziel der *Desecuritization*-Strategie des Ministeriums ist demnach nicht die Abschaffung der Maßnahmen, sondern die Aufmerksamkeit der Bevölkerung auf prestigeträchtigere Themen zu lenken. Die Sicherheitsbedrohungen selbst sind also nicht transformiert, sondern gemanagt worden; sie werden weiterhin als Sicherheitsthemen gerahmt. Das hätte vielleicht sogar funktionieren können, wenn da nicht die Boulevardpresse gewesen wäre.

Die Strategie der Boulevardmedien

Die Strategie der Boulevardblätter »Österreich« und »Kronen Zeitung« direkt vor und nach der Erweiterung unterschied sich stark von der des Innenministeriums. Die Boulevardblätter appellierten an tief verwurzelte Ängste vor Kriminalität aus dem Osten und warnten, die Grenzöffnung sei regelrecht unverantwortlich. Dementsprechend titelte »Österreich« am 21.12.2007: »Wir sind grenzenlos!« Dieser erfreute Ausruf wurde jedoch sogleich durch die Unterzeile relativiert: »Das Schöne daran: Wir haben 80 Millionen neue Nachbarn. Das Schlechte: 22% mehr Einbrüche und 57% mehr Lkws«. Dieselbe Zeitung warnte kurze Zeit später vor 6000 dreisten Tschetschenen, die, nachdem die »Grenz-Öffnung« einen »Asyl-Sturm aus Polen« entfesselt habe, nun bequem von dort »mit dem Taxi in das Lager« führen (3.01.2008). Sie flüchteten also in österreichische Asylzentren, die anscheinend bedeutend komfortabler seien als die polnischen, und wo sie planten, auf Kosten österreichischer Steuerzahler zu leben.

Auch Österreichs größte Boulevardzeitung »Kronen Zeitung« schrieb am Vorabend der Erweiterung: »Die Ostgrenzen fallen, aber die Ängste bleiben« (20.12.2007). Der Artikel zeichnet ein düsteres Bild: »Gerade bei Einbrüchen und Überfällen stieg der Anteil der grenzüberschreitenden Täter zuletzt alarmierend. Im Gegenzug dazu preisen Waffenhändler bereits ihre Gewehre als Mittel zur Selbstverteidigung an. Klingeln die Kassen bei Sicherheitsfirmen, die Alarmanlagen und Videoüberwachungen anbieten. Und errichten Hausbewohner private Schutzwälle«. Wohin die leichtfertige Öffnung der Grenzen zum Osten führt,

wird kurze Zeit später offenbar: »Die Kriminalinvasion aus dem Osten überzieht Österreich mit selten gekannter Gewalt« (Kronen Zeitung, 21.04.2008).

Die Boulevardblätter appellieren an eine *austrochauvinistische* Zielgruppe, die sich in die Ecke gedrängt fühlt. Gleichzeitig machen seine Gemütlichkeit und sein sympathischer Schlendrian den »homo austriacus« verwundbar für äußere Bedrohungen. Diese Strategie ist erfolgreich, weil die passenden Schlagwörter und Schlüsselkonzepte verwendet werden: Die Boulevardblätter teilen die soziale Welt in »Uns« und »die Anderen«, in eine imaginierte Gemeinschaft von guten, ehrbaren und hart arbeitenden Österreichern, und »die Anderen«: diffuse Schreckgespenster, die hinter der Grenze lauern und nur darauf warten, sie zu überqueren, um Drogen an unsere Kinder zu verkaufen/unsere Frauen zu vergewaltigen/unsere Autos zu stehlen/auf unsere Kosten zu leben. Sie stellen eine Verbindung von zwei Kategorien von Sicherheitsbedrohungen her, indem sie eher alltägliche Kriminalität, wie Einbrüche und Diebstahl, sowie als kriminell codierte Handlungen, wie dem Ausländergesetz widersprechendes Verhalten, mit der symbolisch aufgeladenen Bedrohung »Osten« quasi-natürlich korrelieren und damit an tradierte, leicht abrufbare Ängste appellieren. Dass die Boulevardblätter mit dieser Strategie Erfolg haben, zeigt die Media-Analyse: »Österreich« erreicht 10% der Bevölkerung, die »Kronen Zeitung« rekordverdächtige 41,9%.[62] Gemeinsam werden die Boulevardblätter von etwa der Hälfte der österreichischen Bevölkerung gelesen, eine im europäischen Vergleich einzigartige Reichweite.

Im Unterschied zum Innenministerium waren die Boulevardblätter mit der Schengenerweiterung nicht gezwungen, ihre Strategie zu ändern, im Gegenteil. Mit dem Wegfall der Grenzkontrollen war die Sicherheitsbedrohung plötzlich noch viel greifbarer; der Appell an das kognitive Muster der Angst vor dem »Osten« war sogar noch glaubwürdiger als zuvor.

62 Media-Analyse: MA 2008 – Tageszeitungen Total 2009. http://www.media-analyse.at/studienPublicPresseTageszeitungTotal.do?year=2008&title=Tageszeitungen&subtitle=Total (Zugriff: 20.05.2010).

100 Tage später

100 Tage nach der Schengenerweiterung lässt sich eine bemerkenswerte Abnahme der Kriminalitätsrate um 9,3% in der Zeit von Januar bis März 2008 feststellen. Für Polizei und Politik ist dies der objektive Beweis für die Effizienz der Ausgleichsmaßnahmen, das Argument lautet: Zahlen lügen nicht, Zahlen können nicht interpretiert werden. Oder, wie der damalige Innenminister Platter verlauten ließ: »Wir arbeiten anhand von tatsächlichen Fakten und Ergebnissen, nicht anhand von Schätzungen, Prognosen oder Panikmache«.[63] Dabei, so sei bemerkt, sagen Aufgriffszahlen relativ wenig über die tatsächliche Anzahl der Vergehen aus. Ebenso wie andere Kriminalitätsstatistiken lenken sie den Blick eher weg von der Kriminalität, dafür richten sie ihn jedoch auf die polizeilichen Erfolge: »Questions about the actual amount of crime and the degree of control exercised are thus bypassed in favor of an index that offers great potential for organizational or bureaucratic control«.[64]

Legitimität der politischen und polizeilichen Arbeit wird mit Effizienzkriterien begründet. In der Tat ist die Kriminalität, auf Gesamtösterreich gerechnet, im genannten Zeitraum gesunken. Gespräche mit Mitarbeitern des Bundeskriminalamtes legten jedoch eine differenzierte Betrachtungsweise nahe: Einer internen Untersuchung folgend, ist die Wahrscheinlichkeit, Opfer eines Einbruchs zu werden, seit Dezember 2007 in dem Maße gestiegen, je näher jemand an der Grenze zu neuen Nachbarstaaten lebt.[65] Entsprechend berichten die Boulevardblätter weiterhin über Kriminalität in der Grenzregion und in Wien, und auch die Angst vor den »Ostkriminellen« wird weiterhin kräftig geschürt. Auch das Innenministerium, mittlerweile mit Maria Fekter (ÖVP) an der Spitze, verfolgt weiterhin die Strategie der *Desecuritization* der östlichen Nachbarn; das soll jedoch nicht implizieren, dass das Ministerium nun einen völlig neuen Weg eingeschlagen hat. Der Focus liegt vielmehr mittlerweile auf denjenigen, die keine Planänderung erfordern: den Nicht-EU-Mitgliedern.

63 Bundesministerium für Inneres (2008): Monatliche Kriminalstatistik des BMI – Februar 2008 http://www.bmi.gv.at/cms/BK/publikationen/krim_statistik/files/2008/krimstat_02_08.pdf , S. 1 (Zugriff: 20.05.2010).

64 Peter K. Manning: The police: mandate, strategies, and appearances. In: Tim Newburn (Hg.): Policing. Key Readings. Cullompton 2005, S. 191–214, S. 202.

65 Informelles Gespräch im Bundeskriminalamt, 14.05.2008.

3. Schlussbemerkung

Die osteuropäischen Mitgliedsstaaten der EU haben zu lange als Westeuropas »Andere« fungiert, als dass diese Wahrnehmung leicht zu ändern wäre. Zudem sind Überbleibsel von Österreichs historischer Rolle als regionale Kolonialmacht sowie das Muster des »Frontier Orientalism« tief in der Alltagskultur verankert. Dies erklärt, warum die *Securitization* der Schengenerweiterung in Österreich bei weitem erfolgreicher war als ihre *Desecuritization*. Die Idee vom »Osten« als der »anderen« oder sogar »dunklen« Seite ist in die kollektive Identität des »Westens« eingeschrieben, wie Eder meint: »In this sense, the East reflects the ambiguity of the West regarding Europe.«[66] Entsprechend ist die *Securitization* des »Ostens« als Sicherheitsbedrohung nicht nur leichter für politische und andere Zwecke zu instrumentalisieren, sondern sie ist auch weit überzeugender als ihr Gegenstück, die *Desecuritization*.

Die Strategie der *Desecuritization* war eine logische Entscheidung für das Innenministerium, die aus den veränderten Rahmenbedingungen resultierte, nach dem Motto: »Der Osten ist nicht weniger gefährlich als zuvor, aber jetzt wird er besser kontrolliert.« Die Boulevardblätter konterten mit »Der Osten ist genauso gefährlich wie zuvor, aber jetzt wird er nicht einmal mehr kontrolliert!« Die Strategien von Boulevardpresse und Innenministerium, die zuvor im Einklang waren, driften nun zusehends auseinander. Zudem sprechen die Boulevardblätter den Erfahrungshorizont der Zielgruppe weit besser an als es das Ministerium kann; der neue Kontext unterstützt keine Kongruenz der Lebenswelt der Bevölkerung und der Äußerungen der politischen Akteure. Dementsprechend erscheinen die politischen Akteure nicht sehr glaubhaft, wenn sie diejenigen umarmen, die sie zuvor jahrelang verteufelt hatten – wenn auch lediglich im Bereich der inneren, und hier vor allem der subjektiven Sicherheit. Die offiziellen Beziehungen der jeweiligen Staaten und die deklariert freundschaftlichen Beziehungen stehen auf einem anderen Blatt und unterstreichen den nach innen gerichteten Charakter der *Securitization*.

Die Asymmetrie von Ost und West lässt sich auf lange Sicht wohl nur dann überwinden, wenn sich der »Osten« als mentale Kategorie und

66 Klaus Eder: Europe's Borders: The Narrative Construction of the Boundaries of Europe. In: European Journal of Social Theory 9, 2, 2006, S. 255–271, S. 265.

symbolische Bedrohung auflöst, wenn also der Kontext sich ändert. Es steht zu vermuten, dass dies nur auf einem, bereits seit längerem auch beschrittenen Weg passieren wird, nämlich indem diejenigen, die sich nun auf der anderen, noch östlicheren oder südlicheren Seite des Zaunes befinden, exkludiert werden und Ost- und Westeuropa sich gemeinschaftlich gegen eine als gemeinsam wahrgenommene »Sicherheitsbedrohung« verbünden.

Alexandra Schwell, On the de/construction of the East as a security threat

The old member states responded ambivalently to the elimination of border controls as part of the expansion of the Schengen Agreement. Compensatory measures were immediately called for since removing the borders to the Eastern European states conjured up old fears and images of the »East« as a breeding ground for cross-border crime. Considering the concept of securitization, this paper examines the question of how security policy makers, security practitioners, and the tabloid press in Austria react to the challenges of Schengen expansion, 2007, and argues that the construct of security threats can be instrumentalized by various actors.

Mitteilung

Nationale Selbstheiligung und politische Kultur im 19. und 20. Jahrhundert: Die Wiener Votivkirche

Jens Wietschorke

In den »Mitteilungen« des vorigen Bandes dieser Zeitschrift ist ein Beitrag erschienen, in dem ich versucht habe, etwas von der sozialräumlichen Dimension und politischen Programmatik der Wallfahrtskirche Mariahilf aufzuzeigen.[1] Dabei ging es um verschiedene Aspekte: zum einen um eine raumtheoretische Deutung von Hierarchien und Differenzierungen zwischen sakralen und profanen Räumen, zum anderen um die politische »Ordnung der Heiligen« – also die Art und Weise, wie das ikonographische Programm der Mariahilfer Kirche einen Konnex zwischen christlicher Heilsgeschichte und politischer Mythologie der Habsburgermonarchie herstellt. Darüber hinaus kam die Wallfahrtskirche aber auch – zumindest ansatzweise – als bürgerlicher Repräsentationsraum in den Blick: Über Stiftungen, Denkmäler und Votivtafeln haben sich in vielfältiger Weise Privatpersonen im sakralen Raum verewigt. Die Perspektive auf solche und andere Praktiken der Sakralisierung demonstriert, dass die räumlichen Grenzziehungen und Grenzüberschreitungen zwischen Sakral und Profan – und damit auch Religion und Politik – selbst als politische Strategien gelesen werden müssen: als Praktiken der Distanzierung, Distinktion und des Ausschlusses, aber auch als Praktiken der Vereinnahmung und Aufladung »sozialer Güter und Lebewesen«[2] mit einem mythischen *surplus* an Bedeutung.

1 Jens Wietschorke: Sakraler Raum, Politik und die Ordnung der Heiligen. Ein Rundgang durch die Wallfahrtskirche Mariahilf in Wien. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LXIV, 2010, S. 657–677.

2 Martina Löw: Raumsoziologie. Frankfurt a.M. 2001, S. 212.

Mit den folgenden Überlegungen zur Wiener Votivkirche möchte ich die skizzierte politische Lektüre sakraler Räume fortsetzen.[3] Kaum ein österreichischer Kirchenbau eignet sich dafür so sehr, in kaum einen Kirchenbau hat sich die politische Ideengeschichte der Doppelmonarchie so tief eingeschrieben wie in die Votivkirche. Vom Kontext ihrer Gründung bis hin zu den Details ihrer Symbol- und Zeichensprache zeigt sie sich als ein eminent politisches Bauwerk. Zunächst ist die Kirche im Kontext des baulichen und ideologischen Programms der Wiener Ringstraße zu betrachten, die die Stadtplanungshistorikerin Renate Banik-Schweitzer treffend als »politisches Freilichtmuseum« des 19. Jahrhunderts bezeichnet hat. Als Mythos verkörpere die Ringstraße das »Arrangement des Staates – konkret des ›ancien régime‹ – mit der bürgerlichen Gesellschaft«.[4] In der Tat lassen sich an der städtebaulichen Raumfigur und der Architektur des Rings Wiener Stadtpolitik *und* österreichische Geschichtspolitik nach 1848 ablesen. Lutz Musner und Wolfgang Maderthaner zeigen in ihrer Studie über »Die Anarchie der Vorstadt«, inwiefern mit dem Bau der Ringstraße die sozialräumliche Ausgrenzung des »anderen Wien« der Vorstädte verstärkt und festgeschrieben wurde.[5] Die »sozial segregierende Architektur der ›Ringstraßenzeit‹« ist für sie »Teil einer doppelten Faltung städtischen Terrains« und damit »räumlich-territorialer Ausdruck von Macht und Abhängigkeit, von sozio-kultureller Marginalisierung und ökonomischer Integration«. Denn – so Musner und Maderthaner weiter – »zum einen schreibt sich in den Vorstädten eine harte, Fakten und Strukturen schaffende Signatur von Fabriken und Industrialisierung des Alltags, rasanter Stadterweiterung,

3 Wie schon der Beitrag zur Wallfahrtskirche Mariahilf ist auch dieser Text im Zusammenhang mit einer Kirchenführung für das Begleitprogramm der Ausstellung »Heilige in Europa. Kult und Politik« des Österreichischen Volkskundemuseums entstanden. Für Anregungen und Unterstützung danke ich einmal mehr Birgit Johler, Herbert Nikitsch und Margot Schindler. Diverse sachliche Hinweise verdanke ich auch den TeilnehmerInnen meiner Lehrveranstaltung am Institut für Europäische Ethnologie im Wintersemester 2010/11 »Kirchen verstehen: Zur symbolischen Ordnung sakraler Räume«, namentlich Michaela Haibl, Johann Heinrich, Ulrike Hübner und Julia Lutz.

4 Renate Banik-Schweitzer: Ring-rund. Die Ringstraße als Ort politischer Öffentlichkeit und staatlicher Repräsentation. In: Dies. u.a. (Hg.): Wien wirklich. Der Stadtführer. Wien 1996, S. 136–143, hier S. 136.

5 Lutz Musner, Wolfgang Maderthaner: Die Anarchie der Vorstadt. Das andere Wien um 1900. Frankfurt a.M. 1999.

Zinskasernenbau und expansiven Verkehrs- und Kommunikationsadern ein [...]. Zum anderen wird die Vorstadt zu einem Projektionsfeld der Herrschaft, in dem sich wirtschaftliche Unterwerfungsinteressen mit Vorstellungen eines ›Anderen da draußen‹ als einem Vexierbild der Moderne vermengen«.[6] Gleichzeitig wird die Ringstraße selbst zu einer Fassade der Macht, die sich historisch tradierter Formen politischer Repräsentation bedient: Die Börse etwa ist im Renaissancestil gehalten und verweist damit auf den italienischen Ursprung des Bankwesens. Die Universität, ebenfalls ein Neorenaissancebau, erinnert an die Universitätsgründungen des 15. und 16. Jahrhunderts und deren Bezugnahme auf die Antike. Das Wiener Rathaus nimmt hingegen den Stil der flämischen Gotik und damit die starke kommunale Tradition der niederländischen Städte auf. Das Parlament präsentiert sich in einer Melange aus griechischer und römischer Antike, die u.a. auf die attische Demokratie verweist, das neobarocke Burgtheater dagegen spielt auf die Blütezeit des Theaters im 17. und 18. Jahrhundert an. Jedes einzelne Bauwerk der Ringstraße repräsentiert über die Adaptation eines spezifischen Baustils historische Traditionslinien, die seiner aktuellen Funktion entsprechen, die ihm aber auch symbolische Legitimation verleihen. Zusätzlich garniert mit eine Reihe monarchischer und bürgerlicher Denkmäler von Maria Theresia bis Friedrich Schiller, ist der seit den 1850er Jahren neu entstandene Boulevard um die Innere Stadt also in der Tat als ein »politisches Freilichtmuseum« zu lesen – und damit als ein Dokument der politischen Kultur des 19. Jahrhunderts, innerhalb derer Architektur und Städtebau wichtige Medien staatlicher und bürgerlicher Selbstrepräsentation waren.[7]

6 Ebd., S. 51.

7 Vgl. dazu die umfassende Dokumentation Renate Wagner-Rieger (Hg.): Die Wiener Ringstraße – Bild einer Epoche. Die Erweiterung der Inneren Stadt unter Kaiser Franz Joseph. 11 Bände, Wiesbaden 1970–1981. Zum Verständnis von Architektur und Städtebau als Ausdruck politischer Kultur allgemein vgl. die Sammelbände Martin Warnke (Hg.): Politische Architektur in Europa. Vom Mittelalter bis heute. Repräsentation und Gemeinschaft. Köln 1984; Hermann Hipp, Ernst Seidl (Hg.): Architektur als politische Kultur. Berlin 1996; Ernst Seidl (Hg.): Politische Raumtypen. Zur Wirkungsmacht öffentlicher Bau- und Raumstrukturen im 20. Jahrhundert (=Jahrbuch der Guernica-Gesellschaft, 11). Göttingen 2009. Vgl. auch die neue architektursoziologische Studie von Heike Delitz: Gebaute Gesellschaft. Architektur als Medium des Sozialen. Frankfurt a.M. 2010.

Abb. 1 Votivkirche, Gesamtansicht

Doch weiter zur konkreten Geschichte der Votivkirche und ihrem politischen Kontext. Ohne die Ereignisse des Jahres 1848 wäre weder die Entstehung noch das reichhaltige ikonographische Programm dieses Kirchenbaus zu verstehen – der Bau ist gleichsam als ein obrigkeitliches Herrschaftszeichen gegen die bürgerliche Revolution zu lesen. Der Widerstand gegen das restaurative »System Metternich« hatte auch die Legitimationsgrundlagen der Monarchie schwer beschädigt. Während die Innere Stadt zum Schauplatz eines Aufstands der studentischen »Akademischen Legion« wurde, nahmen aufständische Arbeiter Fabriken, Geschäfte und die Linienämter der Vorstädte ins Visier. Hier artikulierte sich erstmals das von Musner und Maderthaner genannte vorstädtische »Andere da draußen« als politische Formation.[8] Nach der gewaltsamen Niederschlagung der revolutionären Bewegungen in Wien und den Kronländern folgte eine umfassende Reform von oben. Der schwache Kaiser Ferdinand I. musste abtreten, als sein Nachfolger wurde der erst 18 Jahre alte Franz Joseph I. inthronisiert. Gut vier Jahre später, am 18. Februar 1853, wurde der neue Kaiser zur Zielscheibe eines vermutlich politisch motivierten Attentats: Der ungarische Schneidergeselle János Libényi attackierte Franz Joseph auf der Kärntnerbastei mit einem Messer, durch das Eingreifen des kaiserlichen Adjutanten sowie eines Passanten blieb der Kaiser aber unversehrt. Die Hinrichtung Libényis am 26. Februar auf dem Wienerberg bei der Spinnerin am Kreuz war eine der letzten öffentlichen Exekutionen in Wien.

Noch am Abend des Attentats fand in St. Stephan ein Dankgottesdienst statt, über den der Jurist Johann Ritter von Perthaler dichtete: »Und das Gebet erhebt sich zu den Sternen, / Es schwillt und strömt hinaus, ein mächtger Strom / Bis an des Reiches Grenzen, an die fernen, / Nur ein Gefühl – Das ganze Reich ein Dom!«.[9] Wenige Tage später, am 27. Februar 1853, veröffentlichte dann Erzherzog Ferdinand Maximilian einen Text, in dem er zum Bau einer Dankes- und Votivkirche aufrief. Darin heißt es, in Anspielung auf den abgehaltenen Dankgottesdienst: »Im Hause Gottes haben wir die Errettung Sr. Majestät gefeiert und ein Gotteshaus wird das schönste Denkmal sein, durch welches

8 Vgl. dazu in aller Kürze Karl Vocelka: Geschichte Österreichs. Kultur – Gesellschaft – Politik. München 2002, S. 198–205.

9 Zit. nach Werner Telesko: Kulturraum Österreich. Die Identität der Regionen in der bildenden Kunst des 19. Jahrhunderts. Wien, Köln, Weimar 2008, S. 92.

Österreichs Dankbarkeit und Freude sich der Welt ankündigen kann«.[10] Das Bauvorhaben wurde auf diese Weise zum Symbol der Allianz von Staat und Kirche und zeigte Österreich als »katholische Großmacht«.[11] Ein besonderer Stellenwert in diesem Narrativ kam der religiösen Aufladung der Person des Kaisers zu: In diesem Sinne heißt es in Johann Gabriel Seidls Fassung der Kaiserhymne von 1854: »Gott erhalte, Gott beschütze unsern Kaiser, unser Land! Mächtig durch des Glaubens Stütze, führ' er uns mit weiser Hand«.[12] Die symbolische Verbindung von Thron und Altar hatte im Rahmen eines katholischen Reichsgedankens eine lange Tradition in Österreich, veränderte sich aber in ihrer konkreten politischen Botschaft: Während die barocke Karlskirche – ihrerseits auch eine Votivkirche –[13] als das religionspolitische Denkmal der Gegenreformation in Österreich gelten kann, stellt die Votivkirche ein »geistliches Reichsheiligtum« der Doppelmonarchie dar,[14] das nicht nur die Integrität und göttliche Legitimation des Kaiserhauses, sondern nun auch die Einheit und Geschlossenheit des habsburgischen Reichsverbandes demonstrieren sollte. Kaiser Franz Joseph selbst gewann – zumindest in katholischen Kreisen – durch das verhinderte Attentat an Popularität, wozu besonders das in zahllosen Schriften ausgebreitete sowie in Denkmälern und Votivbildern ikonisierte Motiv des »göttlichen Schutzes« beitrug.[15] Apologetische Texte wie Anton Zieglers »Vaterländische Denk-Blätter über das Attentat auf die allerhöchste Person Sr. kaiserl. königl. apostolischen Majestät Franz Joseph I.« schilderten ausführlich die Dankzeremonie und Segnung des Kaisers in St. Stephan und festigten so die Assoziationskette zwischen Reichskathedrale und kaiserlichem Gottesgnadentum.[16] Der Architekt und Dombaumeister von

10 Zit. nach Telesko (wie Anm. 9), S. 92.

11 Vgl. Helmut Rumpler: Eine Chance für Mitteleuropa. Bürgerliche Emanzipation und Staatsverfall in der Habsburgermonarchie (Österreichische Geschichte 1804–1914). Wien 1997, S. 344–347.

12 Zit. nach Rumpler (wie Anm. 11), S. 347.

13 Der Bau der Karlskirche wurde von Kaiser Leopold VI. anlässlich der Pestepidemie von 1713 gelobt, vgl. dazu in aller Kürze den Eintrag »Karlskirche« in Felix Czeike (Hg.): Historisches Lexikon Wien, Band 3. Wien 1994, S. 458–459.

14 Ernst Bruckmüller: Nation Österreich. Kulturelles Bewußtsein und gesellschaftlich-politische Prozesse. Wien, Köln, Graz 1996, S. 100.

15 Vgl. Telesko (wie Anm. 9), S. 76–91.

16 Anton Ziegler: Vaterländische Denk-Blätter über das Attentat auf die allerhöchste Person Sr. kaiserl. königl. apostolischen Majestät Franz Joseph I., Wien 1853.

St. Stephan Leopold Ernst forderte anlässlich des neuen Bauvorhabens: »Das Werk soll nach Jahrhunderten Zeugniß geben von dem religiösen Sinne, dem Culturzustande der Gegenwart, der Untertanentreue, Hingebung und Liebe zu dem erhabenen ah. Kaiserhause, dem mächtigen Regentenstamme einer so reichen Monarchie wie das gewaltige Österreich aller Ehren voll [...] – eine Monumentalkirche, welche eine ganze Monarchie errichtet«.[17] Der Baustil, über den sich solche Botschaften transportieren ließen, war die (Neo-)Gotik – sie wurde im 19. Jahrhundert zum Medium einer »systematisch-ideologischen Annäherung an das christliche Kunsterbe des Mittelalters«.[18] Wenn Johann von Perthaler am 18. Februar akklamierte: »Das ganze Reich ein Dom!«, dann verwies er implizit auch auf Karl Friedrich Schinkels Ideen zu einem »Dom aller Deutschen« und die nationale Bewegung, die mit dem Weiterbau des gotischen Kölner Doms in Deutschland verbunden war.[19] Und so findet sich bereits in dem von Erzherzog Ferdinand Maximilian unterzeichneten Aufruftext die klare Forderung, »dass dieses Gotteshaus im gothischen Style errichtet werde, welcher ohne Zweifel am besten geeignet ist dem Aufschwunge und Reichthume des christlichen Gedankens einen Ausdruck zu geben«.[20]

Ein wesentlicher Aspekt der Planungsgeschichte der Kirche war auch das Vorhaben, hier – nach dem Vorbild der Westminster Abbey oder des Pariser Panthéon – eine »Ruhmeshalle« der österreichischen Geschichte einzurichten. Moriz Thausing, Autor einer der wichtigsten Programmschriften zur Votivkirche, schlug sogar vor, nach der Auflassung der Linienfriedhöfe die Überreste Beethovens, Schuberts, Grillparzers und anderer Künstler im Kirchenraum beizusetzen.[21] Dazu und überhaupt zur Ausgestaltung einer österreichischen »Ruhmeshalle« ist es nie gekommen – das einzige Monument, an dem sich diese Idee heute noch ablesen lässt, ist das aktuell in der Rosenkranzkapelle aufgestellte Grabmal für Niklas Graf Salm, den leitenden Militär bei der Verteidigung Wiens gegen die Türkenbelagerung 1529. Dass der Bau bereits vor

17 Zit. nach Telesko (wie Anm. 9), S. 92.

18 Ebd., S. 85.

19 Vgl. dazu u.a. Hugo Borger (Hg.): Der Kölner Dom im Jahrhundert seiner Vollendung. Ausstellungskatalog, 2 Bände. Köln 1980; Thomas Nipperdey: Der Kölner Dom als Nationaldenkmal. In: Historische Zeitschrift 233, 1981, S. 595–613.

20 Zit. nach Telesko (wie Anm. 9), S. 92.

21 Vgl. ebd., S. 93–94.

seiner Weihe sowohl zur Garnisonkirche als auch zur Universitätskirche bestimmt wurde,[22] zeigt den umfassenden Anspruch dieses Nationaldenkmals, das nicht nur die Amalgamierung von Staat und Kirche repräsentierte, sondern auch Militär und Wissenschaft als integrale Bestandteile des politisch-religiösen Komplexes ausdeutete. In diesem Sinne kann die Votivkirche als ein reaktionäres »Superzeichen« der Monarchie und ihrer Herrschaftsinstitutionen verstanden werden – einer Monarchie, die 1848 in die Krise geraten war und durch die Adaption nationalromantischer Pathosformeln an Boden zu gewinnen suchte. Die historistische Repräsentationsarchitektur der »Ringstraßenzeit« war der ideale Träger solcher Botschaften: Werner Telesko hat in seiner neuen mediengeschichtlichen Interpretation des 19. Jahrhunderts gezeigt, wie im Zuge der »Ästhetisierung und Theatralisierung aller Lebensbereiche«[23] besonders Bauwerke und Denkmäler zu bevorzugten visuellen Medien politischer Kommunikation wurden.[24] Gerade die Solidität und Massivität der »gebauten Politik« schien historische Kontinuität und obrigkeitliche Legitimation unter Beweis zu stellen. In diesem Sinne schreibt Horst Schwebel in der »Theologischen Realenzyklopädie« über die Votivarchitektur des 19. Jahrhunderts: »Votiv- und Gedächtniskirchen als eine traditionelle Erscheinung erreichten im 19. Jh., im Zuge einer Entwicklung, die historische Vergewisserung und Bestätigung gerade im Denkmal suchte, einen neuen Stellenwert innerhalb der städtischen Bebauung. Religiöse Bindung und weltlich-politische Ziele gingen dabei meist eine feste Verbindung ein«.[25]

An dem ausgeschriebenen Wettbewerb zur Errichtung einer Votivkirche hatten sich 75 Architekten beteiligt – den ersten Preis und damit den Zuschlag erhielt der erst 26 Jahre alte Heinrich von Ferstel, der damit eine höchst erfolgreiche Architektenlaufbahn begann. Was

22 Als Universitätskirche fungiert die Votivkirche heute noch, Garnisonkirche ist sie hingegen nie wirklich gewesen. Zudem übernahm der Museumstrakt des schon in den 1850er Jahren fertiggestellten Arsenals im Wiener Südosten bereits die Funktion einer militärischen »Ruhmeshalle«, so dass sich die Militärs auch in dieser Hinsicht nicht um die Votivkirche bemühen mussten. Vgl. Rumpler (wie Anm. 11), S. 360–361.

23 Werner Telesko: Das 19. Jahrhundert. Eine Epoche und ihre Medien. Wien, Köln, Weimar 2010, S. 7.

24 Ebd., S. 119–156.

25 Horst Schwebel: Kirchenbau. In: Theologische Realenzyklopädie, Band 18. Berlin 1989, S. 421–528, hier S. 510.

das Programm seines ersten bedeutenden Werkes angeht, zeigen schon die Daten der Baugeschichte den Primat der Politik über die Liturgie an: Die Grundsteinlegung fand am 24. April 1856 statt – und damit am zweiten Hochzeitstag von Franz Joseph und Elisabeth. Auch die Weihe der Kirche im Jahr 1879 fiel auf den 24. April und damit exakt auf den Tag der Silberhochzeit des Kaiserpaares.[26] Die religiöse Funktion des Kirchenbaus war also von Beginn an seiner Bedeutung als Denkmal und Erinnerungsort des Kaiserhauses untergeordnet, dem plötzlichen politischen Ereignis von 1848 wurde die »selbstreferentielle Zeiteinteilung« monarchischer Jubiläen als »Säkularisate« des christlichen Festkalenders entgegengesetzt.[27] Auch dass die Kirchenfassade nicht – wie in der sakralen Architektur seit dem späten Mittelalter üblich – nach Westen, sondern nach Südosten ausgerichtet wurde, zeigt den Vorrang der politischen über die religiöse Funktion der Kirche an: Die der Stadt und der entstehenden Ringstraße repräsentativ zugewandte Lage der Fassade war fester Bestandteil von Ferstels städtebaulicher Planung, die traditionelle, liturgisch und heilsgeschichtlich motivierte Orientierung des Sanktuariums war demgegenüber weniger entscheidend.[28] Für Bauplatz und Positionierung sprach auch die Tatsache, dass die Fassaden von St. Stephan und seinem neugotischen Pendant auf diese Weise einander ge-

26 Eine ähnliche Geschichtspolitik wurde auch bei der Weihe des 1880 fertiggestellten Kölner Doms verfolgt. Obwohl es auch möglich gewesen wäre, das Datum der Grundsteinlegung 1248 – den 15. August, also Mariae Himmelfahrt – auch für die Weihe zu wählen, entschied man sich für den 15. Oktober als Datum für die Feierlichkeiten: den Geburtstag von König Friedrich Wilhelm IV., der sich für den Weiterbau eingesetzt hatte. Schon aus der mittelalterlichen Reichskirche kennen wir eine solche Sakralisierung von Herrscherpersönlichkeiten über Weihedaten. So wurde der Bamberger Dom im Jahr 1012 am Geburtstag seines Stifters Heinrich II. geweiht. Vgl. Norbert Ohler: Die Kathedrale. Religion – Politik – Architektur. Düsseldorf 2007, S. 387.

27 Vgl. Telesko (wie Anm. 23), S. 70–74.

28 Freilich ist die Ostausrichtung von Kirchenbauten zu keiner Zeit eine feststehende Regel gewesen – vielmehr existierte daneben auch noch eine starke Tradition »more romano«, denn sowohl die Lateransbasilika als auch die Peterskirche weisen mit Apsis und Hochaltar gen Westen. Vgl. dazu Matthias Untermann: Handbuch der mittelalterlichen Architektur. Darmstadt 2009, S. 34–36.

nau gegenüberstanden – der alte und der neue »Reichsdom« wurden so in eine axiale Beziehung zueinander gestellt.[29]

Im Skulpturenschmuck der Fassade lässt sich kein eindeutiges Programm im Sinne einer »Ordnung der Heiligen« ausmachen. Die Fassade zeigt vielmehr einen heilsgeschichtlichen Gemischtwarenladen, in dem quer durch Altes Testament, Neues Testament, Apokryphen und Legenda Aurea kaum eine wichtige Gruppierung fehlt: Präsent sind Propheten, Apostel, Engel, Evangelisten und Märtyrer, im Zentrum steht Christus, daneben finden sich aber auch Darstellungen aus der Schöpfungsgeschichte und mariologische Motive. Eingestreut sind allerdings – und hierin zeigt sich doch wiederum eine politische Konnotation dieses Figurenarsenals – Patrone der habsburgischen Kronländer wie Koloman, Virgil, Joseph, Leopold, Johannes Nepomuk, Wenzel, Spiridon, Michael, Kyrill und Method sowie die Könige Stephan und Ladislaus. Auch Namenspatrone der Kaiserfamilie sind vertreten: Franz von Assisi, Elisabeth, Sophia und Maximilian.[30] Im Inneren der Kirche setzt sich dieses Prinzip fort: Die von Ferstel selbst entworfenen Malereien der Gewölbe zeigen christliche Symbole und Symbolfiguren in einer ähnlichen motivischen Häufung wie an der Fassade, eingebettet in einen sich über das Kirchenschiff erstreckenden Stammbaum Christi (»Wurzel Jesse«). An den Arkadenwänden des Langhauses finden sich dann die Wappen aller im »Großen Titel« des Kaisers genannten Reichsteile und Provinzen, bis hin zu phantastischen Herrschaftstiteln wie dem eines »Königs von Jerusalem«, dessen Wappen ganz vorn beim Querhaus zu besichtigen ist.[31]

29 In einem Detail der Kanzel findet sich im Übrigen auch eine Anspielung auf St. Stephan: Wie dort schon Anton Pilgram, der zeitweise die Dombauhütte leitete, hat sich hier auch Heinrich Ferstel mit einer Portaitplastik verewigt. Vgl. Joseph Farrugia: Votivkirche in Wien. Ried im Innkreis 1990, S. 34.

30 Die ikonographischen Deutungen nach Justus Schmidt/Hans Tietze: Dehio Wien (Die Kunstdenkmäler Österreichs). 6. Auflage Wien 1973, S. 383.

31 Der »Große Titel« des Kaisers war bis 1918 in Gebrauch und lautet in seiner vollen Formulierung: »Franz Joseph I., von Gottes Gnaden Kaiser von Oesterreich; König von Ungarn und Böhmen, König der Lombardie und Venedigs, von Dalmatien und Croatien, Slavonien, Galizien, Lodomerien und Illyrien; König von Jerusalem etc.; Erzherzog von Oesterreich; Grossherzog von Toscana und Krakau; Herzog von Lothringen, von Salzburg, Steyer, Kärnthen, Krain und der Bukowina; Grossfürst von Siebenbürgen; Markgraf von Mähren; Herzog von Ober- und Nieder-Schlesien, von Modena, Parma, Piacenza und Guastalla, von Auschwitz und Zator, von Teschen, Friaul, Ragusa und Zara; gefürsteter Graf von Habsburg und Tirol, von

Diese Wappenreihe belegt den umfassenden Herrschaftsanspruch des Kaiserhauses ebenso wie die Idee eines einmütig hinter dem Monarchen und seiner Denkmalkirche stehenden Reichsverbandes – ganz im Sinne des kaiserlichen Mottos »Viribus Unitis!«, das die Reihe an der südlichen Langhauswand eröffnet.[32] Die in der Revolution, den Sezessionsbewegungen und letztlich wohl auch dem Attentat selbst zum Ausdruck gekommene Krise des Reiches bleibt hier freilich ausgeblendet.

Auch die Glasfenster der Votivkirche vermittelten bis zu ihrer Zerstörung im Zweiten Weltkrieg ein ausgefeiltes ikonographisches Programm, in dem sich »christliches Heilsgeschehen und Herrscherpropaganda unaufhörlich miteinander verschränkten«.[33] Als leuchtendes »Bilderbuch« der Geschichte eines christlichen Österreich – einer »wahren Austria Sancta«[34] – erfüllten sie ersatzweise die Funktion der nie realisierten »Ruhmeshalle«. So verknüpfte etwa das sogenannte »Kronprinzenfenster« eine Darstellung des Kronprinzen Rudolf mit seinen drei Schwestern Gisela, Sophie und Marie Valerie mit einem Bild der Heiligen Familie mit Elisabeth, Zacharias und Johannes dem Täufer.[35] Andere Fenster versinnbildlichten vor allem die Einheit und Geschlossenheit der Monarchie, wie beispielsweise das Ferdinand-Max-Fenster, das den Erzherzog und späteren Kaiser von Mexiko im Ornat des Heiligen Vlieses zeigte, umringt von den als Mädchen in wappengeschmückten Kleidern dargestellten Nationen des Reichs.[36] Weitere Mitglieder der kaiserlichen Familie und anderer Stifterfamilien waren zusammen mit ihren heiligen Namenspatronen in den Glasfenstern zu sehen. In die-

Kyburg, Görz und Gradiska; Fürst von Trient und Brixen; Markgraf von Ober- und Nieder-Lausitz und in Istrien; Graf von Hohenembs, Feldkirch, Bregenz, Sonnenberg etc.; Herr von Triest, von Cattaro und auf der Windischen Mark; Grosswojwod der Wojwodschaft Serbien etc.«. Zit. nach dem Militär-Schematismus des Österreichischen Kaiserthumes für 1863. Wien 1863, S. 7.

32 Eine ähnliche Behauptung findet sich in der weithin sichtbaren Inschrift an der Burggartenfassade der Neuen Hofburg, wo es beschwörend heißt: »His Aedibus Adhaeret Concors Populorum Amor« – »An diesen Bauten haftet die einmütige Liebe der Völker«.

33 Telesko (wie Anm. 9), S. 93.

34 Alfred Missong: Heiliges Wien. Ein Führer durch Wiens Kirchen und Kapellen. Wien 1948, S. 196.

35 Vgl. Claudia Mallinger: Die Votivkirche. Diplomarbeit Universität Wien 2008, S. 71.

36 Ebd., S. 70.

Abb. 2 Ausschnitt aus dem »Kaiserfenster«

ser Verflechtung von Heilsgeschichte, imperialer Einheitsbeschwörung und habsburgischem Familienmythos ist ein Prinzip zu erkennen, das Thomas Nipperdey als die »Säkularisierung christlicher, die Sakralisierung profaner Gehalte« bezeichnet hat.[37] Wie kaum ein anderer Wiener Kirchenbau exemplifiziert gerade die Votivkirche diese für die politische Repräsentationskultur des 19. Jahrhunderts charakteristische visuelle Strategie.

Die alten Darstellungen sind nach 1945 nicht rekonstruiert worden, die Fenster zeigen heute – mit Ausnahme des Kaiserfensters, von dem gleich die Rede sein wird – neue Motive, nehmen aber mit Nachdruck das Programm einer Apotheose des österreichischen Katholizismus auf. Beim Gang durch das nördliche Seitenschiff passiert man zunächst drei Kapellen, deren Fenster die Geschichte dreier marianischer Gnadenbilder und der zugehörigen österreichischen Wallfahrtsorte Absam, Maria Pötsch und Mariazell erzählen. Daran anschließend erinnert ein Guadelupe-Altar an die äußerst unglückliche Karriere Ferdinand Maximilians als Kaiser von Mexiko, mittels einer Inschrift wird der 1867

37 Thomas Nipperdey: Kirchen als Nationaldenkmal. Die Pläne von 1815. In: Lucius Grisebach, Konrad Renger (Hg.): Festschrift für Otto von Simson zum 65. Geburtstag. Frankfurt a.M., Berlin, Wien 1977, S. 412–431, hier S. 414.

ermordete Erzherzog »der Fürsprache Mariens von der Pfarrgemeinde ganz innig empfohlen«. Es folgt das Querhaus mit der Bischofskapelle, in welcher der erste Propst der Kirche, Godfried Marschall, bestattet ist. Die Fenster zeigen vier Bischöfe in ihrer Beziehung zu Österreich: den heiligen Ambrosius von Mailand, den heiligen Altmann, Enea Silvio Piccolomini und den heiligen Clemens Maria Hofbauer als Stadtpatron von Wien.[38] Die nördliche Querschiffkapelle wird aber beherrscht vom Kaiserfenster, das – wie gesagt – als einziges der alten Fenster nach den Originalzeichnungen wiederhergestellt worden ist. Es nimmt direkt Bezug auf das Attentat vom 18. Februar 1853 und formuliert eine zentrale Aussage des Kirchenbaus als »Dankeskirche«. Kaiser Franz Joseph wird von einem feuerspeienden Ungeheuer angegriffen, das von den Heiligen Michael und Joseph abgewehrt wird. Neben dem in Dankeshaltung vor einer Mariengruppe knienden Kaiser Franz Joseph steht der heilige Franz von Assisi, womit hier beide Namenspatrone des Kaisers – Franz und Joseph – versammelt sind. Im Maßwerk ist mehrfach das Wappen der Stadt Wien zu erkennen – das Kaiserfenster war eine Stiftung der Stadt und wurde 1964 auch auf Kosten der Stadt wiederhergestellt. Geradezu erstaunlich ist hier die drastische heilsgeschichtliche Deutung des Ereignisses von 1853, die den Attentäter Libényi zu einem Komplizen des Teufels erklärt. Die doppelte Attacke auf die habsburgische Politik – im erweiterten Sinne lässt sich die Darstellung auch als Kommentar zur bürgerlichen Revolution von 1848 lesen – wird entpolitisiert und in die Sphäre des absolut Bösen gerückt. Was Werner Telesko über den politischen Einsatz des damals äußerst beliebten Bildgenres der »Beweinung Christi« schreibt, gilt daher besonders für das Kaiserfenster: »Das ursprünglich heilsgeschichtliche Motiv erfuhr [...] eine radikale Verzeitlichung«.[39] Mehr noch: Gerade die Doppelstruktur von Historisierung der Heilsgeschichte und Enthistorisierung der Revolution konstituiert den ideologischen Sinngehalt dieser Darstellung.

Während das Kaiserfenster sozusagen das habsburgisch-monarchistische Programm des Kirchenbaus von 1879 repräsentiert, finden wir auf der gegenüberliegenden Seite – am südlichen Querschiffenster – neuere Darstellungen, die das karitative Sozialprogramm der Kirche und das christlichsoziale Weltbild glorifizieren. Im Mittelpunkt des Fensters

38 Vgl. Farrugia (wie Anm. 29), S. 28–29.
39 Telesko (wie Anm. 23), S. 79.

Abb. 3 Südliches Querschiff-Fenster mit christlichsozialem Figurenprogramm, darüber die Heiligen Severin und Martin

stehen zwei Heilige – Severin und Martin –, die in ihren guten Werken (Gefangene befreien, Nackte bekleiden) auf die christliche Caritas verweisen. Darunter findet sich eine Darstellung mit mehreren zentralen Figuren des Sozialkatholizismus in Österreich: Rechter Hand ist Kaiser Karl I. zu sehen, wie er Ignaz Seipel zum ersten Sozialminister der Welt ernennt. Links davon berät der Österreicher P. Albert Maria Weiß Papst Leo XIII. bei der Abfassung seiner Enzyklika »Rerum Novarum« 1891 und damit der großen programmatischen Auseinandersetzung der Amtskirche mit der sozialen Frage. Die Nationalratsabgeordnete Hildegard Burjan – erste Abgeordnete der Ersten Republik – kniet vor dem Kardinal und »Gesellenvater« Anton Gruscha, flankiert von den Arbeiterseelsorgern P. Anton Maria Schwarz und Rudolf Eichhorn.[40] Dieses Figurenprogramm an dieser Stelle verherrlicht geradezu die katholische Sozialreform und damit das politische Programm der christlichsozialen

40 Vgl. Farrugia (wie Anm. 29), S. 32.

Partei.[41] Neu sind die Abkehr von monarchistischen Motiven und die Bezugnahme auf die parlamentarische Demokratie, das alte nationale Narrativ der »Austria Sancta« wird aber in modernisierter und angepasster Form fortgeschrieben.

Die vier Fenster der östlich anschließenden Taufkapelle nehmen ebenfalls Bezug auf die Idee der christlichen Caritas und erzählen die Geschichte österreichischer Missionare, die während ihrer Missionstätigkeit in Indien, China, Afrika und Amerika ums Leben kamen.[42] Herausgegriffen sei das sogenannte Amerikafenster, das vier Szenen aus der Arbeit des steirischen Paters Johannes Ruthay zeigt: Oben eine Darstellung, wie Ruthay einem amerikanischen Einheimischen die Branntweinflasche vom Mund nimmt, unten bringt er den »Indianern« das Schmieden bei. Die zweite Szene von unten zeigt Ruthay mit der Geige in der Hand – ins Bild gesetzt wird hier die »Kulturnation Österreich«, kombiniert mit der Idee einer Zivilisierungsmission durch Kunst und Musik. Abschließend wird auch auf den gewaltsamen Tod des Missionars angespielt: Ein »Indianer« ist dabei zu sehen, wie er das Gift einer Schlange in einen Becher gibt, um Ruthay den tödlichen Trank zu verabreichen. Die Deutung des Todes der dargestellten Missionare als christliches Martyrium für den Glauben wird von vier weiteren plastischen Darstellungen in der Taufkapelle gestützt: nämlich Figuren der heiligen Märtyrer Katharina, Barbara, Laurentius und Stephanus – auch hier also wird die biblische und hagiographische Überlieferung herangezogen, um historische Personen im Bild zu sakralisieren. Protagonisten der österreichischen Geschichte werden in die umfassende »Visualisierung der gesamten Heilsgeschichte«[43] eingebunden.

41 Zur politischen Hagiographie allgemein vgl. Gottfried Korff: Politischer »Heiligenkult« im 19. und 20. Jahrhundert. In: Zeitschrift für Volkskunde 71, 1975, S. 202–220.

42 Farrugia (wie Anm. 29), S. 26–27.

43 Telesko (wie Anm. 9), S. 93.

Abb. 4 »Amerika-Fenster« in der Taufkapelle, Detail

Abb. 5 Das »Mauthausen-Fenster«
Alle Abb.: Jens Wietschorke

Im Zusammenhang mit dem Märtyrer-Narrativ ist das 1968 von der ÖVP gestiftete Mauthausen-Fenster am südlichen Seitenschiff von besonderem Interesse. Das Fenster zeigt die berüchtigte »Todesstiege« des Konzentrationslagers Mauthausen, einige Häftlinge und einen prügelnden SS-Aufseher. Oben ist der kreuztragende Christus zu sehen, links unten ein Mann mit segnender Geste, der als der Wiener Kaplan Heinrich Maier identifiziert worden ist.[44] Maier, der 1945 im Wiener Landesgericht enthauptet wurde und dabei ausgerufen haben soll: »Es lebe Christus, der König! Es lebe Österreich!«,[45] erscheint hier als Seelsorger und nimmt damit das Caritasmotiv der eben besprochenen Fenster auf. Im Rahmen einer österreichischen »Ruhmeshalle« ist die Darstellung doppelt problematisch: Zum einen stützt sie – vermittelt über das Passsionsmotiv – die Opferthese eines vom deutschen Nationalsozialismus unterworfenen Staats Österreich, wozu auch die Darstellung des die Hakenkreuzfahne zerreißenden Kriegsdienstverweigers Franz Jägerstätter im rechten Fenster der Kreuzkapelle beiträgt. Zum anderen drückt sich darin eine einseitige Christianisierung und Katholisierung des Mauthausen-Gedenkens aus: Erinnert wird nur an die katholischen Inhaftierten, ausgeschlossen bleiben die im Lager ermordeten Juden, Sinti und Roma, Homosexuellen, Euthanasieopfer sowie die Widerständler aus dem linken Lager. Auf der Grundlage des christlichen Märtyrergedankens wird eine einseitige Geschichte Mauthausens geschrieben, in der die Opfer der rassistisch begründeten NS-Vernichtungspolitik keinen Platz haben. Die Deutung Mauthausens als »Kalvarienberg Europas« wird als Produkt eines »katholisch-konservativen Geschichtsnarrativs nach 1945« kenntlich.[46]

Bei aller Verflechtung religiöser und politischer, sakraler und profaner Motive im Kirchenraum wird ein Grundprinzip der symbolischen Ordnung von Kirchenräumen doch auch in der »Ruhmeshalle« Votivkirche eingehalten: Das Sanktuarium bleibt ausschließlich für religiöse Themen reserviert. Das gilt für die opulente Malerei des Chorumgangs

44 Vgl. Karl Klambauer: Jesus im KZ. Das »Mauthausen-Fenster« in der Wiener Votivkirche: Von der Opferthese der Zweiten Republik zur Katholisierung des KZ-Gedenkens. In: Die Presse 26. April 2008, online verfügbar unter: http://diepresse.com/home/spectrum/zeichenderzeit/379761/Jesus-im-KZ (Zugriff: 26. Jänner 2011).

45 Ebd.

46 Ebd.

wie für die Fenster, die vor 1945 Szenen aus dem Leben Petri sowie dem Marienleben zeigten. Im Zentrum des Altars steht Christus, umgeben von einer Vielzahl alt- und neutestamentarischer Figuren sowie diversen Heiligen. Über das Prinzip der Namenspatrone ist aber auch hier das Kaiserhaus implizit Thema: Mit Karl Borromäus und Maximilian von Lorch sind die Patrone des Kaisers und des Erzherzogs Ferdinand Maximilian am Altar selbst präsent.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der monumentale Bau der Votivkirche die ostentative Selbstheiligung des habsburgischen Kaiserhauses und der österreichischen Nation ebenso dokumentiert wie die »katholische Geschichtskultur« im Österreich des 19. und 20. Jahrhunderts.[47] Intensiv wie selten in der Sakralarchitektur überlagern und verstärken sich hier profane und sakrale Bedeutungsgehalte und bilden so ein Narrativ von der göttlichen Legitimation der bestehenden politischen Ordnung. Die klassische Theorie, die an dieser Kongruenz religiöser und gesellschaftlicher Semantiken ansetzt, ist die Religionssoziologie Émile Durkheims. In seiner Untersuchung über die »elementaren Formen religiösen Lebens« von 1912 deckt Durkheim, ausgehend von dem als totemistisch gedeuteten Kult australischer Aborigines, universelle »Bauelemente« der Religion[48] auf und kommt so zu einer anspruchsvollen Deutung des Zusammenhangs von religiösen Formen und sozialem Leben. Der Theologe Matthias Sellmann hat in seinen Analysen zum Verhältnis von Religion und sozialer Ordnung ausführlich gezeigt, wie Durkheim Religion als »aktive Produzentin von gesellschaftlichen Verpflichtungsstrukturen« und damit als Funktionsmodus von Gesellschaft überhaupt interpretiert hat.[49] Umgekehrt bedeutet das, dass in alle Repräsentationen von Gesellschaft ein religiöser Bedeutungskern eingelassen ist. Gottfried Küenzlen formuliert in einem Referat zur Durkheimschen Soziologie diesen Zusammenhang folgendermaßen: »Religion und Gesellschaft sind untrennbar. Religion symbolisiert die

47 Vgl. dazu Ulrich Muhlack: Zur katholischen Geschichtskultur in Deutschland im 19. Jahrhundert. In: Johannes Fried, Thomas Kailer (Hg.): Wissenskulturen. Beiträge zu einem forschungsstrategischen Konzept (=Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel, 1). Berlin 2003, S. 105–118.

48 Emile Durkheim: Die elementaren Formen religiösen Lebens. Frankfurt a.M. 1994, S. 24.

49 Matthias Sellmann: Religion und soziale Ordnung. Gesellschaftstheoretische Analysen. Frankfurt a.M. 2007, S. 260.

transindividuelle Macht der Gesellschaft über den einzelnen, sie sichert die Bindung der einzelnen Gesellschaftsmitglieder an das gesellschaftlich Ganze; die Gesellschaft als das Heilige, weil dem einzelnen stets übermächtig vorgeordnete, bedarf symbolischer Sakralisierung, welche die Religion leistet. So feiert die Gesellschaft in der Religion letztlich sich selbst und die Religion ist als soziale Integration Erfüllung des Bedürfnisses nach solidarischer Zusammengehörigkeit durch die Präsenz überindividueller Gefühle und Vorstellungen«.[50] Von hier aus wird – wie die Wiener Kunstwissenschaftlerin Elisabeth von Samsonow ergänzt – die Sphäre des Sakralen »erstens als Zone für eine erhöhte produktive und erklärende Tätigkeit einer Gruppe oder Gesellschaft und zweitens als einfacher Index ›zu Bewahrendes, zu Tradierendes, zu Erinnerndes‹« bestimmbar.[51]

Die Votivkirche kann als ein paradigmatisches Beispiel für diese religiöse Tiefengrammatik kollektiver Repräsentationen interpretiert werden. Sie spiegelt zum einen in ihrer Verschränkung von Reichsgedanken und Heilsgeschichte die politische Kultur des 19. Jahrhunderts, zeigt aber auch, wie dieses Programm im 20. Jahrhundert weiter fortgeführt wurde: nämlich im Sinne einer christlichsozialen Erinnerungskultur, die als »produktive und erklärende Tätigkeit« eines ganz bestimmten sozialmoralischen Milieus kenntlich wird.[52] Im Mittelpunkt steht die Idee eines Martyriums für den Glauben, das sich hier allerdings als eminent politische Idee erweist – darauf deuten die zahlreichen profanen Erinnerungsorte im Kirchenraum hin: so etwa das 1951 geweihte Denkmal der Exekutive zum Gedenken an alle im Dienst ums Leben gekommenen »Kameraden« und eine Nische mit Gedenktafeln für gefallene Soldaten. Ob diese Polizisten und Militärs, die österreichischen »Märtyrer« der Heidenmission des 17. Jahrhunderts oder die NS-Opfer

50 Gottfried Küenzlen: Die Religionssoziologie Max Webers und Emile Durkheims: Ein bleibender Gegensatz. In: Društvena Istraživanja 15, 1995, S. 85–100, hier S. 89.

51 Elisabeth von Samsonow: Herstellung eines Nabels. Eine mnemotechnische Operation, ausgeführt von einem Architekten. In: Harald Tausch (Hg.): Gehäuse der Mnemosyne. Architektur als Schriftform der Erinnerung. Göttingen 2003, S. 61–77, hier S. 64.

52 Vgl. zum Begriff des »sozialmoralischen Mileus« den klassischen Aufsatz von M. Rainer Lepsius: Parteiensystem und Sozialstruktur: Zum Problem der Demokratisierung der deutschen Gesellschaft. In: Wilhelm Abel, Knut Borchardt, Hermann Kellenbenz u.a. (Hg.): Wirtschaft, Gesellschaft und Wirtschaftsgeschichte. Festschrift zum 65. Geburtstag von Eberhard Lütge. Stuttgart 1966, S. 371–393.

in Mauthausen – immer geht es um eine religiös-politische Sinnstiftung durch den Tod und damit einen obrigkeitlich gesteuerten Diskurs von »Helden und Opfern«.[53] Heute versteht sich die Votivkirche als »kosmopolitisches Gotteshaus«, der Pfarrer ist Tourismusseelsorger der Erzdiözese Wien. Damit soll – so die Homepage der Pfarre – »der Völker umspannende Gedanke« aufgegriffen werden, »der am Beginn der Stiftung der Votivkirche stand«.[54] Abgesehen davon, dass es sich bei diesem Gedanken vor allem um eine territorialpolitische Herrschaftsgeste handelte, bleibt die Frage offen, ob sich ein Bauwerk, in dessen ikonographischer Ausstattung sich durch und durch das enge Geschichtsbild des österreichisch-katholischen Konservativismus spiegelt, für eine solche neue Bedeutungszuschreibung überhaupt eignet. Kurzum: Wie kann das »Denkmal österreichischer Staatsmystik«[55] und »nationaler Selbstheiligung« zu einer kosmopolitischen Kirche umgedeutet werden? Bei aller Weltoffenheit und Toleranz der praktisch geleisteten Gemeindearbeit ist dafür sicherlich auch ein aufgeklärter und historisierender Blick auf das überkommene Inventar der Kirche und seine politische Semantik notwendig.

53 Als exemplarische Studie, die diesem Diskurs am Beispiel des Volkstrauertags in Deutschland nachgeht, vgl. Alexandra Kaiser: Von Helden und Opfern. Eine Geschichte des Volkstrauertags (=Campus Historische Studien, 56). Frankfurt a. M. 2010.

54 Vgl. http://www.votivkirche.at/_historie.htm (Zugriff: 26.01.2011).

55 Missong (wie Anm. 34), S. 194.

Neuerscheinung

Birgit Johler, Barbara Staudinger (Hg.):
Ist das jüdisch? Jüdische Volkskunde im historischen Kontext.
Beiträge der Tagung des Instituts für jüdische Geschichte Österreichs und des Vereins für Volkskunde in Wien vom 19. bis 20. November 2009 im Österreichischen Museum für Volkskunde

Dieser Band dokumentiert die Beiträge der 2009 im Österreichischen Museum für Volkskunde stattgefundenen internationalen und interdisziplinären Tagung »Ist das jüdisch? Jüdische Volkskunde im historischen Kontext«. Forscherinnen und Forscher aus den Bereichen der Geschichte, Kunst- bzw. Architekturgeschichte, Literaturwissenschaft, Volkskunde/Empirische Kulturwissenschaft aber auch der Jewish Cultural Studies diskutieren aus wissenschaftshistorischer und auch museologischer Perspektive die um 1900 als Reaktion auf veränderte Lebenssituationen, auf den Wandel der Werte und Normen in der jüdischen Gesellschaft entstandene »Jüdische Volkskunde«. Der Band gewährt nicht nur Einblicke in den aktuellen Wissensstand, in aktuelle Arbeiten und Fragestellungen, sondern zeigt auch Themen und Orte für zukünftige Forschungen auf.

Mit Beiträgen von
Christoph Daxelmüller, Klaus Hödl, Joachim Schlör, Margot Schindler, Magda Veselská, Martha Keil, Peter Hörz, Barbara Staudinger, Samuel Spinner, Naomi Feuchtwanger-Sarig, Ulrich Knufinke, Stefan Litt und Bernhard Tschofen.

Wien 2010, 285 Seiten, s-w Abb., brosch.
ISBN 978-3-900358-30-3
(=Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 24, zugleich Sonderdruck aus: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LXIV/113)
€ 24,- (exkl. Versand), € 16,- (für Mitglieder des Vereins für Volkskunde, exkl. Versand)

Bestellungen
Verein für Volkskunde/Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15-19, A-1080 Wien
Tel. +432/4068905, Fax +431/408 53 42
E-mail: office@ volkskundemuseum.at

Chronik der Volkskunde

Mit Dingen erzählen: Die Schausammlung.
Eine Tagung des Vorarlberger Landesmuseums, der Museumsakademie Joanneum und des Instituts für Kunst im Kontext, Universität der Künste Berlin (Bregenz, 4.11.2010)

Bregenz hat eine Kulturbaustelle. Die Baugrube ist von einer blickdichten Einfriedung aus grau lackierten Grobspannplatten umgeben. Tausende darauf angebrachte Karteikarten aus Kunststoff bilden eine Sammlungsmatrix, die das neu entstehende Vorarlberger Landesmuseum temporär nach außen kehrt – Kunst am Bau. Die Bautafel nennt die Errichtungskosten von 33,25 Millionen Euro, Baubeginn April 2010, geplante Fertigstellung 2012. Von einem solchen Resultat politischer Willensbildung kann im Osten Österreichs nur geträumt werden. Diese Entwicklung fand während der Direktion von Tobias Natter statt, der auch das Konzept für eine Neuaufstellung lieferte. Doch herrschte zuletzt kein Frieden hinter dem Bauzaun bezüglich der inhaltlichen Ausrichtung des zukünftigen Museums. In Bregenz formierte sich im Jahr 2009 eine Front aus Kulturschaffenden und Medienpersönlichkeiten gegen die Vorgangsweise des derzeitigen Direktors bei der Erstellung des inhaltlichen Konzepts. Die »Kulturzeitschrift« publizierte hierzu mehrere Beiträge (Februar 2010: »Vorarlberger Landesmuseum als Überraschungsei« sowie April 2010: »›Geheimsache Museum‹. Über das Projekt ›Vorarlberger Landesmuseum‹, das hinter verschlossenen Türen entsteht«). Die Gruppe der Kritiker begehrte Einlass in die inhaltlichen Vorbereitungsarbeiten eines Museums, das die Landesgeschichte in all ihren Facetten abbilden sollte. Ein wissenschaftlicher Beirat wurde eingerichtet. Auf Kritik wurde programmatisch reagiert: Unter dem Titel »Relaunch. Das Museum neu denken« wurde in Zusammenarbeit mit der Museumsakademie Joanneum in Graz und dem Institut für Kunst im Kontext in Berlin eine Tagungsreihe gestartet. Die Ergebnisse der ersten Veranstaltung vom März 2010 liegen als Sammelband »Die Ordnung der Dinge. Das Schaudepot«[1] vor.

Die thematische Setzung der zweiten Veranstaltung im November 2010 fokussierte auf die Schausammlung als Medium im Spannungsfeld

1 Tobias Natter, Bettina Habsburg-Lothringen, Michael Fehr (Hg.): Das Schaudepot – Offenes Magazin oder Inszenierung. Bielefeld 2010.

von zentraler musealer Aussage, Geschichtskonstruktion und Bedeutungsverlust des historischen Objekts zugunsten leicht konsumierbarer Erzählung.

»Mit Dingen erzählen: Die Schausammlung« – so der Titel der Tagung – zeigte mit aller Deutlichkeit die Bandbreite museologischer Konzeption in Bezug auf Inhalt und Publikum. In der Diskussion wurden immer wieder potentielle Konfrontationslinien zwischen den Perspektiven berührt. Letztendlich gilt es wohl, institutionellen Erfolg unterschiedlich zu bilanzieren.

Michael Fehr, Direktor des Instituts für Kunst im Kontext, übte in seinem Beitrag Kritik am gegenwärtigen Einsatz von Objekten. Anstatt das Objekt im Kontext des *Point of Sale* zu positionieren, wäre eine Konzentration auf den Sehsinn die Grundlage für eine Form der mehrschichtigen Erzählung. Es gilt, so Fehr, die Kontraste zwischen wörtlichen und bildlichen Erzählstrukturen herauszuarbeiten. Unterschiedliche Wahrnehmungsebenen durch mediale Interventionen zu erzeugen bzw. zu ersetzen, löst das Museum tendenziell auf. Anhand mehrer Bildbeispiele, im Sinne einer komplexen Bildanalyse, beschrieb er, wie durch den »gefassten Moment« Reflexion im Betrachter erzeugt wird. Nicht nur die Ikonographie sondern auch die Positionierung der Gegenstände zueinander wirken sich entsprechend stark aus. Fehr führte eine Versuchsanordnung vor, in der Figuren vor einem neutralen Hintergrund verschoben werden. Dadurch entstehen neue Bezugssysteme, die sich wesentlich auf die Erzählung auswirken. Diese Methode – als Anmerkung des Autors – bietet attraktive partizipative Interventionsmöglichkeiten im Rahmen von Vermittlungsprogrammen. »*Be a curator*« als Motto vorangestellt, ermöglicht solcherart die Veränderung von Erzählhierarchien wie -strukturen durch Besucherinnen und Besucher.

Fehr ortet in den Museen den Fehler bei der kuratorischen Festlegung, die Objekte nur in Bezug auf den Betrachter zu positionieren. Der Fokus auf die Präsentation verstärkt die Objektivierungstangente und nimmt gleichzeitig dem Objekt den letzten Rest Eigenleben. Oft unterstützt eine starke Inszenierung das implizite Verbot, die Dinge miteinander kommunizieren zu lassen. Fehr verweist hier auf die Möglichkeiten unterschiedlicher Erzählstrukturen, die zwischen beständiger Wiederholung und prägnanten Szenen oszillieren könnten. Den Kunstmuseen gesteht er gegenüber den Kulturmuseen den Vorteil zu, auf Grund des Materialcharakters dem Subjektiven größeren Freiraum lassen zu können. In den Kulturmuseen herrscht weitläufig das Prinzip

der Objektivierung vor, die sich meist durch die Storyline ergibt. Um in den Kulturmuseen die Neugier zu wecken, schlägt er vor, Dinge in dem Sinn zu zeigen, wie Wissen entsteht und deutet damit prozessuale Displays an.

Michael Parmentier, Humboldt-Universität zu Berlin, stellte in seinem Beitrag die notwendige wissenschaftliche Expertise hinter der Erzählung der Problematik gegenüber, dass viele potentielle BesucherInnen schon im Vorfeld einer Auseinandersetzung im Museum durch eben diese Aura der Wissenschaftlichkeit abgeschreckt werden. Wenn die Erzählung aber »revisionsoffen« ist, bleibt die Chance der Einbindung des Publikums. Fehrs Kritik am Bedeutungsverlust der Dinge teilt Parmentier und warnt, die Objekte in der Erzählung nicht illustrativ zurückzulassen. Dinge stiften Bedeutung durch Abgrenzung zu anderen Dingen. Dieser differenzielle Kontext ändert sich laufend, daher kommt es zu Bedeutungsschichtungen – Polyvalenzen. Im Idealfall hebt die Kuratorenschaft im Sinne der Aufklärungsarbeit die Schichten der Objekte, die Ausstellung »macht sichtbar«. Ausstellungen machen ist generell eine experimentale Situation so Parmentier, der in der Diskussion der Institution Museum die Frage »Was und für wen erzählen wir?« voranstellt. Hinter dieser Frage stehen der Imperativ zur Aufklärung sowie die Positionierung als Ort des Nachdenkens. Denn das Museum sollte eine Alternative zur Überforderung des Publikums im Informationsstrom sein, ein Ort, der das Publikum darauf aufmerksam macht, was für das Publikum selbst interessant ist. Das Museum kann in diesem Zusammenhang politische Diskurse aufmachen.

Wolfgang Kos, Direktor des Wien Museums, beschreibt unter dem Titel »Erzählen und Moderieren – Gedanken zur Dramaturgie von Ausstellungen« die weitläufigen Einflussparameter bei der inhaltlichen Konstituierung einer Schausammlung. Ins Zentrum konzeptiver Ansätze ist das Problembewusstsein gerückt. Gender, Pluralität, Migration sind Themenbereiche, die den herkömmlichen Objektbestand im Museum stark unter Druck setzen. Kos skizziert in der Folge strukturelle Ideen hinsichtlich einer Neukonzeption der Schausammlung des Wien Museums. Die Schlagworte modulares Prinzip, Interaktion, Galerien, Wechselbühneneffekt vermitteln zwar Aufbruch und Dynamik, letztlich lässt sich aber in Bezug auf den Titel des Beitrags wenig Prospektives erkennen.

Der Direktor des Historischen Museums Bern, *Jakob Messerli*, hat für sein Haus akzeptiert, dass die Konkurrenten der Seilpark, das Kino

sowie verschiedene Veranstaltungen sind. Er stellt das Museum als Erlebnisort ins Zentrum seiner Überlegungen. Wichtig sei überdies, einen Erzählstil zu definieren, der dann als Alleinstellungsmerkmal des Ortes funktioniert. Das Museum soll innerhalb klarer Strukturen Geschichten erzählen und keine Angst vor »dem Einfachen« haben. Der Mensch steht im Mittelpunkt der Ausstellungskonzeption, daher sollen auch Angebote für »Erlebnis und Spaß« vorhanden sein. Messerli unterlegt diesen Zugang mit einem Ausstellungsprojekt über Briefmarken. Die Kernidee der Präsentation war eine Auseinandersetzung mit der Erzählkraft der Briefmarken als Bildträger. Überdimensionale Teaser wurden produziert, um Menschen für das Thema zu sensibilisieren. Am Beginn der Ausstellung wurde eine Briefmarkenwelt aufgebaut, an einer Abbildung von Alphornbläsern vorbeigehend, hörte man entsprechende Musik. Die Schau sei ein Erfolg gewesen, so Messerli, Philatelisten habe man explizit nicht als Zielgruppe definiert.

Felicitas Heimann-Jelinek weist auf die spezielle Situation eines Jüdischen Museums in der Museumslandschaft hin. Das Museum, in dem sie tätig ist, funktioniert als Ort der Aufklärung und Verunsicherung – der Ort an sich ist ein Narrativ. Dass Museen zunehmend ins Spannungsfeld der Kultur- und Finanzpolitik geraten, ist nachvollziehbar, Heimann-Jelinek spricht hier von »staatlicher Hegemonie«. Aber auch die jüdische Gemeinschaft selbst übt Druck auf den Identitätsort Museum aus. Auch das gehört zur Erzählung über das jüdische Leben, so die Chefkuratorin des Jüdischen Museums Wien.

Annette Kruszynski von der Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen in Düsseldorf ging in ihrer Präsentation nach einer Beschreibung der beiden Standorte K20 und K21 besonders auf den Bereich der Interaktion im Museum ein. Die Abteilung Bildung hat einen eigenen Ausstellungsraum zur Verfügung, in dem unter dem Titel »Labor« alternative Vermittlungsangebote stattfinden.

Harald Meller, Direktor des Landesmuseums für Vorgeschichte Halle, trug in seinem inspirierenden Vortrag wesentlich zu der abschließenden Diskussion bei. Er sucht in seinen Konzeptionen nach neuen gestalterischen Wegen und ermöglicht innerhalb der Ausstellungen mehrere Erzählungen. Dabei wird auf das filmische Prinzip der Schnitte verwiesen und den archäologischen Artefakten in der permanenten Schau das Medium »Comics« zur Seite gestellt. Er kalkuliert mit der leichteren Assoziierbarkeit vergangener Lebenswelten in der Koppelung mit gegenwärtigen Schaugewohnheiten. Das funktioniert jedenfalls für

eine breite Besuchergruppe, birgt allerdings auch Ansätze zur Kritik bei Museumsfachleuten. Meller akzeptiert das und entgegnet, dass die wissenschaftliche Expertise seiner Institution ihre Bestätigung in international rezensierten Beiträgen findet. Michael Fehr unterstützte im Verlauf der Diskussion das Konzept der Parallelität mehrerer Erzählungen in Bezug auf Expertinnen und Experten und Laien.

An einigen Beispielen zeigte Meller, dass er gerne mit Irritationen, teils surrealistischen Störungen in unterschiedlichen Schichten des Displays arbeitet. In einem Raum des Museums ist ein Neandertaler in realistischer Darstellung mit kurzem Haarschnitt in der Pose des Rodin'schen Denkers platziert. Diese Anordnung eröffnet dem Publikum einen revidierten zweiten Blick auf das stereotype Sujet des Neandertalers als evolutionären Rest.

Durch die Positionierung einzelner Objekte unterhalb des visuellen Wahrnehmungsrahmens von Erwachsenen bleibt es Kindern vorbehalten, diese zu entdecken. Das fördert deren Entdeckergeist und schafft Reputation.

Den Abschluss der Vorträge bildete *Michaela Reichels* Ausblick auf die neue Präsentation im »Vorarlberg Museum«. Dem eher kursorischen Durchgang fügte sie einige generelle didaktische Herangehensweisen hinzu. Es lässt vermuten, dass dem kommenden Direktor, Andreas Rudigier, noch einiges an konzeptiver Arbeit bevorstehen wird.

Die abschließende Diskussion machte noch einmal die Dialektik zwischen der erweiterten Erzählung mittels begleitender Medien und Illustrationen und der Kraft wie auch der Alleinstellung des Originals auf. Mellers sportliche Art, wissenschaftliche Expertise mit museologisch anregender Präsentation zu verbinden, stieß in der Diskussion auf leichten Widerstand. In einem Abschlussstatement replizierte der Gastgeber und gegenwärtige Direktor des Vorarlberger Landesmuseums, Tobias Natter, auf die suggestiven Darstellungsformate, die teilweise im Museum Halle zum Einsatz kommen und konstatierte, dass es darum geht, Wissenschaft als im Fluss befindliche Bewegung zu fassen.

Matthias Beitl

Das Wissen der Gesellschaft – Öffentliche Wissenschaft?
Tagung der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde und des Seminars für Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie der Universität Basel, 19. und 20. November 2010

Beim Lesen des Titels wurde zunächst nicht klar, ob es an der Tagung im Rahmen der 113. Jahresversammlung der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde (SGV) um das Wissen der schweizerischen Fachvereinigung selbst geht oder ob allgemeine wissenssoziologische Fragen anstehen. Wer sich von dieser Unklarheit nicht abschrecken ließ und das Tagungsprogramm weiter studierte, wurde mit der Einsicht belohnt, dass diese Zweideutigkeit von *Sabine Eggmann*, *Franziska Schürch* und *Flavio Häner* bewusst eingesetzt wurde: Unter dem Titel »Das Wissen der Gesellschaft – Öffentliche Wissenschaft?« wollte das Organisationsteam am 19. und 20. November 2010 in Basel die eigene fach- und vereinsgeschichtliche Wissensproduktion sowohl befragen, als auch im Kontext größerer sozialer Zusammenhänge diskutieren. Es ging um die Frage, wer die SGV war und wer sie in Zukunft sein soll. So vielseitig die Interpretationen der eigenen Geschichte sind, so zahlreich sind auch die Meinungen darüber, was aus der SGV werden soll. Eine klare Antwort konnte die Tagung folglich nicht liefern. Aber eine Vielzahl von Geschichten, Informationen, Eindrücken und Interpretationsansätzen wurden dem Publikum angeboten. Die Tagung wollte keine Lösungen liefern, sondern Denkanstösse geben – eine gute Ausgangslage für die Beschäftigung mit dem eigenen Wissen.

Anlass für die intensive Selbstthematisierung bot der 100. Geburtstag der Sektion Basel der SGV. Zu diesem Jubiläum beschenkte sich die Basler Sektion mit der Publikation »Vereintes Wissen. Die Volkskunde und ihre gesellschaftliche Verankerung«[1], welche die Tagung inhaltlich bereicherte. *Walter Leimgruber* begrüßte die 160 Teilnehmerinnen und Teilnehmer als Präsident der SGV mit dem Hinweis, dass man sich zu einer der wenigen Tagungen eingefunden hat, deren Band nicht erst publiziert wird, wenn die fachinternen Debatten längst weiter sind, sondern deren Tagungspublikation bereits vorliegt. Schon zu ihren Anfängen

1 Franziska Schürch, Sabine Eggmann, Marius Risi (Hg.): Vereintes Wissen. Die Volkskunde und ihre gesellschaftliche Verankerung. Münster, Basel 2010.

war es Ziel der SGV, volkskundliches Wissen an eine breitere Öffentlichkeit zu vermitteln – ein Moment, das bis heute eine tragende Säule des Selbstbildes der Gesellschaft stellt. Was sich geändert hat, sind die Rahmenbedingungen: Einerseits wird im heutigen Wissenschaftsbetrieb nach einem Ideal wissenschaftlicher Exzellenz gestrebt, das nach angelsächsischem Vorbild in Rankings sein Abbild sucht. Exklusives Publizieren in Fachzeitschriften wird dabei belohnt; wer oben stehen will, hat folglich kaum Zeit, sich der weniger honorierten Herausforderung der außerakademischen Wissensvermittlung zu stellen. Dem will die SGV gegensteuern. Andererseits wird heute in spezifischen Veranstaltungen eine Öffnung der Universitäten angestrebt – wie es etwa im Rahmen des 550-jährigen Jubiläums der Universität Basel in einem »Markt des Wissens« vorgeführt wurde, der die verschiedenen Disziplinen in einer Art Muster- und Warenmesse »popularisierte«. Die Tagung neigte mit Blick auf solche gesamtuniversitären Öffnungsbemühungen dazu, die Volkskunde als heimlichen Trendsetter zu stilisieren. Nicht nur Selbstdekonstruktion, auch Identitätsarbeit und Selbstwürdigung wurden an der Tagung betrieben. Dabei ging es um die Frage einer Neuorientierung und Umstrukturierung der SGV. Impliziter Wunsch der Tagung war es denn auch, das Verständnis der SGV als Einheit zu stärken sowie die mentale Trennung zwischen den beiden letzten noch bestehenden Sektionen, Zürich und Basel, aufzulösen. Die informelle Überschreitung der Sektionsgrenzen wurde symbolisch im Koreferat von *Franziska Schürch* und *Konrad Kuhn* über die Geschichte der beiden Sektionen vollzogen. Aus den beiden getrennt geschriebenen aber doch geteilten regionalen Vereinsgeschichten wurde die SGV in diesem Auftakt als »Dazwischenraum« betrachtet – als ein Zwischen den Disziplinen, ein Zwischen Öffentlichkeit und Wissenschaft, ein Zwischen Wissensproduktion, -vermittlung und -rezeption, als ein Zwischen privatem und akademischem Wissen sowie als ein Zwischen den regionalen Sektionen.

Der weitere Tagungsvormittag stand nicht nur im Zeichen der schweizerischen Volkskunde. Es wurde auch nach den geteilten Geschichten der national organisierten Gesellschaften gefragt, wobei – gemäß den dominanten fachgeschichtlichen Orientierungen – der Blick nicht über den deutschsprachigen Raum hinaus ging. *Friedemann Schmoll* referierte über »Verbandelungen« zwischen der deutschen und der schweizerischen Volkskunde. Prägnanter sei jedoch von »Verbaselungen« zu sprechen, da die gastgebende Stadt am Rheinknie lange als Verknüpfungszentrum der internationalen Volkskunde fungierte. So

wurden um 1900 über Eduard Hoffmann-Krayer und John Meier in Basel Freundschaften geschlossen, welche an der Verwissenschaftlichung der Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts auf beiden Seiten der Grenze wesentlichen Anteil hatten. Die Freundschaft unter deutschen und schweizerischen Volkskundlern war in Projekten wie der »Internationalen volkskundlichen Bibliographie« und dem »Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens« institutionalisiert. Damit brachte die Volkskunde zusammen, was aus definitorischer Sicht unvereinbar scheint – Freundschaft und wissenschaftliches Arbeiten. Zweckfrei, unhierarchisch, auf Vertrauen basierend, emotionale Sicherheit bietend, privat, auf geteilten Ansichten und Gefühlen aufbauend sind nicht Kriterien, die gemeinhin mit Wissenschaftlichkeit in Verbindung gebracht werden. Doch Schmoll merkte an, dass die gängigen Begriffe aus der Wissenschaftsforschung – Netzwerke, Kooperationen, Allianzen, Peers – der damaligen Qualität volkskundlichen Zusammenwirkens kaum gerecht werden. Entsprechend stellte Fritz Böhm in den 1930er Jahren fest, dass wohl in keiner anderen Wissenschaft Gefühle so wichtig seien wie in der Volkskunde. Und das Abhalten der DGV-Tagung von 1938 in Freiburg im Breisgau und in Basel wurde damals als Zeichen einer starken freundschaftlichen Bande gedeutet, welche selbst der politischen Vereinnahmung des Faches und den Gegenstrategien standhalten kann. Mit Blick auf die Meinungsverschiedenheiten, welche in den Vorträgen dieser DGV-Tagung zum Ausdruck kamen, lässt sich heute feststellen, dass es nicht nur die binationalen Freundschaften, sondern auch die Uneinigkeiten bezüglich politischer Ausrichtung der Volkskunde innerhalb der beiden Nationen waren, welche die Zerreißprobe fürs Erste zu überstehen halfen.

In seinen Ausführungen zur Beziehungsgeschichte zwischen österreichischer und schweizerischer Volkskunde hob *Herbert Nikitsch* hervor, dass gerade beim Schreiben der eigenen Fachgeschichte mit den wenigen historischen Fakten sehr Unterschiedliches, teilweise auch Gegensätzliches belegt werden kann. Bei der Betrachtung von Wissenschaft als historisches Produkt muss man ihr auch eine gewisse Irrationalität zuschreiben, welche sie letztlich in Frage stellt – und damit auch den wissenschaftlichen Rückblick von heute. Mit diesem Referat gelang es der Tagung, sich selbst als Ort der Wissensvermittlung zu hinterfragen. Die Auslegung der transnationalen Fachgeschichte, welche Herbert Nikitsch wählte, schenkte den Differenzen viel Beachtung. So war die Volkskunde zur Zeit ihrer Institutionalisierung um 1900 in der Schweiz eine »Rippe

der Germanistik«, während sie in Österreich stärker ethnologisch agierte. Die eigene Monarchie wurde dabei als kleines Abbild der »Völker« Europas verstanden. Diese unterschiedlichen Schwerpunkte volkskundlichen Schaffens widerspiegelten sich auch in der fachlichen Sozialisation der Vereinsgründer: Der von Germanisten dominierten SGV stand mit den Gründern des Vereins für österreichische Volkskunde mit Michael Haberlandt ein Indologe, mit Wilhelm Hein ein Orientalist und mit Moriz Hoernes ein Prähistoriker gegenüber. Trotz des gemeinsamen Alpenraums, der besonders für die thematische Ausrichtung zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein wichtiges Feld war, haben die österreichische und die schweizerische Volkskunde folglich weniger untereinander als mit dem Nachbarn im Norden kooperiert.

Simone Sattler blickte am Nachmittag auf das konkrete Wirken der Sektion Basel. Über Portraits der drei Volkskundlerinnen Elsbeth Liebl, Annerose Scheidegger und Susanne Diem wurde die Wichtigkeit von persönlichen Engagements und Motivationen für die SGV sichtbar. Alle drei nehmen innerhalb des Vereins eine zentrale Rolle bei der Wissensherstellung und -vermittlung ein. Aus heutiger Sicht erstaunt dabei besonders die Konstanz des Engagements, so arbeitete Elsbeth Liebl von 1943 bis 1995 intensiv an der Kartierung, den Zeichnungen sowie am Register des »Atlas der schweizerischen Volkskunde«.

Den Schlusspunkt des ersten Tages setzte das Podium, welches einen Blick in Gegenwart und Zukunft versprach. Konkrete Strategien der Wissensproduktion und -vermittlung wurden diskutiert. Dass dabei viel über Finanzen, Ansehen, Politik und Lobbyarbeit gesprochen wurde, zeugt davon, dass Wissenschaft alles andere als interessensfrei funktioniert. Dies ist eine Chance für die SGV, stellt zur Zeit aber auch eines ihrer größten Probleme dar: Da seit Ende der 1970er Jahre bis vor Kurzem versäumt wurde, intensiv neue Mitglieder anzuwerben, fehlt es der SGV heute an Angehörigen, die über ihren Beruf oder sonstige Vernetzungen die Lobbyarbeit betreiben könnten. Zwischen den jungen Studierenden und den pensionierten Mitgliedern fehlt eine mitten im Berufsleben stehende Generation, welche für die Vereinsarbeit zentral wäre. Da sich über diese Alterslücke auch ein Konflikt zwischen Kontinuitätswünschen und Umorientierungsansprüchen spannt, wird die Herausforderung, volkskundliches Wissen an eine breite Öffentlichkeit zu vermitteln, nochmals erhöht: Anstatt zugängliche, allgemein verständliche Themen zu behandeln, wendet man sich an Tagungen dem sperrigen Wissen um fachgeschichtliche Details zu, um die Sichtweisen

der beiden Altersgruppen zu versöhnen. Neben den Eingeständnissen von Fehlern in der Mitgliederpolitik wurde in der Podiumsdiskussion problematisiert, wer sich für volkskundliches Wissen interessiere und wer entsprechend jene Öffentlichkeit sei, welche die SGV erreichen will. In den vielfältigen Arbeitsbereichen der SGV bleibt das potentielle Publikum jedoch sehr unterschiedlich, weshalb auch die Definition von Öffentlichkeit fließend bleiben muss.

Der Samstag bot den Tagungsgästen die Gelegenheit, sich selbst als jene undefinierbare Öffentlichkeit zu positionieren. Der Raum des Dazwischen wurde mit der Partizipation an Projekten der Wissensvermittlung erfahrbar. Am Morgen standen die geschlechtergeschichtlichen Stadtführungen des Vereins Frauenstadtrundgang auf dem Programm. Es sind meist Studentinnen, welche diese Rundgänge leiten und das entsprechende Wissen recherchiert haben. Zum Jubiläum der Universität Basel wurde auch ein Rundgang zur Universitätsgeschichte aus Genderperspektive ausgearbeitet: Das Tagungspublikum begegnete in Basels Gassen dem über seine Wissenschaftlerkollegen erbosten Paracelsus, einem Angehörigen der Studentenverbindung Zofingia und einer feministischen Studentin von 1968. Durch die theatralischen Inszenierungen dieser und anderer historischer Figuren wurden viele Details aus der Geschichte der Universität Basel lebhaft vorgeführt.

Als Ausklang der Tagung öffnete die SGV am Samstagabend ihr Filmarchiv. Über die verschiedenen Perspektiven der ethnografischen Filme wurde dabei ein Wandel des Wissens und des Selbstverständnisses der SGV sichtbar. Die Ausschnitte aus den Filmen »Waldarbeit im Prättigau« (1948–49), »La tannerie de la Sarraz« (1967) und »Le moulin Develey sis à la Quielle« (1971) stehen für ein filmisches Schaffen der SGV, welches Arbeitsweisen dokumentieren wollte, die in Folge wirtschaftlicher Umstrukturierung zu verschwinden drohten. Von einer solch konservatorischen Aufgabenstellung löste sich die SGV später, wie im Film »Der schöne Augenblick« (1985) von Friedrich Kappeler und Pio Corradi deutlich wurde. Drei Zürcher Fotografen werden darin portraitiert. Es geht nicht mehr um Arbeitstechniken, die als feste Form gedacht werden, sondern um die Personen, welche ihre Tätigkeit als Fotografen individuell gestalten und deuten. Der neuste der gezeigten Filme, »Im Lauf der Zeiten: Oberwalliser Lebenswelten« (2006) von Marius Risi, widmet sich den Erinnerungen und Bedeutungen, welche Oberwalliserinnen und Oberwalliser dem sozialen Wandel der letzten Jahre schenken. Neben Interviewausschnitten, welche die Zuschauerin-

nen und Zuschauer dicht an die Personen heranbringen, sind es Aufnahmen des Oberwalliser Straßenverkehrs sowie eines Restaurants, das auf American Western gestylt ist, die eine Ahnung aufkommen lassen, was sich in dieser Landschaft in den letzten Jahren gewandelt hat. Andererseits werden diese Bilder durch SGV-Filmausschnitte aus den 1950er und 1960er Jahren kontrastiert. Dadurch wird evident, dass sich nicht nur die Oberwalliser Lebenswelten gewandelt haben, sondern auch die volkskundliche Dokumentations- und Vermittlungspraxis. Der Wandel des Wissens der SGV wird damit im Wandel des Wissens der Gesellschaft, das seinerseits nicht unabhängig von seiner wissenschaftlichen Erforschung existiert, kontextualisiert.

Die Tagung zeichnete ein reiches Bild der SGV und bot im spätbarocken, großbürgerlichen Wildt'schen Haus die entsprechende Atmosphäre. Auch das üppige Buffet integrierte sich in diese Reichhaltigkeit. Das SGV-Gemälde, welches sich in den Köpfen der Besucherinnen und Besucher festigte, bestach mehr durch die vielen Details denn durch seine Kohärenz als Gesamtkunstwerk. Die SGV wurde auf dem Gemälde ersichtlich als zugleich mit und gegen den Trend arbeitend, als zwischen den Disziplinen und Kategorien forschend, als über Grenzen hinweg und entlang von Grenzen sich vernetzend, als von individuellen Motivationen profitierend, als sich stetig wandelnd, als durch Freundschaften getragen sowie als durch eine Vielzahl von Arbeitsfeldern zusammengesetzt. Den konkreten historischen Arbeits- und Sichtweisen der SGV, die aus heutiger Sicht leicht zu kritisieren wären, wurde viel Verständnis entgegengebracht. Es wurde deutlich, dass heute noch an diese Praktiken angeschlossen werden kann, wenn gleichwohl eine Neuorientierung möglich ist – oder mit anderen Worten: Der Konflikt zwischen den verschiedenen Ansprüchen an die SGV wurde diplomatisch ausgetragen. Die Besucherinnen und Besucher dürften ihre persönliche Ansicht, was aus der SGV werden soll, nicht geändert haben. Die Argumente, welche das Oszillieren zwischen Kontinuität und Umorientierung begleiten, dürften dank der Tagung aber vielfältiger und spezifischer geworden sein. Wenn schon nicht die SGV selbst, so bekommt damit doch die Diskussion, wohin es mit ihr gehen soll, neuen Schwung.

Michel Massmünster

Tagungsbericht Museum und Migration – Österreichisches Museum für Volkskunde
18.–20. November 2010

Die Sichtbarmachung von Migration im Museum erfolgte in den letzten Jahren auf unterschiedlichen Wegen und war mit vielfältigen Herausforderungen verbunden. Ob Museen das Thema Migration in bestehende Ausstellungen integrierten oder neue Typen von Museen, so genannte Migrationsmuseen, entstanden – beide eint der Anspruch, Migration und ihre oftmals gesellschaftlich marginalisierten Akteure sichtbar zu machen und Migration als elementaren Bestandteil gesellschaftlicher Entwicklung anzuerkennen.

Aufbauend auf diesen Gedanken befasste sich die vom Forschungszentrum für historische Minderheiten (FZHM), Institut für Wissenschaft und Kunst (IWK) und Österreichischen Museum für Volkskunde (ÖMV) veranstaltete Tagung »Museum und Migration« in den Räumen des ÖMV vom 18.–20. November 2010 mit unterschiedlichen Formen institutionalisierten Erinnerns als museale Herausforderung. Es ging um verschiedene museale Repräsentationsformen von Migration und Migrationsgeschichte im internationalen Vergleich. An zwei Tagen wurden halbstündige Vorträge mit anschließender Diskussion zu vielfältigen Aspekten von Migrationsgeschichte und ihren Musealisierungsformen gehalten. Die Heterogenität der Vorträge eröffnete einen vielfältigen Zugang zum Themenfeld.

Das Museum wurde von den Referierenden dabei als lebendiger Ort der Begegnung verstanden und dessen schichtspezifische Öffnung gefordert. Entgegen einem historisch tradierten Verständnis des Museums als exklusive bürgerliche Institution und abgeschotteter, nur für bestimmte BesucherInnen zugänglicher Ort befürworteten die Vortragenden einen intergrativ-dialogischen Austausch zwischen Ausstellungsmachenden und BesucherInnen. Der Anspruch einer institutionellen Öffnung des Museums verbinde sich mit dem Bestreben gesellschaftspolitische Themen aufzugreifen und sich als ein mit gesamtgesellschaftlichen Prozessen verflochtener Ort zu verstehen. Damit rückten gesellschaftliche Akteure in den musealen Blickpunkt, denen sich das Museum lange verschlossen habe.

Die Tagung wurde von *Margot Schindler* (ÖMV), *Regina Wonisch* (FZHM) und *Thomas Hübel* (IWK) eröffnet. Im ersten Vortrag gab

Rainer Ohliger (Netzwerk Migration in Europa, Berlin) einen Überblick über die Musealisierung von Migrationsgeschichte aus internationaler Perspektive. Dabei betonte er, dass die Beschäftigung mit Migration als gesellschaftspolitisches Thema von unterschiedlicher Seite aufgegriffen werde. Migration stoße heutzutage auf ein mediales Echo und publikumswirksames Interesse. In den vergangenen zehn Jahren entstanden zudem unterschiedliche Formen, Migrationsgeschichte zu musealisieren. Ebenso sei Migrationsgeschichte in den Geschichtswissenschaften in den vergangenen 20 Jahren zu einer vielversprechenden Subdisziplin geworden. Migrationsgeschichte werde dabei aus nationaler, aber auch regionaler und lokaler Perspektive betrachtet. In museale Kontexte fände sie vor allem in Form einer verdinglichten Erinnerung Eingang: Als ausstellungswürdig erachtete Objekte verwiesen mit ihrer auratischen Aufladung auf Migration und ihre Akteure.

Im zweiten Vortrag des Tages befasste sich *Joachim Baur* (freier Kurator/die Exponauten, Berlin) mit der »Produktionsgeschichte« (Baur) des 1990 eröffneten Ellis Island Museum bei New York. Baur zeigte, wie mittels Musealisierung ein als authentisch inszenierter Ort entstand und wie ein reduktionistisches, nur bestimmte EinwanderInnengruppen fokussierendes Geschichtswissen produziert und vermittelt werde. Diese Ausblendung bestimmter Facetten der Migrationsgeschichte (»Sequenzialität der Geschichte«, Baur) komme auch in der baulichen Gestalt dieses Museums und einer patriotischen Inanspruchnahme des Ortes zum Ausdruck, das ausschließlich die Einwanderung aus Perspektive einer nationalen Meistererzählung der US-amerikanischen Einwanderungsgeschichte am Beispiel des »einfachen Mannes« thematisiere. Im Vordergrund stehe »inclusiveness« (Baur) und eine teleologische Erzählung von Einwanderung, die fest auf die US-Nationalität fokussiert sei.

Im letzten Vortrag des ersten Tagungstages befasste sich *Robin Ostow* (Wilfrid Laurier University, Waterloo/Kanada) mit der Frage, wie verschiedene Migrationsmuseen in mehreren Ländern (Australien, Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Kanada, USA) über Einwanderung und EinwanderInnen im Rahmen von Ausstellungen kommunizieren, welche Strategien dabei verfolgt werden und inwiefern Musealisierung von Migration mit nationalen Narrativen und Konzepten von Staatsbürgerschaft verflochten sei. Ostow verwies auf das im vorangegangenen Vortrag von Joachim Baur vorgestellte Ellis Island Museum, das eine nationale Erfolgsgeschichte der Einwanderung inszeniere, in-

dem es die Vielfalt der EinwanderInnen auf eine nationale Herkunft reduziere. Hingegen sei das kanadische Migrationsmuseum Pier 21 in einem Paradigma zu verorten, das Multikulturalismus als nationale Idee in den Vordergrund stelle und dabei Geschichte nostalgisch und emotionalisierend präsentiere. Ostow verwies zudem auf den Konnex zwischen der Vereinnahmung und Instrumentalisierung des Themas Migration durch politische Akteure einerseits und der Musealisierung von Migration und Migrationsgeschichte andererseits. Während in vielen Staaten zunehmend restriktive Zuwanderungsgesetze transnationaler Mobilität legislative Grenzen setzten, präsentierten Museen Migration als anthropologische Konstante der Geschichte und verwiesen auf die strukturellen Beweggründe zur Emigration und den kreativen Umgang von MigrantInnen mit der eigenen Situation im Einwanderungsland, die beispielsweise mit bürokratischen Hürden ebenso konfrontiert seien wie mit xenophoben Exklusionsprozessen. Migrationsmuseen seien nach Ostow »public faces of diversity management«.

Den zweiten Tagungstag eröffnete *Ute Sperrfechter* (Cité nationale de l'histoire de l'immigration, Paris) mit einem bilanzierenden Vortrag über das 2007 eröffnete Pariser Museum der Immigration. Als Mitarbeiterin der Cité gab die Referentin einen Praxisbericht aus der Perspektive der dort Arbeitenden. Die Ausstellung der Cité integriere die Einwanderungsgeschichte in ein nationales Geschichtsnarrativ und stelle Immigration als Beitrag in einen nationalen Zusammenhang, der in einem durch die französische Nation verkörperten Universalismus münde. Infolgedessen werde Integration als ein dynamischer Prozess zu Gunsten eines Assimilationsparadigmas negiert. Damit fokussiere die Cité Einwanderung, jedoch nicht die Widersprüche des Universalismus-Paradigmas.

Dieses – im Kontext einer teleologischen, auf universalistische Werte ausgerichteten nationalen Erzählung – vermittelte Bild von Migration konterkarierten alltäglicher Rassismus, bürokratische Hürden und xenophobe Praktiken, mit denen MigrantInnen konfrontiert seien. Damit verwies Sperrfechter auf einen Dissens zwischen dem nationalen Selbstbild, das statisch sei und sich einer Modifikation entzöge und dem konkreten, alltäglichen Umgang der Behörden mit MigrantInnen.

Sperrfechter verwies des Weiteren auf die Besetzung der Cité im Sommer 2010 durch *les sans papiers,* ArbeiternehmerInnen ohne gültige Aufenthaltsgenehmigung, wodurch der Ort und das Museum eine neue Funktion erhalten haben. Die in der medialen Öffentlichkeit kaum

präsente Besetzung der Cité eröffne neue Chancen und Perspektiven für das Museum, indem sie den alltäglichen Museumsbetrieb mit einer verschwiegenen Alltäglichkeit des an politischer Brisanz und Widersprüchlichkeit aufgeladenen Themas konfrontiere. Dies stelle die Arbeit der Cité vor neue, alltagskonkrete Herausforderungen und gebe ihr die Möglichkeit aus dem gängigen musealen Betrieb auszubrechen. So unterstütze beispielsweise das Museum in Kooperation mit verschiedenen Vereinen und der Gewerkschaft CGT die *sans papiers* dabei, die formalen Hindernisse im Einbürgerungsprozess zu überwinden. Abschließend plädierte Sperrfechter für ein kontextualisierendes Verständnis von Migration, das pejorativen Zuschreibungen gegenüber MigrantInnen zu Gunsten eines Paradigmas eine Absage erteile, das Einwanderung als Leistung und nicht Belastung begreife und Migration nicht ausschließlich in historischen Kontexten verorte, sondern ihre Alltäglichkeit und die damit verbundenen gesellschaftlichen Spanungen und Konflikte thematsiere, die die Institution Museum in Zukunft vor neue Aufgaben stelle.

Mit Migrationsmuseen als spezifische Orte von Wissensproduktion(en) beschäftigte sich *Andrea Meza Torres* (Institut für Europäische Ethnologie, Humboldt-Universität Berlin) in ihrem Vortrag am Beispiel der Musealisierung von Migration in Paris und Berlin. Im Kontext der postmodernen Debatte um die Krise der Repräsentation einerseits und transnationalen Migrationsbewegungen andererseits drängten universitäre Debatten über Produktion und Repräsentation von Wissen der 1980er Jahre nun auch in den Bereich der Museen vor. Dementsprechend könne die Repräsentationskrise in Migrationmuseen im Kontext einer wachsenden Fragilität nationaler Definitionsversuche betrachtet werden. Museen verstand Torres als Orte, an denen sich nationale, regionale und lokale Narrative verknüpften. Diese stünden zueinander oftmals in einem Spannungsverhältnis und verwiesen auf ein Dilemma (musealer) Repräsentation: der museale Anspruch, die Subjektivität des Anderen darzustellen, werde letztlich in der Objektivierung des Subjektiven vollzogen, was an das ethnographische Dilemma von Distanz und Dialog erinnere.

In der anschließenden Diskussion wurde darauf verwiesen, das Museum nicht als ein Hotel misszuverstehen, dass für MigrantInnen Zimmer auf Zeit vermiete, die mit ihrer Kultur im Gepäck einreisten, um irgendwann wieder zu gehen. Ein solcher essentialistischer Kulturbegriff rekurriere auf die Vorstellung von Kultur als eine feste Entität,

die vom eigenen nationalen Ego differiere. Sie unterstelle zudem die Vorstellung einer temporären Kurzfristigkeit von Migration.

Ferner wurde in der Diskussion auf die Diskrepanz zwischen dem musealen Anspruch, Migration als gesellschaftliche Normalität unter Einbindung von MigrantInnen darzustellen und sichtbar zu machen, und dem Fehlen eines partizipativen Momentes bei der konkreten Umsetzung von Migration und Migrationsgeschichte in Ausstellungen verwiesen. Während MigrantInnen einerseits im performativen Bereich Handlungsspielräume zugeräumt würden, seien sie von der Wissensproduktion immer noch weitestgehend ausgeschlossen. Diese Arbeitsteilung verweise auf museale Praktiken der Konstruktion von Alterität, die eine Vorstellung von Migration und MigrantInnen unter Ausschluss der Akteure produzierten.

Wie das Thema Migration und Migrationsgeschichte in bestehende Ausstellungen eingebunden und ein möglicher Zugang zur musealen Repräsentation von Migration in lokalen bzw. regionalen Kontexten umgesetzt werden kann, zeigte *Anja Dauschek* (Stadtmuseum Stuttgart) in ihrem Vortrag über den Arbeitsverbund deutscher Stadtmuseen zur Migrationsgeschichte. Dabei betonte Dauschek, dass Migrationsgeschichte in erster Linie als Stadtgeschichte zu verstehen sei. Daher komme insbesondere Stadtmuseen die Aufgabe zu, Migration zu dokumentieren, auszustellen und zu vermitteln. Die Referentin stellte ein 2009/10 von der Robert-Bosch-Stiftung unterstütztes städteübergreifendes Projekt vor, in dessen Rahmen 16 Stadtmuseen eine gemeinsame Sammlungsstrategie entwarfen. Vernetzt werden solle diese Kooperation über eine gemeinsame Website, die als virtuelles, gemeinsames Depot für Objekte, Dokumente, Interviews, Fotografien und Videoaufnahmen fungiere.

Nach der anschließenden Mittagspause kritisierte *Aytaç Eryılmaz* (DOMiD – Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland e. V.) die jahrelange Fokussierung von Migrationsgeschichte in bundesdeutschen Museen auf eine nationalstaatliche Perspektive. Die nationale Erzählung einer »Deutschlandgeschichte« (Eryılmaz) tradiere eine künstliche Dichotomie zwischen der konstruierten Vorstellung einer so genannten Mehrheitsgesellschaft und MigrantInnen, die im kollektiven Gedächtnis weitestgehend ausgeblendet würden. Diese »geteilte Erinnerung« (Eryılmaz) blende Migrationsgeschichte aus dem öffentlichen Bewusstsein aus, was der Referent als ein »Vergessen der Menschen« kritisierte. Die Sichtbarmachung und ins-

titutionelle Verankerung von Migrationsgeschichte und MigrantInnen sei daher der treibende Motor für die Gründung von DOMiD gewesen, dessen Arbeit Eryılmaz resümierend vorstellte. Wie zuvor Andrea Meza Torres verwies der Referent auf die Krise musealer Repräsentation, die in einem selektiven Geschichtsnarrativ zum Ausdruck komme. An die bundesdeutsche Migration ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu erinnern, verstand Eryılmaz als »historisches Erbe der EinwanderInnen«. Diese Erinnerungsarbeit ende nicht in einer Ausstellung, sondern schließe einen interaktiven, beratenden und betreuenden Austausch von Personen mit ein, die sich mit dem Thema Migration befassten.

Cornelia Kogoj und *Gamze Ongan* (Initiative Minderheiten, Wien) stellten die Ausstellungen »Gastarbajteri. 40 Jahre Arbeitsmigration nach Österreich«, die 2004 an mehreren Orten in Wien stattfand, und das aktuelle Projekt »Wien – Belgrad – Zagreb« vor. »Gastarbajteri« – eine hybride Wortschöpfung aus dem Deutschen und Serbokroatischen – entstand als interdisziplinäres Projekt, an dem KünstlerInnen, MigrantInnenorganisationen und MigrationstheoretikerInnen beteiligt waren. Ziel war es, die Geschichte der Arbeitsmigration als Normalität zu erzählen. Wie in den vorangegangenen Vorträgen betont, war es der Anspruch der AusstellungsmacherInnen, die aus der öffentlichen Erinnerung ausgeblendete Geschichte der (Arbeits-)Migration sichtbar zu machen und im öffentlichen Raum zu positionieren. Daraus ergäbe sich die Möglichkeit, Geschichtsbilder und Vorstellungen von Identität, Alterität oder Ethnizität neu auszuhandeln. Mit »Gastarbajteri« sollte Migrationsgeschichte folglich auch aus Sicht der MigrantInnen und des Auswanderungslandes erzählt und das stereotypische Bild des »männlichen Gastarbeiters« aufgebrochen werden. Dies konfrontierte die AusstellungsmacherInnen mit der Frage, welche MigrantInnen aus welcher Perspektive repräsentiert würden. Denn Migrationsgeschichte bestehe aus heterogenen Biographieerzählungen, die einem vereinfachenden, homogenisierenden Repräsentationsnarrativ eine »fragmentarische Darstellung« (Kogoj/Ongan) entgegensetzten. Ebenso wie »Gastarbajteri« verfolgte auch das aus dieser Ausstellung entstandene Folgeprojekt »Wien – Belgrad – Zagreb« das Ziel, Migrationsgeschichte an »erlebbaren« und »lesbaren« Orten (Kogoj/Ongan) zu vermitteln. Einzelne Migrationsbiographien sollten weder als Erfolgs- noch Misserfolgsgeschichten präsentiert, sondern anstelle einer Polarisierung von individualisierten Migrationsgeschichten die »Normalität« (Kogoj/Ongan) von Migration vermittelt werden.

Last but not least befasste sich am Beispiel von zwei Ausstellungen (»Gastarbjateri. 40 Jahre Arbeitsmigration« und »Migration. Eine Zeitreise nach Europa«) *Christiane Hintermann* (Ludwig Boltzmann Institut für Europäische Geschichte und Öffentlichkeit, Wien) in ihrem Vortrag mit Gemeinsamkeiten und Unterschieden von Strategien und Narrativen musealer Repräsentation von Migration. Im Fokus des Vortrags standen die bereits thematisierten Fragen nach den AkteurInnen und verfolgten Perspektiven von Ausstellungen. Von Interesse war zudem die Frage, welche Migrationsgeschichten thematisiert und welche hingegen marginalisiert würden. Die unterschiedlichen Produktionskontexte der beiden Ausstellungen hätten sich in verschiedenen Repräsentationsformen niedergeschlagen. Während »Gastarbajteri« aus einer Bottom-up-Initiative hervorgegangen sei, war die Ausstellung »Migration. Eine Zeitreise nach Europa« in ein europäisches Projekt eingebunden, aus dem auch eine Wanderausstellung hervorging. Gemeinsam war beiden Ausstellungen das Ziel, Lücken in der regionalen Geschichtsschreibung zu schließen, Migration als einen kontinuierlichen Prozess und anthropologische Konstante der Geschichte darzustellen sowie ein Bewusstsein für Migration als marginalisierte Geschichte zu schaffen. Damit verbunden war das Bestreben, Gegennarrative zu entwerfen und öffentlich zu machen. Es müsse darum gehen, ImmigrantInnen als aktive Subjekte zu repräsentieren und sie nicht als passive Objekte in einer vergessenen Erzählung verschwinden zu lassen. Während »Gastarbajteri« Migration als Normalität der Geschichte darstellte, präsentierte die Ausstellung »Migration. Eine Zeitreise nach Europa« eine »Stage of Fame« (Hintermann), in der berühmte »Migrationsnamen« (Hintermann) zu Wort kämen.

In der von *Elisabeth Timm* (Institut für Europäische Ethnologie, Wien) moderierten Podiumsdiskussion, die ein Scharnier zwischen den Vorträgen und dem folgenden Workshop bildete, wurde die Frage nach den kulturpolitischen Dimensionen der Musealisierung von Migration erörtert. Resümierend hielt Timm fest, dass es, wie die Vorträge deutlich vor Augen geführt hätten, keine neutrale Sprache in Ausstellungen gebe. Die Institution Museum thematisierte Timm in Anlehnung an James Clifford als »Kontakt- und Konfliktzone«. Das Museum sei interessant für NGOs und MigrantInnengruppen, da es einen Ort darstelle, in dem es um etwas gehe. Interessant sei daher die Frage, wer bzw. welche Gruppen sich in das museale Feld vorgekämpft hätten. Dies gelte gleichermaßen für das Publikum. Timm betonte, dass im Zuge des

das kuratorische Primat herausfordernden »educational turn« durch die Forderung nach »inclusiveness« eine Entprofessionalisierung des Museumsfeldes befürchtet werde. Entgegen einem anvisierten partizipativen Anspruch musealer Arbeit könnten daraus paradoxerweise institutionelle Abgrenzungsbestrebungen resultieren.

Anschließend verwies *Wolfgang Kos* (Wien Museum) darauf, dass die Musealisierung von Migration eine Herausforderung für die ganze Museumsarbeit darstelle. In Zukunft sei es desto notwendiger, historisches Material mit aktuellen Themen zu verknüpfen, um beispielsweise eine romantisierende Geschichtserzählung durch die Sichtbarmachung marginalisierter oder verdrängter Narrative zu konterkarieren. Dies schließe das »Neubefragen von Objekten, die längst da sind« (Kos), mit ein.

Daran anknüpfend machte *Margot Schindler* (ÖMV) darauf aufmerksam, das partizipative Moment in Museen stärker zu betonen. Die Musealisierung von Migrationsgeschichte dürfe nicht in einer Repräsentation von außen enden, vielmehr schließe sie eine aktive Mitarbeit von MigrantInnen mit ein. In diesem Zusammenhang stellte Schindler am Beispiel des ÖMV verschiedene Bereiche (Sammlung, Ausstellungen, Vermittlung/BesucherInnen, Berufsfeld Museum) vor, die einen in Bezug auf Migration und Migrationsgeschichte inkludierenden und partizipativen Ansatz verfolgten.

Kenan Güngör ([difference;]) kritisierte die Verallgemeinerung des Migrationsbegriffes und den Mangel an geeigneten, präzisen Begrifflichkeiten, um die Diversität von Migrationen in passenden Termini zu fassen. Zudem verwies Güngör auf die Diskrepanz eines partizipativen Museumsverständnisses und der realiter ausschließenden Natur des Museums als (bildungs)bürgerliche Institution. Nach wie vor seien Museen Eliten vorbehalten, die schichtenübergreifend nicht inkludierend, sondern höchstens vereinnahmend handelten.

Daraufhin verwies *Aytaç Eryılmaz* (DOMiD) auf die historisch bedingte, pejorative Konnotation des MigrantInnen-Begriffes. Im kollektiven Gedächtnis würden MigrantInnen nach wie vor als politische DissidentInnen, religiöse AbweichlerInnen oder sozialer Ballast wahrgenommen.

Rainer Ohliger (Netzwerk Migration in Europa) betonte ferner, dass die Beschäftigung mit Migration keine »Wohlfühldebatte«, sondern vielmehr ein »Vielstimmenkonzert« darstelle. Die entscheidende Frage sei, welche Geschichte von wem für wen erzählt werde. Ohliger plädierte dafür, Migrationsgeschichte von der Peripherie her zu erzählen. Eine

»glokalisierte« Form der Geschichte und ihrer Repräsentation, die in lokale/regionale oder auch europäische Kontexte verortet sei, könne der Diversität von Migration gerecht werden und einer vereinfachenden, reduktionistischen Vereinnahmung entgegensetzt werden.

Die Tagung schloss mit einem von *Matthias Beitl* (ÖMV), *Birgit Johler* (ÖMV) und *Regina Wonisch* (FZHM) geleiteten Workshop. Die drei WorkshopleiterInnen stellten zunächst den Entstehungskontext des Museums und den institutionellen Rahmen der Schausammlung vor. Birgit Johler verwies auf die Sammlungsgeschichte des 1895 gegründeten Museums, das von den Gründern Michael Haberlandt und Wilhelm Hein als Monument des österreichisch-ungarischen Vielvölkerstaates konzipiert worden war. Dieser politischer Referenzrahmen zeige sich in den Sammlungsbeständen des Museums, dessen Gros (etwa 43 Prozent) in den Jahren bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges in einem »Sammlungs- und Erwerbungsrausch« (Johler) zusammengestellt worden sei. In einer ethnographisch vergleichenden Perspektive, dessen nationaler Bezugsrahmen sich bis 1938 zugespitzt habe, seien Gegenstände als vermeintliche Objektivationen Identität und Alterität repräsentierender Gruppen zusammengestellt worden.

Anschließend stellte Matthias Beitl die gegenwärtige Schausammlung des Museums vor, die Mitte der 1990er Jahre entstand. Hierbei verwies er darauf, dass diese starke Aspekte einer Studiensammlung habe. Es sei ferner ein Anliegen des ÖMV gewesen, Narrationen an Gegenstände zu knüpfen, kurzum: man habe nichts erzählen wollen, wozu kein Objekt existiere.

Regina Wonisch kritisierte zudem, dass entgegen einem *close reading* bei der Analyse von Museen der institutionelle Kontext oftmals außen vor gelassen würde. Wonisch plädierte dafür, Ausstellungen als eigenes Medium zu begreifen und den Blick auf die spezifischen Ausstellungsmechanismen zu fokussieren, um zu analysieren, wie eine Erzählung in eine visuelle Form übertragen und von welchen Akteuren sie erzählt werde. Diese Fragen nach der Regie und »visuellen Normation« (Wonisch) träten oftmals in den Hintergrund. Ebenso könnten durch eine Analyse einzelner Gestaltungselemente als Möglichkeitsbedingungen narrativer Stränge die unterschiedlichen Bedeutungszuschreibungen und -aufladungen von Objekten bewusst gemacht werden. Gegennarrative durch die AusstellungsbesucherInnen könnten jedoch auf Grund des Bedeutungsüberschusses der Objekte nie gänzlich ausgeschlossen werden.

Anknüpfend an diese Gedanken besuchten die TeilnehmerInnen des Workshops in zwei Gruppen zwei Räume in der Dauerausstellung des Museums, die dahingehend befragt wurden, welche Eigen- und Fremdzuschreibungen dabei stattfänden. Hiernach folgte eine gemeinsame Diskussion, in der die Frage erörtert wurde, wie Identität und Alterität konstruierende Prozesse mittels Objektivationen und der Gestaltung der jeweiligen Ausstellungsräume produziert würden.

Die Tagung »Museum und Migration« leistete eine Bestandsaufnahme der gegenwärtigen Forschung zur Musealisierung von Migration. Sie vereinte vielfältige Facetten und unterschiedliche Perspektiven auf das Thema, dadurch dass aktuelle Forschungsarbeiten aus dem universitären Kontext ebenso wie Projekte aus dem musealen Bereich und die Arbeit von MigrantInnenorganisationen vorgestellt wurden. Konkrete Fallbeispiele eröffneten praxisnahe Zugänge zu Fragen nach Chancen, Möglichkeiten und Hindernissen von Migrationsmuseen bzw. Musealisierungen von Migration.

Deutlich wurde, dass der Abschied vom Telos des Nationalstaates nicht ein Ende der Geschichte bedeute. Vielmehr eröffne die regionale/lokale Verortung des Migrationsthemas eine Möglichkeit, die Vielfältigkeit von Migration zu erzählen und eine entindividualisierende, Heterogenität negierende reduktionistische Perspektive mit Gegennarrativen zu konterkarieren, welche die Perspektive der Akteure miteinschließen. Der Anspruch, Migration im musealen Kontext zu präsentieren, richte sich auf die Ausgewogenheit der erzählten Geschichte(n). Da das Thema Migration normativ aufgeladen sei und folglich dessen Musealisierung politische Botschaften vermittele, sollten die durch Musealisierung produzierten Narrative kritisch gegengelesen werden.

Als problematisch und herausfordernd erscheint zudem der Anspruch, Museen in offene Begegnungswelten als Orte des Dialogs und kommunikativen Austauschs zu verwandeln, wenn die Bedeutung produzierende Objektivierung des Subjektiven das grundlegende Strukturprinzip der Institution Museum bildet. Abschließend stellt sich daher die Frage, ob ein Museum überhaupt den Anspruch einer dezidierten und vielschichtigen Repräsentation von Migration und Migrationsgeschichte in Anbetracht seiner strukturellen Möglichkeitsbedingungen und Funktionsweisen verwirklichen kann, weil das Museum einen Anschaulichkeit vermittelnden, organisierten und bedeutungsaufgeladenen Ort inszeniert.

Lukasz Nieradzik

Das partizipative Museum. Zwischen Kooperation und user generated content – eine Arbeitstagung zur gegenwartsorientierten und partizipativen Ausrichtung der Museumsarbeit

18. und 19. November 2010, historisches museum frankfurt

Das »P-Wort«. Bis nah an die Grenze zur Unbestimmbarkeit wurde es auf der Tagung »Das partizipative Museum«, die vom 18. bis 19. November 2010 in Frankfurt statt fand, wiederholt. Verfolgte man die etwa 18, mit zahlreichen Erfahrungsberichten und Praxisbeispielen gespickten Vorträge und Projektpräsentationen, sowie die Anmerkungen des durchwegs aus der Fachwelt kommenden Publikums, so entstand der Eindruck, dass aktuelle Museumsarbeit (im deutschsprachigen Raum) nicht mehr um das im Tagungstitel zweifach genannte Vokabel »Partizipation« herum kommt. In den Zwischenzeilen der überaus informativen und dichten Zusammenstellung an Beiträgen wurde aber auch spürbar, dass im eingangs angedeuteten heiteren Versuch, die inflationäre Nutzung des Begriffs zumindest auf der Tagung zu regulieren, auch eine gewisse allgemeine Nervosität zum Ausdruck kam: War man dem Imperativ eines undurchschaubaren Trends ausgesetzt? Die auf die Nutzung von Web 2.0 und Social Media gemünzte Frage aus einem Workshop der Tagung – »muss man das machen, weil es alle machen?« – indiziert auch die fragwürdige Stellung von Partizipation zwischen *buzzword* und gesellschaftlichem Auftrag.

Die Tagung wurde vom *historischen museum frankfurt* konzipiert und organisiert. Dessen Neuausrichtung von Dauerausstellung und Besucherprogrammen, die – wie schon in den 1970er Jahren – mit einer architektonischen Umgestaltung einher geht, gab den Anlass. Der in Frankfurt angestrebte Wandel vom »historischen Museum« zum »Stadtmuseum des 21. Jahrhunderts« zeigte ferner die zentralen Herausforderungen an, die auch für die Überzahl der vorgestellten Projekte Partizipation zum Mittel der Wahl werden ließen: »Urbanität« und »Gegenwart« erwiesen sich sowohl in thematischer Hinsicht – als Anforderung, den städtischen Raum, zeithistorische Brennpunkte oder die materielle Welt des Alltags in Ausstellungen und Sammlung zu erfassen – als auch strukturell – als Verschiebung der örtlichen und zeitlichen Bezugsrahmen der Institution – als die maßgeblichen Impulse, neue Verfahren zu erproben. So benannte *Jan Gerchow*, Direktor des *historischen museums*, in seinem Eröffnungsstatement die »Frage nach

der Eigenlogik der Städte, nach dem Eigenen/Fremden« als den Horizont einer Neuorientierung des Museums; und das Tagungsprogramm spricht vom »Museum als Reflexionsort für Gegenwartsfragen«. Ein »Stadtlabor« soll dementsprechend zukünftig als »interaktives, partizipatives Forum für aktuelle Fragen in Frankfurt« fungieren, wie *Angela Janelli* und *Susanne Gesser* (Leiterin des *kinder museum*) – beide sind als Kuratorinnen in die Neukonzeption der Dauerausstellung involviert und hatten auch die Tagung ausgerichtet – ausführten.

Die in die Thematik einführenden Vorträge skizzierten eine Gegenwart, in der das Museumsmonopol auf Wissenssicherung und -vermittlung nicht nur auf Grund neuer Medien in Frage gestellt ist. Die »Pluralisierung, Fragmentarisierung, Heterogenisierung« des »Lebensorte Stadt« bringt auch eine »Vervielfachung der Wissensbestände« mit sich (Angela Janelli, Susanne Gesser), die sich nicht mehr in ein homogenes Narrativ packen lässt. Die Figur der »externen ExpertIn« tritt auf den Plan und stellt damit die Nützlichkeit der hausinternen Kompetenzen zur Diskussion. »Welche spezifische Expertise und Rolle verbleibt dabei für den/die KuratorIn?« war in Folge eine der zentralen Fragen der Tagung. Müsste diese/r sich von der »ObjektpflegerIn zur PflegerIn von Beziehungen« (Angela Janelli) umschulen lassen? Oder wäre es gerade das »Erfahrungswissen zum Arbeitsort Museum« (Barbara Wenk), das How-To des Ausstellungsmachens und der Objektverwahrung, das er/sie anzubieten hätte. Die Irritation angesichts dieser Veränderung der Jobdescription kam vielleicht am deutlichsten in der Themenstellung des Workshops von Matti Straub (Coach, Chief-Changel, www.changels.ch) zum Ausdruck, der unter dem Motto »wieviel Partizipation ist angenehm und ertragbar« eine »Beratungsstelle« für KuratorInnen auf der »Suche nach neuer Identität und sinnvollen Partizipationsformen« anbot.

Andererseits wurde auch auf das Fortbestehen der hohen Glaubwürdigkeit der Museen als wissenschaftliche Institutionen hingewiesen. Deren Content gilt in der breiten Öffentlichkeit nach wie vor als den alltäglichen Konflikten entzogenes, gesichertes Wissen. Gerade dadurch eigneten sich Museen als »safe places for unsafe ideas«, beziehungsweise als »temporäre Stabilitätszonen« in einer Zeit, in der die »Konstruktion einer gemeinsamen Gegenwart immer schwieriger« wird (Beat Hächler). Das Museum wurde in einigen Beiträgen als Raum für die Verständigung über grundlegende Werte und Entwicklungsdynamiken einer Gemeinschaft entworfen. Barbara Wenk und Angela Janelli sahen Potential

im Modell der Versammlungen rund um Objekte (»matters of concern«) des Wissenschaftssoziologen Bruno Latour. Und wiewohl auf der Tagung eher vom Konzept des Museums als monodirektionaler Bildungsinstitution abgerückt bzw. die Auffassung eines gegenseitigen Lernens von Institution und NutzerInnen vertreten wurde, sah man es auch als Ort, an dem z.B. der »Umgang mit Vielfalt, Dissens, Identitäten« (Barbara Wenk) geprobt werden könne.

In diesem Spannungsfeld – »Wie gelingt es, Ausstellungsinhalte kooperativ zu erarbeiten, ohne den an ein Museum gerichteten Qualitätsanspruch zu verwässern?« (vgl. das Tagungsprogramm) – bewegten sich auch die in Folge vorgestellten Projekte. Die Frage der Partizipation wurde für viele zum Kristallisationspunkt, an dem thematische und strukturelle Veränderungen im Selbstverständnis eines Museums sichtbar wurden. *Jan Willem Huntebrinker* vom *Historischen Museum Hannover,* stellte das Bildungs- und Ausstellungsprojekt »Dein Stadtbild – Hannover 2010« vor, dessen Ziel es war, »gegenwärtige Perspektiven auf die Stadt« zusammen zu tragen. Unter professioneller Anleitung fotografierten und kuratierten Kinder und Jugendliche ihren persönlichen Blick auf die Stadt. Die Auswahl der letztendlich in der Ausstellung gezeigten Bilder wurde auf Basis eines Rankings durch die Teilnehmenden selbst getroffen. Diese Ablösung des/r KuratorIn durch ein demokratisch (meint in diesem Fall »durch Abstimmung«) gesteuertes Auswahlverfahren brachte allerdings die Notwendigkeit in den Blick, neue Sammlungsstrategien zu entwickeln, die auf die von Digitalfotografie und Internet ausgelöste Potenzierung kursierender Bilder reagieren können. *Katja Weber,* wissenschaftliche Volontärin am *historischen museum frankfurt,* berichtete von dem Versuch, mit einem mobilen Stadtlabor schon vor der Eröffnung im Jahr 2014 BewohnerInnen und »Gate-Keeper« des Frankfurter Stadtteils Ostend in die Erarbeitung der zukünftigen »gegenwartsbezogenen Dauerausstellung« zu involvieren. Partizipation hieß dabei zunächst in eine zeitintensive Phase der Kontaktaufnahme einzutreten, die auch durch Rückschläge wie das unerwartete Desinteresse bei als relevant identifizierten Personen, oder unterschiedliche Auffassungen von Qualität und Reflexionsbedarf gekennzeichnet war. Vergleichbar erzählte *Anja Piontek,* Kunst- und Kulturvermittlerin aus Hamburg, von dem langwierigen Prozess der Vertrauensbildung im Zuge der Vorbereitungen für die Ausstellung »Meine Sache. Bremens Gegenwart« am *Focke-Museum Bremen.* Mit Aufrufen in Presse, Radio, TV und bei Aktionen (u.a. Flohmärkten) in der Stadt, bat man, Objekte beizusteuern, um ein »Mosaik Bremer

Stadtgeschichte« zusammen zu stellen. Im Ausstellungsdisplay, in dem sich zahlreiche Text-/Bildebenen überlagerten, wurden u.a. Objekte und zugehörige Geschichten der LeihgeberInnen als Original-Handschriften einer »offiziellen« Stadtchronik gegenüber gestellt.

Partizipation mit der Ermöglichung von Beteiligungsverfahren zu identifizieren, die der Zielsetzung folgten, eine Vielzahl von Perspektiven/Stimmen im Ausstellungsraum sicht- bzw. hörbar zu machen, zeigte sich nicht nur an diesem Beispiel, sondern zog sich als roter Faden durch die Tagung. Angestrebt wird die Dekonstruktion hegemonialer Narrative zu Identität und Geschichte durch die Konfrontation mit Inputs, die aus individuellem Erleben und Erinnern erwachsen. »Multiperspektivität« gilt dabei »als Chance«, da sie unter anderem Dinge und Sachverhalte ins Museum bringt, die »Identifikationspotential für viele Menschen« anbieten (Anja Piontek). Auch einige der weiteren Projekte wählten dafür das Format der Zusammenstellung »persönlicher« Objekte und deren Geschichten; fallweise in Gegenüberstellung zu Texten/Interpretationen, die Gegenständen im Zuge der Einpflegung in eine Sammlung oder der wissenschaftlichen/kuratorischen Aufarbeitung für ein Ausstellungsnarrativ zugeordnet worden waren. Für die Nachzeichnung und Vermittlung der historisch vielschichtigen Lebenswege von aus Osteuropa nach Deutschland immigrierten Juden und Jüdinnen wurde im Rahmen des von *Jutta Fleckenstein* vorgestellten Projekts »Zeigt her Eure Dreidl!« (*Jüdisches Museum München*) Kontakt mit ZeitzeugInnen aufgenommen. Zusammen wurden »Objektnachmittage« organisiert, zu denen »Dinge aus Osteuropa« mitgebracht und von diesen ausgehende Geschichten erzählt wurden. Im u.a. von *Christine Gerbich* und *Frauke Miera* kuratierten Ausstellungsprojekt »NeuZugänge. Migrationsgeschichten in Berliner Sammlungen« ging es umgekehrt um das Screening bestehender Sammlungen Berliner Museen hinsichtlich minoritärer Sichtweisen (zum Begriff des »revisiting collections« siehe www.collectionslink.org). Auf der Homepage des beteiligten *Kreuzbergmuseums* wird die Vorgangsweise wie folgt beschrieben: »Die beteiligten Museen präsentieren beispielhaft acht Objekte und deren Bedeutung für Migration und kulturelle Vielfalt. Die Beschreibungen werden durch Fragen und persönliche Geschichten von Berlinern und Berlinerinnen ergänzt. [...] Darüber hinaus verweist die Ausstellung auf die Leerstellen in Berliner Sammlungen und zeigt daher weitere acht Objekte von Leihgebern

und Leihgeberinnen mit Migrationshintergrund, die in filmischen Interviews ihre Auswahl begründen.«[1]

Zwei nicht-museumsgebundene Ausstellungen zum Anlass des 650-jährigen Gründungsjubiläums des Berliner Stadtteils Neukölln wählten das Format der Einbringung persönlicher Geschichten und Erinnerungen. *Paul Beaury* und *Antje Canzler* (www.museeon.de) gestalteten für die zweitägige Installation »remember – be member – experimentelles Museum I« ein sensorisch anregendes Ausstellungsdisplay, das BesucherInnen erlaubte, spontan private Erlebnisse in Neukölln mit einer raumfüllenden Straßenkarte zu verknüpfen. *Barbara Lenz*, u.a. für das Kulturamt Neuköllns in der Konzeption von Bürgerbeteiligungsprozessen tätig, stellte die Arbeit eines zivilgesellschaftlich besetzten Ausstellungsgremiums vor, das für die Ausstellung »Weltbürger« u.a. 14 Lebensgeschichten auswählte, um anstatt einer 650-jährigen Geschichte deren »heutige Realität« in »multiperspektivischer Weise« darzustellen.

Ein intensiver Workshop-Vormittag ergänzte die Präsentationen. Ich besuchte den Workshop von *Barbara Wenk* zum »nachhaltigen Umgang mit Geschichte« und möchte diesen Bericht mit ein paar Überlegungen daraus abschließen. Eine geteilte Beobachtung war, dass Partizipation häufig als »Involvierung (nur) auf der Ebene der persönlichen Geschichte« aufgefasst wird. Dieses Nadelöhr der Beteiligung hat als seine komplementäre Form den »offenen Raum«, in dem nach dem Modell der Multikulturalität Stimmen/Perspektiven/Meinungen – eine neben der anderen und voneinander untangiert – bestehen können sollen. *Natalie Bayer*, die später auch ihre Erfahrungen in der Mitgestaltung von »Crossing Munich. Ein Forschungs- und Ausstellungsprojekt zwischen Kunst, Aktivismus und Ethnologien« (crossingmunich.org) resümierte, kritisierte diese Idee der Offenheit als Fiktion von Gleichheit, die reale Ungleichheiten verdeckt. Die Frage, die sich an diese Kritik anschloss, war, ob es Alternativen gab, die nicht auf die bewährten Modelle von Schließung – Ausschluss (etwa von politischen Extrempositionen), Konsenszwang, homogenes Narrativ bzw. Deutungshoheit eine/r KuratorIn hinaus liefen. Ich denke, dass diese Frage nicht vorrangig methodisch zu lösen sein wird und vielleicht auch nach dieser Tagung eingehendere und den Fachdiskurs sprengende Debatten um das »warum eigentlich?« von Partizipation anstehen. Die auf der Tagung zur Sprache kommen-

1 www.kreuzbergmuseum.de/index.php?id=230 (Zugriff: 15.02.2011)

den Widersprüchlichkeiten, Interessenskonflikte und Verunsicherungen könnten zu einem wichtigen Ansatzpunkt dafür werden.

Andrea Hubin

Weiterführende Links:

Zur weiterführenden Diskussion der Tagungsthemen hat das *historische museum frankfurt* einen Blog eingerichtet: http://partizipatives-museum.de. Auf diesem ist u.a. die auf der Tagung gezeigte Video-Lecture von Nina Simon (»Visitors as Participants«) online zugänglich.

Der Blog verweist auch auf eine Folgetagung am 30. Juni und 1. Juli 2011 im Stapferhaus Lenzburg (CH): »Under Construction - Gegenwartsräume in neuen Museumsprojekten. Häuser der Gegenwart und ihr partizipatorischer Ansatz«: http://www.stapferhaus.ch/kursereihen/x-positionen/under-construcion.html.

Zahlreiche Links zu den Projekten und Vortragenden der Tagung finden sich des weiteren in einem Bericht von Bettina Minder, Projektleiterin des auch in der Tagung vorgestellten Forschungsprojekts »*Audience +*«: blog.hslu.ch/audienceplus/2010/11/26/das-partizipative-museum-eine-tagung-am-historischen-museum-frankfurt/.

Die Beiträge der Frankfurter und der Lenzburger Tagung erscheinen Anfang 2012 im Transcript Verlag unter dem Titel »Das partizipative Museum. Zwischen Teilhabe und User Generated Content. Neue Anforderungen an kulturhistorische Ausstellungen«: http://www.transcript-verlag.de.

Stofflichkeit in der Kultur – 26. Österreichische Volkskundetagung in Eisenstadt, 10.–13. November 2010

Die volkskundliche Wissenschaft hat viele Liebkinder, eines davon sind Dinge. Wichtige Überlegungen und Zugänge hat das Fach in der Vergangenheit über Dinge formuliert und im Rahmen der volkskundlichen Sachkulturforschung zusammengefasst. Etwa seit Mitte der 1990er Jahre wird den Dingen ein verstärktes Interesse entgegengebracht, nicht nur in der Volkskunde als empirischer Kulturwissenschaft, sondern auch in ihren Nachbardisziplinen. Damit verbunden rückt insbesondere die Materialität der Dinge und mit ihr die Wissensproduktion an der Nahtstelle von Wissenschaftsgeschichte und Kulturgeschichte ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Im Umkreis unseres Fachs sind aktuell insbesondere Gottfried Korff, Gudrun König, Martin Scharfe und Anke Te Heesen als jene VertreterInnen zu nennen, die relevante Ding-Konzepte, anknüpfend an die Traditionen des Faches, entwickeln bzw. entwickelt haben und diese zum Teil in konzeptionell gedachten Ausstellungen zum Gegenstand sinnlicher Erkenntnis machten.

Das Joseph-Haydn-Konservatorium in Eisenstadt beherbergte von 11. bis 13. November 2010 die vom Fachverband für Volkskunde und dem Verein für Volkskunde geplante und organisierte 26. Österreichische Volkskundetagung. Der Eröffnungsabend am 10. November wurde in der Burgenländischen Landesgalerie ausgerichtet, wo neben den Skulpturen aus Stein von Thomas Resetarits die hybriden Arbeiten von Florian Lang passend das Tagungsthema rahmten: Seine Collagen aus Gegenständen oder Räumen ergaben mit einem flüchtigen Blick wenig Sinn; ihre Hintergründigkeit entwickelten sie erst bei genauer Betrachtung.

Nach der Begrüßung durch *Dieter Szorger* (Burgenländische Kulturabteilung) eröffnete *Ingo Schneider* (Innsbruck) als Fachverbandsvorsitzender die Tagung. In seinem Einführungsstatement stellte Schneider bereits die zentralen Begrifflichkeiten bzw. die verschiedenen Konzeptionen in der Beschäftigung mit den Dingen zur Diskussion. Welchen Mehrwert erfährt unser Fach durch das Switchen von »Sachkultur« zu »materieller Kultur«? Gudrun König habe gezeigt, dass materielle Kultur multiperspektivische Ansätze ermögliche. Das Fach selbst allerdings biete insbesondere mit Gottfried Korffs kulturbedeutsamen Auseinandersetzung mit 13 Dingen (1992), mit Martin Scharfes 1996 erschiene-

nen »Rehabilitierung der Dinge« und nicht zuletzt mit Karl-Sigismund Kramers »Dingbedeutsamkeit« von 1962 stets aufs Neue lohnende Perspektiven auf die Dinge und ihre Beziehungen zum Menschen. *Konrad Köstlin* (Wien) erinnerte in seinem Grußwort u.a. an Richard Weiss und dessen Auffassung, dass Menschen durch ihre Dinge zu erkennen wären und eröffnete dem Publikum dahingehend ein breites Spektrum an Dingwelten: Warenhäuser als Dingparadiese unserer Zeit, Steine und Metalle als ‚moralische' Stoffe für unsere Denkmalkultur, Holzspielzeug oder auch das Stofftaschentuch als Insignien einer »Bekennergesellschaft« – die Auswahl der Dinge, die uns umgeben, stehen jeweils für einen spezifischen Lebensstil.

In seinem Eröffnungsvortrag machte *Reinhard Johler* (Tübingen) europäische Dinge und deren Beziehung zu Europa zum Thema des Abends (»Made in Europe. Oder: Schaffen Dinge Europa?«). Unter Bezugnahme auf den von Wiener Volkskundlern zu Beginn des 20. Jahrhunderts gedachten multiethnischen Forschungsraum der k. u. k. Monarchie, deren Suche nach einer gemeinsamen europäischen (primitivistischen) Dingwelt und unter Verweis auf das Kramer'sche Konzept der Dingbedeutsamkeit bzw. das Schmidt'sche Konzept der Gestalt- und Stoffheiligkeit führte Johler an das aktuelle Europa und die lohnende Frage nach der Konstruktion einer Europa-Identität über seine Dinge heran. Trotz erfolgreicher Implementierung von Symbolen durch die EU sinkt die allgemeine Zustimmung zur Union. Doch Europa hat auch eine eigene Warenwelt: EU-Elektronik, EU-Fertigteilhäuser, EU-Grill uvm. Diese Dinge *Made in Europe* tragen bei zur Harmonisierung des Warenverkehrs, zur »Europäisierung« des Wirtschaftsraumes. EU-Dinge, so Johler, haben eine spezifische Stofflichkeit, sie besitzen zumeist geringen Materialwert und gelten im Vergleich zu lokalen Produkten, die vielfach wegen ihrer Besonderheit unter europäischen Schutz gestellt sind, als unspezifisch, bedeutungsleer bzw. »schwach«. Ja: Dinge tragen bei zu Europa, d.h. zu seiner Ökonomie, so das Resümee des Vortragenden, aber sie erzeugen oder fördern keine europäische Identität. Die Ökonomie der EU, und das erscheint wesentlich, bestimmt also nicht Europas Kultur. Die breit kritisierte »Brüsseler Gleichmacherei« (Stichwort Briefkästen) erinnere dabei an uniformierende Tendenzen im ausgehenden 19. Jahrhundert bzw. wirken EU-Normen ein auf die Dinge (auf ihre Gestalt, ihre Materialität), evozieren dabei mitunter populäre Mythen, die wiederum auf Dinge zurückwirken (vgl. die Zurücknahme der EU-Gurkenkrümmung). Die EU-Dinge sind also Ergebnis eines bestimmten Euro-

päisierungsprozesses; der »Harmonisierung« – einem Schlüsselkonzept der EU – müsse zukünftig mehr Beachtung geschenkt werden.

Die Reihe der Vorträge eröffnete *Johanna Rolshoven* (Graz) am darauffolgenden Tag: Die Begegnung mit zwei Möbelstücken aus ihrer einstigen und gegenwärtigen Arbeitsumgebung ließ sie nach den Verwendungen und Anpassungsprozessen dieser Objekte fragen. Möbel können uns anrühren oder auch abstoßen. Nach dem französischen Wissenschaftssoziologen Bruno Latour sind Gegenstände mit Menschen zu verbinden bzw. ist dem, was zwischen Menschen und Dingen geschieht, ein eigener Status zuzumessen. Der Resopalschrank im Marburger Institut für Europäische Ethnologie markiert ein Stück Institutsgeschichte – in den frühen 1980ern haben ihn politisch aktive Frauen am Institut angeschafft und benutzt, in ihm materialisiert sich für Wissende der Beginn der dortigen Genderforschung, in ihm bündeln sich Gedanken, Diskussionen, Personen. Heute ist der Marburger »Frauenschrank« zurechtgerückt und erschreckt in seiner neuen Banalität jene, die ihn aus früherer Zeit kannten – er verwahrt Kaffee- und Pausenutensilien. Die Memorie, so Rolshoven in Anlehnung an Utz Jeggle, ist verschwunden. Das zweite Möbelstück, eine reich bemalte Hochzeitstruhe in Rolshovens Grazer Arbeitszimmer, hat ebenfalls eine Transformation erfahren, sie fungiert heute als origineller Schreibtisch und ist für die Nutzerin attraktiv in ihrer neuen rollenemanzipatorischen Verwendung. Nach Siegfried Giedion sind Möbel Ausdruck grundsätzlicher Einstellungen zur Welt; sie bestimmen die Richtung, in der gedacht und gehandelt wird. Möbel sind also gesellschaftlich und dadurch wandelbar, sie repräsentieren Gefühlsstimmungen einer bestimmten Epoche. Gerade hier könne die Volkskunde durch ihr kulturanalytisches Interesse am Konkreten, am Materiellen und Immateriellen und durch das Verbinden der Kenntnis der materialen Funktionsweise der Dinge mit den Diskursen daran arbeiten, die den Gegenständen innewohnende Memorie hervorzubringen.

Dieter Kramers (Wien/Frankfurt) Beitrag zum materiellen Naturverhältnis des Menschen, dem »Naturstoffwechsel«, galt dem Bemühen, eine Brücke herzustellen zwischen kulturellen Symbolwelten und den materiellen Welten der politischen Ökologie. Materielle Objekte erzählen von den Prozessen der Naturaneignung. Gerade die Europäische Ethnologie könne sich in der Analyse der kulturellen Konstruktion von Natur unter Berücksichtigung der materiellen Folgen neue forschungsleitende Fragen stellen.

Den Abschluss des ersten Panels machte *Sonja Windmüller* (Hamburg) mit ihrem Beitrag zur materiellen Präsenz von Müll und Abfall. Was grundlegend für die Beziehung zu den Dingen gilt, formulierte Windmüller für ihr Thema: Über die Beschäftigung mit Müll erfahren wir etwas über uns und die Welt um uns. Anhand relevanter Theorien und Forschungen zur Kategorie Müll thematisierte sie Perspektiven für die kulturwissenschaftliche Stofflichkeitsforschung: Mit Müll als »Quelle« arbeiten seit den frühen 1970er Jahren die *Garbage Studies*, sie fassen Müll als gesellschaftlichen Indikator, als Spiegel der Gesellschaft auf. Dinge, die zu Müll werden, bieten aber auch Raum für Gegengeschichten und Umdeutungen. Insbesondere Aleida Assmanns Überlegungen zur Entdeckung des Abfalls als Erinnerungs- und Gedächtnisspeicher vor dem Hintergrund neuer Vorstellungen von Gedächtnis und Überlieferung erscheinen hier interessant. Im Sinne einer »Entstofflichung« wird Müll auch zum Auskunftsorgan. Michael Thompson arbeitete bereits Ende der 1970er Jahre in seiner *Rubbish Theory* Abfall als Zuweisungskategorie heraus. Der Abfallstatus wird den Dingen von außen zugeschrieben, er ist nicht eine in den Dingen liegende materiale Qualität. Dieser Kategorienwechsel verweist zugleich auf einen Wechsel der Besitzverhältnisse. Thompsons Abfallforschung öffnet also den Blick für sozial-politische Dimensionen von materieller Kultur. Müll scheint schließlich aber auch eine eigene »Stoffmächtigkeit« zu haben, zwischen Lust und Faszination, Empörung und Ekel zeigt sich Abfall als Grenzphänomen. Seine Widerspenstigkeit und auch Widerständigkeit können, so Windmüller, Anstöße geben für eine kulturwissenschaftliche Beschäftigung mit Stofflichem über das Paradigma der Dinge als Bedeutungsträger hinausgehend.

Das zweite Tagungspanel war laufenden bzw. abgeschlossenen Forschungsprojekten gewidmet. *Sabine Manke* (Marburg) stellte in ihrem Vortrag die 1972 im Rahmen des Misstrauensvotums von Rainer Barzel (CDU) gegen Willy Brandt (SPD) eingegangenen Bürgerbriefe ins Zentrum ihrer stofflichen Auseinandersetzung. Dabei unternahm sie den mutigen Versuch, aus interdisziplinärer Perspektive, insbesondere aus den Blickwinkeln einer von Alfred Lorenzer inspirierten tiefen-hermeneutischen Kulturanalyse, die in den »Brandt-Briefen« vorhandenen positiven wie negativen Feuer-Metaphern als Projektionen auf den damaligen Bundeskanzler zu materialisieren bzw. sie mit dem Gegenständlichen zu verknüpfen. Die Grenze zwischen Kulturanalyse und tiefenpsychologischer Symbolinterpretation, dies verdeutlichte auch die Diskussion, ist dabei jedoch nicht eindeutig gezogen worden.

Monika Ankele (Wien) beleuchtete in ihrem Beitrag Dingbeziehungen von Psychiatriepatientinnen um 1900. Ihr Vortrag zeigte eindrücklich, wie die Gegenstände, die Patientinnen aus den ihnen zur Verfügung stehenden Materialien hergestellt hatten (und die heute zur Sammlung Prinzhorn gehören) von den betreuenden Ärzten als Evidenz für den psychischen Zustand und somit zur Klassifikation der Patientinen dienten; zum anderen konnte Ankele die Patientinnenwelten und die Beziehung der Patientinnen zu ihren Objekten schlüssig darlegen. Die eigene Geschichte oder die eigenen Ängste materialisierten sich in den von den Patientinnen hergestellten Objekten.

Anamaria Depner (Frankfurt) referierte nach theoretischen Überlegungen zur Materialität der Dinge und ihrer (sinnlichen) Erfahrbarkeit über den »Abschied von Dingen«. Im Rahmen ihrer Dissertation begleitete sie SeniorInnen im Moment des Auszugs aus ihrer Wohnung und der Übersiedelung in ein Altersheim, die Mensch-Ding-Beziehung und die Frage, wie Menschen auf das selbstgewählte Ende ihrer Dinge reagieren bzw. wie sie mit der Absenz der Dinge zu Rande kommen, stand dabei im Zentrum ihrer Aufmerksamkeit. Was Jens Soentgen über das Ende der Dinge sagte (»Der Verfall der Dinge ist allen Dingen gemein«) ließe sich auch resümierend auf den Umgang dieser Menschen mit ihren Dingen umlegen: Der Umzug in ein Altersheim bedeute für die SeniorInnen das Ende des Sozialen, deswegen finden auch ihre Dinge zumeist ihr Ende. Sie werden entsorgt oder an Verwandte abgegeben. Zwar fällt der Abschied schwer, aber die Dinge scheinen im Vergleich zur Sorge um die eigene Person letztlich nicht mehr von Bedeutung zu sein.

Die folgenden drei Beiträge standen ganz im Zeichen musealer Praxis: *Eva Kreissl* (Graz) behandelte anhand von älteren und jüngeren Beispielen aus ihrer Ausstellungspraxis den Einfluss stofflicher Dingqualität auf den Prozess des Verstehens und Weitergebens volkskundlichen Wissens in Ausstellungen. Allein anhand des Materials und der veränderten Form des Trattenbacher Taschenfeitls können Sozial- und Mentalitätsgeschichte einer ländlichen Gegend über einen größeren Zeitraum angesprochen werden. Auch Immaterielles manifestiert sich im Materiellen: so können, dies zeigte sie anhand eines aktuellen Forschungsprojektes, an Dingen auch Praktiken des Irrationalen sichtbar gemacht werden. Der Beitrag von *Eva Reinecker* (Salzburg) befasste sich weniger mit der Stofflichkeit von Dingen im Sinne einer volkskundlichen Sachkulturforschung, denn mit grundlegenden praxisorientierten Fragen nach der Verwendung von Original und Kopie in Freilichtmuseen.

Um Original und Kopie ging es auch bei *Cornelia Eisler* (Kiel) jedoch auf einer vermehrt inhaltlichen Ebene: Sie gab vertiefende Einblicke in die Genese der Sammlungen der »Ostdeutschen Heimatstuben«. Den oft unscheinbar wirkenden Dingen aus der früheren Heimat kam durch die milieuethnozentristische Arbeit der Heimatstuben ab den 1950er Jahren entsprechende Bedeutung zu. Die Heimat wurde sakralisiert, ihre Dinge wurden zu profanen Reliquien. Selbst Kopien von Dingen oder Schriftstücken wurden ideell wertvoll. Nach einem Professionalisierungsschub der Heimatstuben in den 1980er Jahren kam in den 1990er Jahren der Aspekt der Versöhnung hinzu. Heute ist die Betreuung der Sammlungen nicht mehr gesichert. An diese Gegebenheiten schloss Eisler Überlegungen für einen adäquaten Umgang mit diesem kulturellen Erbe an: Regionalgeschichtliche Museen könnten Sammlungen der Heimatstuben aufnehmen, Teilbestände könnten in Herkunftsgebiete zurückgegeben werden, wobei hier für die Vertriebenen der Aspekt des neuerlichen Verlustes berücksichtigt werden müsste. Schließlich wäre eine schriftliche Dokumentation der Dinge wichtig, damit nach Wegfall der Bezugsgemeinschaft nicht nur das Stoffliche in den Museen verbleibt. Ein derartiger neuer Umgang mit den Objekten müsste jedenfalls zu einer Neudefinition der Objektfunktion führen.

Den Abschluss des ersten Tages bildeten *Franziska Schürch* (Münster) sowie *Peter Hörz* und *Marcus Richter* (Bonn/Bammberg) mit je unterschiedlichen Themen aus dem Bereich der volkskundlichen Nahrungsforschung. Schürch, von 2004 bis 2008 Leiterin des kulinarischen Inventars der Schweiz, besuchte für ihre Arbeit über den stofflichen Gehalt von Fleisch an die 80 Metzgereien. Nicht nur in Gegenständen, auch in Fleisch als tierischem Produkt materialisiert sich Wissen bzw. Kultur. Schürch untersuchte ihr »Objekt« entlang des Konzepts der beiden Schweizer Ethnologen Thomas Antonietti und Werner Bellwald in seiner technischen, funktionalen-sozialen, kommunikativen und materialen Dimension. So fragte sie u.a. nach technologischen Entwicklungen in der Tierhaltung, nach Veränderung der Schlachttechniken, nach Veredelungstechniken und nach den Praktiken des Fleischkaufens und –essens. Die kommunikative Dimension von Fleisch zeigte sich in einem Schweizer »Wurstvorfall«: Nationale Widerständigkeit formierte sich gegen die EU, die den speziellen Wurstimport aus der nicht BSE-sicheren Schweiz verboten hatte. Die Stofflichkeit des Produktes letztlich kann u.a. anhand von einschlägigen Kriterienkatalogen für Fleisch studiert werden. Mit dem Focus auf ein einzelnes Nahrungsmittel, verstanden als Teil

der materiellen Kultur, kann die aktuelle Nahrungsmittelforschung, wie Schürch darzulegen wusste, neue Perspektiven geben auf die stets aktuelle Frage nach dem Verhältnis von Kultur, Tradition und Innovation. Hörz und Richter nahmen den Rauch der Zigarre zum Ausgangspunkt ihrer Überlegungen über andere Wahrnehmungsmöglichkeiten des Genussmittels jenseits gängiger Bedeutungszuschreibungen wie Macht oder Erotik. Auf der Basis von geführten Interviews in der Zigarrenregion Schöneck/Vogtland thematisierten sie die Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Region, Produktionsvorgänge oder auch Veränderungen in der Praxis des Rauchens. Die Gespräche zeugten aber auch von individuellen Beziehungen der Zigarrenarbeiterinnen zu ihren Objekten. So stand mitunter weniger die Erinnerung an harte Arbeit, als die Bewunderung über die Eleganz des Produktes im Vordergrund der Erzählung.

Nikola Langreiter (Innsbruck) eröffnete den zweiten Tag der Tagung mit einem Vortrag zur Praxis des Do-it-yourself. Sie stellte drei Interviews vor, in denen sie nach der Präsenz von Handarbeiten bzw. nach dem Umgang damit fragte. Ökonomisch-moralische Implikationen von Selbstgemachtem/Selbstrepariertem wurden dabei besonders sichtbar. Handarbeiten funktioniert auch als Distinktion, sie – die Tätigkeit – ist Gegentrend zur Massenproduktion oder versteht sich auch als subversiv-politische Aktivität (*radical crafting*). Die menschliche Mühe, die in den reparierten Dingen steckt, schafft aber auch Befriedigung und Anerkennung. Traditionelle Konnotationen des Handarbeitens verschieben sich also, wie Langreiter durch die Einbettung des Do-it-yourself in breitere Wissenschaftskontexte, wie die aktuelle Mode- und Konsumforschung, zeigen konnte.

Der nachfolgende Beitrag von *Klara Löffler* (Wien) nahm ebenfalls das Sanieren ins Visier. Löffler beschrieb auf Grund empirischer Forschungen auf Baustellen, im Internet und in Baumärkten aber auch auf Grund diskursanalytischer Zeitschriftenstudien privates Bauen und Sanieren als kommunikativen Prozess zwischen den beteiligten Personen und Gruppierungen. Über das Beispiel der Dämmstoffe, deren Funktion, Materialqualität aber auch Ästhetik, lassen sich mehrere Interessensgruppen festmachen: Die Gruppe der »Experten«, zu denen ArchitektInnen mit ihren zumeist zukunftsweisenden Ansätzen auch hinsichtlich einer ökologischen Wärmedämmung zu zählen sind, die Gruppe der Handwerker, die aus zeitökonomischen Gründen oft einen (Material-)Konservativismus an den Tag legen und die »Häuslbauer« als jene Laiengruppe, die grundsätzlich Misstrauen hegt gegenüber den oft

kostspieligen Ideen der ExpertInnen. Gerade das Außen (seine Materialien, seine Ästhetik) eines Hauses wäre, so Löffler, nicht in Abgrenzung sondern in Korrelation zum Innen in Betracht zu ziehen, um kulturelle Vorstellungen vom »schöner Wohnen« und vom »guten Leben« aus den Blickwinkeln einer volkskundlichen Haus- bzw. Bauforschung erfassen zu können.

Jens Wietschorkes (Wien) Beitrag führte die Diskussion um Architektur und Materialbedeutsamkeit auf die Ebene der Oberfläche: Beziehungen zwischen Mensch und Dingen sind nicht nur zweckrational, Materialien schaffen auch Oberflächen, die Inhalte oder Zuschreibungen transportieren (Beton als sozialistisches Material par excellence). Am Beispiel der Städte Neapel, Rom und Essen zeigte Wietschorke, wie deren Materialien (Tuffstein, Marmor bzw. Stahl) Stadtmetaphern oder Stoff für Stadterzählungen geliefert haben und dadurch kulturelle Imaginationen über Materialität entstanden sind (»bröckelnde Schönheit«, »ewige Stadt«, »Stadt aus Stahl«). Dabei ist, das machte die anschließende Diskussion deutlich, durchaus zu fragen, wer Stadtimaginationen herstellt oder wem diese nützlich sind bzw. wieviel Material überhaupt notwendig ist, damit sich so etwas wie eine Stadtmetapher etablieren kann.

Um die Materialität eines Dings und dessen Stellenwert als »Konzentrat gesellschaftlicher Verhältnisse« (G. König) ging es einmal mehr im Beitrag von *Ana Ionescu* (Wien). Sie thematisierte anhand des Zirbenholzbettes die Wichtigkeit des Materials und seiner Herkunft, sowie die Bedeutung der Produktionszusammenhänge für die potentiellen Kunden – die Tatsache, dass das Bett das Attribut »wissenschaftlich geprüft« erhält, ist häufig ausschlaggebend für den Kauf – und bettete das Produkt ein in den gesundheitsorientierten Diskurs zu Medikalisierung und Entmedikalisierung, in eine zu ortende Neuorientierung in Lebensbereichen wie Sport und Freizeit sowie in Verwissenschaftlichungstendenzen des Alltags.

Einen wissenschaftshistorischen Zugang wählte *Tobias Scheidegger* (Zürich) für die Analyse der Dingpraktiken der sich im ausgehenden 19. Jahrhundert etablierenden naturhistorischen Amateurwissenschaft und beschrieb diese treffend unter den Aspekten des »Handhabens« und »Teilhabens«. Die laienhafte Beschäftigung mit Natur und Naturgeschichte führte zu einer spezifischen handwerklichen Praxis des Sammelns oder auch Jagens, die »amateurhafte« Dingvermehrung bedingte einen eigenen Markt für Arbeitsgeräte, Handbücher und Anleitungen

für Fixierungstechniken oder für eine adäquate Etikettierung der ohne Beschriftung wertlosen Dinge. Die botanische Wissenschaft ließ die Amateure temporär an ihrer Arbeit teilhaben – die Sammlungen zirkulierten zwischen Laien und Professoren, sie wurden zu *boundary objects* – zu Objekten, die zwischen sozialen Welten mit verschiedenen Interessen und Belangen wechselten. Diese laienhafte Partizipation und deren Ende lässt sich mit der volkskundlichen Wissenschaft vergleichen: Auch hier waren Laien wichtige Partner beim Erfassen bestimmter Bestände eines mehr oder weniger bestimmten Gebietes im Sinne eines kollektiven Wissensunternehmens. Beide Wissenschaften zeichnet der stete Rückgang der Teilhabe der Amateure im Laufe des 20. Jahrhunderts aus.

Kurzerhand für einen ausgefallenen Beitrag eingesprungen, referierte *Michael Grabner* (Universität für Bodenkultur Wien) über historische Holznutzung und thematisierte im Rahmen des bestehenden Netzwerkes »Historische Holzverwendung«[1] Möglichkeiten einer interdisziplinären Zusammenarbeit mit der volkskundlichen Wissenschaft. Aktivierung historischen Wissens über Holzarten und Holzverarbeitung stehen dabei im Vordergrund, gerade die Volkskunde kann hier – wie im Rahmen des Netzwerkes bereits erprobt werden konnte – mit ihrem Wissen über Holzverwendung Wesentliches beitragen.

Ulrike Kammerhofer-Aggermann (Salzburg) beendete den zweiten Tagungstag mit neuen konzeptionellen Überlegungen zu den Rosenkranz- und Amulettsammlungen des Salzburger Dommuseums, die bislang im Wesentlichen unter dem Aspekt der Fülle bzw. des Gestus der Repräsentation oder unter kunsthistorischen Gesichtspunkten betrachtet wurden. Ihr volkskundlich-kulturwissenschaftlicher Zugang transformierte die Objekte in codierte Zeichen einer Zugehörigkeit. Diese Objekte, die erst durch eine spezifische Anwendung religiösen Praktiken oder der Magie zuzuordnen sind, können, so Kammerhofer-Aggermann, gelesen werden als Teile eines Habitus. Sie symbolisieren Lebensstile im Salzburg des 15./16. Jahrhunderts und sind somit materialisierte Bewertungen von Gesellschaftsordnungen aber auch der Ideenlehre einer Zeit. Als Symbole menschlicher Bindungen und Beziehungen sind sie darüber hinaus Fenster zu individuellen Lebenswelten.

1 Vgl. http://holzverwendung.boku.ac.at.

Der dritte und letzte Tag der Tagung hielt noch einmal für die TagungsteilnehmerInnen ein dichtes Programm bereit. *Malte Borsdorf* (Hamburg) referierte über »stumme Dinge, die zeigen« und lenkte die Aufmerksamkeit der ZuhörerInnen auf einen von Hörenden tendenziell kaum wahrgenommenen Gegenstand – dem Schreibtelefon für Gehörlose. In »Jenseits der Stille« (1996) erscheint das Schreibtelefon der Marke Teleskrit als zentrales Kommunikationsmedium für Hörbehinderte. Ob Dinge sprechen oder stumm bleiben, so Borsdorf, hängt von der Einbeziehung des Kontextes ab: Das vorher nicht wahrgenommene Ding wird von den Zuschauern nun in seiner Funktion erkannt. Heute sind mit Webcams, Smartphones, SMS und E-Mail Medien entstanden, die, wird die Technik erst einmal beherrscht, für Gehörlose neuartige Möglichkeiten der Kommunikation eröffnen.

Bernhard Fuchs (Wien) unternahm ausgehend vom örtlichen Getränke-Automaten eine stofflich-analytische Reise in das vielschichtige Universum von Coca-Cola. Fuchs verknüpfte die sinnliche Wahrnehmung des Getränkes (Geruch, Geschmack) und die vermeintliche Wirkung der Inhaltsstoffe im Körper mit der symbolischen Ebene (Coca-Cola als Symbol für Amerika, Kapitalismus, Globalisierung, Wegwerfgesellschaft), wobei gerade für diesen Symbol*gehalt* die Flüssigkeit eine materielle Komponente erfordert (Dose, Flasche, Etikett). Ähnlich dem Zirbenholzbett, lässt sich die sinnliche Wahrnehmung des Getränks auch mit wissenschaftlich-populären Diskursen verknüpfen, wie sie in Internetforen mit großer Intensität geführt werden. Quasi-religiöse Glücksverheißungen werden durch Bedeutungsinvestitionen herbeigeführt, in Anlehnung an Daniel Miller verortete Fuchs Coca-Cola in lokale bzw. auch nationalistisch-religiöse Zusammenhänge (»Tschihad-Cola«, »Cola Turka«).

Einen für etliche TagungsteilnehmerInnen ungenügend kulturwissenschaftlich-volkskundlichen Zugang eröffnete *Vladimír J. Horák* (Ostrava) mit seinen Beobachtungen und Überlegungen zu Streetart-Fotografie. Diese, so Horak, gibt uns Hinweise auf existente Diskurse in Subkulturen, sie fungiert als »Zeitzeuge heutiger urbaner Kultur«. Seine Ausführungen konzentrierten sich jedoch vordergründig auf die Entstehungszusammenhänge der von ihm als »wilde Galerien« bezeichneten Streetart. Streetart formiert sich an Kreuzungspunkten von Kommunikationsströmen und Informationen, also an Plakatwänden, Zäunen, aber auch auf Fensterscheiben in desolaten Häusern. Scheinbar ohne Konzept entstehen im Prozess der künstlerischen Improvisation bzw. im Wege

einer »natürlichen Bricolage« (Eingriffe durch vorbeigehende Menschen, Verwitterung etc.) »Objekte«, die von der Allgemeinheit entweder nicht wahrgenommen oder mit Abscheu betrachtet werden, die aber jenseits des Aspekts des Verfalls und der Unordnung auch unter dem Gesichtspunkt von ästhetischen Erlebnissen bzw. von Kunstwerken gesammelt und fotografisch dokumentiert werden können.

Den letzten beiden Vorträgen war die Beschäftigung mit subjektiven Wahrnehmungsempfindungen gemein: »Der verschlackte Körper« als Konzept der Moralpathologie stand im Mittelpunkt von *Jakob Calices* (Leeds) Beitrag. Calice zeichnete die Entstehung des Entschlackungsdiksurses nach, der der wissenschaftlich nicht haltbaren Theorie der materiellen Existenz von Schlacken geschuldet ist und führte im zweiten Teil seines Vortrages aus, welche Manifestationen das Sich-Reinigen von Schlacken annehmen kann. Seine teilnehmende Beobachtung in einer Kuranstalt (Calice war selbst Absolvent einer F.-X.-Mayr-Entschlackungskur) brachte die Verführungskraft magischer Reinigungsprozesse zu Tage. Selbst anfänglich dieser Kur kritisch gegenüber stehende Gäste fügten sich letztlich den Heils- bzw. Heilungsversprechen der Wellnessindustrie.

Timo Heimerdinger (Innsbruck) berührte als letzter Vortragender mit seinem Beitrag über die Beziehung Mensch-Maschine eine besonders sensible Schnittstelle. Ausgehend vom aktuellen Status der iTouch-Geräte als modisches Accessoire, Statussymbol oder dingliches Zeichen des ständigen Online-Seins, entwickelte Heimerdinger eine mehrschichtige Lesart jenes Moments, den er als elementar für die Subjekt-Ding-Beziehung herausarbeitete: Mit der Berührung bzw. Berührbarkeit des Touchscreens, so Heimerdinger, lassen sich Erkenntnis, Authentizität und Macht verknüpfen. Im Tastsinn als elementarem Sinn für unsere Welterfahrung liegt die Erkenntnis, kognitiv und sensuell. Die Berührung liefert aber auch ultimative Realitätsbeweise: Die biblische Geschichte vom ungläubigen Thomas, der anfassen will, um zu erkennen, verweist auf den Aspekt der Authentizität. Mit der Berührung findet eine besondere Form der Vergewisserung statt, dies kennen wir aus der Welt der Performancekunst oder der modernen Verkaufspsychologie. Das menschliche Machtverhältnis zu den Dingen schließlich lässt sich durch die Technologie des Touchscreens neu bestimmen: Der Mensch, ehemals der Technik hilflos ausgeliefert (die Widerspenstigkeit der Technik als Alltagserfahrung), beherrscht nun die Maschine, die, so die iPhone-Anhänger, dank der neuen Schnittstellentechnologie »natürli-

cher« und »intuitiver« geworden sei und nun auch für Kinder oder ältere Menschen einfacher zu bedienen. Verschiedenste Zuschreibungen heften sich, so machten die Ausführungen deutlich, gerade an die glatte, glänzende Oberfläche. In der Berührung wird, so Heimerdingers Fazit, von der Stofflichkeit auf Wirklichkeit geschlossen, stärker noch als in anderen Wahrnehmungszusammenhängen.

Die Schlussdiskussion mit *Elisabeth Timm* (Wien) als Moderatorin und mit *Klara Löffler, Margot Schindler* (beide Wien) sowie *Ingo Schneider* (Innsbruck) als PodiumsteilnehmerInnen resümierte zweieinhalb äußerst anregend und dicht verlaufene Tage. Menschen und Dinge sind wieder zusammen zudenken (Timm). Dabei bieten sich für die Volkskunde als Kulturwissenschaft unterschiedliche Herangehensweisen und Möglichkeiten: Das Museum ist der Ort der Dinge, hier lagert Stoffliches, an das neue Assoziationen angelagert werden können (Schindler). Auf den Universitäten ist mit dem volkskundlichen Methodenwerkzeug der Blick auf materielle Kultur und ihre Kontexte zu intensivieren, eine Zusammenarbeit mit Museen und eine inter- bzw. transdisziplinäre Ausrichtung ist dabei anzustreben (Löffler). Der Begriff der »materiellen Kultur« könnte dabei helfen, uns Zugänge und auch Dinge zu eröffnen, die über eine Auseinandersetzung mit ausschließlich unbelebter Natur hinausgehen, wie auch die Themen und Stoffe der einzelnen Beiträge bewiesen (Schneider).

Die 26. Fachverbandstagung, und das ist ihr großer Verdienst, rückte ins Blickfeld, was als relevanter Zugang des volkskundlich-kulturhistorischen Faches zu beschreiben ist und was zumindest in Österreich fachspezifisch jüngst wenig Beachtung gefunden hat. Dinge selbst wurden aus ihrer Stofflichkeit heraus befragt oder auch in Verbindung mit sekundär gewonnenen Quellen (Interviews, schriftliche Quellen etc.) bearbeitet. Dabei war die Bandbreite der behandelten Materialität und der gewählten Zugänge bemerkenswert. Die in Diskussionen immer wiederkehrende Frage, was denn das Spezifische der Volkskunde in der Analyse des Stofflichen sei, konnte im Wesentlichen herausgearbeitet werden: Historische Einbettung, Kontextualisierung, aber auch die Einbeziehung von Produktionszusammenhängen (Politik, Ökonomie, Ökologie) sind Aspekte und Stärken volkskundlicher Ding-Analysen.

Die Volkskunde versteht sich als Zeichenwissenschaft, die Forschung am Materiellen, so könnte ein Resümee der Tagung heißen, ist deswegen unabdingbar. Oder wie es Timo Heimerdinger in seinem Beitrag pointiert formuliert hat: Die Dinge sind gut bei uns aufgehoben

wie auch wir bei den Dingen. Spezialisiert auf das Greifbare, auf das vermeintlich Nebensächliche und Alltägliche, können wir uns Themen durch Berührung zugänglich machen, eröffnen wir uns über Oberflächen viele Fragen, die der volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Bearbeitung harren.

Birgit Johler

Tagungsbericht »Visuelle Medien und Forschung«[1]
(15.–16.10.2010, Berlin)

Unter dem Titel »Visuelle Medien und Forschung. Über den wissenschaftlich-methodischen Umgang mit Fotografie und Film« fand am 15. und 16. Oktober 2010 im Museum für Fotografie in Berlin eine Tagung statt, die erstmals die Kommissionen Film und Fotografie der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vereinte. Ziel der Tagung war das Verhältnis von Wissenschaft und visuellen Medien vom 19. Jahrhundert bis heute ins Blickfeld zu rücken. Dieser Aufgabe wurde mit einer breiten Palette von Vorträgen nachgegangen, die – entgegen der chronologischen Folge – zum einen sich vordringlich der Analyse historischen und ethnologischen Materials widmeten und zum anderen aus einer empirisch kulturwissenschaftlichen oder soziologischen Perspektive auf gegenwärtige Untersuchungsgegenstände blickten. Die historischen Untersuchungen beschäftigten sich unter anderem mit Bildmaterialien, die von Missionaren während ethnografischer Expeditionen aber auch von einem »ethnographierenden Berufsfotografen« im späten 19. und im 20. Jahrhundert aufgenommen wurden. Weiters gab es Vorträge über fotografische Dokumentationen des, nach Meinung der Vortragenden, unveränderten Fortlebens einer Kultur, über den Biomorphismus früher ethnografischer Filme oder über dokumentarische Erzählungen über »fremde Kulturen«. Zwischen den historischen und den gegenwärtigen Foschungsgegenständen stand ein Vortrag über den »technisch zugerichtete[n] ärztliche[n] Blick«. Dem gegenüber fanden

1 Alle Zitate in diesem Text sind entweder Titel der Vorträge oder den Abstracts der Vorträge entnommen.

sich Untersuchungen, die sich gegenwärtig eines fotografischen Mediums als Mittel oder Gegenstand der Forschung bedienten. Hier stand eine Betrachtung visueller Medien und ihrer Fähigkeit zur Herstellung von Unmittelbarkeit neben einer Befragung digitaler fotografischer Porträtpraxen oder einem Vortrag über den Einsatz von Film zum Nachdenken über entgrenzte Arbeit. Präsentiert wurde aber auch die Verwendung von Fotografie in der Erforschung eines Einkaufszentrums oder einer ganzen Stadt. Darüber hinaus gab es ein Panel, das sich dem Thema der »Wahrnehmung in der Europäischen Ethnologie« widmete.[2]

Zwischen »Historie« und »gegenwärtiger Methodologie« trat ein merkwürdiger Bruch zutage. Grob ließe sich dieser mit einem »Sagen was ist« im Fall der historischen Vorträge und einem »Fragen was ist und wie darüber sprechen« im Fall der gegenwärtigen Vorträge charakterisieren.

Ich möchte mich zuerst den aus dem Aktuellen heraus gedachten Vorträgen zuwenden und dabei als erstes Beispiel drei Vorträge näher betrachten, die sich in dem Panel »Wahrnehmung in der Europäischen Ethnologie – Variationen eines empirischen Zugangs« präsentierten. Dabei ging es um die Erkenntnis, dass es für die Europäische Ethnologie als empirische Wissenschaft, die sich über kulturelle Äußerungen dem Menschen annähert, unabdingbar ist, mit allen Sinnen und über alle Sinne zu forschen bzw. deren Bedeutungswandel zu analysieren. Zudem zeigte sich hier – interessant nicht nur für diesen Teil der Tagung –, dass diese Wissenschaft aufgrund ihrer Entstehungsgeschichte und ihrer Stellung im gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Diskurs angehalten ist, das eigene Handeln permanent kritisch zu hinterfragen. Daraus entwickelte sich ein methodisches Selbstverständnis, eben im Forschungsprozess Reflexionsschleifen einzubauen, um sowohl die Selbstwahrnehmung, als auch die Wahrnehmung des Forschungsgegenstandes transparent zu machen, so Michael Haibl in ihren das Panel einleitenden Überlegungen. In den drei Beiträgen würden im Spannungsfeld zwischen als Reflexionsinstanzen verstandenen Wissenschaftsdiskursen und einem prozessual angelegten Fachverständnis auf einer mikroanalytischen Ebene Methoden entwickelt, welche auch die Spezifik der Disziplin ausdrückten. Im ersten Panelvortrag »Atmosphären einer werdenden Kulturhaupt-

2 Das genaue Tagungsprogramm ist abrufbar unter http://www.dgv-foto-film.de/index.php?ln=de&to=programme (Zugriff: 24.2.2011).

stadt – Wahrnehmung als Mittel zur Materialgenerierung« zeigte *Anna Stoffregen* (Wien), wie Fotografien als visuelles Methodenwerkzeug zu einer reflexiven Verschiebung der Fokussierung im Forschungsprozess bei gleichzeitigem Wechsel der Wahrnehmungsweise beitragen können. In ihren »Wahrnehmungsspaziergängen«, die sie als Methode zur Erschließung ihres Forschungsfeldes wählte, kam auch eine Kamera zum Einsatz. Allerdings keine Kamera, die zielgerichtet und komponierend eingesetzt wurde, sondern eine Kamera, die wie ein Notizblock für Gedankenblitze gehandhabt wurde. So entstanden während der Spaziergänge mehrere hundert Fotografien, die, nachdem die schriftlichen Feldnotizen ausgewertet waren, einer zusätzlichen Analyse unterzogen wurden. Dabei stellte sich heraus, dass es hier zu ganz eigenen, zum Teil von den schriftlichen Forschungsnotizen abweichenden, Ergebnissen kam, die deren bewusst ausformulierte Wahrnehmung verschoben und damit eine zusätzliche Reflexionsebene einzogen. *Daniela Schadauer* (Wien) zeigte mit ihrem Vortrag »Alles Ansichtssache – Wahrnehmung als Analyseeinheit« einen weiteren Versuch, Fotografie im Feld als erkenntnisgenerierendes Medium einzusetzen. Sie stellte eine Arbeit vor, bei der sie einen Teil eines Straßenzugs in Wien untersuchte, indem sie davon eine spezielle Fotomontage produzierte. Die dadurch gebildeten »Wahrnehmungseinheiten« erlaubten eine detaillierte Betrachtung einzelner Ausschnitte, die, mittels einer eingehenden Kontextanalyse des Dargestellten, zu einer umfangreichen Erforschung der kulturellen Bedingtheit dieses Straßenzuges beitrugen. Hier wurde die Fotografie wie eine Art Raster über den Forschungsgegenstand gelegt, der half, die Wahrnehmung zu zerstreuen und mit dieser Auflösung eines einzigen BetrachterInnenstandpunktes die Dichte der Phänomene leichter faßbar machte. *Martin Jonas* (München) unternahm in seinem theoriegestützten Vortrag »Ich fotografiere also bin ich – Wahrnehmung als Indikator« eine Tour de force durch die Veränderungen, die die – inzwischen schon nicht mehr so – neuen digitalen Medien in der Selbstwahrnehmung auslösen. Als Beobachtungskategorie verwendete er dabei den Begriff der Pose. Er schied hierbei die unterschiedlichen Formen der visuellen Selbstwahrnehmung – Spiegelbild, Sprachbild, Abbild, Abbild/analoge Fotografie und Abbild/digitale Fotografie voneinander. Für letztere stellte er fest, dass über die verstärkte Dissemination und die durch die neuen sozialen Netzwerke ausgelöste Beeinflussung der Selbstrepräsentation eine neue Darstellung des Selbst ermöglicht wird, bei der es sehr stark um eine per-

manente Selbstverwaltung der eigenen Sichtbarkeit geht. Anhand dieser Frage dachte er darüber nach, wie die Volkskunde auf die Konsequenzen von Digitalisierung – hier im visuellen Feld – methodisch (theoretisch) reagieren kann.

Was diese Vorträge in ihrer Herangehensweise aber auch in ihrer Präsentation so sympathisch machte, war, dass sie sich mit einer sowohl dem zu untersuchenden Feld, als auch der versuchten Methode und auch dem Publikum gegenüber offenen und fragenden Haltung präsentierten.

Eine ähnlich suchende Haltung war bei *Neele Behler* (Göttingen) zu finden, die in ihrem Werkstattbericht »Entgrenzte Arbeit, entgrenzte Forschung und deren Repräsentation im Film« davon berichtete, wie ihre eigene Betroffenheit von postfordistischen Arbeitsbedingungen während ihrer Recherchen immer wieder die Grenze zwischen Fragender und Befragten verwischte und sie zwang, über die Frage der Involviertheit der ForscherIn in ihr Forschungsfeld nachzudenken. Sie griff diese Frage dann noch einmal auf, mit Bezug auf die Repräsentation ihrer Forscherinnenrolle in der filmischen Umsetzung.

Ein vergleichbarer Moment des Fragens nach Involviertheit und der Möglichkeit der reflexiven Abgrenzung vom beziehungsweise der Vermittlung aus dem Feld taucht in dem Doppelvortrag der SoziologInnen *Larissa Schindler* und *Tobias Boll* (beide Mainz) – »Visuelle Medien und die (Wieder-)Herstellung von Unmittelbarkeit« – auf. Visuelle Medien haben eine Grenze da, wo es um Un(ver-)mittelbares geht, um Erfahrbares, Spürbares, um Unbekanntes. Sie hatten anfangs große Erwartungen geweckt, die sich in diesem Bereich nicht einlösen lassen. Um dieses Problem der (Wieder-)Herstellung der Unmittelbarkeit kreiste dieser Vortrag. Boll, der über die Performanz sexuellen Wissens im Webcam-Cybersex forscht, brachte dabei das Beispiel der kleinen Beobachtungsfenster, die bei Videokommunikationen am Computer die Selbstbeobachtung ermöglichen, ins Spiel und fragte danach, wie diese und die Aufzeichnung davon als eine Möglichkeit einer reflexiven Schleife verwendet werden können.

Diese Fragen der Reflexion des eigenen Forschens, der Involviertheit und Abgrenzung vom Feld, die im Gesamten betrachtet wie der Versuch einer gegenwärtigen Standortbestimmung des Ethnografischen anmuteten, tauchten in gewandelter Form auch bei *Eva Lüthis* (Zürich) Forschungsarbeit auf, die sie unter dem Titel »Ethnografische Fotografie im Einkaufszentrum« vorstellte. Auch ihr Zugang zum Feld war zu Beginn

ihrer Arbeit ein suchend-tastender, der sich im Lauf des Fortschreitens wandelte und ebenfalls ein Moment der Suche nach einer Verortung dem Feld gegenüber aufzeigte. In einem ersten Schritt näherte sie sich dem Feld als Flaneurin und entwickelte dann zwei fotografische Settings: das Einzelportrait und eine distanzierte Aufnahme der BesucherInnen des Einkaufszentrums von der Galerie aus, um den Versuch eines visuellen Wahrnehmens einer kulturellen Gegebenheit zu rahmen. In ihrer Argumentation besonders spannend war das Beschreiben des Drückens des Auslösers der Kamera als einen sogenannten somatischen Marker (nach dem Neurowissenschafter Antonio Damasio). Dies sei ein erstes Reagieren, das an eine Vorstellung anknüpft und verbunden ist mit einer Empfindung, die die Handlung auslöst. Das emotionale Erfahrungsgedächtnis teile sich über ein körperliches Signalsystem mit, diene zur Bewertung von Vorhersagen, und helfe sozusagen als emotionaler Impuls mit beim Denken und als unbewusstes Startsignal des Fotografierens. Dies erlaubt es, den Moment des Auslösens der Kamera über den eigenen Körper, der als Wahrnehmender immer ins Feld eingebunden ist, als einen Moment der Datenaufahme und Registrierung zu denken, in dem nicht nur ein zweidimensionales Bild entsteht sondern eine Folie erzeugt wird, mit der eine Möglichkeit des Erkenntnisgewinns produziert wird.

Etwas anders stellte sich die Situation bei den Vorträgen dar, die mit historischem Material operierten. Hier war der Versuch zu einer neuen Standortbestimmung zu kommen, seltener zu vernehmen. Ulrich Hägele ging in seinem Vortrag »Forscher im Fokus der Fotografie. Zur visuellen Konstruktion ethnografischer Wissenschaft« auf die Verwobenheit der EthnografIn in das Feld und auf die dort vorhandenen Machtbeziehungen und ihre Verbindung mit dem fotografischen Apparat ein. Er forderte die für Bildbetrachtungen ganz wesentliche Quellenkritik, die sich aus dem Kontext der Bilder speist, ein. Ohne hier auf die einzelnen Vorträge im Konkreten eingehen zu wollen, blieb beim Autor (der kein Ethnologe ist) ein etwas verwunderter Eindruck zurück. War bei den anderen Beiträgen zu spüren, dass hier eine der großen Qualitäten der empirischen Kulturwissenschaft (aber auch eine der Tugenden vieler anderer im Umfeld der Kulturwissenschaften angesiedelter Disziplinen), nämlich die Beobachtung und Reflexion gegenwärtiger kultureller Verhältnisse auch im Kontext Photographie und Film zum Tragen kam, so ließen viele der intensiv am historischen Fotomaterial orientierten Vorträge Reflexion über das eigene Vorgehen vermissen. Es muss hier eine Schüchternheit festgestellt werden gegenüber

einigen Theoriefeldern, die – gerade vor dem Horizont der gegenwärtigen geopolitischen und technologischen Umwälzungen – für das Sprechen über Fotografien oder Filme, die über so genannte fremde Kulturen gemacht wurden, von Bedeutung sind. Nur andeutungsweise wurde auf koloniale Machtverhältnisse sowie die Schwierigkeiten und Herausforderungen, die eine postkoloniale Kritik am Blick auf das Fremde mit sich bringt, rekurriert. Die konkrete Verortung in diesem oder dem über viele Disziplinen hinweg geführten bildwissenschaftlichen Diskurs war nur in Ansätzen zu spüren. Einzig bei dem Medienwissenschafter *Sven Stollfuß* (Marburg) und seinem Vortag »Bewegt-Bilder in der Medizin: der technisch zugerichtete ärztliche Blick zwischen Epistemologie und Spektakel«, der zwischen historischer Analyse und gegenwärtigem Befund oszillierte, kam eine gesellschaftliche Kritik an der gegenwärtigen Verwendung von Bildern auf. Meist hatte der Verfasser aber das Gefühl, dass diese Vorträge Bilder eher als eindeutige Repräsentanten und Illustrationen einer gegeben Wirklichkeit ansahen und noch vor der Auseinandersetzung mit den komplexen und zum Teil widersprüchlichen Konstruktionen und Eigenlogiken der Bildlichkeit zurückzuweichen schienen.

Bei dieser Tagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde wurden erstmals die Kommissionen Film und Foto zusammengelegt. Dieses Zusammendenken der zwei zentralen visuellen Medien des letzten Jahrhunderts, auch unter Einbindung der neuen digitalen Medien, war äußerst begrüßenswert, besteht hier doch ein gegenwärtiges Bedürfnis nach einer kritischen Reflexion auch auf dem weiten Gebiet der Volkskunde. Dabei wurde sichtbar, dass im Bereich der »gegenwärtigen Methodologie« versucht wird experimentell zu neuen Ansätzen zu gelangen. Für die Auseinandersetzung mit der »Historie« muss aus dieser Tagung heraus leider konstatiert werden, dass in vielen Fällen eine Art positivistischer Zugang vorzuherrschen scheint. Genauer können diese Ergebnisse aber in dem geplanten Tagungsband überprüft werden.

Herbert Justnik

19. BBOS-Museumsfachtagung in Freistadt
»Christliche Religion im musealen Kontext«
30.9.–2.10.2010

Von 30.9. bis 2.10.2010 fand die 19. Tagung bayerischer, böhmischer, oberösterreichischer und sächsischer Museumsfachleute (kurz BBOS-Tagung) zum Thema »Christliche Religion im musealen Kontext« im Salzhof von Freistadt in Oberösterreich statt. Der Tagungsablauf samt Begleitprogramm – eine Exkursion nach Vyšší Brod und Český Krumlov in Südböhmen am 30.9. und ein Stadtrundgang in der historischen Innenstadt von Freistadt mit kompetenten Führungen – war bis ins Detail wohl durchdacht und strukturiert. Die zwei tschechisch-deutschen Dolmetscherinnen, die die Tagung begleiteten, leisteten hervorragende Arbeit. Auch beim Rahmenprogramm und bei den von der EU kofinanzierten Mahlzeiten mit Mühlviertler und Böhmischen Spezialitäten waren sie stets um Kommunikation bemüht.

Zur Einleitung in das Tagungsthema gaben die Vorstände der vier Landesstellen für das Museumswesen in Bayern, Sachsen, Tschechien und Oberösterreich Einblicke in die jeweiligen Museumslandschaften mit christlichem Kulturerbe, auf welche dann in den anschließenden Referaten teils beschreibend, teils analytisch Bezug genommen wurde. Unter den Vortragenden waren Theologen, Kunsthistoriker, VolkskundlerInnen, Historiker, ein Philologe, eine Wirtschaftspädagogin und eine Restauratorin im Team mit einer Kulturvermittlerin. Insgesamt nahmen an der Tagung etwa 80 Personen teil.

Bayern sticht durch seine besondere Fülle an Diözesanmuseen, religiösen Schatzkammern, Missionsmuseen, Wallfahrtsmuseen und Gedenkstätten in dieser Region hervor. *Michael Henker*, Leiter der Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern, nannte über 1000 Museen mit diesen Inhalten und brachte auch eindrucksvolles Bildmaterial mit.

Katja Mieth von der Sächsischen Landesstelle für das Museumswesen knüpfte pointiert an, dass Sachsen zwar mit Bayern auf keinen Fall konkurrieren könne, jedoch »ganz frech« im Wettbewerb stünde. *Luděk Beneš* stellte die Aufgabengebiete und Aktivitäten (Digitalisierungsprojekte, Benchmarking etc.) der Assoziation tschechischer Museen und Galerien vor und freute sich über ein Anwachsen der Assoziation seit dem letzten Jahr. *Peter Assmann*, Leiter des Verbundes Oberösterreichischer Museen, gab einen Überblick über die Geschichte des Sammelns

von christlichen Kulturobjekten in ganz Österreich und nannte da vor allem die Klöster Kremsmünster, Stift Admont und St. Paul in Kärnten, die es geschafft hatten, sich als Ausstellungsorte zu positionieren.

Alle vier sprachen generell von einer wachsenden Entfremdung zur christlichen Kultur. Die Inhalte der musealen Sammlungen mit religiösem Kontext würden von vielen BesucherInnen nicht mehr verstanden. Selbst in Bayern mit 55% KatholikInnen und 20% Evangelischen werden Kinder heutzutage eher konfessionslos erzogen und wissen nicht, wer zum Beispiel die Heilige Maria sei – bestätigte auch *Ursula Nauderer*, die Leiterin des Bezirksmuseums Dachau. In Sachsen sei die Lage »dramatischer«: Bei der letzten Volkszählung hatten sich noch ca. 28% der Bevölkerung zur christlichen Religion bekannt (25% Evangelische, ca. 3% Katholiken). Lediglich unter den Sorbinnen und Sorben, die die Osterritte in der Lausitz inzwischen auch touristisch groß aufbereiten, sei Religiosität noch ein im Alltag verankertes Thema. *Marius Winzeler*, der Direktor der Städtischen Museen in Zittau, berichtete am nächsten Tag über aktuelle museale Präsentationen in der Oberlausitz: von einer 2011 zu eröffnenden Museumskirche in Kamenz und der kulturtouristischen Route »Via Sacra« zwischen Zittau, Görlitz und Kamenz bis nach Polen und Tschechien. Die Situation in Tschechien sei ähnlich: Außer zur Weihnachts- und Osterzeit, in der viele Museen in Sonderausstellungen bewusst religiöse Themen aufgriffen, hätte man ebenfalls mit dem Verlust der Bedeutungsinhalte zu kämpfen. Man benötige verstärkt Deutungshilfen und Schlüssel zum Verständnis der Ikonographie, da ein Vorwissen in der Bevölkerung absolut fehle. Man setze, so wie in Bayern und Sachsen, zurzeit auf mehr Bildungsangebote, museumspädagogische Programme und Begleitblätter zur besseren Erschließung. Vor allem die Arbeit mit Kindern sei sehr wichtig: So veranstalte etwa das Stadt- und Bergbaumuseum im sächsischen Freiberg, das auch viele Zeugnisse religiösen Glaubens der Bergleute beherbergt, Adventfeiern für Kinder, so *Ulrich Thiel*, der Museumsdirektor.

Die Frage »Wie präsentiert man sakrale Themen, um auch nichtreligiöse Menschen zu erreichen?« stellte sich auch *Karel Rechlík*, Direktor des Diözesanmuseums in Brünn und präsentierte eine hoch interessante neue Dauerausstellung, die von der inszenatorischen Gestaltung her ungewöhnliche Wege geht und mit viel Licht arbeitet. Die Werte der bildenden Kunst werden mit der Funktion im sakralen Raum in Zusammenhang gebracht. Ein neues Licht für die »alte« Kunst würden auch andere Ausstellungen und Museen mit religiösen Inhalten benötigen, denn

viele seien bereits antiquiert und seit Jahrzehnten nicht mehr adaptiert worden, und nun stehe man vor der Herausforderung (auch in finanzieller Hinsicht), sie wieder attraktiver und vor allem verständlicher zu machen – wie zum Beispiel in Bayern. Diskutiert wurde auch der teilweise starke Restaurierungsbedarf vieler Objekte gerade mit religiösem Kontext. Die Museen haben kaum RestauratorInnen vor Ort, die Finanzierung sei nicht gesichert. Wie viel ist der Erhalt dieses Kulturerbes der Gesellschaft wert? Eine Frage, die man sich nicht nur in Sachsen stellt.

Peter Assmann brachte drei weitere Aspekte mit ins Spiel: den attestierten Verlust des christlichen kollektiven Gedächtnisses im Gegensatz zur aktuellen Suche nach neuer Spiritualität, weiters den Gegenwartsbezug, der in sakralen Objekten mitschwinge und last but not least das Ansprechen Andersgläubiger, vor allem der muslimischen Bevölkerung. Löblich, dass im abschließenden Referat von *Ursula Nauderer* vom Bezirksmuseum Dachau diese Frage ebenfalls aufgegriffen wurde, und zwar mit der Vorstellung eines für das Jahr 2013 geplanten Projekts mit Jugendlichen, darunter auch MigrantInnen, »zum säkularisierten Umgang mit religiösen Bildern und Zeichen«.

Der rhetorisch geübte römisch-katholische Theologe *Jürgen Lenssen* hob in seinem Referat die Autonomie der (sakralen) Kunst im Geist der Freiheit hervor und kritisierte aktuelle Gleichschaltungsversuche sowie Zensurierungen einer zentralistischen Kirche. Leider sei der Dialog zwischen Kunst und Kirche derzeit getrübt, was ihm, als Verantwortlichem der Hauptabteilung Bau- und Kunstwesen der Diözese Würzburg, schwer zu schaffen mache und auch die Arbeit der kirchlichen Museen im Allgemeinen erschwere. Museen brauchen Eigenständigkeit – ein mit religiösen Inhalten besetztes Museum sei kein sakraler Ort, kein Missionsraum oder gar eine Propagandaabteilung der Kirche.

In diese Richtung argumentierten auch *Hansjörg* und *Ulrike Eichmeyer*, die ihr Evangelisches Museum im oberösterreichischen Rutzenmoos nicht als Haus der Mission, sondern als Haus der Geschichte verstehen. Es handelt sich um ein »Erlebnismuseum« mit über 20 ehrenamtlichen MitarbeiterInnen, die eng mit Klöstern und dem Verband »Museum und Schule« zusammenarbeiten, sodass auch viele Schulklassen dieses Museum mit modernster Einrichtung und multimedialer Ausstattung besichtigen. Ihr Motto lautet: »Vergeben, aber nicht vergessen!«, nachdem über 100.000 Protestanten das Land in der Gegenreformation verlassen mussten und diejenigen, die blieben, 160 Jahre lange bis zum Toleranzpatent Josefs II. in der Illegalität ihren Glauben ausgeübt hatten.

Im Wirkungsfeld von *Jürgen Lenssen* und der ARGE Kirchliche Museen und Schatzkammern im deutschsprachigen Raum wurden bis dato sieben neue Museen geschaffen. Das nächste öffnet am 2. Juni 2011 in Wildenberg im niederbayrischen Landkreis Kelheim seine Pforten. Lenssen stellte moderne Museumskonzepte vor, in denen er die Überschaubarkeit auf einer Ausstellungsfläche von maximal 300 m² mit einer jeweils eigenen Thematik, zum Beispiel »Gotische Kunst in gotischen Räumlichkeiten, barocke in barocken etc.« für sinnvoll halte. Bei Sonderausstellungen gebe es Kindervernissagen einen Tag vor der regulären Eröffnung. Man biete sehr viel Lehrerfortbildungsmaßnahmen an, stelle interkonfessionelle Unterrichtsmaterialien zur Verfügung, damit auch SchülerInnen anderer Religionszugehörigkeit vom Ausstellungsbesuch Inhalte mitnehmen.

Hana Dvořaková vom Institut für Ethnographie des Mährischen Landesmuseums in Brünn berichtete in ihrem interessanten Beitrag von Neugründungen von Diözesanmuseen in (Brno, Olomouc, Kroměříž) und Wiedereröffnungen in Litoměřice und Plzeň nach 1989. Sie waren nach 1945 aufgelöst und deren Sammlungen von übergeordneten Regionalmuseen übernommen worden. Inzwischen gebe es seit 2009 eine erste Dauerausstellung im Stadtmuseum Borovany/Forbes, die sich ausschließlich der Volksfrömmigkeit widmet. »Volksfrömmigkeit« lieferte auch das Stichwort für *Sieglinde Frohmann* vom Museum Innviertler Volkskundehaus. Sie stellte die volksreligiöse Sammlung des Pfarrers Johann Veichtlbauer (1867–1939) vor; rund 40.000 Andachtsbilder hatte er z.B. neben Amuletten, Medaillen und Reliquien zusammengetragen. Ein Teil der Sammlung Veichtlbauer wird heute noch in mehreren Räumen ausgestellt. Für SchülerInnen stehen Aktivblätter zur Verfügung.

Das am 16. Mai 2009 eröffnete Museum mit dem Namen »Haus Papst Benedikt XVI. – Neue Schatzkammer und Wallfahrtsmuseum Altötting«, das von Alois Brunner vom Kunstreferat des Bistums Passau vorgestellt wurde, wird weniger von Schulklassen, sondern vorwiegend von PilgerInnen und WallfahrerInnen besucht. Es gehe dort, neben einer Geschichte der christlichen Wallfahrt, um Themen wie »Menschen auf dem Weg«, »Innehalten« oder »Staunen«.

Es ist bekannt, dass Pilger- und Wallfahrten derzeit im Trend liegen bei einem gleichzeitigen Verlust christlicher Bedeutungsinhalte. So ist es wohl auch beim aktuellen Boom, Klöster aufzusuchen und diese als spirituellen Ort der »Entschleunigung« zu nutzen, um aus dem stressreichen Alltag auszubrechen. Es werden dort neben Unterkunftsmöglich-

keiten auch Kunstkurse und Besuche in den Bibliotheken und Klostergärten angeboten. Zur Gemeinschaft »Klösterreich« zählen mittlerweile 22 Klöster, Orden und Stifte aus Österreich, Ungarn, Tschechien und Polen. *Martin Felhofer*, der Abt des Prämonstratenserstiftes Schlägl, und *Alexandra Loidl* von der Tourismus- und Marketingabteilung des Stiftes St. Florian berichteten über ihre Tätigkeit und die Chance, die Spiritualität der Klöster nachhaltig zu nutzen. Auch für Nicht- bzw. Andersgläubige scheinen das Pilgern oder Aufenthalte in Klöstern immer mehr an Attraktivität zu gewinnen, so wie ein Blick hinter normalerweise verschlossene Mauern und Kulissen für viele Menschen eine gewisse Anziehungskraft ausübt. In diesem Sinne gewährt man in den Zwickauer Sammlungen Einblicke durch Gucklochwände in die Restaurierwerkstätte. Die Museumspädagogin *Fabia Günther-Sperber* und die Restauratorin *Sieglinde Prehn* berichteten von der im Jahr 2008 begonnenen Neugestaltung der Zwickauer Kunstsammlungen und von den Restaurierungsarbeiten an rund 50 sakralen Bildwerken, die zurzeit noch immer unter einem in den 1920er Jahren angewendeten konservatorischen Verfahren, einer Öltränke, litten. Diese Substanz müsse extrahiert werden, was sehr zeitaufwendig wäre. Eine Neueröffnung sei erst 2014/2015 geplant.

Bei der für das Jahr 2013 vorgesehenen Landesausstellung »Hopfen, Salz und Cyberspace« ist das Kloster Vyšší Brod einer der vier geplanten Standorte. Das aus dem 13. Jahrhundert stammende »Zawisch-Kreuz«, das eine Reliquie des Heiligen Kreuzes beherbergt, soll einen besonderen Platz in der Ausstellung bekommen. Da eine mit EU-Geldern geplante Eventausstellung im ehemaligen Verwaltungsgebäude des Klosters nicht realisiert werden konnte, setze man jetzt auf kleinere Revitalisierungsarbeiten für die Landesausstellung, so der Referent *Jiří Franc*.

DasEbenfalls in Planung befindet sich das virtuelle Museum bzw. eine Dokumentations- und Bildungsstätte im ehemaligen Kloster Heidenheim im fränkischen Osten von Baden-Württemberg unter der Leitung des Vortragenden *Rainer Tredt*, einem Volkskundler und Mitarbeiter von Cultural Innovations (London). Ein multimedialer Raum mit einer interaktiven, die Realität erweiternden Panoramawand soll den didaktischen Kern der Ausstellung bilden. Die BesucherInnen könnten dort in verschiedene Rollen schlüpfen, alles soll narrativ erschlossen werden. Da Audioguides bereits »verstaubt« seien, werde mit so genannten »Visioguides« gearbeitet, um Informationen auch visuell, nicht nur auditiv zu vermitteln. Ein kostbares Reliquiar der Heiligen Walburga,

die laut Tredt neben Maria bis heute in Europa und Nordamerika die am meisten verehrte Heilige sein soll (sie leitete das Kloster Heidenheim nach dem Tod ihres Bruders, der es im Jahr 752 begründet hatte) werde per Multi-Touch-Panel dreidimensional vor den Augen der BesucherInnen erscheinen. Dieses Ausstellungskonzept löste eine große Polemik aus und wurde am meisten diskutiert.

Insgesamt betrachtet, war die Tagung eine Bereicherung. Die Teilnehmenden lernten eine Fülle von Präsentationsformen von Aspekten christlicher Religion kennen und diskutierten über wissenschaftliche Ansprüche bei gleichzeitigem Respekt religiöser Gefühle. Die interdisziplinären Ansätze boten viele bunte Mosaiksteinchen für ein ganzheitliches Bild über Stifte, Schatzkammern bis zu den »Niederungen der Volkskunde« (so explizit Nauderer vom Bezirksmuseum Dachau). Der gemeinsame Nenner in allen Vorträgen war die Betonung der Vermittlungstätigkeit in diesem sensiblen Themenfeld und somit hatte es sich aus der Warte der Kulturvermittlung auf alle Fälle gelohnt, in Freistadt dabei zu sein. Es wurde eingehend bewusst gemacht, dass die wissenschaftliche Auseinandersetzung und Präsentation auch ein Sprachrohr samt Übersetzung für diverse Zielgruppen nach Außen benötigt.

Katharina Richter-Kovarik

Erzählungen als kulturelles Erbe – Das kulturelle Erbe als Erzählung
(Obergurgl/Ötztal, 1.–4. September 2010)

Die Kommission für Erzählforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde widmete ihre 6. Tagung einem Thema, das sich seit einiger Zeit einer Hochkonjunktur erfreut: »Erzählungen als kulturelles Erbe – Das kulturelle Erbe als Erzählung« lautete das Tagungsthema. Es sollte hinterfragt werden, ob und wie die Erweiterung des Schutzes des kulturellen Erbes durch die UNESCO auf immaterielle Elemente (Abkommen von 2003) Auswirkungen auf das historische und gegenwärtige Erzählen zeigt bzw. zeigen wird.

16 Vortragende aus Deutschland, Finnland, Österreich und aus der Schweiz boten mit ihren unterschiedlichen Ansätzen einen Einblick in das Spannungsfeld zwischen immateriellem Erbe und Erzählforschung.

Harm-Peer Zimmermann (Marburg) stellte in seinem Eröffnungsvortrag (*»...sich eine Vergangenheit geben, aus der man stammen möchte.« Zur Kritik der Heritage-Kritik*) den Anspruch nach einer theoretischen Anreicherung der Heritage-Kritik. Diese Kritik macht oft unreflektiert und pauschal das »UNESCO-Regime« (wie Zimmermann es in seinem Vortrag pointiert zum Ausdruck brachte) als alleinigen Akteur aus, ohne dass dabei die komplexen international-vernetzten Entscheidungsabläufe zwischenstaatlich angesiedelter Akteure in Betracht gezogen werden. Er fand in der Lebens- und Wertphilosophie von Friedrich Nietzsche ein frühes Beispiel jener Argumente, die von »Heritage-KritikerInnen« – er verwies dabei ausführlich auf das Werk von Barbara Kirshenblatt-Gimblett – vorgebracht werden.

Ingrid Tomkowiak (Zürich) erhob in ihrem Beitrag (*»The Immaterial has become immaterial« – Überlegungen zum sogenannten immateriellen Kulturerbe)* die Frage, ob die Erzählkultur – ein dynamischer Prozess – den Definitionen und Kriterien des UNESCO-Abkommens von 2003 entspricht. Das Übereinkommen stellt nämlich auf die Konservierung statischer, bereits konservierter (also »geretteter«?) Praktiken und Phänomene ab. *Kathrin Pöge-Alder* (Jena, *Intangible Culture? Grundsätzliche Fragen an das Schutz-Konzept*) erläuterte das Schutzprinzip des UNESCO-Abkommens an Hand der Kinder- und Hausmärchen (KHM) der Brüder Grimm als bedeutendste Quelle europäischer und orientalischer Märchentradition. Sie hob hervor, dass die KHM im Rahmen des »UNESCO-Weltdokumentenerbes« (*Memory of the World*) bereits den Status eines »Welterbes« verliehen bekommen haben. Peter Strasser zeichnete den Entwicklungsprozess des Abkommens von 2003 nach *(Nächtliche Verhandlungen und lange Korridore. Über die Entstehung des UNESCO-Abkommens zum Schutz des immateriellen Erbes 2003 – ein Zeitzeuge erinnert sich)*. Als damaliger Mitarbeiter bei der UNESCO nahm er die jahrelange Diskussion und schließlich Ausarbeitung des Textes nicht nur als globalen, intelektuellen Diskurs wahr, sondern auch als Demonstration der politischen Durchsetzung kultureller Konzepte und als diplomatisch-rechtliche Formulierungskunst.

Helmut Fischer (Hennef) stellte die Kulturlandschaft als Verortung des Erzählgutes in den Mittelpunkt seiner Überlegungen (*Erzählgut als landschaftliches Kulturerbe*). Das Charakteristische der Kulturlandschaften (ohne dass dieser Terminus bei der Tagung begrifflich weiter ausgeführt wurde) und deren Deutungen spiegeln sich in den dort zirkulierenden Erzählungen wieder. Er hob auch die Wichtigkeit der Ge-

währspersonen hervor, die die Wissensressource – im Wege ihrer Erzählungen – in einer kleinräumigen Landschaft darstellen. *Sandra Blum* (Mainz) stellte eine Verbindung zwischen der Welterberegion «Oberes Mittelrheintal« und den in dieser Region verankerten Rheinsagen her (*Zur Konstruktion der Rheinsagen als Bestandteil des Welterbes »Oberes Mittelrheintal«*). In der dortigen gegenwärtigen Praxis der touristisch-dominierten Welterbe-Vermarktung kommt den Sagen eine wichtige Rechtfertigungsfunktion für das Welterbe zu. Allerdings wäre noch zu fragen, ob die Zuschreibung der Sagen als Welterbe-Alleinstellungsmerkmal (»außergewöhnlich universeller Wert«) als Argument für das Welterbe lediglich auf lokaler Basis durch die Bevölkerung und durch die lokalen Marketingstrategen erfolgte. Möglicherweise hatten bereits das Welterbe-Komittee und zuvor Deutschland als einreichender Staat die Sagen für das Welterbe-Alleinstellungsmerkmal »außergewöhnlich universeller Wert« heranzogen.

Auch *Martin Steidl* (Innsbruck) präsentierte ein Beispiel, bei dem eine Sage einer Rechtfertigungsstrategie diente (*Tradierte Fehler. Das unbeabsichtigte Erbe am Beispiel der Bergbausage vom Schwazer Stier*). Diese Sage stellte den Ausgangspunkt der Geschichte (Geschichte hier mehr im Sinne einer Erzählung als der historischen Analyse) des Schwazer Bergwerks Falkenstein dar. Diese Strategie diente als Ausgleich für den Mangel an historischen Fakten. Steidl gelang es darzulegen, wie die Erhebung eines Mythos zum geschichtlichen Faktum auch die Geschichtsforschung beeinflussen kann. Leben und Werk zweier Herausgeber von Sageneditionen standen bei *Christina Niem* (Mainz) im Mittelpunkt ihres Vortrages (*Die Sage als »unmittelbare Wesensäußerung unseres Volkstums« – Paul Zaunerts Deutscher Sagenschatz als kulturelles Erbe*). Sowohl der Literaturwissenschafter und Privatgelehrte Paul Zaunert als auch der Verleger Eugen Diederichs strebten mit ihren umfangreichen und weitverbreiteten Sageneditionen auch einen »volkserzieherischen« Nutzen an. Damit beabsichtigten sie – nach dem 1. Weltkrieg – einer drohenden »geistigen Verarmung« des deutschen Volkes entgegenzuwirken. Mit *Märchen und Sagen autochthoner Minderheiten im Spiegel der Kulturerbediskussion. Das Beispiel der Sorben* vermittelte *Susanne Hose* (Bautzen) einen Einblick in die Instrumentalisierung des Volkserzählgutes einer Minderheit für politische Zwecke: Das sorbische Kulturerbe diente seit der Mitte des 19. Jahrhunderts der Normierung der beiden sorbischen Schriftsprachen und vor allem der »nationalen Wiedergeburt« der Minderheit.

Sabine Wienker-Piepho (Münster, *Darf man Lehrbücher mögen? Neue Zugänge zum kulturellen Erbe als Erzählung*) skizzierte einen Zusammenhang zwischen dem seit einigen Jahren verstärkten Interesse der UNESCO an den verschiedenen Formen des kulturellen Erbes, dem Boom an (vorallem UNESCO-)Zertifizierungen des kulturellen Erbes (z.B. Welterbe, *Memory of the World, Masterpieces of Intangible Heritage*) und dem mittlerweile umfassenden Angebot an Lehrveranstaltungen zum Thema UNESCO. Sie plädierte für eine verstärkte Einbindung des Faches Volkskunde – und hier auch der Erzählforschung – in die Tätigkeiten der UNESCO (eine Forderung, die auch in die Schlussdiskussion Eingang fand). *Akemi Kaneshiro-Hauptmann* (Griesheim) widmete sich der Fragestellung, ob *contemporary legends* Kulturerbe darstellen (*Sind die sagenhaften Geschichten von heute »kulturelles Erbe«? – Überlegungen zur Verleihung des Prädikats »kulturelles Erbe« an zeitgenössische Erzählungen).* Mit ihrem Verweis auf Beispiele aus Österreich (Aufnahme eines »Märchenerzählers« in das nationale Register des immateriellen Erbes 2009, Internet-Sagensammlung »sagen.at«) vermittelte sie einen Eindruck, wie kulturelles Erbe »gemacht« wird: Ein offiziell verliehenes Prädikat (ein so genanntes »Heritage-Label«), aber auch die rein administrative Inventarisation eines Kulturgutes in einem musealen, archivalischen oder bibliothekarischen Kontext (wie z. B. die rechtliche Verpflichtung der Deutschen Nationalbibliothek künftig auch »Medienwerke in unkörperlicher Form« zu archivieren) können zur »Erhebung« zum Kulturerbe führen.

Helmut Groschwitz (Regensburg, *Funktionen und Intentionen des Kulturellen Erbes als [Meta-] Erzählung*) nahm die Märchen-, Sagen- und Sprichwortsammlungen des oberpfälzischen Volkskundlers und Sagensammlers Franz Xaver von Schönwerth (1810–1886) zum Anlass, die Konstruktion des kulturellen Erbes und damit einhergehende Prozesse aufzuzeigen. Kulturerbe ist demnach das Ergebnis eines Diskurses mit gruppenspezifischer Zuschreibung. *Bernd Rieken* (Wien, *Die Erzählung vom kulturellen Erbe als Erzählung – Ein Plädoyer für die Relativierung des konstruktivistischen Mainstreams am Beispiel von Märchen, Sage und Schwank*) richtete seine Kritik gegen den dekonstruktivistischen Anspruch in der Postmoderne gegenüber den Grundformen der Volksprosa. Die Reduktion von Erkenntnissen auf lediglich »Erzählungen« und auf das Postulat, wonach alles nur konstruiert sei, führe demnach zur Beliebigkeit, zur moralischen Indifferenz und schließlich zum Wertverlust.

Brigitte Frizzoni (Zürich) gewährte mit *Die ›Herstellung‹ von kulturellem Erbe am Beispiel von Jane Austens Werk* einen Einblick in die Pro-

duktionsbedingungen jener Güter, die später als »Kulturerbe« angeboten werden. Rund um das Werk – rund sechs Romane und einige weitere Schriften – der britischen Autorin Jane Austen besteht seit rund 200 Jahren Nachfrage nach Erinnerungsstücken jedwelcher Art. Das daraus resultierende Angebot (der »Austin Komplex«) beschränkt sich nicht nur auf Kaffeegeschirr mit Austens' Konterfei, sondern auch auf Liebesratgeber, Verfilmungen und auf eine mit Hilfe des Internets weltweit vernetzte Fangemeinde. *Outi Tuomi-Nikula* (Turku) präsentierte ihre Untersuchung über die nach der Wende 1989 nach Mecklenburg zurückgekehrten Gutsbesitzer (*Narrative Genealogien und die Bildung des Kulturerbes des zurückgekehrten Landadels in den neuen Bundesländern*). Sie identifizierte bei den adeligen Rückkehrern einige dominante Erzählstränge (wie die »große Geschichte« des 19. Jahrhunderts und die Pflicht, diese Tradition fortzusetzen) zur Konstruktion des familieneigenen Kulturerbes. Weniger vorteilhafte historische Abschnitte in der Erzählung bleiben dagegen ausgespart. Den Abschluss der Tagung bildete der Vortrag von *Christoph Schmitt* (Rostok, *Der getreue Eckhart. Sammlermythen und ihre werbliche Funktion bei der Schöpfung narrativen Kulturerbes*). Anhand der Viten von Sammlerpersönlichkeiten (wie Johannes Gillhoff und Karl Bartsch) zeigte er den Prozess des *heritage making* auf, indem die Sammler sowohl ihre Tätigkeit als auch ihr Sammlungsgut – hier Volkserzählstoffe – werbewirksam mit Mythen aufluden und somit »Kulturerbe« generierten. Schmitt gelang es, die Wirkungsweise von Wirtschafts- und Werbetheorien durch die Schaffung von Nachfrage auch im Bereich des kulturellen Erbes zu vermitteln.

Das nicht-überfrachtete Tagungsprogramm bot die Möglichkeit ausgiebiger Diskussionen. Die Schlussdiskussion führte zur Frage nach der Umsetzbarkeit der Erkenntnisse der Erzählforschung in der »Kulturerbe-Industrie«. Erörterung fand, ob und wie die Erzählforschung sich beim »Heritage Boom« und »Heritage Making« der UNESCO einbringen kann. Hiezu wurde bemerkt, dass die Aktivitäten und Prioritäten zwischenstaatlicher internationaler Organisationen nicht notwendigerweise wissenschaftlichen Fragestellungen und Standards folgen. Die politische Dimension der Zusammenarbeit wurde dadurch deutlich, dass Deutschland dem hier diskutierten Abkommen von 2003 nicht beigetreten ist, wodurch jede tiefergehende Kooperation mit der UNESCO im Rahmen des immateriellen Erbes bald auf völkerrechtliche Schranken stösst.

Die Tagung fand im Universitätszentrum Obergurgl statt. Obwohl der Tagungsort ohnehin das Ambiente schöner, anregender Gebirgsnatur bot, ließen sich die beiden Organisatoren der Konferenz, *Ingo Schneider* und *Valeska Flor*, einen weiteren, (er)wanderbaren Höhepunkt einfallen: Eine Wanderung zu einer Berghütte inmitten einer frühherbstlich, bereits leicht angeschneiten alpinen Kulturlandschaft.

Peter Strasser

Literatur der Volkskunde

Nikola Langreiter (Hg.): Tagebuch von Wetti Teuschl (1870–1885).
Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2010, 218 Seiten, s/w-Abb.

In der am Wiener Institut für Geschichtswissenschaft koordinierten Buchreihe »L'Homme Archiv« sind bislang drei Editionen mit Quellen und Materialien zur feministischen Geschichtswissenschaft erschienen. Nach einer Zusammenstellung der Tagebücher, Briefe und Schriften von Mathilde Hantzel-Hübner, einer Ausgabe der Tagebücher von Therese Lindenberg aus den Jahren des Zweiten Weltkriegs und einem umfangreichen Sammelband zu Heiratsverträgen der Neuzeit liegt nun der vierte Band dieser verdienstvollen Serie vor.[1] Dass die Bände 2–4 innerhalb eines Jahres vorgelegt werden konnten, belegt die ausgesprochen rege Aktivität ausgewiesener Spezialistinnen aus dem Umkreis einer Reihe von miteinander vernetzten Institutionen und Initiativen: der Zeitschrift »L'Homme«, der Forschungsplattform »Neuverortungen der Frauen- und Geschlechtergeschichte«, der »Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen« und der »Sammlung Frauennachlässe« am Institut für Geschichte der Universität Wien. Ein international besetzter Herausgeberinnenkreis aus 19 Fachwissenschaftlerinnen fungiert als wissenschaftlicher Beirat der im Böhlau Verlag publizierten Reihe.

Für den hier angezeigten Band hat sich die Herausgeberin Nikola Langreiter des Tagebuchs der Kremser Bürgerstocher Wetti Teuschl angenommen. Das Tagebuch selbst umfasst zwar nur die fünfzehn Jahre zwischen 1870 und 1885, spiegelt aber eine Reihe entscheidender Ereignisse im Leben der 1851 geborenen Protagonistin. Die Tochter eines Fuhrwerksunternehmers und Hausbesitzers hatte sich Ende der 1860er Jahre in Johann Baumgartner, damals Angestellter einer Kremser Tuchhandlung, verliebt und folgte ihm nach der Heirat im Juni 1872 nach Wien, wo er eine »Vermischtwarenhandlung« in der Josefstadt über-

1 Vgl. Monika Bernold/Johanna Gehmacher: Auto/Biographie und Frauenfrage. Tagebücher, Briefwechsel und Schriften von Mathilde Hanzel-Hübner (1884–1970) (L'Homme Archiv Band 1). Köln, Weimar, Wien 2003; Christa Hämmerle/Li Gerhalter (Hg.): Apokalyptische Jahre. Die Tagebücher der Therese Lindenberg 1938 bis 1946 (L'Homme Archiv Band 2). Köln, Weimar, Wien 2010; Margareth Lanzinger/Gunda Barth-Scalmani/Ellinor Forster/Gertrude Langer-Ostrawsky: Aushandeln von Ehe. Heiratsverträge der Neuzeit im europäischen Vergleich (L'Homme Archiv Band 3). Köln, Weimar, Wien 2010.

nommen hatte und wo im Jahr darauf ihr gemeinsamer Sohn Hans zur Welt kam. Nach dem Börsenkrach von 1873 stagnierten die Geschäfte des jungen Ehepaars im achten Bezirk, Baumgartner verkaufte sein Ladenlokal und eröffnete ein neues Geschäft auf der Taborstraße, das ebenfalls alles andere als florierte. Nach dem Verkauf auch dieses Unternehmens nahm Wetti Teuschl – mittlerweile Barbara Baumgartner – die Versorgung der Familie selbst in die Hand, gründete mit Unterstützung ihrer Eltern ein eigenes Zwirn- und Wollgeschäft und bemühte sich um Zuverdienste als Hebamme und Friseurin. Ihr Ehemann wurde zunehmend unzuverlässig und gereizt, musste auch wegen Verdachts auf Betrug und Veruntreuung drei Monate in Untersuchungshaft verbringen. 1878 kehrten die Kaufleute nach Krems zurück, wo sich die finanzielle Situation der Familie konsolidierte, aber immer wiederkehrende Krankheiten und Beziehungsprobleme den Alltag belasteten. Mit dem Tod von Barbara Baumgartners Mutter im Mai 1885 und dem Eintrag »Was wird jetzt kommen?« schließt das Tagebuch. 1898, sechs Jahre nach dem Tod ihres ersten Mannes, heiratete Barbara Baumgartner den 20 Jahre jüngeren Studenten Karl Gerstl. Im hohen Alter von 92 Jahren starb sie – nunmehr unter dem Namen Betti Gerstl – 1944 in Wien.

In ihrem Tagebuch der Jahre 1870–1885 reflektiert Wetti Teuschl die Geschichte ihrer Liebe zu Johann und ihrer nicht ganz standesgemäßen Heirat, die Schwierigkeiten der Beziehung zu ihrem ersten Ehemann, den finanziellen Abstieg der Familie und die Entwicklung ihres Sohnes Hans. Vom Beginn der Einträge an lernen wir eine reflektierte, zwischen Resignation und Entschlossenheit schwankende junge Frau kennen, die sich im Medium des Tagebuchs immer wieder selbst Mut zuspricht. So heißt es vier Wochen vor ihrer Hochzeit – wie in Vorahnung der kommenden Schwierigkeiten: »Auch mein Geschik ist beschlossen [...], ja ja ich darf nicht zweifeln mein Herz sagt es mir weil es gar zu heftig pocht und hämert [...], o Maria steh Du mit rathend und helfend zur Seite wen Angst und Zaghaftigkeit mir den Muth rauben wollen [...], gib daß Liebe und Vertrauen unsere steten Begleiter sind, dan mag kommen was da will ich werde allen die Stirne bieten« (S. 54). Glück und Unglück hielten sich denn auch keineswegs die Waage – zehn Jahre nach den ersten Notizen im Tagebuch schreibt Teuschl: »Man lese dieses Buch welches im Jahre 1870 begonen wurde und vergleiche die guten und bösen Tage und man wird sehen daß sich die ersteren auf ein Minimum beschränken« (S. 113). Wirtschaftliche Unsicherheit, Streitigkeiten und zahlreiche peinliche Affären ihres Ehemanns setzten ihr zu, ebenso wie Krankheit

und Tod ihrer Eltern 1878 bzw. 1885. »Mein Leib und meine Seele sind krank«, schreibt Teuschl am 20. April 1881, woraufhin das Tagebuch für zweieinhalb Jahre abbricht (S. 121). Erst nach der aufreibenden Zeit, die sie mit der Pflege ihrer todkranken Mutter verbringen musste, heißt es dann: »Nun bin ich wider so weit, um den Kampf mit dem Schiksal neuerdings aufzunehmen« (S. 126).

Die Kommentierung des Originaltextes ist vorzüglich und liefert neben präzisen Begriffserläuterungen zahlreiche biographische und topographische Angaben sowie wirtschafts- und sozialgeschichtliche Hintergrundinformationen. Leserfreundlich ist die Platzierung der Kommentare in Fuß- statt Endnoten, sehr hilfreich die beigegebene Zeittafel zum Lebenslauf Wetti Teuschls (S. 141–149). Sorgfältig wirken auch die Register: Sowohl das Personen-, als auch das Ortsregister verweisen auf das Datum der Nennung und die entsprechende Seite im Tagebuch. Mit diesem wissenschaftlichen Apparat hat Nikola Langreiter den edierten Tagebuchtext geradezu mustergültig erschlossen. Zudem ist dieser Apparat alles andere als eine trockene Lektüre: Selbst die Sachanmerkungen zur Textedition lassen sich als kleine regionale Kulturgeschichte in Fragmenten und Kuriositäten lesen. Ein willkommener Bonus sind auch die vier wiederabgedruckten journalistischen Texte, die Betti Gerstl im Jahr 1925 für das Flugblatt der Reichsorganisation der Hausfrauen Österreichs verfasst hat. Hier wird über die Arbeits- und Lebensbedingungen der Hausfrau berichtet, über ihre »Nervosität« (15.5.1925) und »Erholungsbedürftigkeit« (15.4.1925) sowie über die Frage »Was versteht man heute unter standesgemäßer Lebensführung?« (1.8.1925). Auch diese Texte tragen zum Verständnis von Tagebuch und Biographie Wetti Teuschls nicht wenig bei – ebenso wie die im Anhang beigegebenen Transkripte des Ehekontrakts und des Testaments, die als urkundliche Quellen nochmals einen anderen Einblick in die Geschichte des privaten Lebens bieten. Dass sich die Nachwelt über eine Anordnung dieses Testaments – »Mein altes Tagebuch soll mein Sohn lesen dann verbrennen. Es bleibt seinen [sic] Ermessen vorbehalten [...] ob er es auch Tonerl lesen lassen will, aber sonst Niemand« (S. 200) – hinweggesetzt hat, ist ihr angesichts dieser schönen Edition hoch anzurechnen.

Unter dem etwas tiefstapelnden Titel »Nachbemerkungen« bietet Nikola Langreiter dann eine exzellente Abhandlung zur historisch-kulturwissenschaftlichen Einordnung und Interpretation des Tagebuchs. Sie liefert weiterführende Informationen zur Lebensgeschichte seiner Autorin, vor allem aber zeigt sie exemplarisch die Möglichkeiten und Grenzen

der Tagebuchforschung generell auf.[2] Sie beleuchtet das Schreiben als Prozess der »Selbstbeobachtung« und eines »Dialogs mit Aspekten des Selbst« (S. 158–159), in dessen Verlauf Momente des Aufbegehrens und der Selbstzensur abwechseln. Grundsätzlich war das Tagebuch damals ein »von Erziehern, Eltern und Klerus« vorgesehenes Format (S. 156), die DiaristInnen waren daher mit spezifischen Erwartungshaltungen und Schreibkonventionen konfrontiert. Gerade »Jungmädchentagebücher« sollten der Selbstreflexion und Vorbereitung im Hinblick auf die Ehe dienen, außerdem war eine religiöse Funktion üblich: Im Schreiben sollten sich die jungen Frauen Gott anvertrauen und damit ihre fromme Lebenshaltung festigen. Das Tagebuch wird zum multiplen imaginären Gegenüber, welches das soziale Beziehungsnetz der Diaristin – die Eltern, die beste Freundin, den künftigen Bräutigam und Gott – repräsentiert und so einen normengeleiteten Prozess der Selbstkonstitution in Gang setzt. Ausgehend von diesem allgemeinen Befund untersucht Nikola Langreiter Teuschls Tagebuch in allen wesentlichen Kontexten und Facetten. Deutlich wird dabei unter anderem, dass sich Wetti Teuschl nicht nur in ihren frühen Einträgen vielfach über die restriktive Norm des klassischen Jungmädchentagebuchs hinwegsetzte, sondern dass ihr Tagebuch später zu einem regelrechten Überlebensmittel wurde. »Krisen [...] forcieren das Tagebuchschreiben«, umgekehrt hilft die »befreiende und Angst bindende Wirkung des Schreibens« bei der Krisenbewältigung (S. 167). Diese Dimension macht Wetti Teuschls Tagebuch nicht nur zu einem Dokument der Alltags- und Kulturgeschichte des österreichischen (Klein-)Bürgertums, sondern vor allem zu einer Quelle, die Auskunft gibt über die soziale und psychologische Funktion der Diaristik selbst.

Für diese durchweg schöne und gründlich erarbeitete Edition ist bezeichnend, dass sie keinen attraktiveren Titel erhalten hat als die sachliche Angabe »Tagebuch von Wetti Teuschl«. Sicher wäre es ein Leichtes gewesen, eine Überschrift zu finden, die zumindest ansatzweise die Problematik und Dramatik des hier veröffentlichten Lebenslaufs eingefangen hätte. Allerdings ist es gerade die Sachlichkeit des gewählten Titels

2 Grundlegend dazu ist auch der ebenfalls am Wiener Institut für Geschichtswissenschaften erarbeitete Sammelband Peter Eigner, Christa Hämmerle, Günter Müller (Hg.): Briefe – Tagebücher – Autobiographien. Studien und Quellen für den Unterricht. Innsbruck, Wien, Bozen 2006.

– und damit der Verzicht auf reißerische, auf den literarischen Markt gemünzte Zitate –, die den Respekt der Herausgeberin gegenüber ihrer historischen Protagonistin bezeugt. An die im Gegensatz dazu unerbittliche Sachlichkeit und Banalität, mit der die öffentlichen Institutionen jede Biographie von der Wiege bis zur Bahre begleiten, erinnert die allerletzte Fußnote der Quellenedition: Die beiden Blätter von Wetti Teuschls Testament wurden »mit je 0,68 RM vergebührt«.

Jens Wietschorke

Anita Aigner (Hg.): Vernakulare Moderne. Grenzüberschreitungen in der Architektur um 1900. Das Bauernhaus und seine Aneignung. Bielefeld: Transcript Verlag 2010, 327 Seiten.

Für eine transdisziplinär erweiterte Architektur- und Bauforschung, konkret für die Zusammenarbeit zwischen Architekturtheorie und -geschichte und Europäischer Ethnologie wäre der vorliegende Band ein guter Ausgangspunkt. Die Entdeckung des Bauernhauses um 1900 ist methodologisch wie praxeologisch für die Europäische Ethnologie von herausragender Bedeutung; und welches Gewicht diese Entdeckung für die Architekturforschung haben kann, darauf verweisen die Texte und Thesen des Bandes. Jenseits der, wie die Herausgeberin Anita Aigner in ihrem Aufsatz zu Le Corbusier betont, Routinen »architekturgeschichtlichen Kommentierens, das an die Würdigung der Leistungen des Autors und die Erforschung der formalen Besonderheit seiner Produkte geknüpft ist« (S. 312), werden hier Modelle und Muster von Diskursen dekonstruiert, die das Bauernhaus als Projektionsfläche nutzen. Nicht nur in der inhaltlichen Interessenlage, sondern auch in der Verfahrensweise treffen sich also die beiden Disziplinen.

Anita Aigner, Assistenzprofessorin an der TU Wien, die sich unter anderem mit Fragen der Geschichte der Profession des Architekten beschäftigt, fordert in einer programmatisch angelegten Einführung eine »Verschiebung des Interesses an ›architektonischer Moderne‹ zu ›Architektur in der Moderne‹« (S. 11). In der Konsequenz bedeute dies die Erweiterung des Fokus auf die gesamte Bautätigkeit, insbesondere aber die verstärkte Aufmerksamkeit für Mischformen, Überlagerungen und

Transformationen, wie sie sich exemplarisch am Umgang mit vormodernen, ländlich-bäuerlichen Bauweisen durch bürgerliche Architekten und Bauherren abzeichnen. Im Zentrum des Bandes stehe deshalb die Aneignung und die Verwertung des Traditionalen in der Moderne. In einem gut informierten Überblick skizziert die Autorin die nationale wie die internationale Forschungssituation zur Entwicklung von Heimatstil und Heimatschutzarchitektur in je spezifischen Nationalsystemen. Vor diesem Hintergrund ist auch die Entscheidung zu sehen, im Band mit dem aus dem englischen Sprachraum entlehnten Begriff des »Vernakularen« als einem weitgehend wertneutralen und offenen Begriff zu arbeiten. Symptomatisch ist freilich, wie bei Anita Aigner, aber auch bei anderen Autorinnen und Autoren dieses Bandes zu beobachten, die Schwierigkeit, sich aus den hoch verdichteten Dichotomien dieser Konstruktionen – Tradition versus Moderne, ländlich-bäuerliches Bauen versus städtische Baukultur – zu lösen. Wenn die Autorin von »der Unschuld regionalen Bauens in traditionellen Gesellschaften« (S. 16) schreibt oder auch zwischen »Architekten-Architektur« und »Nicht-Architekten-Architektur« (S. 18) unterscheidet, wird die Langlebigkeit jener Schematisierungen deutlich.

In den folgenden zwölf Aufsätzen werden zum einen Stadien, Mechanismen und Formate der Konstruktion einer regionalen, über lange Zeiträume hinweg stabilen, homogenen Bautradition diskutiert. Zum anderen – und hierauf liegt der Hauptakzent der meisten Beiträge – wird die je spezifische Indienstnahme dieser Konstruktion durch zentrale Protagonisten der Architekturdiskurse in Österreich und in Deutschland nachgezeichnet. Wie in einer für Weltausstellungen so typischen »Doppelfigur« (S. 39) Wissen zugleich formiert und aktiviert wird, dies führt Elke Krasny am Beispiel der Wiener Weltausstellung von 1873 vor. Der Erfolg dieser Strategie erwies sich, so Krasny, insbesondere an den dort inszenierten ethnographischen Dörfern, in denen Lebensformen und Bauweisen als für Regionen traditionell veranschaulicht werden sollten. Diese kulturelle Argumentation zwischen Betonung von Eigenständigkeit und Andersartigkeit stützte das vorrangig ökonomische Prinzip der Weltausstellung.

Hinter der Begeisterung von Künstlern und Architekten für vernakulare Kultur konnten sehr unterschiedliche Interessen stehen. David Crowley zeigt am Beispiel Galiziens und der Bemühungen von Stanislaus Witkiewicz um den sogenannten Zakopane-Stil, wie imperiale und lokale Diskurse in der Frage nach den Strategien der Erhaltung des bäu-

erlichen Erbes kollidierten. Insbesondere das von Wien aus organisierte Schulwesen zur Förderung von Regionalentwicklung und Hausindustrie (mit Schulen etwa für Holzindustrie und Spitzenerzeugung) wurde als Instrument der Vereinheitlichung und nicht der Förderung von Kreativität vor Ort kritisiert. Auch Diana Reynolds thematisiert die »Paradoxien des Fachschulsystems« (S. 28), das als Netzwerk der Unterstützung lokaler Produktion und Heimindustrie entwickelt worden war, dessen Profil aber weitgehend durch Wien und die Verwertungsinteressen des 1863 gegründeten Österreichischen Museums für Kunst und Industrie bestimmt war. Insbesondere für Museumsdirektor Rudolf von Eitelberger erfüllte, so Reynolds, die Volkskultur zuvorderst eine wichtige Rolle in der »Konzeptionalisierung der Nationalkultur« (S. 93). Dennoch, dies zeigt Reynolds an Fallstudien über Zakopane und Bosnien, war es das Österreichische Museum für Kunst und Industrie, »das zwischen 1871 und 1895 einen kreativen Dialog zwischen Zentrum und Peripherie in der österreichischen Hälfte der Doppelmonarchie in Gang setzte« (S. 109).

Krasny, Crowley und Reynolds verweisen mit ihren Arbeiten auf die Bedeutung des *exhibitionary complex* (Tony Bennett) als einer Variante von staatlicher Regierung, die seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts neue Institutionen und Formen der Repräsentation wie Ausstellungen, aber auch Fotobände und Vorlagenbücher hervorgebracht hatte und auf die Erziehung der Bevölkerung zur Nation zielte. Auch Astrid Mahler beleuchtet diesen Vermittlungszusammenhang. Sie erläutert die Hintergründe der Produktion fotografischer Vorlagenwerke und Bildbände wie »Volkstümliche Kunst I und II« aus dem Verlag Gerlach, die unter der Mitarbeit von Joseph August Lux enstanden sind. Auch hier ging es um eine pädagogische Zielsetzung, darum, unter Ausnutzung der zunehmend breiter verfügbaren Technologie des Fotografierens Anschauungsmaterial für eine »Rückbesinnung auf regionale und lokale Traditionen« (S. 118) zu schaffen. Auch Amateurfotografen wurden da aufgerufen, »»zur Schilderung der Heimat«« (S. 125), so Lux, beizutragen; auf die Konsequenzen dieses daraufhin ansteigenden Interesses von Amateuren an Motiven der Volkskultur geht Mahler leider nur sehr knapp ein.

Georg Wilbertz konzentriert sich in seiner Darstellung auf Joseph August Lux (Kulturpublizist und Herausgeber der »Hohen Warte«) und Carl Romstorfer (Staatsgewerbeschulleiter) als Protagonisten des in den Anfängen stark ästhetisch geprägten und von der Historismuskritik ausgehenden Interesses an Volkskunst und Bauernhaus. Während für Lux

die Erforschung der heimischen Überlieferung vor allem den Sinn hatte, der Erneuerung der Städte Impulse zu liefern, stand für Romstorfer die Verbesserung der zeitgenössischen Agrararchitektur im Vordergrund. Rainald Franz führt am Beispiel von Joseph Hoffmann und der sogenannten Primavesi-Villa in Winkelsdorf vor, wie auch in Österreich die Landhaus-Architektur mit ihrer »Synthese zwischen Folkloremotiv und urbanem Dekor« (S. 168) eine ästhetische Leitfunktion (hier für die Arbeit der Wiener Werkstätten und für die Studierenden der Fachschulen) übernommen hatte. Mit Hans Poelzig stellt Beate Störtkuhl einen Reformer und wiederum Fachlehrer vor, dem es weniger um die Tradierung der Form regionaler Baukultur, hier in Schlesien, ging als vielmehr um kreative Lösungsmodelle. Bei ihm findet sich bereits jenes Bauprinzip, das später in der Architektur der Moderne Grundprinzip werden sollte: das »Bauen von innen nach außen«.

Auf der Basis einer differenzierten Auseinandersetzung mit dem zeitgenössischen Verständnis von Volkskultur analysiert Christian Welzbacher die Arbeit des Kunsthistorikers Edwin Redslob, der als Reichskunstwart eine der wichtigsten kulturpolitischen Funktionen der Weimarer Republik bekleidet hatte. Welzbacher verweist darauf, wie der den Ideen des Deutschen Werkbundes verpflichtete Redslob in seiner Bildungsarbeit versuchte, »die vermeintlichen Widersprüche zwischen Tradition und Moderne, Volks- und Hochkunst, Handwerk und Industrie zu überwinden« (S. 217). Als Medium dieser immer auch historismus-kritischen Diskussion konzipierte er eine publikumsorientierte Buchreihe unter dem Titel »Volkskunst«. In »Anmerkungen zum Deutschen Werkbund« skizziert Maiken Umbach dessen Entwicklungsphasen: den Rückgriff auf die englische Arts-and-Crafts-Bewegung, die Bemühungen von Hermann Muthesius um den Landhausbau als spezifische Übersetzungsleistung einer regionalen, heimatlichen Baukultur, die Auseinandersetzung um die Stuttgarter Weißenhofsiedlung und deren Gegenentwurf, die Kochenhofsiedlung, die in der Zwischenkriegszeit zur Spaltung des Werkbundes führte. Über die sogenannte Tschechische volkskundliche Bewegung und deren Entwicklung, in deren Verlauf bei der Suche nach einem tschechischen Nationalstil Elemente ländlicher Bau- und Wohnkultur instrumentalisiert worden waren, referiert Vera Kapeller. In diesen Prozessen der Nationalisierung ist wieder das Format der Ausstellung von besonderer Bedeutung, hier die »Volkskundlich tschechisch-slowakische Ausstellung« von 1895, an der sich Volkskundler, Künstler und Architekten beteiligt hatten. Aufgegriffen wurden die

hier vorgestellten Modelle eines tschechischen Stils vor allem in der touristischen Architektur der Zeit.

Anita Aigner setzt mit einem Aufsatz zu Le Corbusier und dessen Position gegenüber einem »einfachen Bauen« den Schlußpunkt. Sie führt vor, wie dieser sich zwar in seinem beruflichen Werdegang immer wieder für vernakulare Baukultur, für regionale, spontane, primitive Formen und Materialien (eine differenzierte Auseinandersetzung mit diesen Zuschreibungen wäre an dieser Stelle anzuraten) interessierte, dieses antiakademische und moralische Interesse aber nicht dem Rückgriff und der Ableitung, sondern der neuen Kreation einer von ihm sogenannten »modernen Volkskunst« unter den Bedingungen industrieller Fertigungsweisen und Warenwelten galt.

In der Zusammenschau der einzelnen Beiträge zeichnet sich zum einen die Nähe der Diskurse um Bauen und Wohnen und der sozialen Netzwerke hinter diesen Diskursen um 1900 ab, zum anderen aber wird die Nähe der Diskurse in den Disziplinen Architekturforschung und Europäische Ethnologie deutlich. In beiden Fachperspektiven stehen heute die Wechselbeziehungen zwischen parallel verlaufenden, sich überschneidenden, aber auch konkurrierenden Diskursen, vor allem aber die Interdependenzen zwischen Diskursen und Praktiken im Zentrum; in beiden Fachdisziplinen ist die Erforschung der Praxis von Bautätigkeiten und Bauproduktionen ebenso Programm wie Defizit. Beide Fächer könnten sehr wohl, dafür steht der vorliegende Band, voneinander profitieren: die Europäische Ethnologie von den Wissensbeständen der Architekturforschung um Konstruktionen, Formen und Materialien des Bauens, die Architekturforschung vom ethnographischen Wissen um Mechanismen und Prozesse der Aneignung, Transformation, aber auch Ablehnung. Der Konjunktiv II im ersten Satz dieser Rezension ist also nicht als Ausdruck eines Vorbehaltes, sondern als Floskel einer freundlichen Aufforderung zu verstehen.

Klara Löffler

Heidrun Alzheimer, Fred G. Rausch, Klaus Reder, Claudia Selheim (Hg.): Bilder – Sachen – Mentalitäten. Arbeitsfelder historischer Kulturwissenschaften. Wolfgang Brückner zum 80. Geburtstag.
Regensburg: Schnell + Steiner 2010, 772 Seiten, s/w-Abb.

Am 14. März 2010 ist der Würzburger Volkskundler und Kulturwissenschaftler Wolfgang Brückner 80 Jahre alt geworden. Aus diesem Anlass haben Heidrun Alzheimer, Fred G. Rausch, Klaus Reder und Claudia Selheim 65 Aufsätze gesammelt und zu einem umfangreichen, im Regensburger Kunstverlag Schnell + Steiner erschienenen Band zusammengestellt. Entstanden ist eine klassische Festschrift nach den Regeln des akademischen Comme il faut: gediegen ausgestattet mit Leineneinband und – bei einer Festgabe für den Bildforscher und Bilderfreund Brückner fast eine Selbstverständlichkeit – Kunstdruckpapier, dazu eine Tabula Gratulatoria sowie ein Foto des Geehrten. 20 Jahre nach Erscheinen der ersten, damals von Dieter Harmening und Erich Wimmer besorgten Festschrift[1] liegt also ein neuer, abermals von einem Kreis aus Schülern und Weggefährten erarbeiteter Überblick über die wissenschaftlichen Interessensgebiete und Arbeitsfelder Wolfgang Brückners vor. Über die circa 770 Seiten des vorliegenden Bandes kann eine schmale Rezension selbstverständlich keinen auch nur annähernd vollständigen Überblick vermitteln – zumal es die hier gebotene Themenvielfalt nahezu unmöglich macht, die Aufsätze gebündelt zu besprechen. Daher wird im Folgenden nur auf einige wenige Beiträge dezidiert eingegangen. Statt eine langatmige Aneinanderreihung von Inhaltsangaben zu liefern, möchte ich die Gelegenheit nutzen, um danach zu fragen, was der Band über das Brücknersche Fachverständnis einer »Volkskunde als historische Kulturwissenschaft« verrät. Wie präsentiert sich dieses Fachverständnis im Jahr 2010 und wie lässt sich möglicherweise seine Position in der aktuellen volkskundlichen Wissenschaftslandschaft bestimmen?

1 Dieter Harmening, Erich Wimmer (Hg.): Volkskultur – Geschichte – Region. Festschrift für Wolfgang Brückner zum 60. Geburtstag. Würzburg 2000. Zum 70. Geburtstag ist – anstelle einer Festschrift – die Ausgabe der Gesammelten Schriften Brückners erschienen. Vgl. Wolfgang Brückner: Volkskunde als historische Kulturwissenschaft. Gesammelte Schriften, 11 Bände. Würzburg 2000, mit seither vier Nachtragbänden.

Zunächst einmal belegt das Buch einmal mehr die regionale Verankerung Brückners und seiner Schüler, von denen wohl die meisten in Bayern beruflich untergekommen sind. Schon die Reihe der Institutionen, die das Erscheinen der Festschrift finanziell ermöglicht haben, verweist auf das enorme lokale und regionale Renommee des emeritierten Würzburger Ordinarius: Neben den Bezirken Unter- und Mittelfranken gehören auch das Bischöfliche Ordinariat Würzburg und der Frankenbund e.V. zum Kreis der Geldgeber. Zudem beziehen sich mindestens zwanzig der vorliegenden Beiträge vornehmlich auf Materialien und Fallbeispiele aus Bayern, was Brückners Leitidee einer »Sozialgeschichte regionaler Kultur« spiegelt, aber auch klarmacht, welchen wichtigen Beitrag gerade das Fach Volkskunde nach wie vor für die Kulturarbeit vor Ort leistet. Zweitens wird deutlich, was die volkskundliche Arbeit à la Brückner schon immer ausgezeichnet hat: die breite empirische Fundierung, die Genauigkeit der Belege, die sachliche Interpretation, der weite geistes- und kulturgeschichtliche Blickwinkel. Die sieben thematischen Abschnitte des Bandes enthalten in diesem Sinne zahlreiche beeindruckende Beispiele konkreter Forschungsarbeit, und zwar zu den klassischen Themenbereichen «Frömmigkeit und Konfession«, »Erzählforschung«, »Aufklärung als kulturelle Konstante«, »Materialien und Realien«, »Visuelle Kultur«, »Kulturelles Gedächtnis und Erinnerungsorte« sowie »Ritual und Zeichen«. Kaum vertreten sind dagegen weiter ausgreifende theoretisch-methodologische sowie wissenschaftsgeschichtliche Beiträge – gerade auch im Vergleich zur 1990 erschienenen Brückner-Festschrift konzentrieren sich die Texte der vorliegenden Sammlung wieder mehr auf die Kleinarbeit am Material.

Von der materialgesättigten empirischen Arbeit zur reinen Faktenhuberei ist es zuweilen freilich nur ein kleiner Schritt. So belegt etwa der Aufsatz von *Sigrid Nagy,* was passiert, wenn man zwar »mehr als dreitausend evangelische Drucke« (S. 523) als Materialbasis zur Verfügung hat, es aber an dem notwendigen Analyserahmen fehlt. Vor lauter Realienkunde wird hier die Interpretation glatt übersprungen – ebenso wie bei *Heinrich L. Cox* und *Jurjen van der Kooi,* die sich in ihren Belegstellen zum Thema »Wellerismen als Reduktionsstufe von Erzähltypen« verlieren. Andere Beiträge – vornehmlich ebenfalls aus dem Abschnitt zur Erzählforschung – sind in ihrer thematischen und stofflichen Spezialisierung so eng und überdies staubtrocken dargeboten, dass man schwerlich einen weiteren Leserkreis für sie interessieren können dürfte – so etwa der Beitrag von *Hans-Jörg Uther* zur Rezeptionsgeschichte der Me-

morabilia des Valerius Maximus (S. 207–216) oder der darauf folgende Aufsatz von *Gábor Tüskés* zu »Mythisierung und Märchenrequisiten in der ungarischen Versbearbeitung des *Fortunatus*« (S. 217–232).

Damit kommen wir zu einem – neben der regionalen Fokussierung und der empirischen Fundierung – dritten Charakteristikum der Volkskunde Brücknerscher Prägung: ihrer Ausrichtung als dezidiert »*historische* Kulturwissenschaft«. Nur ausgesprochen selten wagen die Beiträge der vorliegenden Festschrift den Sprung in die Gegenwart – und wenn, dann beschränken sie sich vornehmlich auf die Rekonstruktion von Mediendebatten, wie das *Andrea Thurnwald* in ihren kuriosen Nachrichten über den »Riesenchristus« (S. 173–188) oder *Hildegard Heidelmann* in ihrer Analyse von Beichtstuhl-Karikaturen (S. 535–538) tun. Gab es in der Festschrift von 1990 durchaus noch einige Beiträge zum Themenfeld »Volkskunde und Gegenwartsprobleme«,[2] so beruht 20 Jahre später kein einziger Beitrag auch nur ansatzweise auf gegenwartsethnographischem Material. Vielleicht lässt sich hier eine Problemzone der »historischen Kulturwissenschaft« ausmachen: Wie offen ist sie wirklich gegenüber einer Kulturanalyse der Gegenwartsgesellschaft? Wie ist es um ihre Kompetenzen bestellt, wenn es darum geht, historische und gegenwartsorientierte Fragestellungen miteinander zu verbinden? Und wie verträgt sie sich mit einer Europäischen Ethnologie bzw. Kulturanthropologie, wie sie an den meisten Instituten im deutschsprachigen Raum gelehrt wird? In der Tat ist die Schnittmenge auffallend gering. Wer wie Wolfgang Brückner unnachgiebig an der Priorität einer kulturhistorisch grundierten Realienkunde festhält, dürfte sich mit aktuellen Ethnographien zur Einwanderungsgesellschaft oder Reproduktionsmedizin, mit Forschungen zur Jugend- und Subkultur oder mit Arbeiten über kulturelle Europäisierungsprozesse schwer tun. Nach wie vor verharrt das Fach in einer merkwürdigen Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, und insbesondere in Bayern scheinen die Uhren anders zu gehen. Vergleicht man den vorliegenden Sammelband in seinem thematischen Zuschnitt etwa mit den in den letzten Jahren erschienenen Kongressbänden der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, dann kommt der Verdacht auf, dass die neue Brückner-Festschrift in Teilen auch das Produkt einer Verweigerungshaltung ist. Vor diesem Hintergrund wäre die im Klappen-

2 Dieter Harmening, Erich Wimmer: Vorwort. In: dies. (wie Anm. 1): S. 11–12, hier S. 12.

text formulierte Behauptung, der vorgelegte Band sei »ein breit angelegtes Kompendium des Faches Volkskunde/Europäische Ethnologie«, zu korrigieren: Er ist ein Kompendium einer ungemein kenntnisreichen, philologisch und realienkundlich ausgerichteten historischen Volkskunde, die auf der Basis ihrer Quellenbestände Alltagspraxen der Vergangenheit zu rekonstruieren versucht und Kompetenzen für wissenschaftliche Gegenstandsbereiche reklamieren kann, die außerhalb der Museen niemand mehr abdeckt. Er ist allerdings kein Kompendium *des* Faches, das sich heute ungemein vielfältiger und differenzierter darstellt, als es hier nahegelegt wird.

Abschließend sollen noch ein paar Beiträge hervorgehoben werden, die im Sinne weiterführender Perspektiven vielleicht besondere Beachtung verdienen. *Sabine Doering-Manteuffel* beleuchtet definitorische Erläuterungen des Nachtwandelns und Hellsehens in Enzyklopädien von »Zedlers großem Universal-Lexicon« aus dem Jahre 1739 bis hin zu Wikipedia und kann aus wissensgeschichtlicher Sicht zeigen, dass sich gerade die »okkulten« Phänomene gegen ihre nüchtern-sachliche begriffsgeschichtliche wie phänomenologische Darstellung sperren. Vielmehr tragen die Einträge zu den genannten Begriffen vor allem die Signatur ihrer Zeit und der entsprechenden Diskurse um »Wahnsinn«, Tiefenpsychologie und populäre Esoterik (S. 271–280). *Helge Gerndt* formuliert, ausgehend unter anderem von Brückners bildwissenschaftlichen Arbeiten, Bausteine zu einer Theorie visueller Kultur und integriert in sein Konzept auch »innere Bilder« als visuell verfasste mentale Repräsentationen (S. 427–438). *Jochen Ramming* lässt die lange Wissenschaftsgeschichte der Graffiti-Forschung in erhellender Weise Revue passieren, ruft die »phänomenologische Vielfalt« populärer Wandmalereien in Erinnerung und zeigt auf, wie diese immer wieder primitivistisch gedeutet wurden – als Atavismus, als Ausdruck anthropologisch-psychologischer Grundkonstanten oder als »Volkskunst«. Die schöne Skizze von *Bettina Keß* zum Umgang mit »Volkskunde-Abteilungen« in Museen diskutiert die museologischen Alternativen von »Ignorieren, Renovieren, Dekonstruieren« und plädiert für pragmatische Ansätze zur behutsamen Erneuerung alter Sammlungen (S. 553–558). *Heinz Schilling* und *Manfred Seifert* schließlich traktieren in ihren beiden Aufsätzen altbekannte Themen wie »Heimat und Globalisierung« (Schilling, S. 589–606) und »Naturschutz als historische Kategorie« (Seifert, S. 607–617), gewinnen aber ihrem Gegenstand aus der Halbdistanz durchaus einige neue Aspekte ab.

Zwei Beiträge schließlich befassen sich mit Wolfgang Brückners wissenschaftlicher Biographie selbst und liefern nebenbei höchst interessante Einsichten in den Konstitutionsprozess wissenschaftlichen Wissens im zeithistorischen Kontext. Der Frankfurter Historiker *Notker Hammerstein* – wie Brückner im Jahre 1930 geboren – hat sich ins Universitätsarchiv begeben, um die Gutachten zu Brückners Habilitationsschrift von 1963 über »Bildnis und Brauch« einer Relektüre zu unterziehen (S. 753–760). Dabei wird deutlich, wie weit und kühn der Referenzrahmen dieser Untersuchung abgesteckt war, die von der Erstgutachterin Mathilde Hain als »in gewissem Sinne [...] revolutionär« eingestuft wurde (S. 756). Hammerstein schließt mit einem kurzen Seitenhieb gegen Ina-Maria Greverus, die das Frankfurter Institut nach dem Weggang Brückners »zum Leidwesen« von dessen ehemaligen Kollegen auf einen neuen Kurs brachte (S. 760). *Rainer Alsheimer* dagegen befasst sich mit Brückners Walldürn-Dissertation von 1956 und seinem Weg von Frankfurt nach Würzburg (S. 189–198). Dabei kann Alsheimer zeigen, dass sich Brückners Interesse an einer »Sozialgeschichte regionaler Kultur« vor allem nach dem Umzug aus der hessischen Hauptstadt in die fränkische Provinz herausgebildet hat. Denn »in Frankfurt hatte Brückner sich wenig um Regionales wie Frankfurter Stadtgeschichte oder die Sozialgeschichte des umliegenden süd- bzw. oberhessische[n] Gebiet[s] gekümmert«, während er in Würzburg dann dezidiert auf die Lokalität und Regionalität volkskultureller Formen hinwies (S. 197). Vielleicht ist es mehr als in anderen Disziplinen ein Kennzeichen der Volkskunde/Europäischen Ethnologie, dass sich mit den universitären Standorten auch der Blick auf die wissenschaftlichen Gegenstände ändert?

Der Band »Bilder – Sachen – Mentalitäten« dokumentiert eindrucksvoll, was eine kulturgeschichtlich und realienkundlich informierte Volkskunde auf der Basis einer starken, von Wolfgang Brückner wesentlich mitgeprägten Forschungstradition leisten kann. Methodische und interpretatorische Exaktheit sowie die allerorten eingeforderte Inter- und Transdisziplinarität sind hier eine Selbstverständlichkeit, über die niemand mehr ein Wort verliert: Nirgends wird einfach drauflos spekuliert, kein theoretischer Chic verstellt den Blick auf die Quellen, die Autorinnen und Autoren kommen nicht nur aus der Volkskunde, sondern auch aus den Literatur- und Geschichtswissenschaften, der Kunstgeschichte und Museologie. Soziologen und Ethnologen freilich sind nicht dabei – und sicherlich ist damit eine der Grundsatzentscheidungen angesprochen, die die Konturierung, aber auch Verengung des hier prä-

sentierten volkskundlichen Programms ausmachen.[3] In seiner Funktion als Festschrift belegt der Band die ungebrochene Lebendigkeit der Forschungsinteressen Wolfgang Brückners sowie die breite Anerkennung, die er national wie international mit seinen Arbeiten gefunden hat. Wenn Fritz von Klinggräff vor zehn Jahren in seiner bissigen Rezension über die Festschrift für den Soziologen Dietmar Kamper schrieb: »So funktioniert der Wechsel akademischer Generationen: Den Ehrenplatz in den Festschriftregalen gibt es, damit man endlich Platz macht für seine Schüler«,[4] dann lässt sich an der angezeigten Festschrift – zumal es sich um einen 80. Geburtstag handelt – etwas anderes ablesen: eine aufrichtige, ganz und gar nicht doppelbödige Bewunderung für den akademischen Lehrer und Kollegen Brückner und ein in der gemeinsamen Arbeit an der Sache fundiertes, tiefes Einverständnis mit ihm und seinen fachlichen Ansätzen.

Jens Wietschorke

3 Max Horkheimer bedauerte nach der Lektüre von Brückners Habilitationsschrift einzig eines: dass unter den »Wissensgebieten, die er für sein Thema fruchtbar zu machen« wusste, nicht auch Soziologie, Psychologie und Sozialpsychologie vertreten waren. Vgl. Notker Hammerstein: Wolfgang Brückner – aus der Frankfurter Zeit, im angezeigten Band, S. 753–760, hier S. 758.

4 Fritz von Klinggräff: In Paradoxien und Parataxen. Zu Dietmar Kampers 65. Geburtstag ist eine Festschrift erschienen, die zu schwer ist für den leidenschaftlichen Lehrer. In: die tageszeitung, 17. 10. 2001, online unter: http://www.taz.de/1/archiv/archiv/?dig=2001/10/17a0120 (Zugriff am 16. Februar 2011).

Eingelangte Literatur

Althaus, Andrea [Hrsg.]: Mit Kochlöffel und Staubwedel. Erzählungen aus dem Dienstmädchenalltag. – Wien [u.a.]: Böhlau–Verl., 2010. – 293 S. – (Damit es nicht verlorengeht...; 62)

Altmann, Ferdinand, Martin Neid: A Gulasch und a Bier. Von Wirtshäusern, Wirtsleuten und Gästen im Weinviertel. Vorw. von Alfred Komarek. – Schleinbach: Edition Winkler–Hermaden, 2010. – 118 S.

Ammerer, Gerhard u.a. [Hrsg.]: Armut auf dem Lande. Mitteleuropa vom Spätmittelalter bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Helmut Bräuer gewidmet. – Wien: Böhlau, 2010. – 227 S.

Antonietti, Thomas: Eine katholische Glaubenswelt. Das Lötschental des 19. Jahrhunderts. Hrsg. vom Lötschentaler Museum. – 1. Auflage. – Baden: hier + jetzt, 2010. – 160 S.

Arbeitskreis für Inventarisation und Pflege des kirchlichen Kunstgutes [Hrsg.]: Lexikon für kirchliches Kunstgut. – 1. Aufl. – Regensburg: Schnell & Steiner, 2010. – 310 S. Literaturverz. S. 291 – 310. – Literaturangaben

Augustynek, Marta: Arbeitskulturen im Großkonzern. Eine kulturanthropologische Analyse organisatorischer Transformationsdynamik in Mitarbeiterperspektive. – Münster, Westf: Waxmann, 2010. – 222 S. – (Internationale Hochschulschriften; 549). Zugl.: Universität Bonn, Diss., 2010

Bina, Andrea, Sabine Fellner u. Georg Thiel: Tabakfabrik Linz. Kunst, Architektur, Arbeitswelt. Ausstellung vom 24.9.2010 – 23.1.2011 im Nordico Museum der Stadt Linz. Hrsg. von den Museen der Stadt Linz (Lentos Kunstmuseum Linz und Nordico–Museum der Stadt Linz). – Salzburg: Pustet, 2010. – 223 S. Literaturverz. S. 210 – 213

Boschung, Bernard u.a.: Les maisons rurales du canton de Neuchâtel. – Basel [u.a.]: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde [u.a.], 2010 – 587 S. – (Die Bauernhäuser der Schweiz; 34). Literaturverz. S. 535 – 547

Brückner, Wolfgang: Volkskunde als historische Kulturwissenschaft. Nachträge III: Protestantismusstudien. – Würzburg: Bayer. Blätter für Volkskunde, 2010. – 511 S.: Ill. – (Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte; 88,4)

Charpentier, Marie–Thérèse: Indian female gurus in contemporary Hinduism. A study of central aspects and expressions of their religious leadership. – Åbo: Åbo Akad. förl., 2010. – 395 S. Literaturverz. S. 335 – 371. – Zugl.: Åbo, Akad.–Univ., Diss., 2010.

Deutsch, Walter, Helga Maria Wolf u.a.: Alle heiligen Zeiten. Lieder und Texte im Jahreskreis. – Atzenbrugg: Volkskultur Niederösterreich, 2010. – 280 S.

Dietzsch, Ina, Wolfgang Kaschuba und Leonore Scholz–Irrlitz [Hrsg.]: Horizonte ethnografischen Wissens: eine Bestandsaufnahme. – Köln [u.a.]: Böhlau, 2009. – 265 S. – (Alltag & Kultur; 12). Literaturverz. S. [241] – 265 (Inhalt: Ina Ditzsch, Zwischen Mathematik und Poesie. Praxen der Herstellung und Veröffentlichung volkskundlichen Wissens. 16–39; Anja Laukötter, Völkerkundemuseen als Orte der Wissensproduktion im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. 40–53; Franka Schneider, Städtische Arenen volkskundlicher Wissensarbeit. Die Internationale Volkskunstausstellung 1909 im Berliner Warenhaus Wertheim. 54–86; Sabine Imeri, Sozialkitt, Beheimatung und

Mitmach–Wissen. Überlegungen zur Verwendbarkeit volkskundlichen Wissens im Kontext der Preußischen Schulreformen 1924/25. 87–111; Leonore Scholze–Irrlitz, Feldforschung in der Mark Brandenburg. Volkskundliche Wissensproduktion in den 1930er Jahren in Berlin. 112–130; Cornelia Kühn, Sozialistische Wissenschaftspopularisierung. Volkskunst und Heimatgeschichte in der frühen DDR. 131–154; Sabine Eggmann, Die Volkskunde als Kulturwissenschaft. Der Diskursraum als Denkraum des Faches. 155–177; Alexa Färber, Das unternehmerische ethnografische Selbst. Aspekte der Intensivierung von Arbeit im ethnologisch–ethnografischen Feldforschungsparadigma. 178–202; Thomas Widlok, Die elektronische Zukunft der Ethnografie und ihre Gegenwart in der Dokumentation bedrohter Sprachen. 203–220; Stefan Beck, Die Mobilisierung von Erfahrung. Anmerkungen zu Translationen para–ethnografischen Wissens. 221–238)

Döring, Alois, Michael Kamp u. Mirko Uhlig [Hrsg.]: Dem Licht entgegen. Winterbräuche zwischen Erntedank und Maria Lichtmess. – Köln: Greven, 2010. – 215 S. – (Veröffentlichung des LVR–Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte und des LVR–Freilichtmuseums Lindlar)

Dörler, Philipp u.a.: Kolumban und Gallus. Mitgestalter eines kulturellen Umbruchs. Mit Gallusspredigt von Dom Erwin Kräutler. – Graz [u.a.]: Neugebauer, 2010. – 96 S. – (Schriften der Vorarlberger Landesbibliothek; 22). – Literaturverz. S. 93–96

Ebeling–Winkler, Renate: »Entweder Bettler oder König!«. August Brunetti–Pisano (1870 – 1943). Ein Salzburger Komponist. Mit Beitr. v. Horst Ebeling. – Salzburg: Salzburg–Museum, 2010. 159 S. – (Schriftenreihe des Salzburg–Museum; 23). Werkverz. A. Brunetti–Pisano S. 149–154

Edenhofer, Rene: Markenführer 1795–1997, Wilhelmsburger Steingut – Lilien–Porzellan Preisführer »Daisy Melange«. – Neue Ausg. – Deutsch Wagram: R. Edenhofer, 2010. – 172 S. in 2 Teilen

Erben, Karel Jaromír: Slovanské bájesloví. – Praha: Etnologický Ústav AVCR/Slovanský Ústav AVCR, 2009. – 511 S. – (Pracé Slovanského Ústavu; N.R. 30)

Faehndrich, Jutta: Eine endliche Geschichte. Die Heimatbücher der deutschen Vertriebenen. – Köln [u.a.]: Böhlau, 2011. – X, 303 S. – (Visuelle Geschichtskultur; 5). Zugl.: Erfurt, Univ., Diss., 2008

Fink, Verena: Komm auf die Schaukel... Eine Kulturgeschichte. – 1. Aufl. – Husum, Husum Druck– und Verlagsgesellschaft, 2010. – 128 S.

Flagmeier, Renate u.a. [Hrsg.]: Begleitdokumentation zur Sonderausstellung Erfindungsreich – Eigenbau & Flickwerk. Hrsg. v. LVR–Industriemuseum. – Solingen: LVR–Industriemuseum, 2010. – 46 S.

Franzl, Klaus P. u.a. [Hrsg.]: Engel. Mittler zwischen Himmel und Erde. Diese Publikation erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Diözesanmuseum Freising, 6. November 2010 bis 1. Mai 2011. – Berlin: Deutscher Kunstverlag, 2010. – 528 S.: zahlr. Ill.

Fritz, Nicole [Hrsg.]: Säen und Jäten: Volkskultur in der zeitgenössischen Kunst. Anlässlich der Ausstellung Säen und Jäten, Volkskultur in der Zeitgenössischen Kunst, Städtische Galerie Ravensburg, Columbus Art Foundation vom 27.06.2009 bis 04.10.2009; Städtische Galerie Wolfsburg vom 18.04.2010 bis 11.07.2010; Städtische Galerie Bietigheim–Bissingen vom 24.07.2010 bis 10.10.2010] = Sowing and weeding. – Köln: Snoeck, 2009. – 121 S. Text dt. und engl.

Froihofer, Maria, Elke Murlasits u. Eva Taxacher [Hrsg.]: L[i]eben und Begehren zwischen Geschlecht und Identität. Multimediale Sammlungen Joanneumsviertel, Universalmuseum Joanneum. Mit Beitr. von Neda Bei u.a. – Wien: Löcker, 2010. – 239 S.

Gärtner, Hans: Schöne Grüße und viel Glück: Liebesgaben aus Papier; mit vielen Abbildungen von Fundstücken aus der Sammlung des Verfassers. – 1. Aufl. – München: Verl. Sankt Michaelsbund, 2009. – 175 S.

Gauß, Karl–Markus: Im Wald der Metropolen. – Wien: Zsolnay, 2010. – 299 S.

Grieser, Heike, Andreas Merkt [Hrsg.]: Volksglaube im antiken Christentum. – Darmstadt: WBG (Wiss. Buchges.), 2009. – 552 S. Beitr. teilw. dt., teilw. engl., teilw. ital.

Haerdle, Stephanie: Amazonen der Arena. Dompteusen und andere Zirkusartistinnen. – Berlin: Wagenbach, 2010. – 207 S. – (Wagenbachs Taschenbücherei; 649). Literaturangaben. – Früher u.d.T.: Haerdle, Stephanie: Keine Angst haben, das ist unser Beruf!

Haid, Hans: Das Schaf. Eine Kulturgeschichte. – Wien [u.a.]: Böhlau, 2010. – 278 S. Literaturverz. S. 271 – 275. – Filmogr. S. 276–277

Hartewig, Karin: Der verhüllte Blick. Kleine Kulturgeschichte der Sonnenbrille. – Marburg: Jonas–Verl., 2009. – 152 S. Literaturverz. S. 148 – 151

Hasitschka, Josef: Vom verschwundenen Alltag. Arbeitswelt im Wandel von zwei Generationen. – Trautenfels: Verein Schloss Trautenfels, 2010. – 260 S. + CD–ROM. – (Schriftenreihe des Landschaftsmuseums in Schloss Trautenfels am Steiermärkischen Landesmuseum Joanneum; 9). – Literaturverz. S. 260 – 264

Helden. Von der Sehnsucht nach dem Besonderen. Katalog zur Ausstellung im LWL–Industriemuseum Henrichshütte Hattingen. Hrsg. vom LWL–Industriemuseum. – 1. Aufl. – Essen: Klartext, 2010. – 415 S.

Helle Heidi, Fritz Helle u. Martin Kügler: Heilige auf Glas. Hinterglasbilder aus der Grafschaft Glatz in Schlesien, die Sammlung Heidi und Fritz Helle. Katalog zur Ausstellung im Schlesischen Museum zu Görlitz, 30.10.2010–27.2.2011 = Swieci w szkle zakleci. Görlitz: Schlesisches Museum zu Görlitz, 2010. – 179 S. Text dt. und poln. – Literaturangaben

Hennig, Jochen u. Udo Andraschke [Hrsg.]: WeltWissen. 300 Jahre Wissenschaften in Berlin. Erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Martin–Gropius–Bau, Berlin, 24. 9. 2010 – 9. 1. 2011. – München: Hirmer, 2010. – 411 S. Literaturverz. S. 376 – 397

Henning, Eckart, Dietrich Herfurth: Orden und Ehrenzeichen. Handbuch der Phaleristik. Wien [u.a.]: Böhlau, 2010. – 363 S.

Hermann, Isabell, Pius Räber: Die Bauernhäuser des Kantons Schaffhausen. Mit Textbeitr. von Benno Furrer u.a. Hrsg. von d. Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde. – Schleitheim: Stamm + Co, 2010. – 478 S. – (Die Bauernhäuser der Schweiz; 33). Literaturverz. S. 463–467

Hofmann, Susanna: Forschung und Innovation in niederösterreichischen Museen. Texte von Susanna Hofmann, Andreas Kusternig u. Ulrike Vitovec. – Atzenbrugg: Volkskultur Niederösterreich, 2010. – 48 S.

Holfelder, Ute: Die Schwiegermutter. Formung und Tradierung eines Stereotyps. – Münster: Waxmann, 2009. – 237 S. Zugl.: Jena, Univ., Diss., 2008

Husty Peter u.a. [Hrsg.]: Ars sacra. Kunstschätze des Mittelalters aus dem Salzburg Museum. – Salzburg: Salzburg–Museum, 2010. – 431 S. – (Jahresschrift des Salzburg–Museum; 53.2010). Literaturangaben

Hut & Co. 150 Jahre Hutgeschichte(n). Hrsg. v. Landschaftsverband Westfalen–Lippe. – Ratingen: Rheinisches Industriemuseum, 2007. – 51 S.: zahlr. Ill.

Ilwof, Franz [Hrsg.]: Aus Erzherzog Johanns Tagebuch. Eine Reise in Obersteiermark im Jahre 1810. Im Auftrage des Herrn Franz Grafen von Meran. Zur 150. Wiederkehr des Todestages Erzherzog Johanns (11. Mai 2009) neu herausgegeben von Hannes Lambauer u. Werner Walter Strahalm. Mit 20 Ill. von August Plocek u. Erläuterungen von Hannes Lambauer. – Graz: Ed. Strahalm, 2009. – 136 S. – (Veröffentlichungen der Steiermärkischen Landesbibliothek; 33). Literaturverz. S. 118–120

Johler, Birgit u. Barbara Staudinger [Hrsg.]: Ist das jüdisch? Jüdische Volkskunde im historischen Kontext. Beiträge der Tagung des Instituts für jüdische Geschichte Österreichs und des Vereins für Volkskunde in Wien vom 19. bis 20. November 2009 im Österreichischen Museum für Volkskunde. Wien: Verein für Volkskunde, 2010. – [284] S.: Ill. – Literaturangaben. (=Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde; 24) (=Sonderdruck aus: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 64, 2010, S. 369–654) (Inhalt: Birgit Johler, Barbara Staudinger, Vorwort: Ist das jüdisch? Die jüdische Volkskunde in historischer Perspektive. 369–374; Christoph Daxelmüller, Hamburg, Wien, Jerusalem. Max Grunwald und die Entwicklung der jüdischen Volkskunde zur Kulturwissenschaft 1898 bis 1938. 375–393; Klaus Hödl, Die jüdische Volkskunde im Kontext ihrer Zeit. 395–413; Joachim Schlör, Jewish Cultural Studies – eine neue Heimat für die jüdische Volkskunde? 415–434; Margot Schindler, »Alter Jude, Ton, glasiert«. Spuren des Jüdischen im Österreichischen Museum für Volkskunde. 435–455; Magda Veselská, Jüdische Volkskunde in der Tschechoslowakei vor 1939? Eine Bestandsaufnahme. 457–473; Martha Keil, Gott, Gemeinde, Mitmensch. Versöhnungsrituale im jüdischen Spätmittelalter. 475–495; Peter F. N. Hörz, »Treue zur Tradition heißt nicht, Mumien zu konservieren, sondern Leben zu bewahren«. Was die Erforscher jüdischer Kultur im Burgenland suchen, finden, bewahren und pflegen woll(t)en und was sie damit bezweck(t)en. 497–523; Barbara Staudinger, Der kategorisierende Blick der »Jüdischen Volkskunde«: Die volkskundliche Wissenschaft und das »Jüdische«. 525–541; Samuel Spinner, Salvaging Lives, Saving Culture: An-sky's Literary Ethnography in the First World War. 543–567; Naomi Feuchtwanger-Sarig, »Rimon-Milgroim«: Historical Evaluation of a Cultural Phenomenon. 569–595; Ulrich Knufinke, Zur »Entdeckung« der historischen Synagogen im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts: architekturgeschichtlich-volkskundliche Forschung und ihre Resonanz im Synagogenbau. 597–622; Stefan Litt, Das Normative als volkskundliches Narrativ: Die Edition von innerjüdischen normativen Quellen durch jüdische Volkskundler vor 1933. 623–634; Bernhard Tschofen, Jüdische Volkskunde? Agenden, Hypotheken, Perspektiven. 635–654)

Jostmann, Christian, Lukâs Fasora u. Ulrich Winkler Hermaden: Die Brünner Straße. Eine Geschichte des Verkehrsweges von Wien nach Brünn in Bildern. – Schleinbach: Winkler–Hermaden, 2009. – 114 S.

Kaudelka, Karin [Hrsg.]: Die Arbeitswelt von morgen. Wie wollen wir leben und arbeiten? Bielefeld: Transcript–Verl., 2010. – 252 S. – (Sozialtheorie). Literaturangaben

Keller, Ines u. Leonore Scholze–Irrlitz [Hrsg.]: Trachten als kulturelles Phänomen der Gegenwart. – 1. Aufl. – Bautzen: Domowina–Verl., 2009. – 179 S. – (Schriften des Sorbischen Instituts; 49). Beitr. überw. dt., teilw. engl. – Literaturangaben

Keller, Peter [Hrsg.]: Glaube & Aberglaube. Amulette, Medaillen & Andachtsbildchen. Ausstellung im Dommuseum zu Salzburg vom 21. Mai bis 26. Oktober 2010. – 1. Aufl. – Salzburg: Dommuseum zu Salzburg, 2010. – 447 S. – (Katalog zur... Sonderschau des Dommuseums zu Salzburg; 36) (Katalog des Bestandes der Edith–Haberland–Wagner–Stiftung im Dommuseum zu Salzburg; 2)

Kistemaker, Renée E. u. Elisabeth Tietmeyer [Hrsg.]: Entrepreneurial cultures in Europe. Stories and museum projects from seven cities. – Berlin: Verein der Freunde des Museums Europ. Kulturen, 2010. – 154 S. – (Publications by the Friends of the Museum of European Cultures; Issue 10)

Klages, Rita u.a. [Hrsg.]: Döner, Dienste und Design – Berliner UnternehmerInnen. Dokumentation einer Werkstattausstellung 2009/10. Museum Europäischer Kulturen = Doner, delivery and design – entrepreneurs in Berlin. – Berlin: Museum Europäischer Kulturen, 2010. – 95 S. – (Schriften der Freunde des Museums Europäischer Kulturen; 11)

Köpke, Wulf u. Bernd Schmelz [Hrsg.]: Herz der Maya. Guatemala. – Hamburg, 2010. – 733 S. – (Mitteilungen aus dem Museum für Völkerkunde Hamburg: Neue Folge; 40)

Krug–Richter, Barbara und Ruth–E. Mohrmann [Hrsg.]: Frühneuzeitliche Universitätskulturen: kulturhistorische Perspektiven auf die Hochschulen in Europa. – Köln; Wien [u.a.]: Böhlau, 2009. – VI, 315 S., [8] Bl. – (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte; 65). Beitr. überw. dt., teilw. engl.

Landwehr, Achim: Kulturgeschichte. – Stuttgart: Ulmer, 2009. – 128 S. – (UTB; 3037: Profile). Literaturverz. S. [120] – 124

Längle, Ulrike u. Jürgen Thaler: Franz Michael Felder (1839 – 1869). Aspekte des literarischen Werkes. – Wien [u.a.]: Böhlau, 2011. – 189 S.

Liessmann, Konrad Paul: Das Universum der Dinge. Zur Ästhetik des Alltäglichen. – Wien: Zsolnay, 2010. – 206 S.

Louhivuori, Mikko: Understanding Neolithic Southern Levant. Case studies of archaeological semiosis in action. – Åbo: Åbo Akad. förl., 2010. – 198 S. Literaturverz. S. 182 – 198. – Zugl.: Åbo, Akad.–Univ., Diss., 2010

Lutz, Petra u. Klaus Vogel [Hrsg.]: Kraftwerk Religion. Über Gott und die Menschen. Begleitbuch zur Ausstellung im Deutschen Hygiene-Museum in Dresden vom 2. Oktober 2010 bis zum 5. Juni 2011. – Göttingen: Wallstein, 2010. – 208 S.

Markauskaitė, Neringa u.a.: Šventojo Kazimiero gerbimas Lietuvoje. – 1000 Ex. – Vilnius: Lietuvos Nacionalinis Muziejus, 2009. – 559 S.: überw. Ill. Literaturverz. S. 540 – 549

Marx, Erich u.a.: Grenzen überschreiten – Bayern und Salzburg 1810 bis 2010. Ausstellung des Salzburg Museum, der Staatlichen Archive Bayerns und der Stadt Laufen. Salzburg und Laufen, 11. Juni bis 31. Oktober 2010. Mit einem einleitenden Beitr. von Fritz Koller u. Hermann Rumschöttel. – Salzburg: Salzburg Museum, 2010. – 255 S. – (Ausstellungskataloge der Staatlichen Archive Bayerns; 53)(Katalog zur Sonderausstellung im Salzburg Museum; 31). Literaturverz. S. 241 – 253. – Literaturangaben

Maslauskaitė, Sigita: Šventojo Kazimiero atvaizdo istorija XVI–XVIII a. – 700 Ex. – Vilnius: Lietuvos Nacionalinis Muziejus, 2010. – 299 S.: Ill. Quellen– u. Literaturverzeichnis S. 273 – [286]

Michael Maurer [Hrsg.]: Festkulturen im Vergleich. Inszenierungen des Religiösen und Politischen. – Köln [u.a.]: Böhlau, 2010. – 356 S.

Moser, Johannes [Hrsg.]: Dinge auf Reisen: materielle Kultur und Tourismus. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2009. – 315 S. – (Münchner Beiträge zur Volkskunde; 38). Literaturangaben

Mostafawy, Schoole u. Harals Siebenmorgen [Hrsg.]: Das fremde Abendland? Orient begegnet Okzident von 1800 bis heute. Diese Publikation erscheint aus Anlass der Sonderausstellung »Das fremde Abendland? Orient begegnet Okzident von 1800 bis heute« im Museum beim Markt, Karlsruhe (14.8.2010 – 9.1.2011). Hrsg. i. Auftrag des Badischen Landesmuseums Karlsruhe. – Stuttgart: Belser, 2010. – 199 S. Literaturverz. S. 192–196.

Museen in Bayern. Das bayerische Museumshandbuch. Ein Führer zu rund 1350 kunst– und kulturhistorischen, archäologischen und technischen Museen, naturkundlichen Sammlungen, Freilicht– und Bauernhofmuseen, Schlössern und Burgen sowie zu 130 Ausstellungshäusern. Hrsg. von der Landesstelle für die Nichtstaatlichen Museen in Bayern. Red. Christine Schmid–Egger u.a. – 5., völlig überarb., erw. und aktualisierte Aufl. – Berlin [u.a.]: Dt. Kunstverl., 2010. – XVI, 703 S.

Nemesné Matus, Zsanett u. Péter Szabó: »... remekdarabjaikat bötsülettel elkészítvén...«. A céhek tárgyi emlékei a Xántus János Múzeumban. – Gyor: Xántus János Múzeum, 2010. –136 S. – (A Xántus János Múzeum katalógusai; N.S.3). Literaturverz. S. 134–136

Nußbaumer, Thomas: Fasnacht in Nordtirol und Südtirol. Von Schellern, Mullern, Wudelen, Wampelern & ihren Artgenossen. – Innsbruck: Löwenzahn, 2010. – 432 S.

Österreichischer Historikertag <25, 2008, Sankt Pölten>: Tagungsbericht des 25. Österreichischen Historikertag. St. Pölten, 16. bis 19. September 2008 veranstaltet vom Niederösterreichischen Landesarchiv und dem Verband Österreichischer Historiker und Geschichtsvereine. Red. des Tagungsbandes: Reinelde Motz–Linhart unter Mitarb. von Heidemarie Specht und Marko Laitinen. – St. Pölten: NÖ Landesarchiv und NÖ Inst. für Landeskunde von Niederösterreich, 2010. – 774 S. – (Veröffentlichungen des Verbandes Österreichischer Historiker und Geschichtsvereine; 34) (Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde: Sonderband; 2010)

Plankensteiner, Barbara [Hrsg.]: African lace. Eine Geschichte des Handels, der Kreativität und der Mode in Nigeria. Katalog zur Ausstellung im Museum für Völkerkunde Wien, 22. Oktober 2010 bis 14. Februar 2011. – Gent: Snoeck Publ., 2010. – 255 S.

Plasser, Gerhard [Bearb.]: Kosmoramen von Johann Michael Sattler und Hubert Sattler. 4. Band: Salzburg. Erschienen zur Ausstellung im Salzburg–Museum – Panorama–Museum. Salzburg: Salzburg-Museum, 2010. 59 S. – (Salzburger Museumshefte; 13)

Riolini, Peter u. Guido Scharrer: Geschichte der Krippe in Bayern. – 1. Aufl. – Straubing: Beck Straubing, 2010. – 74 S.

Roşca, Karla, Horst Klusch: Keramikerzeugnisse der Zünfte, der Manufakturen, der Habaner Werkstatt aus Siebenbürgen.–Sibiu: Honterus, 2010. – 126 S., [100] Bl.

Rosner, Willibald [Hrsg.]: Niederösterreich und die Franzosenkriege. Die Vorträge des 29. Symposions des Niederösterreichischen Instituts für Landeskunde. Schallaburg, 6. bis 8. Juli 2009. – St. Pölten: Selbstverl. des NÖ Inst. für Landeskunde, 2010. – 159 S. – (Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde; 49) (NÖ–Schriften; 190: Wissenschaft). Literaturangaben

Rueter, Jack: Adnominal person in the morphological system of Erzya. – Helsinki, 2010. – 236 S. – (Suomalais–Ugrilaisen Seuran toimituksia; 261). – Literaturverz. S. [213] – 236

Saarinen, Sirkka [Hrsg.]: Sanoista kirjakieliin. Juhlakirja Kaisa Häkkiselle 17. marraskuuta 2010. – Helsinki: Suomalais–Ugrilainen Seura, 2010. – XVIII, 421 S. – (Suomalais–Ugrilaisen Seuran toimituksia; 259). Beitr. teilw. finn., teilw. dt. – Literaturangaben

Sallas, Joan: Gefaltete Schönheit. Die Kunst des Serviettenbrechens. – Neubearb. – Freiburg im Breisgau; Wien: Sallas, 2010. – 152 S. Literaturverz. S. 138 – 152. – Früher u.d.T.: Tischlein deck dich: Ursprung und Entwicklung des Serviettenbrechens

Schinkel, Eckhard [Red.]: Die Helden–Maschine. Zur Aktualität und Tradition von Heldenbildern. Beiträge zur Tagung im LWL–Industriemuseum Dortmund, 24.9. – 26.9.2008. Hrsg. vom LWL-Industriemuseum. – 1. Aufl. – Essen: Klartext-Verl., 2010. – 183 S. Literaturangaben.

Schlager, Claudia: Kult und Krieg. Herz Jesu – Sacré Coeur – Christus Rex im deutsch–französischen Vergleich 1914–1925. – Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2011. – 527 S. – (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts; 109). Zugl.: Tübingen, Univ., Diss., 2010

Schuler, Peter–Johannes: Historisches Abkürzungslexikon. – 1., rev. Aufl. – Stuttgart: Steiner, 2009. – XXVI, 430 S. – (Historische Grundwissenschaften in Einzeldarstellungen; 4)(Geschichte). Literaturverz. S. XXIII – XXVI

Schürch, Franziska u.a. [Hrsg.]: Vereintes Wissen: die Volkskunde und ihre gesellschaftliche Verankerung; ein Buch zum 100. Geburtstag der Sektion Basel der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde. – Münster: Waxmann, 2010. – 206 S.: Ill. – (culture. Schweizer Beiträge zur Kulturwissenschaft; 4)

Schweizerisches Landesmuseum [Hrsg.]: Soie Pirate. Das Designarchiv der Firma Abraham.1. Auflage. – Zürich: Scheidegger & Spiess, 2010. – 208 S.: zahlr. Ill.

Seifert, Manfred [Hrsg.]: Zwischen Emotion und Kalkül. »Heimat« als Argument im Prozess der Moderne. – Leipzig: Leipziger Univ.–Verl., 2010. – 242 S. – (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde; 35). Literaturangaben

Senn, Prisca [Konzept u. Inhalt]: Rosen, Tupfen, Streifen. Sammelsurium. Soie pirate Textilarchiv Abraham Zürich.. – Zürich: Schweizerisches Nationalmuseum, 2010. – 94 S.: zahlr. Ill., überw. farb.

Sindemann, Katja: Götterspeisen. Kochbuch der Weltreligionen. – Wien: Metroverl., 2010. – 190 S.

Starec, Roberto: Istria contadina. Strumenti tradizionali del lavoro agricolo. – Trieste: Edizioni Italo Svevo, 2010. – 159 S. Literaturverz. S. 157 – 159

Stiegler, Bernd: Reisender Stillstand. Eine kleine Kulturgeschichte der Reisen im und um das Zimmer herum. – Frankfurt am Main: S. Fischer, 2010. – 288 S.

Stock, Karl F.: Steirische Exlibris gestern und heute. – Graz: Steiermärkische Landesbibliothek, 2010. – 372 S. – (Veröffentlichungen der Steiermärkischen Landesbibliothek; 34). Literaturverz. S. 37 – 45

Strohmann, Dirk: Literatur in Vorarlberg im 19. Jahrhundert. Gesellschaftliche Bedingungen und literarische Produktion von den Napoleonischen Kriegen bis zum Ersten Weltkrieg. – Graz [u.a.]: Neugebauer, 2010. – 112 S. – (Schriften der Vorarlberger Landesbibliothek; 21)

Trippolt, Johann u. Klaus Bertle [Hrsg.]: H. Bertle – vom Naturalismus zur Abstraktion: 100 Jahre Hannes Bertle; 1910–1978. Dieses Buch erscheint anlässlich der Ausstellung »Hannes Bertle (1910–1978)« in der MAP Kellergalerie, Schruns und in der Pfarrkirche Tschagguns, 26. März bis 28. Mai 2010. – Dornbirn: Vorarlberger Verlagsanstalt, 2010. – 106 S.

Walter Sigrid, Gisela Staupe u. Thomas Macho [Hrsg.]: Was ist schön? Begleitbuch zur Ausstellung im Deutschen Hygiene–Museum in Dresden vom 27. März 2010 bis 2. Januar 2011. – Göttingen: Wallstein, 2010. – 224 S.

Wanner, Gerhard und Philipp Schöbi Fink [Hrsg.]: Rheticus, Wegbereiter der Neuzeit (1514 – 1574). Eine Würdigung. – Feldkirch: Rheticus–Ges., 2010. – 165 S. – (Schriftenreihe der Rheticus-Gesellschaft; 51). Literaturangaben

Zelger, Sabine: Das ist alles viel komplizierter, Herr Sektionschef! Bürokratie – literarische Reflexionen aus Österreich. – Wien [u.a.]: Böhlau, 2009. – XIII, 413 S. – (Literatur und Leben; N.F., 75). – Literaturverz. S. [395] – 409

Zepf, Markus, Christian Schaper [Red.]: Vom Minnesang zur Popakademie. Musikkultur in Baden–Württemberg. Große Landesausstellung Baden-Württemberg 2010 im Badischen Landesmuseum Schloss Karlsruhe, 16.4.–12.9.2010. – Karlsruhe: DRW–Verl. Weinbrenner, Braun, 2010. – 389 S.

Židov, Nena: Rovaši. Zbirka Slovenskega Etnografskega Muzeja = Tally sticks. The collection of the Slovene Ethnographic Museum. – Ljubljana, 2010. – 212 S. – (Knjižnica Slovenskega Etnografskega Muzeja; 11). Text slov. u. engl. – Literaturverz. S. 141–150

Internationale Zeitschriftenschau

Bios. 22. Jahrgang, 2010. Heft 2. Beiträge: Carsten Heinze, Autobiographische Darstellungen und mediale Repräsentationen in Schrift, Bild und Film – am Beispiel Marcel Reich-Ranickis Mein Leben. 165–196; Elisabeth Röhrlich, Sechs Österreich und ein Leben – Biographische Zugänge zu Kreiskys Außenpolitik. 197–206; Lucile Dreidemy, Engelbert Dollfuß 1934-2009. Reflexionsansätze zu einer Biographie des Posthumen. 207–217; Katharina Prager, Berthold Viertel und die Möglichkeiten einer biographischen Analyse österreichischer und deutscher kultureller Identität. 218–231; Irene Bandhauer-Schöffmann, Erzählungen über Terrorismus in Österreich. Die Palmers-Entführung (1977) in den Erinnerungen der Beteiligten. 232–254; Damir Mitrić, Das Schloss zwischen Himmel und Erde. Zwei Schwestern und ihre Geschichte der Duldung. 255–267.

Bricolage. Innsbrucker Zeitschrift für Europäische Ethnologie. Heft 6/2010: SOS. Sauberkeit, Ordnung, Sicherheit in der Stadt. – Beiträge: Nikola Langreiter, Johanna Rolshoven, Martin Steidl, Ordnung ist nur das halbe Leben ... 7–22; Johanna Rolshoven, SOS: neue Regierungsweisen oder Save Our Souls – ein Hilferuf der Schönen Neuen Stadt. 23–35; Anselm Wagner, Otto Wagners Straßenkehrer. Zum Reinigungsdiskurs der modernen Stadtplanung. 36–61; Aurelia Benedikt, Historische

Städteporträts im Spiegel der Kulturanalyse. 62–73; Jens Wietschorke, Die urbane Kartierung von Sicherheit und Verbrechen. Zur visuellen Logik thematischer Stadtpläne. 74–89; Alexandra Schwell, Grenzen mit und ohne Kontrollen: Der Mythos vom »sicheren« Nationalstaat. 90–110; Georg Kreisler, Schützen wie die Polizei. 111-112; Alexandra Bröckl, »Hässliche Flecken am Herz der Alpen«. Graffiti und seine Gegner in der »Weltstadt« Innsbruck. 113–127; Thomas Northoff, Sinnlose Ordnung sprengen. Zur Zerstörung der Graffiti-Kultur als inoffizieller Begleiterin offizieller Diskurse. 128–145; Anny Franzelin, Thomas Rupert Winkler, Müll – die Bedrohung unserer geordneten Kultur. Oder: ist unsere Welt auf Müll gebaut? 146–156; Anna Stoffregen, Es lebe die Stadt! Notizen zur Widersprüchlichkeit halböffentlicher Räume im städtischen Kontext am Beispiel des Wiener Museumsquartiers. 157–167; Sarah Sailer Zur Kontextualisierung der Triade Sauberkeit, Ordnung, Sicherheit. Am Beispiel des Innsbrucker Rapoldiparks. 168–181; Gerlinde Malli, Kein Platz, um aufzufallen. Gefährdete Jugendliche im Arrangement Sozialer Arbeit. 182–190; Jenny Illing, Stefanie Kießling und Laurent Promme, Der Ordnung letzter Schluss. Die ordentliche Stadt im Spiegel der Kulturanalyse. 191–203; Klara Löffler, À la longue. Mensch und Hund unterwegs in der Stadt. 204–214; Martin Scharfe, Pfeil-Wut. Das Piktogramm als »Gebärde der Zeit«. 215–232.

Der Bundschuh. Schriftenreihe des Museums Innviertler Volkskundehaus. Band 13, 2010. Beiträge [Auswahl]: Robert Schumann, Die Hallstattzeit im Bezirk Braunau am Inn. 4–11; Roger M Allmannsberger, 900 Jahre Enzenkirchen – Eine Ortschronik entsteht. 37–40; Christopher Rhea Seddon, Die Hackledter Wappensage. Gedanken des Volksmundes zu den heraldischen Symbolen einer Innviertler Adelsfamilie und ihrer Herkunft. 44–51; Irmgard Maier, Pestfriedhof, Pestkapelle und Pestsäulen in Altschwendt. 98–99; Michael Hohla, Katharina (»Kathi«) Hohla (1903–1980). Die Geschichte der Volkssängerin und Jodlerin aus Obernberg am Inn, ihres Bruders Franz Biereder (1906–1976) sowie des Hohlagartens. 125–137; Wolfgang Danninger, Weinreben im Innviertel. 150–153.

Fotogeschichte. 30. Jahrgang, 2010. Heft 118. Beiträge: Eva Tropper, Bild/Störung. Beschriebene Postkarten um 1900. 5–16. Roberto Zaugg, Zwischen Europäisierung und Afrikanisierung. Zur visuellen Konstruktion der Kapverden auf kolonialen Postkarten. 17–28; Sándor Békési, »Puszta-Idyll«. Zur Konstruktion und Tradition eines Landschaftsmotivs. 29–38; Rudolf Jaworski, Augenblicke des Politischen. Die Entstehung der Tschechoslowakischen Republik auf alten Fotopostkarten. 39–44; Timm Starl, »...freue ich mich Sie und Ihre Freunde begrüßen zu dürfen.« Einladungskarten zu Fotoausstellungen. 45–55.

Kieler Blätter zur Volkskunde. Band 42, 2010: Markus Tauschek, Denkmal wider Willen? Kulturanthropologische Perspektiven auf einen Kieler Konflikt. 5–22; Nina Jebsen, Das Grenzland als sprachliches »Kampfgebiet« – Nordschleswig von 1920 bis 1940. 23–60; Fabian Preuß. Glinde – junge Stadt im Grünen. Lokale Identität im suburbanen Raum. 61–85; Torsten Rabold, Fußballvereine und Fankultur: Identitätsstiftende Aspekte jenseits des Balles. 87–122; Arne Kunz, Die faszinierende Welt von World of Warcraft. 123–143.

Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde. 38. Band, 2009/2010: »Rheinische Kulturlandschaften«. Helmut Fischer und D.-M. Haverkamp die Redakteure dieses Themenbandes

geben in der Einleitung einen Überblick über 60 Jahre »Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde«.

Schweizer Volkskunde. 100. Jahrgang, 2010, Heft 4. Themenheft: Jodeln heute.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde. 106. Jahrgang, 2010. Heft 2: Hans-Otto Hügel: Flanieren auf dem Medien-Boulevard der Vergnügungen. Ästhetik und Funktion. 205–226; Marius Risi, Die zweiten vier Wände auf tausend Meter. Ferienhauskultur der »Generation 30« in Engelberg. 227–240; Gesa Ingendahl und Lioba Keller-Drescher, Historische Ethnografie. Das Beispiel Archiv. 241–263; Meret Fehlmann, Das Matriarchat: Eine vermeintlich uralte Geschichte. 265–288.

Transversal. Zeitschrift für Jüdische Studien. 10. Jahrgang, 2009, Heft 1: Jewish pop culture. Heft 2: (Kulturelle) Übersetzung. 11. Jahrgang, 2010, Heft 1: Antisemitismen.

Volkskunde in Rheinland-Pfalz. Informationen der Gesellschaft für Volkskunde in Rheinland-Pfalz e. V. 25. Jahrgang, 2010. Enthält die Monografie von Yasmin Leibenath, »Wer Volkskunde studiert, hat mehr vom Leben?« Eine Befragung Mainzer Fachabsolventen. 188 S. [ISSN 0938-2964]

Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark. 100. Jahrgang, 2009. Aus dem Inhalt: Elfriede Grabner, Sankt Leonhard als »Steirischer Nothelfer«. Ein lange als verschollen geglaubtes Mirakelbuch und seine Wunderberichte aus dem 15. und 17. Jahrhundert. 185–200; Günter Cerwinka, Gerhard Pferschy und der Historische Verein für Steiermark. 235–237; Burkhard Pöttler, Zur frühen Phase volkskundlicher Haus- und Wohnforschung in der Steiermark. 285–297.

Zeitschrift für Kulturwissenschaft. 2010, Band 2, hrsg. v. Daniela Hammer-Tugendhat u. Christina Lutter setzt sich disziplinübergreifend mit den kulturwissenschaftlichen Möglichkeiten auseinander, »Emotionen« historisch zu kontextualisieren.

Zeitschrift für Volkskunde. 106. Jahrgang, 2010, 2. Halbjahresband: Sabine Kienitz, Prothesen-Körper. Anmerkungen zu einer kulturwissenschaftlichen Technikforschung. 137–162; Wolfgang Heese, »Wir wollen montieren.« Fotomontagen als proletarische Volkskunst. 163–196; Jens Wietschorke, Historische Ethnografie. Möglichkeiten und Grenzen eines Konzepts. 197–224; Kerstin Poehls, Zeigewerke des Zeitgeistes? Migration, ein boundary object im Museum. 225–245; Nachrufe auf Herbert Schwedt (1934–2010) und Elisabeth Roth (1920–2010).

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Mag. Matthias Beitl
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19, 1080 Wien
matthias.beitl@volkskundemuseum.at

Mag.ª Andrea Hubin
Fröbelgasse 8/28, 1160 Wien
Andrea.Hubin@chello.at

Mag.ª Birgit Johler
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19, 1080 Wien
birgit.johler@volkskundemuseum.at

Mag. Herbert Justnik
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19, 1080 Wien
herbert.justnik@volkskundemuseum.at

ao. Univ.-Prof.in Dr.in Klara Löffler
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
Hanuschgasse 3, 1010 Wien
klara.loeffler@univie.ac.at

Lukasz Nieradzik M.A.
Tigergasse 34/9, 1080 Wien
l.nieradzik@gmx.com

Michel Massmünster M.A.
Seminar für Kulturwissenschaft
und Europäische Ethnologie
Universität Basel
Spalenvorstadt 2, Postfach, 4003 Basel
michel.massmuenster@unibas.ch

Univ.-Prof. Mag. DDr. Bernd Rieken
Abteilung Doktoratsstudium der
Psychotherapiewissenschaft
Sigmund Freud Privatuniversität Wien
Schnirchgasse 9a, 1030 Wien

Mag.ª Katharina Richter-Kovarik
Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19, 1080 Wien
katharina.richter-kovarik@
volkskundemuseum.at

Univ.-Ass.in Dr.in Alexandra Schwell
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
Hanuschgasse 3, 1010 Wien
alexandra.schwell@univie.ac.at

Dr. Peter Strasser
Montafoner Museen
Kirchplatz, 6780 Schruns
peterstrasserfr@yahoo.co.uk

Univ.-Ass. Dr. Jens Wietschorke M.A.
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
Hanuschgasse 3, 1010 Wien
jens.wietschorke@univie.ac.at

Abhandlungen

Prekäre Beziehungen
Zur kulturellen Logik der Verschuldung

Silke Meyer

Die kulturelle Bedeutung ökonomischer Praktiken steht im Mittelpunkt wirtschaftsethnologischen Forschens. Wie sind unter dieser Prämisse der Umgang mit Schulden und das Verständnis von Kredit in der deutschen Gegenwartsgesellschaft zu deuten? Kredit zu bekommen bedeutet zunächst, Geld zur Verfügung zu haben. Aus Sicht der ökonomischen Akteure folgt die Kreditvergabe aber auch einer kulturellen Logik: Kredit bedeutet gleichzeitig Kreditwürdigkeit und damit Inklusion und Zugehörigkeit. Mit einem akteurszentrierten Zugang wird deutlich, wie stark die Interpretation von Bonität die Selbstkonstruktion der Schuldnerinnen und Schuldner sowie deren Kreditpraktiken leitet.

Die gesellschaftliche Wirkmacht von Geld und Kredit steht uns besonders seit der in den Jahren 2007 und 2008 ausgerufenen Finanzkrise plastisch vor Augen. Staaten und Großbanken melden Konkurs an, die Einheitswährung Euro bröckelt, Millionen von Menschen sehen sich durch Rezession, Kurzarbeit oder Arbeitslosigkeit in ihrer Existenz bedroht. Schnell war in den Tageszeitungen die Rede vom verlorenen Vertrauen, ohne das trotz eines Euro-Rettungsschirms im Anschlag weder die globalen Finanzmärkte noch unsere alltäglichen Bankgeschäfte funktionieren können. Erzählungen von Gier und Maßlosigkeit, von *bad banks* und *toxic credit* bestimmen die Berichterstattung über eine Krise, deren komplexe Strukturen die meisten Menschen längst nicht mehr durchschauen und die – nicht nur deshalb – verunsichert. Konsumenten und Hausbesitzer, Anleger und Börsenmakler sind eindrücklich daran erinnert worden, dass Geldwirtschaft weniger materiell und greifbar ist, als wir gemeinhin annehmen. Die Finanzwelt entpuppt

sich als Konstrukt, und angesichts einer drohenden Inflation ist noch nicht einmal mehr Bares Wahres.

Innerhalb der globalen Finanzkalamitäten spielt sich eine weitere Krise ab, nämlich die private Ver- und Überschuldung von Konsumenten. Obwohl sich der Markt der Konsumentenkredite und das Wirtschaftswachstum generell prozyklisch verhalten, also in Phasen des Aufschwungs das Kreditvolumen wächst, ist in der jüngsten Rezession ein antizyklischer Trend zu beobachten: Gerade im Krisenjahr 2009 stieg die Anzahl der abgeschlossenen Konsumentenkredite um 10 Prozent an, in einer Umfrage des Bankenfachverbands gaben 58 Prozent der Befragten an: »Ich habe den Kredit abgeschlossen, weil ich das Produkt dringend gebraucht habe, mir das Geld dafür aber fehlte.«[1] Die makroökonomische Entwicklung beeinflusst das Verhalten der Menschen also nur begrenzt, private Kreditaufnahme richtet sich nicht nach der Hausse und Baisse an der Börse. Die Grundannahme einer kulturwissenschaftlichen Kreditforschung lautet damit, dass private Verschuldung nicht nur einer ökonomischen, sondern auch einer kulturellen Logik folgt. Kredithandeln ist keine reine Geldtransaktion, deren Zweck durch einen monetären Zugewinn zu beschreiben ist, sondern eine ökonomische Praxis mit vielfältigen Nutzenarten. Ich möchte diese These zunächst aus den zentralen Prämissen der ökonomischen Anthropologie entwickeln. Die Brisanz der Schuldenkrise in Deutschland, welche den Ausgangspunkt für meine Überlegungen darstellt, unterstreichen statistische Daten. Ein Erklärungsansatz für diese Krise resultiert aus der kulturanthropologischen Lesart von Kredit als Tauschbeziehung, welche ich anhand eines Fallbeispiels aus meinem Interviewmaterial vorstelle. Abschließend möchte ich aufzeigen, wo die aktuellen Entwicklungen des Kreditmarktes mit der Kulturalität von Kredit in Konflikt geraten. Meine Ausführungen basieren auf 45 qualitativen Interviews mit Schuldnerinnen und Schuldnern sowie mit Mitarbeitern in Schuldnerberatungsstellen. Sie bilden die Quellenbasis für mein Habilitationsprojekt, aus dessen Kontext dieser Aufsatz stammt.

1 Schufa Holding AG (Hg.): Schufa Kredit-Kompass 2010. Empirische Indikatoren der privaten Kreditaufnahme in Deutschland. Auswirkungen der Wirtschaftskrise auf den Konsumentenkredit. Wiesbaden 2011, S. 35, siehe auch http://www.schufa-kredit-kompass.de/media/download/downloadsgesamt2010/schufakreditkompass_2010.pdf (Zugriff: 20.4.2011).

Ziel meiner Forschung ist es, aus den Argumentationsstrategien und Selbstdarstellungen der Interviewpartnerinnen und Interviewpartner ihren Umgang mit Schulden wie das Verständnis von Kredit in der komplexen Kreditlandschaft der Gegenwart aufzuzeigen und daraus etwaige Erklärungen für die Verschuldung abzuleiten.

Wirtschaftsanalyse als Kulturanalyse

Private Verschuldung hat mindestens zwei Transaktionspartner, nämlich einen Kreditnehmer und einen Kreditgeber. Beide erhoffen sich einen finanziellen Nutzen von der Transaktion, der eine den kurzfristig zur Verfügung gestellten Geldbetrag, der andere einen monetären Zugewinn aus Zinsen. Dabei sind die Modalitäten der Verschuldung, je nach Kreditgeber, breit gefächert: Geliehenes Geld kann in Geldform oder durch Leistungen abbezahlt werden, die Abtragung der Schulden kann eine Bandbreite von Zinsleistungen enthalten, die Rückzahlung kann befristet sein oder nicht, und die Transaktion kann auf unterschiedliche Weise mündlich oder schriftlich vereinbart sein.

In der kulturanthropologischen Kreditforschung sind vor allem drei Aspekte des Kredithandelns von Interesse: erstens die Gründe der Verschuldung, zweitens die Konditionen der Kreditvergabe sowie drittens die Motivation der Schuldabtragung. In der substantivistisch orientierten Wirtschaftsethnologie wird hierbei unterschieden zwischen sozialen und ökonomischen Aspekten des Kredits[2]: In traditionalen Gesellschaften erfordern Konsumkredite andere Kreditpraktiken als Investitionskredite, die Finanzierung einer Hochzeit oder einer Beerdigung erfolgt nach anderen Kriterien als die Geldleihe für Ge-

2 Raymond Firth: Capital, Saving and Credit in Peasant Societies: A Viewpoint from Economic Anthropology. In: Ders., B.S. Yamey (Hg.): Capital, Saving and Credit in Peasant Societies. Studies from Asia, Oceania, the Caribbean and Middle America. Chicago und London 1964, S. 29. Exemplarisch für eine jüngere ethnologische Kreditforschung seien weiter genannt Heinzpeter Znoj: Tausch und Geld in Zentralsumatra. Zur Kritik des Schuldbegriffes in der Wirtschaftsethnologie. Berlin 1995; Michael Mühlich: Credit & Culture. A Substantivist Perspective on Credit Relations in Nepal. Berlin 2001 wie Shirley Ardener, Sandra Burman (Hg.): Money-Go-Rounds. The importance of rotating saving and credit associations for women. Oxford 1995, für *roscas* als gemeinschaftlich organisierte Form der Geldleihe.

treidesamen. Immer aber gilt, dass die Kreditbeziehung keine rein ökonomische, sondern auch eine soziale ist.[3]

Diese Prämisse lässt sich von den in der Wirtschaftsethnologie vorrangig untersuchten nicht-industrialisierten Gesellschaften außerhalb Europas auf die deutsche Gegenwartsgesellschaft übertragen. Auch hier müssen Kreditpraktiken als soziales und kulturelles Handeln gedeutet werden, und auch hier gilt die Forderung nach der kulturellen Einbettung ökonomischer Handlungen. Gerade für die Kreditpraxis, in der institutionelles wie persönliches Vertrauen eine wichtige Rolle spielen, lässt sich eine Trennung von Ökonomie und Kultur nicht aufrechterhalten, die Untersuchung ökonomischer Akteure braucht immer auch den Blick auf ihre Kulturalität.

Einer Reihe von Wissenschaften ist dies wohlbekannt.[4] Die Kluft zwischen dem Modell eines universellen und ahistorischen *homo oeco-*

3 Der Verschränkung von Markt- und Gesellschaftsinteressen widmet sich seit Karl Polanyi die substantivistische Wirtschaftsethnologie, welche aus der Abgrenzung zu formalistischen Modellen wie der Vorstellung eines rein am Eigennutzen interessierten *homo oeconomicus* entstanden ist. In der gegenwärtigen ökonomisch-anthropologischen Forschung ist die Frage nach der Dialektik von Rationalität und kulturspezifischer Reziprozität allerdings selbstverständlich geworden. Siehe zur Entwicklung der ökonomischen Anthropologie Chris Hann, Keith Hart: Economic Anthropology. Cambridge 2011, darin besonders S. 55–71 zur Entstehung der beiden Schulen des Formalismus und des Substantivismus und S. 83–88 zur kulturalistischen Wende in der Wirtschaftsethnologie. Aus letzterer entwickelt Stephen Gudeman seine Thesen von der lokalen Konstruktion von Wirtschaft (»people's own economic construction«), Stephen Gudeman: Economics as culture: Models and metaphors of livelihood. London 1986, S. 1; Ders.: The Anthropology of Economy. Community, Market, and Culture. Malden u.a. 2001 und Ders.: Economy's Tension. The Dialectics of Market and Community. Malden u.a. 2008; für historische Studien siehe den Sammelband von Wolfgang Reinhard, Justin Stagl (Hg.): Menschen und Märkte. Studien zur historischen Wirtschaftsanthropologie. Wien et al. 2007, unter Einbezug besonders der französischen Ethnologie Axel T. Paul (Hg.): Ökonomie und Anthropologie. Berlin 1999. Ich danke beiden Gutachtern/Gutachterinnen für ihre Literaturhinweise und Kommentare.

4 Einen umfangreichen interdisziplinären Überblick über Berührung und Überschneidung von rationaler Ökonomie und subjektivem Handeln verschaffen Frank Adloff, Steffen Mau: Zur Theorie der Gabe und Reziprozität. In: Dies. (Hg.): Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität. Frankfurt a. M., New York 2005, S. 9–57; Hartmut Berghoff, Jakob Vogel: Wirtschaftsgeschichte als Kulturgeschichte, S. 9–42; Christoph Conrad: »How much, schatzi?«

nomicus und der Vorstellung eines kulturspezifisch agierenden Individuums wird in den Kultur-, Geistes- und Wirtschaftswissenschaften seit geraumer Zeit gewinnbringend überwunden. Sowohl die experimentellen Wirtschaftswissenschaften als auch die substantivistisch argumentierende Wirtschaftsethnologie und -geschichte weisen Studien auf, in denen »an die Stelle des mit stabilen, glasklaren Präferenzen und vollständigen Informationen ausgestatteten, eigennützig und gewinnmaximierend handelnden *homo oeconomicus* [...] ein differenziert und zuweilen unberechenbar agierender Mensch, in dessen Kosten-Nutzen-Abwägung Emotionen, subjektive Wahrnehmungen, kulturelle Konstrukte [...], Wissenslücken und Täuschungen eingehen«, getreten ist.[5]

Vom Ort des Wirtschaftens in der new cultural history, S. 43–68, und Jakob Tanner: Die ökonomische Handlungstheorie vor der »kulturalistischen« Wende. Perspektiven und Probleme einer interdisziplinären Diskussion, S. 69–98, alle drei in Hartmut Berghoff, Jakob Vogel (Hg.): Wirtschaftsgeschichte als Kulturgeschichte. Dimensionen eines Perspektivwechsels. Frankfurt a. M., New York 2004; Margrit Grabas, Hartmut Berghoff, Mark Spoerer u.a.: Kultur in der Wirtschaftsgeschichte. Panel des Wirtschaftshistorischen Ausschusses des Vereins für Socialpolitik. In: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 94, 2, 2007, S. 173–188. Auch Elisabeth Timm widmet sich der Konstruktion zweier getrennter Sphären vor allem in der bürgerlichen Wahrnehmung sowie der Reproduktion dieser Vorstellung, siehe Elisabeth Timm: Kritik der «ethnischen Ökonomie«. In: Prokla. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft 120, 3, 2000, S. 363–376. Für die Wirtschaftswissenschaften seien genannt Armin Falk: Homo oeconomicus versus homo reciprocans. Ansätze für ein neues wirtschaftspolitisches Leitbild? Working Papers of the Institute for Empirical Research in Economics 79, 2001, S. 1–32 und Robert M. Axelrod: Die Evolution der Kooperation. München [7]2009.

5 Berghoff, Vogel (wie Anm. 4), S. 20. Zu diesem Schluss kommen nicht nur die Kultur- und Sozialwissenschaften. Der us-amerikanische Wirtschaftwissenschaftler Gary S. Becker weitet das Konzept der Nutzenmaximierung u.a. auf Politik und Umweltschutz, auf Gesetzgebung und Strafverfolgung, Heiratsüberlegungen, Liebesentscheidungen und Familienplanung aus: »Alles menschliche Verhalten kann vielmehr so betrachtet werden, als habe man es mit Akteuren zu tun, die ihren Nutzen, bezogen auf ein stabiles Präferenzsystem, maximieren und sich in verschiedenen Märkten eine optimale Ausstattung an Informationen und anderen Faktoren schaffen.« Gary S. Becker: Ökonomische Erklärung menschlichen Verhaltens. 2. Aufl., Tübingen 1993, S. 15.

Gleichzeitigkeit der Transaktionsmodi: ein Modell ökonomischer Praxis

Wenn also die »Aufgabe der Dichotomie von Ökonomischem und Nicht-Ökonomischem« vollzogen ist und es gilt »eine *allgemeine Wissenschaft der Ökonomie praktischer Handlungen* anzuwenden«, in der die »Maximierung materiellen oder symbolischen Gewinns«[6] eine gleichwertige Rolle spielt, dann ist im Besonderen die Gleichzeitigkeit und Interdependenz ökonomischer und sozialer Praktiken hervorzuheben. Denn für jede Gesellschaft gilt, dass ihre Mitglieder sich ihrem ökonomischen Handeln in und zwischen zwei unterschiedlichen Bereichen, dem Bereich der Gemeinschaftsökonomie und dem der Marktökonomie, bewegen.[7] Akteure handeln – so unter anderem der Nobelpreisträger für Wirtschaftswissenschaften Vernon L. Smith – zur gleichen Zeit in zwei Welten.[8]

Diese Gleichzeitigkeit des ökonomischen und soziokulturellen Handelns zu untersuchen kann nur eine akteursorientierte Analyse des Kreditverhaltens leisten, welche von einem erweiterten Kapital- und Nutzenbegriff ausgeht und sich orientiert an einer »Wissenschaft von der Ökonomie der Praxis«.[9] Denn der Blick auf die Akteure ermöglicht es, rationale wie subjektive Handlungslogiken zu erfassen und das Aushandeln der Präferenzen von hier unterschiedenen ökonomischen,

6 Pierre Bourdieu: Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabylischen Gesellschaft. Frankfurt a. M. 1976, S. 356 f., ebenso Pierre Bourdieu: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Rainer Kreckel (Hg.): Soziale Ungleichheiten. Göttingen 1983, S. 183–198, hier S. 184. Ausführlich zur Theorie der unterschiedlichen Kapitalsorten siehe Pierre Bourdieu: Die verborgenen Mechanismen der Macht. Hamburg 1992, S. 49–79.

7 Gudeman 2001 (wie Anm. 3), S. 9–12.

8 Vernon L. Smith: Handeln in zwei Welten. Interaktion auf Märkten und im persönlichen Austausch. In: Ernst Fehr (Hg.): Psychologische Grundlagen der Ökonomie. Zürich 2001, S. 70–74.

9 Die Kritik am verengten Blick auf Kapital als rein ökonomisches Phänomen und die Erweiterung der Kapitalsorten um das kulturelle, soziale und damit um das symbolische Kapital, welche die Verfügungsgewalt über Ressourcen bestimmen, vertritt Bourdieu in der Forderung nach einer »allgemeinen Wissenschaft von der Ökonomie der Praxis«. Zu diesem Ansatz siehe vor allem Bourdieu 1976 (wie Anm. 3), S. 344–346, Bourdieu 1983 (wie Anm. 6), Pierre Bourdieu: Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt a. M. 1987, S. 205–221 sowie Ders.: The Social Structures of the Economy. Cambridge, Malden, MA 2005.

sozialen, symbolischen und emotionalen Nutzenarten im Einzelfall zu analysieren. Damit kann dieses auf diskursiven und symbolischen Wahrnehmungs- und Deutungssystemen beruhende praxeologische Aushandeln von Präferenzen zu einem Prozess der Identitätsbestimmung und Selbstpositionierung des Subjekts im Sozialgefüge der Gesellschaft gedeutet werden. Alltagskulturell gesprochen: Kredithandeln bestimmt den Eigen-Sinn der Akteure (Alf Lüdtke) und die Selbstkonstruktion des Subjektes. Entscheidungen sind damit nicht länger das Ergebnis rationaler, d.h. am Eigennutzen und ökonomischem Zugewinn orientierter Optimierungsstrategien, sondern identitätsbestimmende Praktiken, ausgerichtet auf die Umsetzung kulturell geprägter und diskursiv vermittelter Werte der Subjekte. Der ökonomistische Rationalitätsbegriff wird damit von der Universalie zum soziokulturellen Konstrukt und stellt als solcher letztlich eine Konstituente einer sozialen Ordnung dar.[10]

Entscheidend ist dabei die Gleichzeitigkeit verschiedener Transaktionsmodi auch in der hier untersuchten deutschen Gegenwartsgesellschaft. Damit reiht sich die vorliegende Untersuchung ein in eine kultur- und geschichtswissenschaftliche Kreditforschung, welche die verschiedenen Modi ökonomischer Transaktionen kulturvergleichend feststellt. So beobachtet Mühlich bei den nepalesischen Kredit-Akteuren drei koexistierende Systeme der Geldleihe: ein reziprokes, ein redistributionales und ein marktorientiertes System. Für die Bewohner der Siedlungen am Seblat in Zentralsumatra stellt Znoj das Modell eines liquidierenden und eines nicht-liquidierenden Transaktionsmodus auf: Ersterer hebe jegliche Verpflichtung nach Abschluss der Transaktion auf, während letzterer ein Netz gegenseitiger Abhängigkeiten erzeuge. Zugrunde liegt diesem Modell die Dichotomie, mit der Robert Paine nach Fredrik Barth ökonomisches Handeln beschreibt: dieses sei bestimmt von einem *transactional mode of transaction* und einem *incorporative mode of exchange*.[11] Maurice Bloch und Jonathan Parry fügen einen Aspekt hinzu, nämlich den der Zeit. Der individuelle Transaktionsbereich sei ein kurzfristiger, während eine gesellschaftliche

10 Berghoff, Vogel (wie Anm. 4), S. 19; Bourdieu 2005 (wie Anm. 9), S. 210.

11 Mühlich (wie Anm. 2), S. 46–53; Znoj (wie Anm. 2), S. 124; Robert Paine: Two Modes of Exchange and Mediation. In: Bruce Kapferer (Hg.): Transaction and Meaning. Philadelphia 1976, S. 63–86.

Reproduktion auf langfristigen Ordnungen beruhe. Ein entwicklungstheoretischer Verlauf vom persönlichen Tausch zum anonymen Markt wäre jedoch ein Trugschluss. Beide Modi des Austausches existieren kulturübergreifend parallel: Der grundlegende Unterschied innerhalb der Kulturen ist kein Unterschied zwischen Kulturen.[12]

Die Koexistenz unterschiedlicher Modi des ökonomischen Handelns und der soziale Netzwerkcharakter des Kreditwesens sind auch Ergebnisse verschiedener Studien zu historischen Kreditmärkten. Die Europäische Ethnologin Carola Lipp beschreibt (historische) Kreditbeziehungen als ein »kulturspezifisches System von organisierten zweckgerichteten Handlungen und Normen, das sowohl wirtschaftliche Bedürfnisse als auch soziale Funktionen erfüllt« und stellt grundlegend dar, wie Schulden und Kredite als kulturelle Praxis gelesen werden können.[13]

12 Maurice Bloch, Jonathan Parry: Introduction. In: Dies. (Hg.): The Morality of Exchange. Cambridge 1989, S. 29. Zum Aspekt Zeit im Kreditwesen siehe auch Carola Lipp: Aspekte der mikrohistorischen und kulturanthropologischen Kreditforschung. In: Jürgen Schlumbohm (Hg.): Die soziale Praxis des Kredits. 16.–20. Jahrhundert. Hannover 2007, S. 15–36, hier S. 17–24.

13 Lipp (wie Anm. 12), S. 15. Weitere europäisch-ethnologische Studien zum historischen Markt- und Kreditwesen und seinen sozialen Dimensionen unternehmen Michaela Fenske: Marktkultur in der Frühen Neuzeit. Wirtschaft, Macht und Unterhaltung auf einem städtischen Jahr- und Viehmarkt. Köln/Wien/Weimar 2006 und Dies.: Kredit im Kontext der frühneuzeitlichen Marktkultur. Zahlungspraktiken auf einem Jahr- und Viehmarkt. In: Mark Häberlein, Christoph Jeggle (Hg.): Praktiken des Handels. Geschäfte und soziale Beziehungen europäischer Kaufleute in Mittelalter und früher Neuzeit. Konstanz 2010, S. 477–492; Reinhard Johler: Bäuerliches Kreditwesen im Alpenraum. Vorbemerkungen zu einer ‚economic anthropology'. In: Historische Anthropologie 7, 1999, S. 147–153 und Kai Detlev Sievers: Schuldenmachen kleiner Leute. Beispiele aus Schleswig-Holstein für die Zeit vom 17. bis 20. Jahrhundert. In: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte 122, 1997, S. 27–51. Bernhard Fuchs untersucht, inwieweit ökonomische Transaktionen entlang ethnischer Grenzen stattfinden und welche Rolle Ethnizität dabei innehat. Auch er stößt auf eine Parallelität von formellen Sektoren und persönlichen Beziehungen in homogenen Handelsgruppen, Bernhard Fuchs: Ethnischer Kapitalismus. Ökonomie der Südasiaten in Wien. Wien 1997, S. 343, zu informellen Krediten siehe S. 165–167. Geschichtswissenschaftliche Arbeiten zum Thema Kredit als sozialer Praxis finden sich in den Sammelbänden von Jürgen Schlumbohm (Hg.): Die soziale Praxis des Kredits. 16.–20. Jahrhundert. Hannover 2007 und von Gabriele Clemens (Hg.): Schuldenlast und Schuldenwert. Kreditnetzwerke in der europäischen Ge-

Mit limitierten Gold- und Silbervorräten und knappem Münzgeld waren die Händler und Konsumenten der Frühen Neuzeit für Waren, Löhne, Mieten und Pacht besonders auf persönliche und oft informelle Kredite angewiesen. Es gab schlicht nicht so viel Geld, wie es zur Befriedigung der einsetzenden Konsumkultur benötigt worden wäre. Dadurch entstand ein engmaschiges Netz an Kredit-Verpflichtungen, das Craig Muldrew als *economy of obligation* bezeichnet. In einer fiktiven Rechnung für die ostenglische Hafenstadt King's Lynn zeigt er, dass das Gesamtvermögen der Stadt, würde es bar ausgegeben, alle zehn Tage rotieren müsste. Von einem Cashnexus könne also kaum die Rede sein für die frühneuzeitliche Gesellschaft, die vormoderne Ökonomie habe ihr Fundament in der Kreditwirtschaft: »Although money was the measure of economic transactions, in its actual use it was only the grease which oiled the much larger machinery of credit.«[14]

Vor diesem Hintergrund wird die Komplexität des Kreditnetzwerkes verständlich. Nachlassinventare dokumentieren Geschäftsbeziehungen, in denen die Menschen als Gläubiger wie Schuldner gleichzeitig auftreten. Schulden wurden hier eben nicht rigoros eingetrieben, sondern dazu genutzt, sich Zugehörigkeiten zu eigen zu machen und Machtstrukturen zu festigen. Dabei profitierten Schuldner wie Gläubiger. Fontaine zeigt, wie sich die materielle Schuld in eine moralische verwandelte: Der Gläubiger verpflichtete sich, das Überleben des Schuldners zu sichern, ihm und seiner Familie ein Dach über dem Kopf, die Möglichkeit zur Arbeit und neue Darlehen zu geben, die Gegenleistung umfasste absolute Solidarität.[15]

schichte 1300–1900. Trier 2008 sowie bei Craig Muldrew: The Economy of Obligation. The Culture of Credit and Social Relations in Early Modern England. 2. Aufl., Basingstoke 2001, Margot Finn: The Character of Credit: Personal debt in English culture, 1740–1914. Cambridge 2003; Georg Fertig: Äcker, Wirte, Gaben. Ländlicher Bodenmarkt und liberale Eigentumsordnung im Westfalen des 19. Jahrhunderts, Berlin 2007; Laurence Fontaine: L'Economie morale. Pauvreté, crédit et confiance dans l'Europe préindustrielle. Paris 2008 und Dies., Gilles Postel-Vinay, Jean-Laurent Rosenthal et al.: Des personnes aux institutions. Réseaux et culture du crédit du XVIe au XXe siècle en Europe. Louvain-la-Neuve 1997.

14 Muldrew (wie Anm. 13), S. 101.

15 Laurence Fontaine: Die Bauern und Mechanismen der Kreditvergabe. In: Gabriele B. Clemens (Hg.): Schuldenlast und Schuldenwert. Kreditnetzwerke in der europäischen Geschichte 1300–1900. Trier 2008, S. 109–130, hier S. 125–126.

Muldrew setzt für England das Ende dieser *economy of obligation* im ausgehenden 17. Jahrhundert mit der Gründung der Bank of England 1694 an. Die gehäuft auftretenden Schuldklagen sind für ihn ein Indiz, dass das informelle und persönliche Kreditwesen seine Grenzen erreicht hatte und damit das Wesen des Kredits sich fundamental änderte.[16] Aber auch im 18. und 19. Jahrhundert, also genau in der Zeit, in der Wirtschaftshistoriker die Entstehung des freien Marktes und der Geldwirtschaft nach klassischen wirtschaftsliberalen Regeln platzieren, zeigt sich eine große Beharrlichkeit der persönlichen Kreditstrukturen. Ergebnis war ein Nebeneinander von Kapitalmärkten und persönlichen Kreditnetzwerken. Das Schuldwesen behält seinen informellen Charakter parallel zu den sich etablierenden Banken und Genossenschaften bis ins 20. Jahrhundert hinein bei, die Forschung geht daher von einer Pluralität von institutionalisierten und persönlichen Kreditquellen aus.[17]

Eine zentrale Rolle spielt im historischen Kreditwesen die persönliche Begegnung von Schuldner und Gläubiger als Akt der Bekräftigung und Bezeugung. Beim gemeinsamen Treffen an einem bestimmten Ort und an bestimmten Tagen gingen Schuldner und Gläubiger Vereinbarungen und Rechnungsbücher durch, beglichen Außenstände oder handelten neue Bedingungen aus. Reinhard Johler untersucht unter anderem den Thaiding-Montag in St. Leonhard in Passeier als größten regionalen Kredittag. Hier kamen noch im ausgehenden 19. Jahrhundert Gläubiger und Schuldner zusammen, um Außenstände zu begleichen oder neue Konditionen zu vereinbaren. Ziel der Zusammenkunft war nicht immer die vollständige Rückzahlung des geliehenen Geldes, regelmäßig wurden auch neue Fristen und Konditionen vereinbart. Wichtig war das persönliche Erscheinen der Schuldner, ohne das ein Verlust an sozialem Ansehen drohte: »Ein Schuldner, der an diesem Tage in St. Leonhard nicht erscheint, verliert nicht nur den Kredit bei

16 Die rigide Nachhaltigkeit dieser Schlussfolgerung verwundert vor der feinsinnigen Interpretation seiner Quellen. Am Ende seiner Studie verfällt Muldrew in die kulturpessimistische Klage über die Erosion sozialer Beziehungen der modernen Marktwirtschaft, die das Eigeninteresse über das Wohl der Gemeinschaft stellt (Muldrew [wie Anm. 13], S. 328–331).

17 Mark Häberlein: Kreditbeziehungen und Kapitalmärkte vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. In: Jürgen Schlumbohm (Hg.): Die soziale Praxis des Kredits. 16.–20. Jahrhundert. Hannover 2007, S. 37–51, hier S. 46 f.

seinen Gläubigern, sondern im ganzen Thale. [...] Kann er nicht zahlen, so sind die Gläubiger zu einem Abkommen nachbarlich bereit; aber kommen muß Jeder, der eine Verpflichtung hat.«[18] Banken und speziell die Raiffeisenkassen, welche durchaus zur Aufgabe hatten, den Bauern günstige und unkündbare Darlehen anzubieten,[19] machten diesen Kreditpraktiken zunächst wenig Konkurrenz, erst die Inflation nach dem Ersten Weltkrieg setzte diesem Kreditsystem sein Ende.

Die Kreditkrise in Zahlen

Eine romantisch-evolutionistische Lesart von Kredit als sozialen Beziehungen in historischen und außereuropäischen face-to-face-Gesellschaften, welcher sich in der europäischen Gegenwartsgesellschaft zu einer anonymen Konsumoption entwickelt hat, greift zu kurz. Kredite sind in der Gegenwart ebenfalls mehr als ökonomische Transaktionen. Und liest man sie – auch – als sozio-kulturelle Praxis, so sind – auch – die Kulturwissenschaften für ihre Erklärung zuständig. Deren Expertise wird besonders relevant, wenn diese Praktiken Teil einer krisenhaften Situation werden, in der die Lebenswelt der Menschen mit dem ökonomischen System kollidiert. In anderen Worten: wenn aus der Verschuldung eine Überschuldung wird. Einen solchen Befund konstatieren Banken, Versandhäuser und auch die Schufa seit den 1990er-Jahren. Seit 2003 gibt die Schufa den so genannten Schuldenkompass heraus, der die Entwicklung der Verschuldung in Deutschland soziodemographisch abbildet. Zusammengefasst findet sich hier der Befund, dass Männer wie Frauen gleichermaßen von der Schuldenproblematik betroffen sind, die meisten Ver- und Überschuldeten zwischen 25 und 55 Jahre alt sind und die Hauptgründe für die Ver- und Überschuldung in Arbeitslosigkeit, Trennung und Krankheit liegen. In Deutschland ist zudem ein Nord-Süd-Gefälle zu konstatieren, die durchschnittliche

18 Burggräfler, 1890, zitiert nach Johler (wie Anm. 13), S. 146. Lipp zählt eine Reihe von üblichen Abrechnungstagen auf, darunter der Dreikönigstag (6.1.), Mariä Lichtmess (2.2.), Matthäi (24.2.) und die Wechseltermine der Dienstboten Georgii (23.4.) und Martini (11.11.). Vgl. Lipp (wie Anm. 12), S. 19.

19 Wolfgang Meixner: Verordnete Freiwilligkeit? Die Entstehung des Genossenschaftswesens nach F.W. Raiffeisen in Tirol bis 1914. In: Geschichte und Region 2, 1993, S. 127–161.

Verschuldung im Bundesland Bremen und Mecklenburg-Vorpommern liegt deutlich höher als in Baden-Württemberg und Bayern. Laut Schufa liegt die durchschnittliche Kreditverpflichtung im Jahr 2010 umfasst 8.317 Euro.[20] Davon entfällt knapp die Hälfte auf Banken, andere Gläubiger sind Vermieter, Telefongesellschaften, Versandhäuser, öffentliche Gläubiger wie das Finanzamt sowie Privatpersonen.

Während eine Verschuldung »jede Form des Eingehens von Zahlungsverpflichtungen« und damit »ein normales, in vielen Haushalten unvermeidliches Verbraucherverhalten« darstellt, liegt nach §17 der Insolvenzordnung eine Überschuldung vor, »wenn ein sozialpolitisch festgelegtes (normatives), den Lebensunterhalt sicherndes Einkommen unterschritten wird, sobald die Kreditverpflichtungen vom Nettoeinkommen abgezogen werden«.[21] Der Übergang zur Überschuldung geht mit Zahlungsstörungen einher, welche die Schufa als »Negativmerkmale« bezeichnet. Darunter versteht sie »Informationen zu von Verträgen abweichendem Verhalten wie z.B. Forderungen, die fällig, angemahnt und nicht bestritten sind, Forderungen nach gerichtlicher Entscheidung sowie Informationen zum Missbrauch eines Giro- oder Kreditkartenkontos nach Nutzungsverbot«. Banken, Versandhandelshäuser und Telekommunikationsfirmen teilen der Schufa solche Ausfälle mit. Hier lässt sich ein bemerkenswerter Anstieg beobachten: laut dem Kreditkompass 2011 ist die Zahl der Personen mit mindestens einem Negativeintrag von 5,9% im Jahre 2002 auf 8,7% im Jahr 2010 gestiegen. Unter den 25-29-Jährigen sind es 14,1%, die Altersgruppe von 30-34-Jährigen verzeichnet 15,7% zahlungsunfähiger oder zahlungsunwilliger Personen.[22] In absoluten Zahlen gesprochen: über eine halbe Million geschäftsfähiger Menschen in Deutschland haben einen solchen negativen Eintrag, zeigen also ein auffälliges Kreditverhalten

20 Schufa Holding AG (Hg.): Schufa Kredit-Kompass 2011. Empirische Indikatoren der privaten Kreditaufnahme in Deutschland. Finanzmanagement im Privathaushalt. Wiesbaden 2011, S. 59.

21 Dieter Korczak: Definitionen der Verschuldung und Überschuldung im europäischen Raum. Literaturrecherche im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. München 2003, S. 26.

22 Schufa Holding AG (Hg.) (wie Anm. 20), S. 61.

von Zahlungsstörungen und Zahlungsausfällen bis zur Privatinsolvenz und befinden sich damit auf dem Weg von der Ver- in die Überschuldung.[23]

Die kulturelle Logik des Kredits

Überschuldung ist ein existentielles Problem, das vielfältiger Erklärungsansätze bedarf. Es geht eben nicht darum, dass Schuldnerinnen und Schuldner das Kleingedruckte nicht lesen können oder verantwortungslos über ihre Verhältnisse leben.[24] Derartige Stammtischparolen reduzieren Kreditpraktiken auf ihre ökonomische Dimension und Schuldnerinnen und Schuldner auf soziale Stereotype. Ich sehe die Voraussetzung für einen komplexen Erklärungsansatz in einer grundlegenden These der ökonomischen Anthropologie. Die These lautet: Schulden und Kredite sind Teil eines Austauschwesens, dessen Ursprung Marcel Mauss in dem System der Gabe und der Gegengabe sieht: Geben, Nehmen und Zurückgeben sind grundlegende Formen im Prozess der sozialen Organisation von Gesellschaft. Denn jede Gabe, auch wenn sie freiwillig, selbstlos und spontan erscheine, habe einen »zwanghaften und eigennützigen Charakter«[25]. Das bedeutet nichts anderes als dass jede Gabe eine soziale Handlung nach sich zieht, welche die Position von Geber und Nehmer zueinander bestimmt. Das reziproke System der Gabe und Gegengabe generiert damit gesellschaftliche Strukturen und Hierarchien und regelt das Zusammenleben der Akteure.

23 Berücksichtigt sind keine Hypothekarkredite, sondern nur so genannte Konsumentenkredite und bankneutrale Schulden, also Miet- und Energieschulden, offene Telefonrechnungen, Unterhaltsschulden, Versicherungsschulden, Schulden im Freundeskreis, Spielschulden und Pfandleihen. Der Schulden-Atlas der Creditreform weist sogar 6,9 Millionen Privatpersonen in der Überschuldung aus, die Schufa nennt 2,8 Millionen Haushalte. Siehe Dieter Korczak: Der öffentliche Umgang mit privaten Schulden. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 26, 2009, S. 26–39, hier S. 26.

24 Unwirtschaftliche Haushaltsführung ist mit 8,6 Prozent der Klienten von Schuldnerberatungsstellen ein vergleichsweise geringer Posten bei den Gründen für Überschuldung, Korczak (wie Anm. 23), S. 28.

25 Marcel Mauss: Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften (1923–24). Frankfurt a. M. 1990, S. 18.

Ein entscheidendes Moment in diesem Regelwerk ist die Zeitspanne zwischen der Annahme und der Erwiderung der Gabe. In dieser Frist, exemplarisch betrachtet beim Potlatch nordwestamerikanischer Bevölkerungsgruppen wie den Kwakiutl, den Haida oder den Tsimshian, sieht Mauss den Ursprung des Kredits. Denn eine unerwiderte Gabe bedeutet eine Schuld und damit zugleich die Bonität der Schuldner. Wer es sich leisten kann, eine Gabe über eine gewisse Frist unerwidert zu lassen, genießt Kreditwürdigkeit beim Geber. Damit korrigiert Mauss die Annahme, dass der Kredit charakteristisch für die Entwicklungsstufe einer Gesellschaft wäre: »Die ökonomische Entwicklung hat nicht vom Tausch zum Verkauf geführt und dieser nicht von der Barzahlung zum Kredit. Vielmehr haben sich einerseits der Tauschhandel [...] und andererseits der Kauf und Verkauf (letzterer als Bar- und Kreditverkauf) sowie auch das Darlehen aus dem System der Gaben und Gegengaben entwickelt.«[26]

Kredit geht also einher mit Kreditwürdigkeit. Daraus leitet sich eine kulturelle Logik der Verschuldung ab, welche die soziale Bindungskraft von geliehenem und verliehenem Geld betont. Schulden setzen Menschen und Institutionen in Beziehungen zu einander, dem Einzelnen verhelfen sie zu einer Positionsbestimmung in der Gesellschaft. Kredite haben demnach eine kohäsive Kraft und schaffen Netzwerke der Verpflichtung. Liest man Kredit auch als Objektivation einer sozialen Beziehung, so hat er eben auch eine integrative Funktion für die beteiligten Individuen. Weit entfernt von einer allzu einfachen Interpretation, in der Schulden mit Scham und dem Gefühl des gesellschaftlichen Ausschlusses behaftet sind, zeigt sich diese inkludierende Bestimmung in zweierlei Hinsicht. Kredite erlauben zum einen die Teilnahme an einer Konsumgemeinschaft, indem sie dem Einzelnen Zugang gewähren zu einer Metasprache der Mitgliedschaften in der Konsumgesellschaft. Auf Kredit erkaufen sich Menschen Statussymbole und Distinktionsmerkmale, welche ihnen soziale Teilhabe verheißen. Formulierungen in Interviews wie »damit man mitreden kann« und »um dazu zu gehören« zeigen deutlich, welche zentrale Rolle die Zugehörigkeit zur Konsumgesellschaft für die Kreditmotivation einnimmt. Die Banken ihrerseits werben offensiv mit dem symbolischen Kapital auf Kredit. Urlaub unter Palmen, sportliche Autos, Designer-

26 Mauss (wie Anm. 25), S. 84.

Möbel oder ein Abend mit Freunden in einer glamourösen Bar sind beliebte Motive der Werbung. Die Kreditaufnahme erweckt also den Eindruck eines Zugangs zu einer Welt der unbegrenzten Möglichkeiten, frei von milieuspezifischen oder einkommensabhängigen Einschränkungen.

Zum anderen vermitteln Kreditgeschäfte aber nicht nur eine Zugehörigkeit zur Zahlungsgemeinschaft. Der genehmigte Kreditantrag und das geliehene Geld auf dem Konto sind zugleich Symbole der Bonität und damit auch Zeichen der gesellschaftlichen Anerkennung und des Vertrauens. In der kulturellen Logik der Verschuldung wird der Kredit zum Anzeichen der Kreditwürdigkeit, und damit zum Symbol der gesellschaftlichen Nobilität. Georg Simmel nennt in seiner »Philosophie des Geldes« das Beispiel eines englischen Kaufmanns, welcher definiert habe, dass ein gewöhnlicher Mann sei, wer Ware gegen bare Zahlung kaufe, ein Gentleman hingegen der, dem der Kaufmann Kredit gewähre. Der Status des Gentleman sei keine Voraussetzung für die Kreditvergabe, sondern derjenige, der Kredit beanspruche, sei eben ein solcher. Simmel bezeichnet die Kreditvergabe damit als die vornehmere Transaktion als den Barverkehr. Das Wesen der Vornehmheit setze den Glauben daran voraus, es kehre den Reichtum nicht ostentativ hervor, sondern der vornehme Mensch verlange Vertrauen auch ohne den Beweis der Zahlungsfähigkeit. Er gewähre keine Risikoprämie, sondern zahle eben, mit dem, was er sei. Seine Garantie sei »die absolute Sicherheit über sich selbst«[27].

Kreditwürdigkeit aufgrund einer »absoluten Sicherheit über sich selbst« bedeutet eine bestandene Bonitätsprüfung, Kompetenzerleben und den Genuss von Vertrauen. Die Kreditvergabe wird damit für die Akteure zu einer positiv besetzten inkludierenden Erfahrung. Ich möchte diese Schlussfolgerung an einem Interview mit der 39-jährigen Architektin Milena Basiç aus Dortmund veranschaulichen. Milena Basiç hat während ihres Studiums zusätzlich zum Bafög einen Kredit aufgenommen, den sie aufgrund von Arbeitslosigkeit nach Studienabschluss nicht zurückbezahlen konnte. Dieser Kredit war in ihren Augen notwendig, um das Studium abzuschließen und stellt damit eine Investition in ihre berufliche Zukunft dar. Mehrere Umzüge und der

27 Georg Simmel: Philosophie des Geldes (1900). Frankfurt a. M. 1989, S. 668.

Wunsch, »sich nach dem Studium auch mal was zu leisten«[28] – auf Nachfragen sind dies vor allem Ausgaben für Reisen – zogen weitere Überziehungen des Dispositionskredits, Kleinkredite bei der Hausbank sowie Schulden im Familienkreis nach sich. Insgesamt war die allein erziehende Mutter mit 18.000 Euro verschuldet, als sie im Jahr 2004 mithilfe einer Schuldnerberaterin Privatinsolvenz anmeldete.

Das Interview umfasst verschiedene Motivationen ihres Kredithandelns. Milena Basiç zeigt in ihren Aussagen auf, dass Verschuldung als Konsumoption, Investition und als soziale Beziehung gleichzeitig verstanden werden kann und repräsentiert damit das vielschichtige Verständnis von Verschuldung, welches die gegenwärtige Kreditlandschaft prägt. Hinter dem Erstkredit steht ihren Worten nach eine Investition in ihre Ausbildung. Die weiteren Kredite garantieren ihr Lebensunterhalt wie Teilhabe an der Konsumgesellschaft. Sie empfindet die Verschuldung nicht als ungewöhnlich oder auch peinlich, denn »viele Menschen haben ja Schulden, gerade heutzutage«. Die Bereitwilligkeit der Bank, ihre Schulden umzuschichten und damit weitere Geldbeträge zur Verfügung zu stellen, interpretiert sie als Vertrauensbeweis und sieht die eigene Kreditwürdigkeit als positive Erfahrung:

> »Komisch, ja [lacht], aber ich habe mich richtig erwachsen gefühlt, dass die mir so viel Geld geben. Solange die mir noch einfach so Geld geben, habe ich gedacht, kann es ja nicht so schlimm sein. Und man kann eben selbst entscheiden und ist auch aktiv dabei. [Sie berichtet dann darüber, dass ihre Mutter sehr sparsam sei und sie als Kind finanziell gegängelt habe.] Und solange die mit mir geredet haben und mir neue Angebote gemacht haben, fand ich meine Situation auch nicht schlimm. Erst als dann bei der Bank keiner mehr mit mir reden wollte, ja, da habe ich mich gefühlt wie eine Aussätzige.«

Milena Basiçs Antwort ist exemplarisch für den sozialen Nutzengewinn durch die Kreditaufnahme, und auch andere Interviewpartner sprechen mehr oder weniger deutlich über das Gefühl der Erleichterung bei der Kreditzusage. Und diese Erleichterung rührt nicht nur aus der Zahlungsfähigkeit her, sondern auch aus dem Gefühl der Teilhabe und Zugehörigkeit. Aus dem geliehenen Geld lesen sie eine Anerken-

28 Alle Zitate stammen aus dem Interview mit Milena Basiç (Name geändert) am 30. Mai 2008, Münster/Kinderhaus. Das Interview dauerte 110 Minuten.

nung ihrer Handlungsfähigkeit sowie eine Einbindung in ein Sozialgefüge ab und machen damit aus der ökonomistischen Logik des Kredits eine kulturelle: Wo eigentlich erst die Bonität und in der logischen Folge die Geldvergabe steht, interpretieren sie den Gelderhalt als Anzeichen von Bonität. Damit messen die Akteure dem Kredit einen quasi indexikalischen Charakter für Kreditwürdigkeit zu. Gerade in den Situationen, in denen sie keine Sicherheiten aufweisen können außer der – wie Simmel formuliert – »Sicherheit über sich selbst«, verstehen die Schuldnerinnen und Schuldner die Kreditbewilligung als Akt der Integration. Hinzu kommt das Kompetenzerleben, in Worten von Milena Basiç: »sich erwachsen zu fühlen«. All diese Funktionen des Kredits treten neben seinen ökonomischen Nutzen, kurzfristig Geld zur Verfügung zu haben. Gerade Milena Basiç kann sehr wohl rechnen, sie wusste um die ungünstigen Konditionen und den hohen Zinssatz von 12 bis 18%: »Dass ich unterm Strich draufzahle, das war mir schon klar. [...] Aber im Moment hat sich das für mich irgendwie gerechnet.« Ihr war also von Anfang an deutlich, wie ungünstig die Zins-Bedingungen waren und dass sie sich durch die Geldleihe keinen monetären Nutzen verschaffen würde. Trotzdem »rechnet« es sich für sie, denn sie misst dem sozialen Nutzen der Eingebundenheit und dem symbolischen Nutzen der Anerkennung wie dem der Selbstbestimmung einen hohen Wert zu. Kredit ist symbolisches Kapital: Es beinhaltet eine Zugehörigkeit wie Wertschätzung des ökonomischen Akteurs.

Wie wirkmächtig die soziale Seite des Tauschgeschäfts ist, zeigt auch Milena Basiçs Einstellung zur Privatinsolvenz. Diese spielt im Interview eine exponierte Rolle. »Davor hatte ich richtig Angst. Einfach nicht zurückzahlen, das geht doch nicht, was passiert denn dann?« Zum Zeitpunkt der Privatinsolvenz hatte Milena Basiç keine Privatschulden mehr, das Geld an ihre Mutter hatte sie vor Eröffnung des Verfahrens zurückbezahlt. Obwohl also nur noch Bankschulden und Außenstände bei Telekommunikationsfirmen und im Versandhandel zurückblieben, leidet sie doch an einem schlechten Gewissen und zwar nicht etwa, weil sie ihre Schulden nicht zurückbezahlt, sondern weil sie die Kreditbeziehung aufkündigt. Der Sozialcharakter des Kredits funktioniert also auch zwischen Individuen und Institutionen:

> »Es wäre mir eigentlich doch lieber gewesen, das Geld zurückzubezahlen, dann müsste ich wenigstens nicht immer daran denken, wenn ich an der Bank vorbei gehe. Ich empfinde das schon als falsch. Wenn das jeder machen würde, ginge es ja gar nicht mehr.

Und wenn ich jetzt Geld brauche, dann kann ich zu denen nicht mehr gehen.«

Ihrem Status der Schuldenfreiheit sieht sie mit gemischten Gefühlen entgegen: »Klar bin ich dann erst mal froh. Aber es muss ja auch weiter gehen.« Ob sie noch einmal Schulden machen wird, kann sie nicht eindeutig beantworten. Von einer Läuterungserfahrung durch die Privatinsolvenz kann also nicht die Rede sein, denn Milena Basiç schließt eine nochmalige Verschuldung nicht explizit aus.

Aufschlussreich hinsichtlich der Interpretation ihrer Schulden als inkorporierende Maßnahme ist vor allem die Aussage, dass nach der Privatinsolvenz die Bank von Milena Basiç als Transaktionspartner nicht mehr in Frage käme. Hier wird deutlich, dass sie die Verschuldung als langfristige Beziehung deutet, die jetzt allerdings durch die an sich positiv besetzte Erfahrung der Privatinsolvenz gekappt wurde. Zugespitzt formuliert: Ihr vorrangiges Ziel war also nicht, das Geld unter allen Umständen zurückzubezahlen, sondern unter allen Umständen die soziale Beziehung zu erhalten.

Eine ähnliche Handlungslogik ist aus dem historischen Kreditwesen bekannt. Auch hier hatten die Akteure auf beiden Seiten nicht immer zum Ziel, ihren Kredit vollständig zurückzubezahlen und damit die Sozialbeziehung zu liquidieren. Für Frankreich stellt Laurence Fontaine fest, dass Schulden extrem lange fortgeschrieben wurden und Gläubiger auch bei hoher Verschuldung neue Kredite gewährten.[29] Muldrew weist darauf hin, dass die Händler in King's Lynn als Gläubiger und Schuldner gleichzeitig auftreten und dezidiert davon absahen, alle Außenstände zu begleichen.[30] Und Margot Finn zitiert den Tagebucheintrag des Historienmalers Benjamin Haydon, der sich weigerte, seine Außenstände beim Bäcker zu begleichen, auch als eine Rückzahlung seiner Schulden ihm finanziell möglich gewesen wäre. Eine Rückzahlung würde das Netzwerk der Verpflichtung entfremden. »He is just as likely, now he is safe, to behave ill as a stranger.«[31] In der paternalistischen moralischen Ökonomie galt also das Stehen lassen von Geldern als eine gängige Praxis, das heißt die Nachhaltigkeit der Beziehungen rangiert vor dem monetären Ausgleich.

29 Fontaine (wie Anm. 15), S. 118–123.

30 Muldrew (wie Anm. 13), S. 95–98 und 173–185.

Prekäre Beziehungen oder »credit to go«

Im 20. Jahrhundert durchläuft das Kreditwesen eine Reihe von konsumgesellschaftlichen Entwicklungen, welche den sozialen Charakter der Verschuldung verändern. Diese Verschiebung der Eigenlogik des Kredits findet in zwei Phasen statt, welche mit zwei Kreditwellen einhergehen. Die erste erhöhte Nachfrage nach Krediten lässt sich von der Mitte der 1950er- bis in die Mitte der 1960er-Jahre hinein datieren. Bei steigendem Einkommen, gesicherten Arbeitsplätzen und einer sich konsolidierenden wirtschaftlichen Lage stieg die Bereitschaft, für begehrte Objekte wie Radios, Möbel und Haushaltsgeräte sowie Motor-Roller und Autos Kredite aufzunehmen.[32] Nicht nur Konsumbedürfnisse konnten auf Kredit befriedigt werden, sondern auch Stufen der Lebensplanung wie eine Hochzeit oder die Versorgung von Kindern gehörten in der Bankwerbung zu kreditwürdigen Anlässen. Kredite werden damit institutionalisiert und demokratisiert, sie werden zu alltäglichen Lebenshilfen und gelten als gängige Unterstützung der Kaufkraft. Ihre kleinbürgerliche Stigmatisierung als leichtfertige Lebensart und als Mittellosigkeit weicht der kulturellen Logik der Zugehörigkeit und der Auszeichnung mit Bonität.

Eine zweite Kreditphase folgte ab den 1990er-Jahren, ebenfalls zu einer Zeit mit einem hohen Einkommensniveau und sicherem Arbeitsmarkt. Warum aber führt diese Kreditwelle in die eingangs beschriebene Schuldenkrise? Schuldnerberatungen geben an, dass besonders hohe Zahlungsausfälle bei den neuen Kreditprodukten wie beispielsweise bei Kartenzahlungen, bei Sofortkrediten oder Online-Krediten auftre-

31 23. September 1832. Williard Bissell Pope (Hg.): The Diary of Benjamin Robert Haydon. Bd. 3. Cambridge, MA 1960–1963, S. 636–637, zitiert nach Finn (wie Anm. 13), S. 69.

32 Britta Stücker: Konsum auf Kredit in der Bundesrepublik. In: Vierteljahresschrift für Wirtschafts- und Sozialgeschichte 2, 2007, S. 63–88; Toni Pierenkemper, Alfred Reckendrees: Die bundesdeutsche Massenkonsumgesellschaft 1950–2000. Berlin 2007. Den Wandel vom Sparen zum Borgen zeichnet auch Rebecca Belvederesi-Kochs nach, siehe: Moral or modern marketing? Sparkassen and consumer credit in West Germany (1945–1970s). In: Jan Logemann (Hg.): The Development of Consumer Credit in Global Perspective: Business, Regulation, and Culture. New York 2011. Im Druck.

ten. In der kulturellen Logik des Kredits gedacht fehlt bei den letzteren Verschuldungsarten das zentrale Element der Kreditbeziehung, die Feststellung der Bonität:[33]

> »Bis zum Kreditantrag sind es dann nur noch sehr wenige Schritte. [...] Erforderlich sind dann noch die Angabe von Geschlecht und Geburtsjahr. Mit einem Mausklick wird dann der Antrag aufgerufen und online ausgefüllt. Die Zusage erfolgt binnen einiger Minuten. Wenig Aufwand für viel Service, der mit CallBack und E-Mail-Beratung abgerundet wird.«[34]

33 Silke Meyer: Sofortkredit. Zur kulturellen Praktik der Verschuldung. In: Jahrbuch für Europäische Ethnologie. Dritte Folge 2, 2007, S. 105–120, hier S. 115–117, Silke Meyer: Credit where Credit is due? Economic Agents and the Culture of Debts. In: Jan Logemann (Hg.): The Development of Consumer Credit in Global Perspective: Business, Regulation, and Culture. New York 2011. Im Druck.
Fehlende oder falsche Prüfung der Bonität war auch einer der Gründe für die Schieflage des amerikanischen Immobilienmarktes. Im Marktsegment der Subprime-Kredite spielen so genannte Kredit-Ratings eine zentrale Rolle, welche den Kreditscore und damit die Kreditmodalitäten festsetzen. Seit dem Jahr 2000 ist in den USA eine ganze Branche entstanden, welche Menschen dabei berät, ihren Kreditscore zu verbessern und sich damit eine falsche Kredithistorie zuzulegen. Zum so genannten »gaming the system« zählen das Ankaufen von bewährten Konten (»seasoned accounts«). Hierbei lässt sich eine Person unmittelbar vor der Auflösung eines Kontos, das einer anderen Person mit gutem Zahlungsverhalten gehört, zu dem Konto hinzufügen und manipuliert damit die eigene Kredithistorie. Bonität wird damit entpersonalisiert und zum veräußerlichen, verkäuflichen Gut. Dieser Taschenspielertrick, in den USA übrigens legal, kollidiert jedoch, wie gezeigt, mit dem Stellenwert der Kreditwürdigkeit in der Logik des Tauschs. Die Kreditnehmer machen Gebrauch von den vergünstigten Kreditmodalitäten, ohne jedoch die beschönigten Umstände in ihre Kalkulation einzubeziehen. Siehe Àkos Róna-Tas und Stefanie Hiß: Das Kreditrating von Verbrauchern und Unternehmen und die Subprime-Krise in den USA mit Lehren für Deutschland. Wiesbaden 2008; Martha Poon: From New Deal Institutions to Capital Markets: commercial consumer risk scores and the making of sub-prime mortgage finances, Accounting, Organizations and Society 34, 2009, S. 654–674; Hartmut Berghoff: Civilizing Capitalism? The Beginnings of Credit Rating in the United States and Germany. Inaugural Lecture at the German Historical Institute. Washington, DC, 14.11.2008, einsehbar unter http://www.ghi-dc.org/files/publications/bulletin/bu045/bu45_009.pdf (Zugriff: 16.2.2011); Rowena Olegario: A Culture of Credit: Embedding Trust and Transparency in American Business. Cambridge, MA 2006.

34 http://www.studentenkredit.net/kredit/creditx-darlehen.html (Zugriff: 20.4.2011). Das Produkt wird seit der Übernahme der GE Money Bank Deutschland durch die Santander Consumer Bank im Jahr 2009 nicht mehr angeboten.

Auch wenn hier von »viel Service« die Rede ist, so bleibt die Kreditbeziehung trotz »CallBack und E-Mail-Beratung« anonym. Geld wird sozusagen als take-away-Produkt angeboten, wie die Werbung der Dresdner Bank zeigt. (Abb. 1) Bei einem solchen Angebot des Austauschs fehlen die Anerkennung der Vertrauenswürdigkeit und damit der Charakter der langfristigen Verpflichtung. Der Kredit wird zur reinen Konsumoption ohne seine soziale Dimension, seine kulturelle Logik wirkt nicht mehr. Soziale Beziehungen werden zu prekären Beziehungen.

Abb. 1 Werbematerial Sofortkredit der Dresdner Bank, seit 2010 Commerzbank

Fazit

Kreditaufnahme und Verschuldung sind Praktiken des Konsumverhaltens und als solche verschaffen sie einen ökonomischen, sozialen, symbolischen wie emotionalen Nutzen. Dies kann eine empirisch angelegte kulturwissenschaftliche Kreditforschung auch für die Gegenwartsgesellschaft zeigen. Ökonomische Akteure handeln damit nach rationalem und ökonomistischem Kalkül wie nach Prinzipien der Reziprozität und Sozialität gleichzeitig. Ein akteursorientiertes Verständnis von Kredit als kultureller Praxis bietet daher eine differenzierte Erklärung für die Entwicklung des aktuellen Kreditverhaltens. Voraussetzung hierfür ist eine Lesart von Kredit aus Sicht der ökonomischen Akteure: Wenn Kredit Bonität und damit Zugehörigkeit zu einer Konsumgesellschaft bedeutet, dann macht sich Verschuldung eben auch zu hohen Zinsen bezahlt.

Um die aktuelle Kreditkrise besser verstehen zu können, lohnt es sich, zu den Klassikern zurückzukehren: Die Reziprozität von Gabe und Gegengabe strukturiert Gesellschaft, so Marcel Mauss. Die Modalitäten der Gabe, also die fehlende Feststellung der Bonität und die Anonymität der Kreditgeber, spiegeln sich in den Modalitäten der Gegengabe, also in Zahlungsausfällen und -verzögerungen, wieder. Erkannt wurde dies unter anderem vom Europäischen Parlament, welches als Reaktion auf die Problematik der Konsumentenkredite eine neue Richtlinie erlassen hat. Hiernach sind seit dem 31. Oktober 2009 für Konsumentenkredite folgende Kriterien vorgeschrieben: Standardinformationen wie Zinssätze sind in die Werbung aufzunehmen (Art. 4), der Kreditvertrag muss auf Papier oder einem dauerhaften Datenträger abgeschlossen werden (Art. 10), der Kreditgeber muss mit Adresse angegeben sein, es gilt der Grundsatz des tempus ad liberandum: 14-tägige Rücktrittsmöglichkeit (Art. 14) und vor allem: die Geldinstitute

sind dazu verpflichtet, die Bonität der Kreditnehmer zu überprüfen.[35] Wer die Kreditkrise verstehen will, braucht eben auch den Blick auf ihre Kulturalität.

35 Directive 2008/48/EC of the European Parliament and of the Council of 23 April 2008 on credit agreements for consumers and repealing Council Directive 87/102/EEC. Siehe auch http://eur-lex.europa.eu/LexUriServ/LexUriServ.do?uri=OJ:L:2008:133:0066:0092:EN:PDF (Zugriff: 20.4.2011). Ich danke Dr. hab. Fryderyk Zoll, Universität Krakau, für diesen Hinweis.
Die Stiftung »Deutschland im Plus«, betrieben vom Ratenkreditspezialisten easyCredit, will präventiv tätig sein und gibt Studien für eine verantwortungsvolle Kreditvergabe in Auftrag. So sind die Produkte der easyCredit mit einem Rückgaberecht innerhalb eines Monats und mit Möglichkeiten zur Sondertilgung ausgestattet. Auch verzichtet der Kreditgeber auf gerichtliche Betreibung der Forderungen bei finanziellen Engpässen der Kunden und finanziert ein Beratungsgespräch bei einer unabhängigen Schuldnerberatung. Siehe Schufa Holding AG (Hg.) (wie Anm. 1), S. 135.

Silke Meyer, Precarious Relations.
On the Cultural Logic of Debt

The cultural significance of economic practices is at the core of economic anthropological research. Under this premise how can one interpret the way people handle debts and comprehend loans in contemporary German society? First of all, receiving a loan means having money at one's disposal. But from the perspective of the economic agents, being granted a loan also entails a cultural logic: a loan is tantamount to creditworthiness and thus also signifies inclusion and membership. From a agent-oriented approach it becomes clear how strongly the interpretation of solvency governs the debtor's self-construction and his or her loan practices.

Weinbauorte in Österreich, Ungarn und der Slowakei zwischen architektonischem Erbe und Freizeitgesellschaft

Máté Tamáska

In dem Beitrag werden zunächst die einzelnen Weinbauorte mit ihren spezifischen Merkmalen und ihren unterschiedlichen Entwicklungen skizziert. Im zweiten Schritt erfolgt ein Überblick über die sowohl regional als auch international bedingten Modernisierungsprozesse, die diese Dörfer beeinflussen. Im Mittelpunkt der nachfolgenden Ausführungen stehen die Auswirkungen der Freizeitgesellschaft auf die Architektur der Weinbauorte. Auf der Grundlage einer Typologie werden die unterschiedlichen Entwicklungen verglichen und interpretiert.

1. Einleitung

1. 1. Themenbereiche

Weinbauorte verfügen im Vergleich zu anderen traditionellen Agrarsiedlungen über eine besondere Struktur.[1] Die Weinkeller wurden oft auf kleinen Parzellen errichtet, da für die Weinbauwirtschaft we-

1 Jenő Barabás, Nándor Gilyén: Vezéfonal népi építészetünk kutatásához. Budapest 1979, S. 28; Johann Reinhard Bünker: Typen von Bauernhäusern aus der Gegend von Oedenburg in Ungarn. In: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft 24. Wien 1894, S. 115–130, hier S. 117; Tamás László: Mád történeti városszerkezete. In: János Bencsik – Gyula Viga (Hg): A városszerkezet, mint a komunikációs kapcsolatok tükröződése 1988. S. 68–85, hier S. 68; László Novák: A szőlő Albertirsa és Pilis hagyományos telekrendszerében és üzemszervezeté-

der große Ställe noch Stadel oder Kornspeicher benötigt wurden.[2] Falls sich der Keller direkt im Hausverband befand, kann über eine so genannte vertikale Entwicklung des Hauses gesprochen werden, die den kleinstädtischen Baustrukturen sehr ähnlich war.[3]

Bei einer vergleichenden Analyse der Weinbauorte lassen sich gemeinsame Charakteristika auch nach 1945 feststellen. Der moderne Weinbau ist multisektoral, d.h. für den Betrieb der Weinbauwirtschaft sind weitere Aktivitäten, etwa im Dienstleistungsbereich (z. B. Weinhandel, Gastwirtschaft) erforderlich, wohingegen der Getreidebau oder die Viehzucht überwiegend im Produktionsbereich angesiedelt sind.[4] Daraus erfolgt eine Neubewertung der alten architektonischen Kulturgüter, wie Wohnhäuser, Weinkeller, Presshäuser usw.[5] Die Gesamtheit dieser Charakteristika existiert nur in Touristenzentren, wie z. B. in den Siedlungen im Weinviertel oder in den »Hauptstädten« des Tokajer-Weingebietes in Ungarn, in Tokaj oder in Tállya. Außer diesen »klassischen Weinbauorten« sind zahlreiche sozioökonomisch gemischte Typen vorhanden, die einerseits aus historischen Gründen, anderseits aus der heutigen sozioökonomischen Lage und der Bedeutung des Dorfes innerhalb des Siedlungsnetzes resultieren.

1. 2. Über die Forschung

Im Folgenden werden drei Weinbauorte analysiert. Die ausgewählten Beispiele befinden sich in Österreich, Ungarn und der Slowakei: Mörbisch am See (60 km südöstlich von Wien), Sukoró (50 km südwestlich von Budapest) und Veľká Tŕňa (80 km südöstlich von Košice). Alle drei Orte liegen an der Peripherie historisch gewachsener Weinbauge-

ben. In: László Novák (Hg.): Településnéprajzi tanulmányok, Debrecen 1997, S. 71–107, hier S. 71.

2 Péter Kecskés: A mezővárosi lakóházak alaprajzi típusai Észak-Magyaországon. In: Miklós Cseri, Iván M. Balassa, Gyula Viga (Hg.): Népi építészet a Kárpát-medence északkeleti térségében, Szentendre 1989, S. 231–268, hier S. 242; Gyula Ortutay: Parasztságunk élete. Budapest 1948, S. 9.

3 Vera Mayer: Burgenland. Bau- und Wohnkultur in Wandel. Wien 1993, S. 50.

4 Vera Mayer: Tourismus und regionale Architektur im Burgenland. In: Pöttler Burkhard (Hg): Tourismus und Regionalkultur. Wien 1994, S. 285–300, hier S. 285.

5 Wolfgang Milan: Dorflandschaft. Alte und neue Dorfbilder aus Österreich. Klosterneuburg 1997, S. 77, 142.

biete: Mörbisch am See gehört dem Ödenburger, Sukoró dem Moorer (auf Ungarisch: Mór), Veľká Tŕňa dem Tokajer Weinbaugebiet an. Obwohl die Unterschiede zwischen diesen historischen Kulturlandschaften (auch wegen der geographischen Lage) bedeutend sind, kam es erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu einer deutlich differenzierten Veränderung. Mörbisch am See wurde zu einem beliebten Touristen- und Sommerfestspielzentrum, für Sukoró sind das Zweitwohnungswesen und die Suburbanisierung charakteristisch und Vel'ká Tŕňa behielt weiterhin seinen kleindörflichen Charakter mit der damit gegenwärtig verbundenen wirtschaftlichen Rezession.

Die empirischen Forschungen wurden im Zeitraum 2005 bis 2010 durchgeführt. Durch regelmäßige Besuche in den einzelnen Orten konnte ich neu entstandene Fragestellungen miteinbeziehen und das Forschungskonzept dadurch ständig verbessern. Das Forschungsprojekt basiert sowohl auf einer architektonisch-morphologischen, als auch auf einer soziologisch-anthropologischen Herangehensweise. Um die Bauperioden der Dörfer zu konkretisieren und die verschiedenen Haustypen zu bestimmen, habe ich statistische und kartografische Materialien sowie historische Fotografien herangezogen. Um die soziologischen Aspekte genauer zu beleuchten, führte ich leitfadengestützte Interviews mit Dorfbewohnern und Experten durch, eine teilnehmende Beobachtung des Dorflebens in allen Orten, sowie eine Fragebogenerhebung in Sukoró und Veľká Tŕňa. Folgende Kriterien wurden in die Analyse einbezogen:

I. Architektonisch-morphologische Analyse
- Charakteristische Grundstückformen
- Nutzung des Grundstückes: Traditionelle kontra moderne Grundstücknutzung, Funktion der Nebengebäude
- Straßennetz: Natürliche Voraussetzungen, Referenzpunkte (Kirche etc.), Zentrum-Peripherie-Verhältnis
- Haustypen, Bauweise, Bautechnik
- Straßenbild des heutigen Dorfes: Anpassung

II. Soziologisch-anthropologische Analyse
- Statistische Daten: Demographische Daten vom 18. bis 20. Jahrhundert, Baustatistiken
- Historische Entwicklung: Einfluss von Religionen (teilweise Trennung der Dorfstruktur nach Konfessionen, was sich auch in der

Bauweise widerspiegelt), ethnische Gegebenheiten, ökonomische Möglichkeiten in Vergangenheit und Gegenwart

2. Das baukulturelle Erbe, seine Modernisierung und Interpretation

2.1. Die historischen Formen der Weinbauorte

Die historische Entwicklung der Weinbauorte wird an dieser Stelle nur überblicksweise skizziert und die historischen Bauweisen und Bauentwicklungen werden nur kurz erläutert.

Die den Siedlungscharakter prägenden historischen Elemente wurden als solche morphologischen Gegebenheiten behandelt, die bestimmte für die Erlebnisgesellschaft wichtige Funktionen von vornherein ausschließen, oder im Gegenteil in sich tragen. Die größeren Herrenhauskeller können beispielsweise leicht zu Gastwirtschaften umgewandelt werden, die größere Gruppen (Busreisen) aufnehmen und bewirten können. Dagegen wurden die einfachen Keller, die früher den Kleinbauern gehörten, kaum für touristische Zwecke umgebaut. Sie bieten maximal für »Hobbyweinkenner« und Mikrobetriebe eine Perspektive.

Die Weinbauorte sind in der Regel dicht mit Streckhöfen bebaut. Obwohl der Weinbau eine relativ hohe Lebensqualität für Bauern mit Kleinbesitz bot, war er nie eine völlige Monokultur. Dies gilt besonders für die untersuchten Dörfer, die sich alle an der Peripherie von Weingebieten befinden. Sie weisen daher auch in ihren architektonischen Charakterzügen eine Mischung von Strukturen der Korn-, Vieh- und Weinwirtschaft auf. Der Idealtypus eines Weinortes befindet sich in den Zentren der Weinbaugebiete. Diese entwickelten sich zu regionalen Marktflächen wie z. B. Rust[6], Mór oder Tokaj.[7] In diesen Agrarstädten findet man[8]:

6 Melitta Berger: Rust. In: Ernő Deák (Red.): Die Städte des Burgenlandes: Wien 1996, S. 240–261, hier S. 243.

7 Über Märkte in Ungarn in der Epoche der Preindustrialisation vgl: Vera Bácskai, Lajos Nagy: Piackörzetek Magyarországon 1828-ban. Budapest 1984.

8 Kálmán Faragó, Jenő Major: A magyar városok szerkezeti jellegzetessége és azok kialakulása. In: Településtudományi közlemények 23, 1971, S. 5–42, hier S. 5.

(1) relativ wenig bäuerliche Nebengebäude (wie Stadel und Kornspeicher),
(2) einen geschlossenes Ortskern und
(3) eine weit entwickelte Kellerbautradition (Keller im Wohnhaus oder separiert davon).

Die hier untersuchten Dörfer weisen diese Charakterzüge nur vereinzelt auf. Im Gegenteil, es sind sogar zahlreiche Nebengebäude vorhanden, deren Funktion nicht mit dem Weinbetrieb zusammenhängt. In Mörbisch stehen Stadel, die wie eine Mauer das traditionelle Siedlungsgebiet abgrenzen.[9] In Sukoró fallen v. a. die am Straßenrand stehenden Kornspeicher auf. In Veľká Tŕňa findet man freistehende massive Stadel. Diese Nebengebäude galten als Statussymbole, die meist im Dorfzentrum zu finden sind, wo traditionell reichere Bauern wohnten. Da die Nebengebäude, die für den Ackerbau und die Viehzucht genutzt wurden, viel Platz beanspruchten, führte dies zu einer lockeren Bebauung.

Die Vielfalt der Agrarformen führte zu abweichenden Charakteristika. Die Dorflandschaft von Veľká Tŕňa verfügt über eine lockere Ansiedlung, wie ein Ackerdorf. Sukoró weist eine Zwischenstellung auf: Im Dorfzentrum sind Parzellen, die mehr für den Ackerbaubetrieb geeignet sind, in den kleinen Gassen ist dagegen eine dichte Bebauung feststellbar. Das Erscheinungsbild von Mörbisch wurde am stärksten von der Weinwirtschaft geprägt. Der Keller im Hausverbund fehlt fast nie und die Schmalparzellen boten in der Regel vier Haushalten (zumindest in der Hauptstraße) Platz. Mit den doppelten Anbauhöfen kam eine Bebauungsstruktur zustande, die an städtische Strukturen erinnert. Tatsächlich hätte es gereicht, die beiden Gebäudeflügel mit einem Toreingang zu verbinden, um den Eindruck der geschlossenen Straßenreihe von Kleinstädten entstehen zu lassen.

Darüber hinaus gibt es auch wesentliche Unterschiede in der Kellerbauweise. In Veľká Tŕňa befinden sich die Keller außerhalb des Dorfes, sie liegen in einen Hang eingetieft. Die Art der Traubenverarbeitung und die kurze Entfernung der Keller vom Dorf machen keine oberirdischen Gebäudeteile notwendig. Die unregelmäßig stehenden, gemauerten Eingänge ergeben ein malerisches Bild.

9 Wolfgang Kaitna, Rüdiger Reichel, Kurt Smetana: Katalog baulicher Merkmale im nördlichen Burgenland. Wien 1978, S. 27.

Auch in Sukoró wurden die Kelleranlagen aufgrund der geografischen Voraussetzungen separiert vom Dorfkern angelegt. Die einfachen Eingänge waren bloß durch ein Schilfdach geschützt.[10] Die Keller kopierten in ihrer Lage den Grundriss des Dorfes, sie bildeten ein Reihendorf ohne Wohnfunktion. Außer in den Kellerstraßen baute man einzelne Keller direkt in die Weingärten. Da diese Anlagen nicht direkt am Dorfrand standen und das Hin- und Zurückkehren mehr Zeit beanspruchte, begann man im Lauf des 19. Jahrhunderts kleine Weinhütten zu bauen.

Lediglich in Mörbisch befindet sich der Keller im Wohnhaus.[11] Die damit entstandene vertikale Gliederung des Gebäudes und die Treppen mit den »Renaissance-Säulen« lassen urbane Einflüsse erkennen.

2.2. Die Modernisierung nach 1945

Die Auflösung der historischen Dorflandschaft und der Anstieg des Fremdenverkehrs sind keine gleichzeitig feststellbaren Phänomene. Die alten Bauernhaustraditionen wurden in den Untersuchungsgebieten in den 1950er- und 1960er-Jahren weitgehend aufgegeben.[12] Zu diesem Zeitpunkt war Massentourismus noch kaum ein Thema. Die Zeit von 1945 bis 1970 brachte einen radikalen Wandel im Dorfleben. In der postsozialistischen Interpretation wird diese Wandlung als Folge der Kollektivierung ausgelegt, doch die Auflösung der traditionellen Wirtschaftssysteme brachte auch in Österreich eine rasche Veränderung der Dorfarchitektur mit sich.[13] Diese Veränderung vollzog sich so rasch, dass nicht rechtzeitig Antworten für die Dorfbildpflege gefun-

10 László Lukács, Lajos Ambrus, László L. Simon: Édes szőlő, tüzes bor. A Velencei-tó környékének szőlő és borkultúrája. Budapest, Pázmánd 2005 (mit deutscher Übersetzung), S. 27.

11 Mayer (wie Anm. 3), S. 50.

12 Barabás, Gilyén (wie Anm. 1), S. 163.; Ladislav Foltyn: Volksbaukunst in der Slowakei. Prag 1960. S. 4.; Franz Grieshofer: Gegenwärtige Probleme der Hausforschung in Österreich am Beispiel des Burgenlandes. In: Klaus Beitl (Hg.): Gegenwärtige Probleme der Hausforschung in Österreich. Wien 1982, S. 155–180, hier S. 167; Viktor Herbert Pöttler: Alte Volksarchitektur. Graz, Wien, Köln 1975, S. 121.

13 Wolfgang Komzak: Bauen in Burgenland. Gestern – Heute – Morgen. Eisenstadt 1990, S. 17.

den werden konnten.[14] Die Industrialisierung des Agrarsektors spielt hier eine entscheidendere Rolle als Eigentumsverhältnisse. Die Abwanderung der Dorfbewohner in die Stadt, die urbane Orientierung, das Pendeln und das Streben nach einer besseren Wohnqualität hängen mit den vorherrschenden politischen Systemen kaum zusammen.[15]

Es sind aber auch Unterschiede zu registrieren. Das Wichtigste ist, dass sich die Bauern in den sozialistischen Ländern nicht freiwillig – besser gesagt nicht unter dem Druck der Marktwirtschaft – aus der Tätigkeit im Agrarsektor lösten. Als Ausdruck dieses Prozesses sind strenge Grenzen zwischen Alt- und Neubau in Sukoró und Veľká Tŕňa zu beobachten, gegenüber einem fließenden Übergang in Mörbisch. Wie in weiten Teilen Österreichs, waren auch in Mörbisch die alten Bautraditionen noch Jahrzehnte lang lebendig. Die »marktwirtschaftliche Urbanisierung« entwickelte im historischen Städtebau ähnliche Lösungen, die das Giebelhaus in Richtung eines Breitfassadenhauses rückten.[16] (Abb. 1) Diese Entwicklung führte zur Ausprägung von kleinstädtischen Formen. Daneben hinterließen natürlich auch neue Trends ihre Spuren in Form von Bungalows oder Steildachhäusern.[17] In Mörbisch existierten in der Nachkriegszeit die späten Formen der traditionellen und neuen Bauformen nebeneinander. Ein radikaler Wechsel in der Bauweise ist erst in den sechziger Jahren zu beobachten.[18] Die Architekten übten kaum einen Einfluss auf diese Bauentwicklung aus, da die Bauherren in den Fachmännern einen Störfaktor ihrer persönlichen Autonomie sahen.[19]

14 Franz Artner: Dorferneuerung im Burgenland. Praktische Ansätze. In: Rudolf Kropf (Hg): Arkadenhäuser. Eisenstadt 1990, S. 431–453, hier S. 431.

15 Máté Tamáska: The Formation of Historical Settlement Image of Nižny Medzev and Turňa nad Bodvou also their present heritage Situation. PhD Thesis 2010. http://dokutar.omikk.bme.hu/collections/phd/Epiteszmernoki_Kar/2010/Tamaska_Mate/ (Zugriff: 9.9.2010)

16 Mayer (wie Anm. 3), S. 42.; Tamás Meggyesi: Települési kultúráink. Budapest 2008, S. XXIII.

17 Diether Bernt: Bauentwicklung der Orte. Wien 1965, S. 35.; Mayer (wie Anm. 3), S. 67, 70.

18 Franz Grieshofer: Haus und Hof im sozio-kulturellen Wandel. In: Károly Gaál (Hg): Tadten. Eisenstadt 1976, S. 129–158, hier S. 137.

19 Helmut Steiner, Gerd Prechtl: Häuserbauer und Architekt: Motivanalyse zum Einfamilienhausbau. Bundes-Ingenieurkammer – Untersuchungsergebnisse. Wien 1980, S. 16.

In Sukoró und Veľká Tŕňa sind die traditionellen Urbanisierungsformen nach der sozialistischen Neustrukturierung des Agrarsektors in den 1940er- und 1950er-Jahren kaum erkennbar. Der Anbau eines zweiten Zimmers kann noch aus der Sicht der Grundrissentwicklung als ein Schritt in Richtung Hakenhof definiert werden. Die Entwicklung folgt ab hier jedoch nicht den früheren Beispielen; mit dem anschließenden zweiten Vorzimmer erfolgte eine Verschiebung zu einem neuen, quadratischen Grundriss.[20] Die Neubauten weisen keine Übereinstimmungen mit den alten Bauernhäusern auf. Obwohl die meisten Dorfbewohner neben ihrer Beschäftigung in der Genossenschaft sozialistischer Art eine Nebenwirtschaft im Hof betrieben, wurden die landwirtschaftlichen Anforderungen in der Bauweise nicht mehr berücksichtigt. Man hielt diese Wirtschaftsweise längerfristig für nicht überlebensfähig. Das ist der Grund dafür, dass die doppelte Wirtschaftsweise der Arbeiter (Hauptbetrieb im sozialistischen Agrarunternehmen und Nebenbetrieb am eigenen Hof) keine eigene, nur für diese Gruppe charakteristische Architektur hervorbrachte. Das Wohnhaus wurde nach dem Vorbild der Häuser in den Vorstädten gestaltet.[21] Die gleichen soziologischen Voraussetzungen in Sukoró und in Veľká Tŕňa bedeuten aber nicht, dass die Wohnhäuser die gleiche Form besessen hätten, da in jedem Land vom Staat her unterschiedliche Häusertypen bevorzugt wurden. Ähnlich ist jedoch, dass die Wirtschaftsbauten eine schlechte Qualität hatten, da sie bloß als zeitweilige Anlagen »zusammengebastelt« wurden.[22]

2.3. Kulturhistorische Merkmale der alten Dorfarchitektur

Die Ästhetik der schlichten nachkriegszeitlichen Häusertypen (meist errichtet von Baumeistern) entspricht nicht den heutigen Anforderungen einer Freizeitgesellschaft, obwohl die Ästhetik zu einer der Hauptkomponenten der heutigen Freizeitindustrie zählt. Das ist der

20 Máté Tamáska: Kockaházat a skanzenbe? Az utóparaszti háztípus helye a vidéki házfejlődésben. In: Múltunk 3, 2008, S. 98–108, hier S. 104.

21 Es ist eine spezifische Erscheinung in Ungarn und in der Slowakei, dass man das Wohnhaus nicht benutzte. Das Leben der Familie konzentrierte sich in der Sommerküche. Ebd., S. 105.

22 Zoltán Tóth: Egy életforma felbomlása. A szekszárdi kockaházak társadalma 1972-ben. I: Valóság 4, 1976, S. 74–84, hier S. 74.

Hauptgrund, warum der Tourismus und allgemein die städtische Freizeitgesellschaft sich vehement gegen die Architektursprache der Nachkriegsjahre wendet. Die klassischen Vorstellungen über die »richtige« Dorfarchitektur werden noch immer mit romantischen Bildern assoziiert. Nach dieser Auffassung lebte der Mensch in einer historischen Dorflandschaft friedlich und idyllisch im Einklang mit der Natur.[23] Trotz der Versuche seitens der Architekten, örtlich gebunde, jedoch zeitgenössische Bauformen zu ermöglichen und trotz Revitalisierungskonzepten verzeichnete die historische Dorflandschaft einen raschen Niedergang in den 1960er-Jahren in allen drei untersuchten Ländern.[24] Parallel dazu wuchs das Interesse für historische Ortskerne. Wissenschaftliche Forschung und touristische Interessen trafen kurzzeitig zusammen.[25] Die Entdeckungsphase des Kulturerbes verlief in den drei untersuchten Dörfern sehr unterschiedlich. Mörbisch weckte bereits um 1900 das Interesse der Forscher[26], Sukoró wurde erstmalig in den 1960er-Jahren erforscht[27], über Veľká Tŕňa existiert bis heute keine wissenschaftliche Abhandlung. Das bedeutet, dass der sich entwickelnde Dorftourismus in Mörbisch auf gut aufgearbeitete Vorstellungen über historische Häuser und deren Sanierung zurückgreifen konnte. Auf der anderen Seite erfolgte die erst nach 1990 wachsende touristische Entwicklung in Veľká Tŕňa fast gänzlich ohne wissenschaftlichen Hintergrund.

23 Igor Thurzo: L'udová Architektúra na Slovensku. Bratislava 2004, S. 159; Milan, Schickhofer, Spiegler (wie Anm 5), S. IV.

24 Über Heimatarchitektur vgl. z. B.: Geerd Dahms, Giesela Wiese, Rolf Wiese: Stein auf Stein. Ländliches Bauen zwischen 1870 und 1930. Kiekeberg 1999; Pélter Hámori: Korszerű és népi? Korszerű vagy népi? Viták a magyar falu építészetéről a huszadik század első felében. In: Századvég 1, 2005, S. 2–23. Herrad Spielhofer: In altem Bauernhaus leben! Sanierung und Umbaubeispiele. Graz 1980.

25 Heinrich Klotz, Roland Günter, Gottfried Kiesow: Keine Zukunft für unsere Vergangenheit. Giessen 1975, S. 11.

26 Wichtige Werke, die für Mörbisch am See ein frühes wissenschaftliches Interesse bekunden: Bünker (wie Anm 1); Kaitna, Reichel, Smetana (wie Anm. 9).

27 Die ethnographische Forschung von Mária Kresz wurde vom Denkmalpflegeamt gefördert. Die Feldforschungen wurden Teil eines Verfahrens, im Zuge dessen das ganze Land durch zahlreiche Mitarbeiter erforscht wurde. Manuskript: Mária Kresz: Népi építészeti felmérés Sukorón. Néprajzi Múzeum Adattára. EA 8989. 1968.

Die Architektur von Mörbisch wird generell mit den Winzerhäusern in der Hauptstraße assoziiert, welche aber nur eine bestimmte sozioökonomische Gruppe der dörflichen Gemeinschaft repräsentieren.[28] (Abb. 2) Das Heimatmuseum wurde in diesem Sinne in einem dieser typischen Höfe eingerichtet. Die Häuschen der ehemaligen Kleinhäusler beispielsweise sind nicht von Interesse. In Sukoró hingegen bekamen dank der Forschungen nicht das architektonische Erbe der führenden bäuerlichen Gesellschaftsschicht, sondern die Häuser der Kleinhäusler bzw. später auch der Tagelöhner eine symbolische Bedeutung. Das Museum der traditionellen Bauernkultur wurde in einem solchen Tagelöhnerhaus untergebracht. In Sukoró werden weder mittelgroße Bauernhöfe an der Hauptstraße noch Bauernhäuser der Zwischenkriegszeit als historisch wichtige Bauten eingestuft. In Veľká Tŕňa werden nur einzelne Bauten wie die Kirche und manche Keller als Kunst- bzw. Kulturdenkmäler anerkannt.

Die kulturhistorische Definition bestimmter Siedlungselemente ist die optimale Voraussetzung für ein Erlebnisdorf. Die Freizeitindustrie verknüpft diese Ergebnisse mit den alltäglichen Anforderungen des Bauwesens und vereinfacht sie zudem auch. Die nächsten Kapitel zeigen die Entwicklung der agrargeprägten Struktur der Weinbaudörfer hin zu Erlebnislandschaften.

3. Straßen und Dorfräume im Dienste der Freizeitgesellschaft

3.1. Neudefinition des Zentrums

Das traditionelle Dorf formt sich meist um einen sakralen Mittelpunkt. In den geschlossenen Dörfern hebt sich der Kirchturm aus dem Kreis der Häuser hervor wie die gotische Kathedrale aus dem Kreis der Bürgerhäuser.[29] Die Verknüpfung beider Bilder ist keineswegs erzwungen, da das klassische Verständnis der Volkskultur gern die mittelalterliche Wurzel der bäuerlichen Welt betont. Die heutigen

28 Heinz Frisch, Renate Unger, Johann Wagner: Festschrift 750 Jahre Mörbisch. Mörbisch am See 2004, S. 73.; Michael Lang: Mörbisch am See. Landschaft, Geschichte, Wirtschaft, Kultur. Mörbisch am See 1973, S. 63.

29 Frigyes Pogány: Terek és utcák művészete. Budapest 1956, S. 63–65.

Alldorf
Neudorf
Dichte Bebauung
Lockere Bebauung
Hauptstraße
Hauptstraßen des neuen Simperrelaes
Aussicht
Keller (in Hügeln oder den Häusern)
Kellerdorf
Kirche
Weinbau
steilgelegener Weinbau
HÖRBIGCH AM SEE
SUKORÓ
VELKÁ TRÉA

Abb. 1–3

Dörfer werden so als Relikte desselben Zeitalters betrachtet.[30] Damit wird die Dorfkirche – auch wenn ihre Bauzeit nicht ins Mittelalter zurückreicht – Träger von Emotionen, die in der heutigen Gesellschaft mit einer Romantik für das Mittelalter und einem Vergangenheitskult verbunden sind. Zu der ursprünglichen sakralen Funktion treten also Geschichtsbewusstsein und Denkmalwert hinzu, womit sich auch die säkularisierte Welt identifizieren kann.[31] Daraus resultiert, dass die Kirche auch für den Fremdenverkehr eine zentrale Rolle spielt.[32] Sie ist sowohl ein Relikt aus der Vergangenheit, als auch die wichtigste Sehenswürdigkeit des Ortes. Die gegenwärtigen Dorfbewohner nehmen in der Regel keinen Anstoß an dieser neuen Zuschreibung und Verwendung. Allein in Veľká Tŕňa, wo die Dorfgemeinde ihre Religion noch häufig pflegt, waren Schwierigkeiten zu registrieren. Die Restaurierung der mittelalterlichen Kirche rief Widerstand unter den Einwohnern hervor. Die Dorfbevölkerung konnte nicht verstehen, warum man »alte Säulen« restauriert anstatt sie neu zu bauen.[33] Denkmalpfleger und Touristen sehen die Kirche heute als geschichtsträchtigen Ort an, die Einheimischen dagegen betrachten sie als sakralen Treffpunkt.

In Mörbisch und in Sukoró hatten die Kirchen ihre gesellschaftlich führende Rolle längst verloren. Besonders auffallend ist diese Tendenz in Sukoró, wo sich das neue Zentrum nicht mehr innerhalb des historischen Dorfkerns befindet. Die unaufhaltbare Expansion der Zweitwohnsitze und die neueste Welle der Suburbanisation nach 1990 führten zu einer drei bis vier Kilometer langen neuen Hauptachse, die

30 Károly Kós: Nemzeti művészet. In: Magyar Iparművészet 1910/XIII. Zitate auch in: József Sisa, Dora Wiebenson: Magyarország építészetének története. Budapest 1998, S. 265.; Leopold Schmidt: Haus und Hof in Österreich. In: Notring-Jahrbuch Wien 1973, S. 7–12.

31 Forscher, die sich mit der Dorfarchitektur beschäftigen, vergessen fast nie, diese mittelalterliche Originalität zu behaupten. In seinem Aufsatz beschreibt auch Grieshofer, dass die Suche nach Urformen eine der wichtigsten Motivationen für die historische Hausforschung im Burgenland war. Grieshofer (wie Anm. 12), S. 160.

32 Ein Blick in Reiseführer für das Burgenland gibt darüber ausreichend Aufschluss.

33 Der Protest der Dorfbewohner war heftig. Sie wollten die Arbeit unbedingt von einem »normalen Baumeister« (also nicht von einem Denkmalpfleger) machen lassen. Über die Rekonstruktion meinte ein Vorsitzender der Kirchengemeinde, dass die Kirche jetzt »wie ein Schweinestall« aussehe.

aus der alten Landstraße entstanden war. (Abb. 3) Die urbane Ordnungskraft der beiden Kirchen reicht bereits nicht mehr aus, das Zentrum dieser Konglomeration zu bilden, auch nicht in ihrer Erscheinung. Die zentralen Institutionen wie Dorfverwaltung, Restaurants, Sportplatz und Bushaltestellen befinden sich entlang der neuen Hauptstraße. Diese Entwicklung führt dazu, dass das von den Kirchen dominierte Dorfzentrum von alltäglichen Aufgaben Schritt für Schritt befreit wird und sich zum Erlebniszentrum verwandelt. Im alten Dorfkern verschwinden die Metzgerei und die Post, die Schule wurde zum Museum umgebaut und ein Kinderspielplatz errichtet. Die reformierte Kirche, die nur von einer kleinen Gemeinde unterhalten wird, übernimmt immer mehr die Rolle eines nationalen Erinnerungsortes, wo das Revolutionsjahr von 1848 jährlich gefeiert wird. Sukorós alter Dorfkern ähnelt einem Freilichtmuseum mit ästhetischer Neuformulierung des alten Baubestandes. (Abb. 4)

Das Zentrum von Mörbisch hat sich nicht anderswohin verlagert, es ist heute noch die historische Hauptsraße. (Abb. 3) Die Rolle der evangelischen und der katholischen Kirche, die diese Hauptstraße bestimmten, wurde jedoch relativiert. Das hängt nicht allein mit der Säkularisierung sondern auch mit der Umformung der Siedlungsstruktur im Umfeld der Kirchen zusammen. Die Kirchen waren ursprünglich von homogen geprägten Wohnhäusern umgeben, die als Hintergrund die Architektur des Sakralbaus hervorhoben. Im heutigen Dorf ist die Hauptstraße nicht mehr eine Wohn- sondern eine Vergnügungs- und Einkaufsmeile, fast wie in den Städten. Sogar die traditionellen dörflichen Einrichtungen, wie die Schule oder das Lebensmittelgeschäft, wandern Schritt für Schritt vom ursprünglichen Dorfkern ab. Diese veränderte Funktion wird von zahlreichen Blickfängen wie Cafes, Sitzbänken, Schaufenstern und Portalen begleitet. (Abb. 5) Die Konsumwelt lässt die zurückhaltende Ästhetik der Kirchen in den Hintergrund treten.[34]

Die historische Einheit von Kirchen und Dorfzentrum ist allein in Veľká Tŕňa noch lebendig. (Abb. 3) Da die Einheimischen keine touristischen Interessen verfolgen, gibt es auch keine Cafés und Souvenirgeschäfte. Ein Lebensmittelgeschäft ist alles, was das Dorf an

34 Wo es noch Wohnungen gibt, sperrt man die berühmten Hofstraßen zu, um die Intimität des Hofes zu bewahren.

Dienstleistung besitzt. Das großzügige, mehrere Wohnungen enthaltende Forsthaus steht leer, obwohl es ideale Rahmenbedingungen für touristische Projekte, wie etwa einen Hotelbau bieten würde. Das Dorfleben konzentriert sich auf die drei Kirchen. In Veľká Tŕňa steckt der Tourismus in den Anfängen. Die hier zeitweise wohnende Bevölkerung zog noch keine städtischen Dienstleistungsbetriebe mit sich. Es gibt keine Cafés, Restaurants und Clubs. (Abb. 6)

Den alten Bauernhäusern und malerischen Landbesitzerresidenzen fehlt es an Besuchern. Da man keine kulturelle Sehenswürdigkeit in der Dorflandschaft kodifiziert hat, kann man weder über eine Straße im Stil eines Freichlichtmuseums noch von einem Korso sprechen. Die Weintouristen besuchen meist den Großbetrieb am Rande des Dorfes und machen nur selten einen Spaziergang ins Dorf.

3.2. Veränderung durch Abwanderung der Einheimischen

Der Wunsch nach mehr Wohnfläche führte überall in den drei Ländern zur Neustrukturierung der Räume.[35] Zentrale Grundstücke, wo eine Erweiterung schwer möglich war, verloren an Wert. Für diesen Trend ist die Freizeitgesellschaft nicht allein verantwortlich. Der Fremdenverkehr führte vor allem zu einer Polarisierung von alt und neu, zwischen Aspekten, wie historisches Schaufenster versus lebendiges Wohnviertel.[36] Die historischen Dorfkerne werden immer mehr von den romantischen Vorstellungen über das Dorf geprägt. Zeitgleich bauen die Einheimischen meist neue Häuser außerhalb des alten Siedlungskerns nach den neuesten Trends. Ein typisches Beispiel dafür ist Hollókő. Dieses Dorf steht seit 1987 auf der Liste des Weltkulturerbes. Architektonisch gesehen konnte man die Harmonie der Siedlung zwar gut bewahren, doch verschwand die Wohnfunktion völlig aus dem historischen Dorf.[37] Der Tourismus verändert das kulturelle Erbe

35 Vgl. Grieshofer (wie Anm. 18), S. 131.; Friedrich Moser, Wolf-Dieter Frei, Andreas Voigt: Wohnbau in Ortsbild. Wien 1988, S. 15.

36 Uta Hassler, Gregers Algreen-Ussing, Niklaus Kohle: Cultural heritage and sustainable development in SUIT. 2002, http:// www.lema.ulg.ac.be/research/suit/download/SUIT5.2c_PPaper.pdf, S. 2 (Zugriff: 8.5.2011).

37 Gábor Sonkoly: A kulturális örökség fogalmának értelmezési és alkalmazási szintjei. In Regio 4, 2000, S. 45–66, hier S. 60.

der Siedlungen soweit, bis ein neues, romantisches Bild anstelle von Funktionalität und lebendigem Dorfleben entsteht.[38]

Diese Entwicklung zeigt sich v.a. in Sukoró. Der Velencei-See wurde seit den 1960er-Jahren zu einem Badesee, vergleichbar dem Neusiedler See.[39] Die staatliche Parzellierung fand zwar meist an der Südseite des Sees statt, diese spontane Evolution machte aber auch das im Norden liegende Sukoró zu einem Feriendorf. Diese Entwicklung hängt eng mit der früheren Weinbautätigkeit zusammen. Das sozialistische Agrarsystem beließ die kleinen Weingrundstücke in Privatbesitz. Als die ersten Städter erschienen, stiegen die Preise der Grundstücke rasch an. Da viele Parzellen in Weingärten mit einem Presshaus versehen waren, konnte man den Bau eines Ferienhauses als »Vergrößerung und Modernisierung« bei den Baubehörden einreichen. Der Platzbedarf war aber viel grösser, als dass ihn die Presshäuser allein hätten erfüllen können. Neben den Presshäusern entstanden bereits Anfang der 1960er Jahre hunderte kleine, meist ohne Genehmigung gebaute Ferienhütten am Dorfrand.[40] Die Baubehörde reagierte, indem sie immer mehr Grünflächen und Gärten als Bauland widmete. Dieser Prozess hält bis heute an und führt zum Bau von zahlreichen Familienhäusern. (Abb. 7)

Bei der Expansion der Baufläche sind nicht nur Ferienhausbesitzer, sondern auch Einheimische sehr aktiv. Die Einheimischen verkaufen bis heute gern ihre alten Bauernhöfe, um stattdessen ein Familienhaus nach städtischem Vorbild bauen zu können. Dieser Trend wurde auch dadurch verstärkt, dass die meisten Einheimischen traditionell zwei Innengrundstücke besaßen, eines für das Haus und eines für den Keller.[41] Seit den sechziger Jahren wurde das Grundstück mit dem alten Bauernhof verkauft und von dem Geld ein neues Haus auf dem Platz

38 Mayer (wie Anm. 4), S. 289.

39 Vgl. Raumpläne für den »See Velencei«: (1) Velencei-tó térségébe tartozó községek. Általános Rendezési Terv 1962; (2) Velence-tavi üdülőtáj általános rendezési terve, városépítési koncepció 1979; (3) Velence-tavi üdülőkörzet. Általános rendzeési terv, Sukoró 1988. Alle Dokumente wurden bei VÁTI gefertigt. Sie sind im Regionalarchiv »Székesfehérvár« zu finden.

40 Vgl. Bestandsaufnahmen von Weekendhäusern in Sukoró 1971: (1) Csöntör és Géczi hegy nyaralóépület felmérés; (2) Újhegy dűlő szőlőhegyi nyaralóépület felmérés. Beide Dokumente wurden bei VÁTI gefertigt. Sie sind im Regionalarchiv »Székesfehérvár« zu finden.

41 Lukács (wie Anm 10), S. 24.

Abb. 4–7 (oben 4 und 6, unten 5 und 7)

Abb. 8–13 (oben 8 und 9, Mitte 10 und 11, unten 12 und 13)

des Kellers errichtet. So entstanden neue Viertel dort, wo früher die Keller standen. Die Denkmalpflege reagierte erst spät. Es sind heute nur mehr zwei kleine Ensembles von Kellern zu finden, und es gibt fast keinen Weinbau mehr. Es wäre jedoch genügend Platz vorhanden, die Weintradition für touristische Zwecke zu erneuern. Sich mit dem Wein zu beschäftigen, ist in Mode gekommen, ein eigener Anbau ist jedoch zu mühevoll, daher werden die Trauben für eine »eigene« Produktion nur angekauft. Erinnerungen an die Weinlesefeste wurden bereits aktiviert, und vor einigen Jahren hat auch schon der erste »Heurige« eröffnet.

Die Abwanderung der Einheimischen aus dem historischen Dorfkern ist auch in Mörbisch zu beobachten. Die Gründe dafür und deren Folgen sind jedoch unterschiedlich. Der Verkauf der Weingebiete für Bauzwecke wurde durch marktwirtschaftliche Überlegungen gebremst. Die Weingärten in Mörbisch sind nicht verschwunden, sie sind sogar grösser geworden (seit 1930 verdoppelt, heute 600 ha).[42] Weinproduktion und Tourismusindustrie existieren in Mörbisch nebeneinander und unterstützen sich in ihren Möglichkeiten. Da der Weinanbau nach der Agrarnutzung der umliegenden Gebiete verlangt, sind der Ausbreitung des Dorfkerns natürliche Grenzen gesetzt. Die Ansprüche der Bewohner, die den historischen Kern verließen, veränderten nur die unmittelbare Umgebung der Siedlung. So entstanden die parallelen, eng bebauten neuen Straßenzüge. (Abb. 3) Ein zersiedeltes Bild, das für Sukoró so charakteristisch ist, blieb Mörbisch bis heute erspart. Die modernen Häuser bilden geschlossene Siedlungen, etwa in ähnlicher Dichte, wie es im historischen Dorf der Fall war. Eine leichte Auflockerung der Bebauung ist jedoch seit den 1980er-Jahren zu beobachten. Die Neugasse repräsentiert diesen Wandel beispielhaft. Die erste Hälfte der Straße wurde bis in die 1970er-Jahre bebaut. (Abb. 8) Die Häuser sind teilweise traditionelle Giebelhäuser, teilweise Breitfassadenhäuser. Die zweite Hälfte der Straße ist schon mit freistehenden Einfamilienhäusern bestückt. (Abb. 9) Die hier Ansässigen haben manchmal auch eine Immobilie in der Hauptstraße, die sie für Unternehmenszwecke behielten. Parallel zur Neugasse steigen noch Dutzend ähnlich strukturierte kleinere Straßen den Weinhügel hinauf.

42 Frisch (wie Anm 28), S. 113.

Der Unterschied zwischen Sukoró und Mörbisch liegt in der Art, wie neue Straßen entstanden. In Sukoró bilden ehemalige Feldwege das neue Straßennetz. (Abb. 3) Die Häuser und Ferienwohnungen positionieren sich an der Stelle der früheren Weinkeller. Die neuen Wohnhäuser folgen der Struktur der alten Kellerbautraditionen: Wo es Kellereien gab, entstanden Straßen, wo die Keller eine lockere Bebauung aufwiesen, entstand eine lockere Dorflandschaft mit Neubauten. Die Baupolizei bevorzugt letztere, also die lockere Dorflandschaft. Für diesen Zweck schreibt sie aktuell ein Maximum an Parzellenbebauung vor und verbietet Parzellenteilungen.[43] Eine ganz andere Strategie im Raumstrukturplan ist in Mörbisch festzustellen, wo eine dichte Bebauung angestrebt wird. Der Grund dafür ist das bereits erwähnte Phänomen, dass man in Mörbisch bemüht ist, die Weinanbauflächen zu schützen. Die gesellschaftlichen Interessen – die Landwirtschaft einerseits und der Bauparzellenwunsch andererseits – führten dazu, dass vergleichsweise enge Familienhausbezirke enstanden. Und obwohl der Dorfkern auch heute weiter expandiert, sind dieser Entwicklung doch Grenzen gesetzt. Zwischen den bebauten und den landwirtschaftlich genutzen Flächen zieht sich immer noch eine deutliche Trennlinie. Für Sukoró trifft dies nicht zu, der Ort ist ein extremes Beispiel für Flächenausdehnung im Zuge von Neubauten.

Es wäre übertrieben, in Veľká Tŕňa auch von Abwanderung zu sprechen. Die Auflösung der Doppelhaushalte und das Streben nach größerer Wohnfläche sind aber auch hier zu beobachten. Den Wünschen nach Bauplätzen konnte auch dadurch nachgekommen werden, indem man die lang gestreckten Hofparzellen querteilte. (Abb. 10) Diese Grundstücksteilung ist jedoch eine ausschließliche Folge der inneren gesellschaftlichen Lebensweise und kann nicht mit dem Zuzug der wenigen Sommergäste erklärt werden. In Veľká Tŕňa muss noch lange nicht mit der Entwicklung zu einem Urlaubsort gerechnet werden, im Zuge dessen die städtischen Zuzügler die wertwollen, mit Altbausubstanz bestückten Grundstücke im Ortskern aufkaufen und die Lokalbevölkerung sich deswegen zu den Außenbezirken hin orientiert.

43 Vgl: Bauordung von Sukoró: Sukoró Építési Szabályzat 2003, http://www.sukoro.hu/index.php?pg=sub_9 (Zugriff: 10.12.2010).

3.3. Ästhetisierung der Dorflandschaften

Über das ästhetische Bild von Siedlungen zu sprechen, ist ein Phänomen der Moderne.[44] Die Ästhetisierung des Dorfbildes ist Teil der Urbanisierung des ruralen Milieus, gleichzeitig eine notwendige Voraussetzung für den Fremdenverkehr. Die Dorfbevölkerung von diesem Vorhaben zu überzeugen, gestaltet sich jedoch als schwierig. Die Fachleute, die sich der Dorfarchitektur widmen, müssen bis heute ungewollt eine »Prophetenrolle« spielen und beschweren sich von Anfang an über das Unverständnis der Dorfbewohner.[45] In den Dörfern einzeln auftretende, hochwertige Architektur wird auch dann nicht von den örtlichen Bauherren aufgegriffen, wenn die Architekten selbst bemüht sind, bewusst lokale Traditionen in ihre Arbeit zu integrieren.[46] Im Dorf geht es ja nicht um philosophische Axiome der Ästhetik, sondern um Mode und Ökonomie. Eine Durchsetzung der Ästhetisierung der Dorflandschaft ist nur möglich, wenn die Kosten dafür erträglich sind. Die Tourismuswirtschaft ist eine Perspektive für die lokale Einwohnerschaft, um dieser Einnahmen zu sichern. Als Ergebnis findet sich der alte Dorfkern im Mittelpunkt eines Häusermeeres, als grandiose Bühne für touristische Zwecke. Weinbauorte bieten sich für solche Umstrukturierungen besonders an, weil die entsprechenden Hügellandschaften zahlreiche Aussichten bieten. Man möchte sich von immer mehr Wohnungen bzw. Gärten eine Aussicht auf das Altdorf sowie dessen Umgebung sichern. Dieser Wunsch nach Panorama beeinflusste die Entwicklung von Sukoró am deutlichsten, von Mörbisch weniger, und Veľká Tŕňa ist von dieser Entwicklung kaum betroffen.

In Sukoró wurde die Erschließung neuer Siedlungsbereiche grundlegend durch den Wunsch der Urlauber bestimmt, einen möglichst

44 Siehe die Werke: Christopher Alexander: A pattern language. Town, Buildings, Construction. Oxford 1978; C. Sitte: Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen. Wien 1889.

45 »Der einfach denkende Bewohner kann den Grund nicht fassen, warum man seine Wohnung durchstöbert« (...) »Er wittert andere Gründe, und Gericht oder Steueramt scheinen ihm irgendwie dabei die Hand im Spiele zu haben.« Zit. in: Michael Haberlandt (Geschichtlicher Teil): Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn und in seinen Grenzgebieten. Wien 1906, S. 2–16, hier S. 4.

46 Ladislav Foltyn: Slowakische Architektur und die tschechische Avantgarde. Dresden 1991, S. 162; Mayer (wie Anm. 4), S. 291.

guten Ausblick auf den Velencei-See zu haben. Unter diesem Aspekt ist es auch verständlich, dass Sukoró völlig umgebaut wurde. Die neuen Häuser in alten Weingärten wurden so platziert, dass sie mit der Hauptfassade zum See blicken. (Abb. 11) Die Ansicht eines Denkmaldorfes mit blühender Natur und Weinbetrieben ist längst Vergangenheit. Die ehemaligen Weinparzellen, möglichst in Waldnähe, wurden teurer. Diese Grundstücke befinden sich direkt an früheren Ausflugszielen und -punkten und bieten einen herrlichen Blick sowohl auf den Dorfkern als auch auf den See. Die Ferienhausbesitzer bevorzugen in erster Linie nicht mehr das Altdorf – wie es noch vor zehn Jahren der Fall war – sondern die erhöht liegenden Grundstücke.

Weniger ausgeprägt ist dieser Trend in Mörbisch. Die Mörbischer Hauptstraße erstreckt sich parallel zum See auf einer Geländestufe. Von den Höfen der alten Häuser der Hauptstraße von Mörbisch ist ein Blick auf den See kaum möglich. Traditionell waren in der Regel vier Familien auf einem Hof untergebracht, dadurch mussten verschiedene Interessen berücksichtigt werden. Ein gemeinsamer Garten setzt in einer stark individualisierten Gesellschaft den Marktwert eines Gebäudes stark hinunter. Die Tagelöhnerzeilen, wo maximal Doppelhaushalte vorkamen, hatten eine bessere Ausgangssituation. Ihre Straßen mussten sich im 18. und 19. Jahrhundert an eine damals ungünstige Topographie anpassen. Die steilen Straßen mit kleinen Grundstücken waren Symbole der Armut. Die abseits liegenden Teile des historischen Dorfes erzielten jedoch einen bemerkenswerten Marktwert, als mit dem Tourismus die alte Hauptstraße grundlegend verändert wurde. (Abb. 12) Vor allem an den Tagen der Operettenaufführungen wird deutlich, wie weit weg diese Hauptstraße vom ländlichen Stereotyp von Stille und Ruhe ist. Die steile Straße ermöglicht von jedem Haus der Straße eine Aussicht auf den See. Als im Zuge der Expansion des Dorfes der historische Kern verlassen wurde, rückte der Wunsch nach Panorama immer mehr in den Vordergrund. Die Villen von Mörbisch bieten einen Ausblick auf den See und das Altdorf. (Abb. 9)

In Veľká Tŕňa gibt es keinen See, aber auch hier ist die Landschaft, wie bei den anderen beiden Orten, durch sanfte Hügel gekennzeichnet. Dies ist für den Weinbau Voraussetzung, da der Wein die sonnigen Südhänge bevorzugt. Das Dorf selbst liegt am Fuße eines Hügels, die Straßen klettern von hier aus hinauf. Auf der Höhe der mittelalterlichen Kirche gibt es einen guten Ausblick auf die Landschaft. Im Osten sind die blauen Ketten der Zemplén-Gebirge zu sehen, nach Süden hin die

Weinbaugebiete und im Hintergrund die Silhouette der historischen Komitatshauptstadt Sátoraljaújhely. Die aus den Städten kommenden Urlauber schätzen diesen Blick ebenso wenig wie die Dorfbewohner. Genauer formuliert bedeutet es, dass dieses Panorama bei der Auswahl ihres Wohnortes keinen entscheidenden Wert besaß. Das Dorfviertel um die Kirche, das eine ideale topographische Lage für Gebäude mit attraktivem Panorama hätte, verfällt. Dieses Viertel wurde durch Tagelöhner und Migranten um 1900 gegründet und genießt bis dato wenig Ansehen unter den Dorfbewohnern. Die aus der Stadt kommenden Ferienhausbesitzer bevorzugen diese Gegend ebenso wenig. Die Touristen von Vel'ká Tŕňa sind Leute, die in erster Linie ein Bauernhaus wegen der Gartenbenutzung und nicht wegen der Aussicht oder aus kulturellem Interesse kaufen. Die Ästhetisierung der Dorflandschaft ist erst seit den letzten Jahren zu beobachten. Um das Kellerdorf formiert sich ein Erholungspark. Die hier positionierten Bänke und Tische dienen bereits dem Vergnügen, das Panorama zu genießen. Die Keller sind nicht mehr bloße Zweckbauten, sie sind auch ästhetischer Vergnügungsort mit Skulpturen und anderen Dekorationsmaterialien, wo städtische Besitzer ihre Freunde, Gäste und Geschäftspartner empfangen. (Abb. 13) Dieser Genuss ist jedoch als Zeitvertreib recht neu und reicht in der Gestaltung der Umgebung noch nicht über die erwähnten Elemente hinaus. Um auch Gebäude entsprechend auszurichten und damit neue Akzente in der Besiedlungsstruktur zu setzen, müssen noch grundlegende Veränderungen erfolgen.

4. Parzellen und Gebäude im Dienste der Erlebnisgesellschaft

4.1. Die Panoramaarchitektur

Der Wunsch nach einer guten Aussicht beeinflusst nicht nur die Raumstruktur der betroffenen Siedlungen, sondern auch die Häuser selbst. In dieser Studie wird dieser Aspekt als Panoramaarchitektur bezeichnet. Panoramaarchitektur ist eine Erscheinung, bei der die Hausgestaltung nicht ausschließlich dem Wohnen, sondern der Freizeit bzw. dem Panorama untergeordnet wird. Terrassen, Balkone sowie nach außen orientierte Gartenflächen und Glastüren sind für diese Bauweise bezeichnend.

Panoramaarchtitektur ist etwas anderes als Lösungen der historischen Baukunst, wo man aus verschiedenen Gründen Beobachtungspunkte errichtete. In Mörbisch waren z. B. die so genannten »Spionfenster« verbreitet.[47] Diese Fenster gestaltete man so, dass sie die Beobachtung des Straßenlebens ermöglichten. Ein anderes, allgemein bekanntes Beispiel sind Kirchtürme, die auch zur Bewachung genutzt wurden. Feuerwehrtürme wurden gänzlich für Beobachtungszwecke erbaut. In Veľká Tŕňa ist der Feuerwehrturm sogar ein zentrales Element der Dorflandschaft. Die Weingärten brauchten ebenfalls eine Aufsicht. Die alten Leute von Veľká Tŕňa erinnern sich noch an die Hütten, in denen die Bediensteten der Großgrundbesitzer wohnten, um von dort die umliegenden Felder zu bewachen. Der Unterschied zwischen traditionellen Bauelementen der Beobachtung und der Panoramaarchitektur liegt darin, dass erstere keine ästhetischen Ansprüche erfüllen musste.

Die Panoramaarchitektur ist übrigens ein recht uniformes Phänomen. Es gibt kaum ortsspezifische Merkmale. Da Panoramaarchitektur ein hohes Prestige besitzt, kommt sie auch dort zum Einsatz, wo kein ästhetischer Genuss durch eine Aussicht zu erfahren ist. In den untersuchten Dörfern sind häufig auch die architektonischen Detaillösungen vergleichbar. Die Balkone an der Giebelseite in Sukoró, Mörbisch und Veľká Tŕňa sind typische Beispiele dafür. Den Balkon an der Giebelseite benutzt man in der Regel nicht. Es eröffnet sich von hier auch keine besondere Aussicht, somit hat der Balkon meistens nur eine Repräsentationsfunktion.

In Veľká Tŕňa bauen sowohl Einheimische als auch Wochenendhauseigentümer gerne einen Balkon. (Abb. 14) Doch diese Balkone sind nur repräsentative Elemente, da sie nicht auf die Landschaft, sondern auf die Straße schauen, die ihre historische Bedeutung bereits verloren hat. Eine Benützung des Balkons wird auch durch die traditionellen Vorstellungen der Dorfbewohner gehemmt. In einem traditionellen Dorf wird jemand, der einfach auf dem Balkon oder im Garten sitzt, für faul gehalten. Gegessen wurde in der Küche, eine Erholung boten die versteckten Bänke im hinteren Teil des Gartens.

Eine wirkliche Panoramaarchitektur setzte sich erst vor wenigen Jahren im Kellerviertel durch. Die Besitzer wechseln hier sehr rasch.

47 Diese Bezeichnung wird von Baumeistern benutzt, die in Mörbisch alte Bauernhäuer sanieren.

Die Einheimischen brauchen diese Immobilien nicht mehr, da die neueren Familienhäuser mit einem Keller versehen sind. Die Eigentümer der Wochenendhäuser finden jedoch gerade im Kellerviertel die Romantik, die sie suchen: alte Bauwerke, Tradition und ein schöner Ausblick auf die Landschaft. (Abb. 13.) Die Pläne für eine komplette Rekonstruktion des Viertels orientieren sich an diesen Maßstäben.[48]

Die aus den Städten kommenden Neubürger haben seit den sechziger Jahren Einfluss auf die Architektur von Sukoró. Schon die ersten Wochenendhausbesitzer strebten nach einem Panoramablick. Die architektonische Bestandsaufnahme über die Weinhügel von 1971 zeigt eine Reihe von Terrassen und Balkonen, die oft vor einem sehr einfachen Zweckbau liegen.[49] Die Baupolizei reguliert bis dato die Höhe der Häuser, um das Panorama für jedes Grundstück zu sichern.[50] Der Trend der letzten zwei Jahrzente zeigt eine Anpassung an die Terrassen. Hinter den Terrassen entstanden Zweitwohnsitzhäuser in großer Zahl. Sie beachten aber immer die Priorität der Aussicht. Die Wohnzimmer werden oft als eine Verlängerung der Terrassen geplant. In den Weinhügeln war es üblich, zuerst eine Terrasse zu bauen, um das Panorama zu genießen, und erst Jahre oder Jahrzehnte später errichtete man ein Steinhaus dazu. (Abb. 15) Die Panoramaarchitektur bezieht sich aber nicht nur auf die Terrassen. Die ganze Ausstattung der Ferienparzellen dient der Vergnügung. Wo noch die alten Bauwerke vorhanden sind, werden Gartenmöbel so platziert, dass ein Blick auf die romantischen (und teuren) Strohdächer gesichert ist. Der Hof, der früher der Arbeitsplatz war, wird zu einer »inneren Terrasse«, die die Aussicht auf das eigene Haus bietet.

Mörbisch hat weniger Ferienhäuser, deswegen ist hier die Panoramaarchitektur weniger ausgeprägt als in Sukoró. Die meisten Neubauten werden von Einheimischen errichtet. Diese Häuser übernehmen zwar Elemente der Panoramaarchitektur, doch ihre Ausgestaltung dient hauptsächlich der Wohnfunktion. Das Verhältnis zwischen Freizeit- und Wohnfunktion in Mörbisch und Sukoró ist spiegelbildlich. In Sukoró – wo man meist Zweitwohnsitze baut – stehen die Ter-

48 J. Jakubčik: Súbor Vinných Pivnic Veľká Tŕňa. Es ist zu finden: Obečny Urad Veľká Tŕňa, 2006 (Raumplanungsdokumentation für Weinkeller).

49 Wie Anm. 40.

50 Wie Anm. 43.

rassen im Mittelpunkt und das Haus im Hintergrund. (Abb. 16) In Mörbisch dagegen hat das Haus Priorität, und der Balkon oder die Terrasse werden bloß hinzu gefügt. Es gibt aber auch in Mörbisch zahlreiche Beispiele, wo das Panorama die Gestaltung des Gebäudes beherrscht. Gästezimmer mit Ausblick sichern einen Wettbewerbsvorteil in der Tourismuswirtschaft. Die alten Bauernhäuser lassen sich nur mit großen Schwierigkeiten für solche Zwecke umbauen, was letztlich zu ihrem Abriss führt. Die Neubauten stören aber das einheitliche Bild der Hauptstraße. Das größte Hotel in Mörbisch z. B. beansprucht den Platz mehrerer früherer Bauernhäuser. Die besten Gästezimmer haben einen Balkon mit Sicht auf den See, die östliche Fassade des Gebäudes zeigt einen Idealtypus für Panoramaarchitektur. Die Gestaltung der Säulen wird im nächsten Kapitel besprochen.

4.2. Neues Bauen und Folklorismus

Unter Folklorismus versteht man einen Prozess, bei dem spezielle Elemente der Volkskultur in einem anderen zeitgenössischen Kontext scheinbar wiederkehren.[51] In die Architektur übersetzt, resultiert er aus einem Eklektizismus, der Elemente aus der vernakularen Architektur übernimmt. Dieser Trend kann vom Regionalismus bis hin zum Kitsch reichen. Die Bewertung der einzelnen Lösungen ist nicht einmal unter den Fachleuten einheitlich.[52] Hier wird daher Folklorismus nicht als eine ästhetische Kategorie, sondern ausschließlich als eine soziologische Erscheinung betrachtet. Diese Auffassung basiert auf der Dichotomie der vormodernen und der modernen Gesellschaft.[53] Das alte Dorf mit seiner Bauweise repräsentiert die vormoderne Architek-

51 Zoltán Bíró: Egy új szempont esélyei. In: Zoltán Bíró, József Gagyi, János Péntek: Néphagyományok új környezetben. Bukarest 1987, S. 26–48, hier S. 31.

52 Attila Déry: Nemzeti kísérletek építészetünk történetében. Budapest 1995, S. 191; Mariann Simon: Minták és módszerek. A hetvenes évek hazai építészete és a karakter, http://arch.et.bme.hu/korabbi_folyam/10/10simon.html (Zugriff: 11.9.2010)

53 Vgl. z. B. Ferdinand Tönnies: Gemeinschaft und Gesellschaft. Leipzig 1887. Die Grenze zwischen Moderne und Vormoderne ist mehr ein methodisches Mittel, als theoretische Aussage. Die Volkskultur war weder vor der Moderne unberührt durch städtische, bürgerliche, adelige usw. Auswirkungen, noch verschwand sie in soziologischem Sinne im technischen Zeitalter. Vgl: Hermann Bausinger: Volkskultur in der technischen Welt. Frankfurt a. M., New York 1986.

Abb. 14–19 (oben 14 und 15, Mitte 16 und 17, unten 18 und 19)

Abb. 20–22 (oben 20 und 21, unten 22)

tur, in der alle Elemente »harmonisch und funktionell« vereint waren. Diese Vorstellung der ländlichen Bauweise stammt aus der europäischen Romantik und wirkt bis heute.[54]

Für diesen Beitrag ist nicht von Bedeutung, ob diese Harmonie tatsächlich existierte oder nicht. Ebenso will er nicht die vielen Übergangsformen zwischen vormoderner und moderner Dorfarchitektur behandeln, die in den 1970er-Jahren ihr Ende fanden. Da sich die traditionelle Gesellschaft auflöste, wurden nach 1960 auch keine traditionellen Bauernhäuser mehr gebaut. Einzelne Formen und Lösungen aus der alten Dorfarchitektur tauchen jedoch noch vereinzelt auf, wie z. B. Strohdach, Arkaden oder Giebelfront. Diese Elemente waren zwar einmal Originalteile einer einheitlichen »Volksarchitektur«, verfügen aber heute bloß über eine Dekorations-, und Erinnerungsfunktion. Wichtig ist hervorzuheben, dass die Traditionsauffassung des Folklorismus grundlegend von dem Traditionalismus der ehemaligen bäuerlichen Gesellschaft abweicht.

Der wesentliche Unterschied zwischen Bauernhäusern und Neubauten mit vernakularen Elementen liegt im Verständnis von Tradtion.[55] Deswegen sucht der Folklorismus Formen und Methoden »der historischen Zeiten«, Formen, die einst wirkten, aber heute nicht mehr lebendig sind. Die Freizeitgesellschaft begrüßt diese Mode der alten Formen besonders, da sie zur ästhetischen Steigerung der Dorflandschaft beiträgt und neue Sehenswürdigkeiten hervorbringt.[56]

Die Architektur von Mörbisch wird am stärksten durch den Folklorismus geprägt. Die Arbeit unter dem Titel »Katalog baulicher Merkmale...« ist im Grunde ein architektonisches, charakterologisches »Wörterbuch«, das bis heute von Bedeutung ist.[57] Das am weitesten verbreitete Element der alten lokalen Bauweise ist die Säule. Sie löste

54 U. Klages: Bauernhöfe der Heide. In: Horst Brockhoff, Giesela Wiesen, Rolf Wiese (Hg): Ja, grün ist die Heide... Kiekeberg 1998, S. 73–97, hier S. 73; Johann Kräftner: Österreichs Bauernhöfe. Innsbruck 1994, S. 4.

55 Hermann Bausinger: Da capo: Folklorismus. In: Albrecht Lehmann, Andreas Kuntz (Hg.): Sichtweisen der Volkskunde. Zur Geschichte und Forschungspraxis einer Disziplin. Berlin, Hamburg, Reimer 1988, S. 321–328, hier S. 324.

56 F. Berg: Dörfliche Bauten im Burgenland und ihre Erhaltung. In: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 30, 1976, S. 96–110, hier S. 97.; Bettina Csurgó: Vidéken lakni és vidéken élni. PhD. Eötvös Loránd University Budapest 2010, S. 34.

57 Siehe Anm. 9.

sich von ihrer traditionellen Bindung an die Arkaden und wird im Ort weitgehend neu verwendet. Das bekannteste Beispiel ist das größte Hotel im Dorf, doch nicht weniger auffallend sind Säulen an den neuesten Familienhäusern. (Abb. 17 und 18) Die jüngsten dieser Häuser auf der Anhöhe des Hügels sind vollkommen uniform, sie folgen den allgemeinen Modeströmungen. Lediglich die Säulenformen, die von historischen Bauten entlehnt sind, erinnern an örtliche Traditionsbindung. Außer den Säulenmotiven gelten auch noch Giebelfronten als Elemente des Folklorismus. Das Hotel kann wieder als Beispiel angeführt werden: Kleine Giebelfronten in der Dachetage sollen den Touristen die Harmonie der alten Dorflandschaft zurückzaubern. Mehr Professionalität weisen die Giebel des Feuerwehrhauses auf, die das Aussehen der alten Stadel nachahmen.

Der Folklorimus betont in Mörbisch die lokalen Eigenheiten. In Sukoró dagegen ist eine eher allgemeine Vorstellung über die lokale Bauweise zu beobachten. Ein »neugebautes Bauernhaus« im Bereich der alten Weingärten verfügt z. B. über eine Vorhalle, ähnlich wie sie das »Erzherzog-Johann-Haus« in Österreich aufweist.[58] Diese Lösung war aber in Sukorós traditionellem Bauwesen unbekannt. Mittlerweile werden auch Arkaden gerne gebaut, obwohl das historische Dorf so arm war, dass dieses Element meist fehlte. In der historischen Architektur von Sukoró ist es schwierig, ein Detail zu entdecken, das vom Gebäude getrennt als alleinstehendes Motiv des Folklorismus verwendet werden könnte.

Die Gäste wie auch die Dorfbewohner erwähnen meist das Schilfdach, wenn man sie über die alte Bauweise von Sukoró befragt. Das Schilfdach ist heute nicht nur bei alten, sondern als Statussymbol auch bei Neubauten zu beobachten. Da das Schilfdach im Allgemeinen aber für eine Dekoration zu teuer ist, suchen die Dorfbewohner nach anderen Möglichkeiten, um ihre Neigung zur Tradition auszudrücken. So werden z. B. rustikale Windladen, geschnitzte Holzzäune oder Giebeldekorationen angeschafft. (Abb. 19)

In Veľká Tŕňa kann man von einem Begriff des Folklorismus, wie er in den anderen beiden Dörfern existiert, nicht sprechen. Man darf aber annehmen, dass der Geschmack der Touristen zukünftig auch hier den Stil der Architektur beeinflussen wird. Diese Veränderung wird

58 Kräftner (wie Anm 52), S. 60.

jedoch noch eine längere Zeit beanspruchen. Auch schon deshalb, weil die touristischen Bewegungen viel zu stark mit der Winzerei in Verbindung stehen. Die meisten Besucher kommen gar nicht in das Dorf, sondern suchen nur die Weinkeller auf. Möglich wäre auch, dass der Folklorismus hier in Zukunft über die Kellerbauten gar nicht hinausgeht und damit die Wohnhäuser überhaupt nicht erreicht.

Folklorismus wird häufig als ein Identitätselement von Dörfern verstanden. Das in den Dörfern konstruierte Selbstbild entwickelte sich in den vergangenen Jahrzehnten zu einem wichtigen Wettbewerbsfaktor.[59] Die Selbstrepräsentation fängt natürlich nicht bei den Neubauten, sondern bei der historischen Bausubstanz an. Doch die Existenz und die Art des Folklorismus sind ein Zeichen für tief verwurzelte Identitäten. Die drei Dörfer unterscheiden sich in dieser Hinsicht markant voneinander. Mörbisch nennt sich »burgenländisch«, Sukoró »ungarisch«, Veľká Tŕňa je nach Konfession »römisch-katholisch«, »griechisch-katholisch« oder »kalvinistisch«.

In Veľká Tŕňa sind Erscheinungen des Folklorismus noch kaum festzustellen. Es zeigen sich jedoch Beispiele für die Verbindung von tradtioneller Architektur und lokaler Identität anhand symbolischer Elemente. In der öffentlichen Meinung sind Konfession und Architektur nur selten miteinander verbunden. In Debrecen, der Hauptstadt der ungarischen Kalvinisten, ist zu beobachten, dass man im Puritanismus den einfachen Klassizismus ohne farbige Dekoration bevorzugte.[60] Doch in Veľká Tŕňa ist die sprachliche und kulturelle Assimilation zwischen ungarischen Kalvinisten und slowakischen Katholiken sehr stark. Selbst im lokalen Konfessionsleben weist die kalvinistische Religion in Veľká Tŕňa viele Ähnlichkeiten mit jener der Katholiken auf, architektonisch kommen sie absolut identisch zum Ausdruck. Der einzige Unterschied liegt darin, dass die Leute je nach ihrer Konfession ein Kreuz (kath.), ein Doppelkreuz (gr. kath.) oder einen Becher (kalv.) auf der Straßenseite des Gebäudes anbrachten. (Abb. 20) Diese Tradition besteht ungebrochen fort, sie kann nicht als Folklorismus bezeichnet werden.

59 Francois Hartog: Örökség és történelem: az örökség ideje. In: Régio 4, 2000, S. 3–25, hier S. 4.

60 István Balogh: Debrecen. Budapest 1958, S. 76.

Eine andere Situation ist in Sukoró zu beobachten, wo die traditionellen Baugewohnheiten schon einmal veschwanden und heute wieder entdeckt werden. Der Folklorismus in Sukoró betont die nationale Identität. Es ist festzuhalten, dass auch die früheren wissenschaftlichen Diskurse im »Volksleben« eine Repräsentation des unbewussten Nationalgefühls sahen.[61] Obwohl diese Auffassung wissenschaftlich nicht mehr haltbar ist, kommt sie in den Vorstellungen der breiten Öffentlichkeit oft vor. Zwischen Bauernhaus und Nationalität existiert eine gedankliche Verbindung, die den Folklorismus begünstigt. Da sich der Folklorismus in Sukoró nationsgebunden fühlt – also mit der ungarischen Volkskultur und nicht mit der Region verbunden ist – kann er sich aus der gesamten Palette der ungarischen Bauweise bedienen. Deswegen kommen im Folklorismus von Sukoró mehrere überregionale Formen vor.

Anders ist die Situation in Mörbisch, wo sich der Folklorismus stärker an den Gegebenheiten der Region orientiert. In Mörbisch werden die Spezifika der Region stark betont. Im touristischen Wirtschaftswettbewerb muss Mörbisch mit Touristenzentren der Alpen in Konkurrenz treten können. Ein Instrument dafür ist die künstliche Hervorhebung der Einmaligkeit. Die Verwendung von Säulen ist ein Element davon. Die Säulen stammen aus der herkömmlichen Bauweise und werden auch bei Neubauten eingesetzt. (Abb. 17 und 19) Durch die Tourismuswerbung entsteht der Eindruck, als wäre die »Renaissance Loggia« ein Charakteristikum von Mörbisch, obwohl sie in der Umgebung allgemein zu finden ist.

4.3. Modernisierung alter Bauobjekte

Die Freizeitgesellschaft schafft eine widersprüchliche Situation bezüglich der alten Bausubstanz. Sie braucht sie als Sehenswürdigkeit, doch ist für Dienstleistungszwecke eine ständige Erneuerung der alten Gebäude erforderlich. Die infrastrukturellen Ansprüche des sich entwickelnden Tourismus führen zur Entstehung einer Reihe von Einrichtungen, die den ursprünglichen Ortscharakter verändern. Die Bewahrung der alten Bauten ist für die Tourismusindustrie nicht

61 Siehe dazu den Überblick über die Geschichte der Hausforschung von Grieshofer (wie Anm. 12), S. 158.

selbstverständlich. Es entsteht eine Situation, in der die Dorflandschaft potentiell für Einnahmen sorgt, andererseits wird gerade durch die Ausnutzung dieses Potentials (z. B. durch Hotelbauten, Dachausbauten für Gäste) diese historische Dorflandschaft verändert.

Mörbisch ist ein Festspielort. Das heißt, dass während der Zeit der Veranstaltungen zahlreiche Unterbringungsmöglichkeiten benötigt werden. Um die Kapazität zu erhöhen, begann man in den sechziger Jahren die Häuser mit einem Obergeschoss zu erweitern. Der Festivaltourismus ist auch dafür verantwortlich, dass in der Hauptstraße an Vorstellungstagen ein städtischer Korso entsteht. Die aneinandergereihten Geschäfte und Cafés vermitteln ein städtisches Milieu in der dörflichen Architekturkulisse und führen häufig zur Zerstörung des soliden Erscheinungsbildes. Die großen Schaufenster und Terrassen erobern die ganze Giebelfront, die Hauswände sind nicht mehr zu sehen. (Abb. 21) In extremen Fällen werden sogar ganze Häuser abgerissen, wie beispielsweise im Zuge von Hotelbauprojekten. Es wäre aber falsch, ausschließlich den Fremdenverkehr für den Umbau der traditionellen Bauten verantwortlich zu machen. In Mörbisch gingen die Unterschiede in der Lebensweise der älteren und jüngeren Bevölkerung in den letzten Jahrzehnten stark zurück. Die zuerst den Touristen dienenden Lokale werden nun auch von Einheimischen aufgesucht.

Ganz anders ist die Situation in Veľká Tŕňa, wo die Unterschiede in der Lebensweise der örtlichen und der von Košice (Kaschau) stammenden Urlauber sehr groß ausfallen. Wo die Letzteren bereits in einer postmodernen Konsumsgesellschaft leben, verbleiben die Dörfler in der materialen Vorstellungswelt der späten Moderne. Wo man alte Bausubstanz renoviert, wird der Unterschied deutlich. Die Einheimischen möchten ein »Neuhaus-Aussehen« erreichen und die Wohnfläche vergrößern. (Abb. 22) Die Grundmotive haben sich also seit der ersten Modernisierungsphase der 1960er-Jahre nicht wesentlich geändert. Die Wochenendhauseigentümer dagegen befürworten den Erhalt alter Bauformen. Dass ihre mangelnden Kenntnisse über den Sinn des alten Bauens und das Fehlen von alten Baustoffen und auch geeigneter Fachkräfte zu nicht immer denkmalgerechten Lösungen führen, stellt ein weiteres Problem dar.

Die Ziersteine, Plastikdichtungsmittel und -blenden sowie die spiegelglatte Putzauftragung tragen bei den Renovierungen wenig dazu bei, das historische Gesamtbild zu wahren. Grundlegend ist jedoch die Frage, warum es notwendig ist, die als Wochenendhäuser genutzten

Bauernhäuser so sehr zu renovieren? Den Grund dafür sehe ich darin, dass Veľká Tŕňa von Košice zu weit entfernt liegt, als dass es sich lohnte, nur tageweise hinzufahren. In Hačava in der Nähe von Košice ist beipielsweise die Anzahl kompletter Sanierungen gering, obwohl die Häuser fast ausschließlich den Städtern gehören. In Veľká Tŕňa bleiben sie jedoch längere Zeit. Die Familien verbringen die Sommerferienwochen dort, die Rentner bleiben über mehrere Monate. Diese dauerhafte Anwesenheit verlangt nach dem Einbau des gewohnten Komforts mit Sanitäranlagen und Heizung. Als Nebenprodukt dieser Modernisierung erscheinen auch an der Fassade der Häuser moderne Elemente.

Die hier beschriebene Modernisierungswelle erreichte in den letzten zwei Jahrzehnten auch den Dorfkern von Sukoró. In den Außenbezirken war sie auch schon vorher spürbar. Der Wechsel ist unter dem Gesichtspunkt noch interessanter, dass die erste Generation von Käufern während der 1970er- und 1980er-Jahre sich noch anders verhielt. Sie bewahrten das urprüngliche Bild des Bauernhauses. Dies hatte zwei Gründe: Zum einen gab es einen emotionalen Bezug zur ländlichen Idylle, zum anderen liegt der Ort sehr nahe an Budapest, sodass die ersten Wochenendhausbesitzer oft gar nicht im Dorf übernachteten. Die Versorgung des Hauses organisierte man von der Stadt aus. Deshalb war eine Modernisierung der Substanz nicht notwendig. Die Mentalität der zweiten Generation ist aber anders. Die Erwartungen an einen Altbau wurden höher. Dazu kommt die Tatsache, dass Altbauten im Sozialismus von jenen Städtern erworben wurden, die seit der Wende zur oberen Mittelschicht gehören. Diese Leute sind die Basis der Suburbanisation. Der Umbau alter Ferienwohnungen ist ein beliebter Weg zu diesem Ziel. Die Anpassung der alten Bauernhäuser an heutige Erwartungen ist nicht einfach. Sie führt oft zu Dachausbauten oder zur Erweiterung durch Neubauten. (Abb. 19) Um Platz dafür zu schaffen, werden alte Nebengebäude abgerissen. Der dauerhafte Aufenthalt der Zweitwohnbesitzer – sogar die völlige Ansiedlung – führt langsam zur Veränderung der Qualität der Bauernhäuser. Solange sie nur als Ferienhütten dienten, blieben sie unverändert. Mit der immer längeren Aufenthaltsdauer, oft den ganzen Sommer lang, begann eine stärkere Modernisierung der Bausubstanz. Diese Modernisierung nimmt im Gegensatz zu den Veränderungen der 1960er-Jahre Rücksicht auf das historische Straßenbild. Allerdings geschieht dies nicht immer aus Einsicht, sondern aufgrund der Bauvorschriften. Sukoró ist dank seiner Dorflandschaft eine touristische Attraktion. Die Bauvorschriften sind

deshalb sehr rigoros, und die kleine Gemeinde hat sogar einen eigenen Architekten beschäftigt.

5. Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse

Die Weinbauorte verfügen über optimale Voraussetzungen für eine touristische Entwicklung. Die Weinlandschaft weckt Assoziationen an mediterrane Landschaften, die bis heute beliebte Reiseziele darstellen. Die hügelige Landschaft in den Weinbaugegenden bietet ideale Bedingungen für eine Architektur, die Aussichten sucht. Die milden Weinhügelhänge schaffen zahlreiche Aussichtspunkte, die sich in Elitenwohnorte umwandeln lassen. Der Zauber der Landschaft wird durch Seen noch gesteigert. Nicht zuletzt ist das Weintrinken eine Art der gesellschaftlichen Interaktion. Die Weinbauern luden schon vor Jahrhunderten die Wanderer zu einem Glas Wein ein, so war die moderne Dienstleistung für sie nicht so fremd wie für die Bauern, die von Viehzucht und Getreidebau lebten.

Die Freizeitgesellschaft braucht Sehenswürdigkeiten und schafft daher eine Architektur, welche das Panorama als ein Ausdrucksmittel für die Verbindung zwischen dem Haus und der Landschaft nützt. Das Streben nach Aussicht und Panorama führt dazu, dass sich die Weinbauorte in Richtung der schönsten Aussichtpunkte immer mehr ausbreiten. Diese Entwicklung ist so stark, dass die früher für Weinbau genutzten Parzellen am Hang mit Wochenendhäusern bebaut wurden.

Das Streben nach Panorama verändert nicht nur die Grundstruktur des Dorfes, sondern führt auch zur Veränderung der einzelnen Häuser. Im Extremfall können Gebäude für Aussichtsterrassen geschaffen werden. Diese Elemente der Panoramaarchitektur, Terrassen und Balkone sind heute bereits als Statussymbole anzusehen. Auch jene Bewohner übernehmen diese Formen, die keinen Wert auf die Ästhetik eines Ortes oder einer Landschaft legen. Sie treten sogar dort auf, wo Ausblicke weitgehend von diesem Standort aus fehlen.

Die Umwandlung des traditionellen Weindorfes zum Tourismusort hat eine tiefgreifende Auswirkung auf das Architekturerbe. Da die Gäste Schönheit, Romantik und Außergewöhnliches suchen, werden auch die alten Bautraditionen neu entdeckt. Das Wahrnehmen des Architekturerbes ist ein narrativer Prozess, in dem man »Werte« und »Nicht-Werte« innerhalb der Dorflandschaft unterscheidet. Die

Selektion basiert auf wissenschaftlichen Ergebnissen, doch die Freizeitgesellschaft braucht keine komplizierten Beschreibungen. Diese Doppelselektion (erstens durch Wissenschaft, zweitens durch Tourismus) schafft das Image des Architekturerbes, das oft nur wenige Botschaften beinhaltet. »Alte« Motive an Neubauten zeigen, wie nur wenige Elemente für die Bauherren ausreichen, um eine »volkstümliche« Wirkung zu erzielen. Ein paar Säulen, dekorative Giebelfronten oder Schilfdächer reichen in den meisten Fällen schon aus, um den Eindruck von Historizität zu vermitteln. Die Verwendung spezieller Motive an historischen Gebäuden und an neuen Gebäuden nennt man Folklorismus. Die Freizeitgesellschaft braucht den Folklorismus nicht unbedingt, aber sie benutzt ihn häufig für ihre Interessen. Das Phänomen des Folklorismus hebt also einzelne Elemente der »Volksarchitektur« heraus und formt diese zum Symbol einer örtlichen Architektur. Welches Element dabei ausgewählt wird, entscheiden die Beschaffenheiten der einzelnen Siedlungen. Wenn ein Dorf als Erscheinungsort für regionale Werte definiert wird, tauchen spezielle ortsgebundene Formen im Folklorismus auf. Dominiert dagegen eine allgemeine Vorstellung über eine »Volksarchitektur«, können interregionale Elemente aus weit voneinander liegenden Ortschaften genutzt werden. Der Folklorismus beeinflusst in der Regel nur die Dekoration, wohingegen die Freizeitgesellschaft auch Veränderungen in der Struktur der Architektur bewirkt.

Im Zuge der Analyse müssen einige soziologische Wirkungsfaktoren berücksichtigt werden, die einen unmittelbaren Einfluss auf den Erhalt des historischen Erbes ausüben: Solche wie Sukzession, Unterschiede der Lebensweise zwischen Städtern und Dorfbewohnern wie letztlich die Dauer eines Aufenthaltes.

Die Differenzen der örtlichen und städtischen Bevölkerung spiegeln sich häufig auch in der Siedlungsstruktur wider. Die Einheimischen geben den historischen Kern auf, und beginnen ein neues, modernes Leben am Dorfrand oder sie verlassen den Ort ganz. Historische Strukturen wie eine Kellerreihe oder ein Kellerdorf, können diese Sukzession gut bedienen. Sie können entweder einen alternativen Baugrund für die Einheimischen bieten oder zum Zentrum für Touristen werden. Nach der Aufgabe der ursprünglichen Funktion bieten sich die stehen gelassenen leeren Gebäude in den historischen Dorfkernen für eine touristische Nutzung an. »Städtischem« Korso oder einem Freilichtmuseum ähnelnde Straßen zeigen den Prozess dieser Umstrukturierung.

Die Umwandlung der historischen Dorfmitte zum Erholungszentrum ist nicht nur eine Frage der unterschiedlichen Lebensweise von Dorfbewohnern und Gästen, sie wird auch durch die Art des Tourismus beeinflusst. Mit der Zeit rückt die Bedeutung des Tourismus in den Vordergrund, da das Herausbilden der Erlebnisgesellschaft die Unterschiede nivelliert (zumindest was das Streben nach Freizeitwünschen bestimmt; mittlerweile driften auch soziale Möglichkeiten extrem auseinander). Festivaltourismus führt zur Vergrößerung einzelner Gebäude und später zum Entstehen von Hotelangeboten, während die Ferienhausbesitzer mehr zur Expansion der Siedlung beitragen. Die Letzteren beanspruchen in der Regel auch Gartenflächen. Durch Modernisierung können sogar luxuriöse Altbauten entstehen.

Für die alte Bausubstanz ist es keineswegs gleichgültig, wie viel Zeit der neue Besitzer darin verbringt. Falls es tatsächlich nur ein Wochenendhaus ist, so ist der Anspruch für eine Modernisierung geringer, da die Unbequemlichkeiten der ein- bis zweittägigen Aufenthalte im Hinblick auf den Genuss der Dorfromantik in Kauf genommen werden. Falls die Aufenhalte jedoch länger dauern, so sind auch die Wünsche vorhanden, den städtischen Wohnkomfort im Zweitwohnsitz zu installieren. Das alles führt zum Einsatz moderner Baustoffe und zum Rückgang der originalen Bausubstanz.

Abschließend kann festgestellt werden, dass die Weinbauorte grundlegend gute Voraussetzungen mitbringen, die Erlebnisgesellschaft zu bedienen. Ihre schöne Umgebung bietet ästhetische Genüsse, aus den Winzereitraditionen können zeitgemäße Gastwirtschaftsformen entstehen. Die Nutzung des historischen Erbes ist jedoch nicht selbstverständlich. Zahlreiche wirtschaftliche und besiedlungsstrukturelle Voraussetzungen legen fest, in welche Richtung sich ein Ort entwickelt: Bleibt etwas von der ursprünglichen Raumplanung erhalten oder ensteht ein Urlaubsbereich ohne Struktur? Der Tourismus dient dem Siedlungscharakter und zerstört ihn zugleich. Er benötigt zwar die Ästhetik der alten Ortskerne, aber die denkmalpflegerischen Ansprüche entsprechen nicht immer den Modernisierungswünschen der ortsansässigen Bevölkerung und der Gäste.

Máté Tamáska, Viticultural Villages in Austria, Hungary, and Slovakia. Between Architectural Heritage and Leisure Society

In this paper the author will first give an outline of the individual viticultural villages based on their specific features and developmental differences. This section will be followed by an overview of the regional and global modernization processes influencing these villages. The main body of the paper focuses on the repercussions that leisure society has on the architecture of the viticultural villages. Based on a typology the author compares and interprets the various developments.

neuerDings

Quer durch Europa bis ins Museum
Ein Rucksack und seine Bedeutungsebenen

Im Herbst 2010 wurde dem Österreichischen Museum für Volkskunde von Franz Jungmayer aus Wien ein Reiserucksack mit Tragegestell zur Übernahme in die Sammlungen angeboten. Herr Jungmayer war mit diesem Rucksack auf zahlreichen Reisen gewesen, wovon 21 Abzeichen aus Stoff und Kunststoff künden, die auf den Rucksack aufgenäht beziehungsweise genietet sind. Der Brief, in dem uns der Rucksack angeboten wurde, weist explizit auf diese »Aufnäher aus Europa« hin, die also für ihren Sammler einen eigenen Wert darstellen und damit durchaus typisch sind für das, was Souvenirs im Allgemeinen an Bedeutungsinhalten transportieren. Sie dienen zunächst als Beweis für die tatsächliche Anwesenheit am fernen Ort[1] und steigern das Prestige des Besitzers durch das gehäufte Auftreten noch, indem dieses die Aura des Vielgereisten (konnotiert mit gebildet, erfahren, mutig und flexibel) verstärkt. Der Wert des so erworbenen kulturellen Kapitals[2] wird in diesem Fall dadurch vermehrt, dass die Reisen mit dem Rucksack unternommen wurden, wenn auch nur die früheren »echtes« Backpacking waren, die späteren jedoch in Reisegruppen mit dem Bus stattgefunden haben. Souvenirs sind jedoch auch so genannte metonymische Objekte[3], also Dinge, in die eine über ihren Gebrauchswert hinausgehende Bedeutung eingeschrieben ist, die auf etwas – das allerdings in Zusammenhang mit ihnen steht – verweisen: Souvenirs sind mit Erinnerungen verknüpft, die jedoch in der Regel nicht ganz privat sind, sondern kommuniziert werden wollen. Im Falle des vorliegenden Rucksacks wird dies schon dadurch offenbar, dass er selbst ein Gegenstand ist, der öffentlich sichtbar wird, wenn er verwendet wird, und mit ihm auch die an ihm angebrachten Souvenirs. So machte Herr

1 Konrad Köstlin: Das Souvenir. In: Dinge des Alltags. Objekte zu Kultur und Lebensweise in Österreich seit 1945 (=Kataloge der Oberösterreichischen Landesmuseen, N.S. 17). Weitra o.J. [2004], S. 62.

2 vgl. Jana Binder: Globality. Eine Ethnographie über Backpacker (=Forum Europäische Ethnologie, 7). Münster 2005, S. 158 ff.

3 Günther Oesterle: Souvenir und Andenken. In: Der Souvenir. Erinnerungen in Dingen von der Reliquie zum Andenken. Frankfurt a. M. 2006, S. 16–45, hier S. 20.

Jungmayer in seinem Brief deutlich, dass er bei einer Übernahme des Rucksacks in die Sammlungen des Museums von seinen Reisen erzählen wolle, und er legte Fotos bei, die auf diesen Reisen entstanden waren (als Beispiel siehe Abb. 1). Auch Fotos gelten als klassische »Beweisstücke« und Mittel der Verortung der Reise im Alltag.[4]

Die erste Reise fand 1959 statt und führte – zufällig, wie Herr Jungmayer betonte – mit der Bahn nach Amsterdam und weiter nach Haarlem und auf die Insel Texel. Auf dem Rucksack sind zwei idente Abzeichen von dieser Reise durch die Niederlande angebracht, die selbstverständlich u.a. eine Windmühle zeigen. Die weiteren Abzeichen, die in ähnlicher Weise das als landestypisch Festgelegte verdichten sollen und häufig auf Wappen oder Flaggen zurück greifen, wurden auf Reisen nach Schweden, auf die Balearen, nach Schottland, Korsika, in die Schweiz, nach Dänemark, Irland und in das frühere Jugoslawien erworben, wobei häufig mehrere Aufnäher auf einer Reise erstanden wurden. Interessant ist dabei, dass Herr Jungmayer nicht von allen seinen Reisen ein Abzeichen mitbrachte. So unternahm er Reisen nach Italien, Griechenland und Island, die auf dem Rucksack unsichtbar bleiben. Dies erklärt Herr Jungmayer damit, dass er das Geld für die betreffenden Reisen durch Arbeit vor Ort verdiente, z.B. mit dem Flicken von Segeln, und er daher keine Zeit hatte, ein Souvenir zu besorgen. Allerdings trügt die Erinnerung in diesem Punkt, denn die Reisen, auf denen er arbeitete, decken sich nicht völlig mit jenen Reisen, von denen es kein Abzeichen gibt. Auch dieser potentielle »Erinnerungsverfall«, der im Übrigen ein Merkmal auch von Souvenirs ist[5], kann ein Grund dafür sein, Dinge einem Museum anzuvertrauen, das sie vor dem Eintritt eben dessen zu schützen vermag oder schützen soll; zumindest wird dies allgemein als eine Aufgabe der Institution Museum betrachtet.

4 Elisabeth Fendl, Klara Löffler: Die Reise im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit: zum Beispiel Diaabend. In: Christiane Cantauw (Hg.): Arbeit, Freizeit, Reisen. Die feinen Unterschiede im Alltag. 3. Arbeitstagung der DGV-Kommission Tourismusforschung vom 23. bis zum 25. März 1994 (=Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 88). Münster, New York 1995, S. 55–68, hier S. 56.

5 Oesterle (wie Anm. 3), S. 38.

Abb. 1 Korsika, 1974
© Österreichisches Museum für Volkskunde, Fotosammlung

Jedenfalls kann der Rucksack selbst als Erinnerungsstück eines Reiselebens angesehen werden. Genauso wie er eine andere Identität Herrn Jungmayers repräsentiert, nämlich die des (vorwiegend Jazz-) Musikers Jungmayer, der im Rucksack sein Flügelhorn transportierte – und dies mitunter sogar auf größeren Reisen, wie ein Foto belegt, das ihn in Island 1980 vor dem Reisebus flügelhornblasend zeigt.

Was den Rucksack dazu eignet, ein Museumsstück zu werden, war jedoch nach Meinung des Besitzers nicht nur seine Eigenschaft als Erinnerungsträger und Träger von Identitäten (zwar privat, doch eine Öffentlichkeit suchend[6]), sondern die Tatsache, dass ihn Herr Jungmayer selbst von Hand gefertigt hatte, er also, wie er es in seinem Brief ausdrückte, ein »Original« ist. Seine Lehre im Ledergalanteriewarenerzeugungs- und Taschnergewerbe absolvierte Franz Jungmayer von 1953 bis 1956 bei Firma Janda, Wien 7, bei der er noch ein Jahr tätig

6 Vgl. Fendl und Löffler (wie Anm. 4), S. 68.

Fotos Isabella Joichl
© Österreichisches Museum für Volkskunde

war, bevor er schließlich in den Postdienst übertrat; bis heute fertigt er noch einzelne spezielle Stücke, unter anderem für den Österreichischen Falknerorden. Den Rucksack stellte er aus Kalbsfell, Leinen und Schweinsleder her und befestigte ihn auf einem Aluminiumgestell, das er zu diesem Zweck kaufte. Das Stück ist rund 50 cm hoch, 50 cm breit und 17 cm tief, sorgfältig gearbeitet, mit zahlreichen Ziernähten, Ösen und Lederflechtwerk, mit Seitenfächern und Metallringen zum Anhängen von zusätzlichen Behältnissen. Herr Jungmayer übernachtete zunächst auf Campingplätzen oder in Jugendherbergen, wo er Gelegenheit hatte, Wäsche zu waschen. Deshalb war, laut seiner Aussage, der Platzbedarf für Wäsche auf seinen Reisen eher gering. Ein rot-weiß-rotes Stück Geschenkband, an der Innenseite der Verschlussklappe angebracht, erinnert – quasi als »Heimatsouvenir« – an den Ausgangs- und Endpunkt jeder Reise.

Die Fertigung von Hand, die Materialien Fell, Leinen und Leder lassen den Rucksack wertvoll und somit erhaltenswert erscheinen. Sie gehören gefühlsmäßig der Vormoderne an (gerade auch deshalb ist es sehr modern, Accessoires aus Naturmaterialien zu tragen), sie werden als Relikte einer vergangenen Zeit gedacht und erscheinen allein deshalb als bewahrens- und rettenswert, womit die Volkskunde/Europäische Ethnologie einige Erfahrung hat. Dass der Rucksack ein Unikat ist, scheint ihn zusätzlich vom Bereich des Kunsthandwerks ein Stück weit in Richtung Kunstwerk empor und von der industriellen »Massenware« der Moderne abzuheben, eine Sichtweise, die selbst ein Produkt der Moderne ist – ebenso wie Souvenirs und der Rucksacktourismus als (scheinbare) Gegenbewegung zum Massentourismus.

Dass der Rucksack im Alltag nichts mehr zu suchen hatte und bereits ein Stück Museum war, zeigte sich für Franz Jungmayer deutlich in einem Vorfall, der ihn letztendlich dazu bewog, den Rucksack dem Österreichischen Museum für Volkskunde anzubieten: Am Westbahnhof wurde er von einer Gruppe Pelzgegner als »Tiermörder« beschimpft. Daraufhin legte er sich ein modernes Gigbag aus Kunststoff für das Flügelhorn zu.

Der Rucksack, den Herr Jungmayer in den 1950er-Jahren für seine Reisen anfertigte, ist ein ideales Museumsstück. Seine Herstellungs- und Gebrauchsgeschichte ist durch das Gespräch mit seinem Besitzer und Hersteller, durch die Briefe und Fotos, die teilweise in die Fotosammlung des Museums eingingen, ausgezeichnet belegt. Er stellt ein Zeugnis für die Mobilitätsgeschichte des 20. Jahrhunderts dar, in der

der Rucksack eine besondere Stellung einnimmt[7]. Und er ist ein Zeugnis für große Themen der Moderne, für die Fragen nach Individuum und Masse, privat und öffentlich, sowie für die Probleme, Diskurse und Bedeutungsverschiebungen rund um die Musealisierung des Alltäglichen.[8] Der Rucksack wurde mit der Inventarnummer ÖMV/85.236 in die Bestände des Österreichischen Museums für Volkskunde aufgenommen.

Kathrin Pallestrang

7 Claire Wilcox: A Century of Bags. Icons of Style in the 20th Century. New Jersey, London 1997, S. 148-149.

8 Vgl. dazu u.a. Eva Sturm: Konservierte Welt. Museum und Musealisierung. Berlin 1991.

Chronik der Volkskunde

Jahresbericht des Vereins und des Österreichischen Museums für Volkskunde 2010

Einführung

Nach der vom Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur (BMUKK) im September 2008 eingeleiteten Planung zur Errichtung eines neuen Kulturmuseums in Wien, das aus einer Fusion der traditionsreichen Museen für Volks- und Völkerkunde hervorgehen und neue Perspektiven in der kulturwissenschaftlichen Museologie eröffnen sollte, fanden die Gespräche nach nahezu drei Jahren im April 2011 ihr vorläufiges Ende. Fazit aus dem Diskussionsprozess: Museumspolitik im Moonwalk (Patrick Lieben) oder: Wie bewege ich mich vorwärts und komme weiter hinten an.

Die Chronologie der Ereignisse: Im September 2008 war man von Seiten des BMUKK/Sektion IV an das Österreichische Museum für Volkskunde (ÖMV), das Kunsthistorische Museum (KHM) und an das Museum für Völkerkunde (MVK) herangetreten, um im Rahmen einer Arbeitsgemeinschaft einen Diskussionsprozess mit dem Ziel zu beginnen, die inhaltlichen sowie strukturellen Rahmenbedingungen für eine Fusion des ÖMV mit dem MVK als Basis für ein neues Kulturmuseum am Standort Heldenplatz festzulegen. Die konkreten Planungsarbeiten starteten im Dezember 2008.

Im Mai 2009 wurde von dieser Arbeitsgruppe ein umfassendes Grundlagenpapier zur Entwicklung, Organisation und Finanzierung des Museumsprojekts vorgelegt, das breite (fachliche wie mediale) Zustimmung fand. Ein Zitat aus dem Mission Statement umreißt die Vorstellungen zur Sinnstiftung für dieses neue Museum: »Als lebendiger Ort der Begegnung mit Zeugnissen fremder und vertrauter Lebenswelten der Gegenwart und Vergangenheit erweckt und vertieft das MUSEUM^{NEU} das Verständnis für die Ursachen, Bedeutung und Wertschätzung der kulturellen Vielfalt in einer globalisierten Welt.«

Die eingeladenen ExpertInnen machten in diesem Papier auch konkrete Vorschläge hinsichtlich der notwendigen rechtlichen Grundlagen für eine geeignete Organisationsstruktur.

Zitat (Grundlagenpapier, Status: 08.06.2009):

»Ein MUSEUM^{NEU} mit dem vorliegenden zukunftsorientierten Konzept erfordert den Status einer eigenen unabhängigen wissenschaftlichen Anstalt und juristischen Person. Diese neue wissenschaftliche Anstalt geht eine vertragliche Bindung mit einer zentralen abgespaltenen kaufmännischen Serviceeinheit ein, die ebenso Agenden für das Kunsthistorische Museum oder andere Museen übernehmen könnte.

Die Abspaltung des Völkerkundemuseums aus der wissenschaftlichen Anstalt Kunsthistorisches Museum mit MVK und ÖTM zur Gründung des MUSEUM^{NEU}, das aus der Fusion mit dem Österreichischen Museum für Volkskunde hervorgeht, erfordert die Neufassung des Museumsgesetzes.

Eine zu erstellende Geschäftsordnung definiert und regelt die Beziehungen zur neutralen kaufmännischen Serviceeinheit, insbesondere Kompetenzbereiche, Entscheidungswege und Dirimierungsrechte.

Durch die Auslagerung bestimmter kaufmännischer Agenden an die zentrale Serviceeinheit ergeben sich Synergien in den folgenden Bereichen: Personalverwaltung und -verrechnung, Gebäudeverwaltung, Sicherheitstechnik und -personal, Einkauf, Buchhaltung, Controlling, IT, Rechtsbetreuung.«

Auf Basis dieser Festlegung der Arbeitsgruppe erfolgte im Oktober 2009 eine Information an Bundesministerin Dr. Claudia Schmied durch die Sektion.

Zitat: (votum, BMUKK Sektion IV, 09.10.2009)

Governance: »Zentrale Serviceeinheit: Die Arbeitsgruppe war sich nach intensiver Auseinandersetzung einig darüber, dass die bisherige Konstellation des MVK als untergeordnete Institution des KHM aus unterschiedlichen Gründen nicht funktioniert hat. Das vorliegende zukunftsorientierte Konzept erfordert daher den Status einer eigenen unabhängigen wissenschaftlichen Anstalt und juristischen Person. Diese neue wissenschaftliche Anstalt geht eine vertragliche Bindung mit einer zentralen abgespaltenen kaufmännischen Serviceeinheit ein, die auch das KHM selbst sein kann (v.a. um die entstandenen Synergien beibehalten zu können). Durch die

Auslagerung bestimmter kaufmännischer Agenden an die zentrale Serviceeinheit ergeben sich Synergien in den folgenden Bereichen: Personalverwaltung und -verrechnung, Gebäudeverwaltung, Sicherheitstechnik und -personal, Einkauf, Buchhaltung, Controlling, IT und Rechtsbetreuung

Gesetzliche Grundlage: Die Abspaltung des MVK aus der wissenschaftlichen Anstalt Kunsthistorisches Museum mit MVK und ÖTM zur Gründung des MUSEUM^{NEU} erfordert die mittelfristige Neufassung des Museumsgesetzes. Eine zu erstellende Geschäftsordnung definiert und regelt die Beziehungen zur neutralen kaufmännischen Serviceeinheit, insbesondere Kompetenzbereiche, Entscheidungswege und Dirimierungsrechte.«

Ausgehend von der Forderung nach einem autonomen Museum im Rahmen einer Novellierung des Bundesmuseumsgesetzes zeigten die VertreterInnen des MVK und ÖMV im Verlauf der weiteren Diskussion in der Arbeitsgruppe durchaus Flexibilität hinsichtlich der Gestaltung der notwendigen Autonomie.

Die Hauptproblematik besteht in der Verwaltung und Steuerung des Völkerkundemuseums durch ein Kunstmuseum (KHM). Um diese Situation zu verändern, hätte auch eine Adaptierung der Museumsordnung – die bei einer Fusion sowieso zu verändern gewesen wäre – genügt. Weiters hätte es einer Ergänzung des KHM-Kuratoriums und einige Veränderungen, die im Rahmen einer Geschäftsordnung zu regeln wären, bedurft, sowie einer Erweiterung der Direktorenkonferenz. Sämtliche Anpassungen wären leicht umzusetzen gewesen und hätten die vier wesentlichen Parameter für ein prosperierendes Museum geschaffen: *inhaltliche Letztverantwortung, räumliche Letztverantwortung, finanzielle und personelle Eigenständigkeit.* Nicht zuletzt ginge es hier um die Implementierung eines der aufgrund der Bedeutung seiner Sammlungen größten und wichtigsten Kulturmuseen Europas, das im Sinne ökonomischer Synergienbildung mit dem KHM kooperieren könnte.

Stattdessen wurde in den Verhandlungen von Seiten des BMUKK und KHM nur auf informelle Strukturen verwiesen. Mit Sätzen wie »es kommt nur auf die handelnden Personen an« und »das kann man dann alles vereinbaren« wären fehlende rechtlich verbindliche Strukturen, die ein solches Museum bräuchte, jedenfalls nicht zu kompensieren gewesen. Der Abgang des letzten Direktors des VKM, Dr. Christian Feest, im Herbst 2010 hat mit aller Deutlichkeit gezeigt, wie mit Kom-

petenz und konstruktiver Strukturkritik in der vorhandenen Organisationsstruktur des KHM umgegangen wird.

Seitens der Eigentümervertreter sowie Verwalter (BMUKK und KHM) des Völkerkundemuseums wurde in der Deutung der fehlenden öffentlichen Präsenz des Völkerkundemuseums immer wieder auf mangelnde Kooperation der Beschäftigten jenes Hauses verwiesen. Nie wurde gefragt, ob möglicherweise die Organisationsstruktur zwischen KHM und MVK einfach nicht den Voraussetzungen für aktives, selbstverantwortliches Handeln entspricht und einer Entwicklung des Völkerkundemuseums entgegenstehen könnte.

Die Bemühungen der Arbeitsgruppe, das Projekt kulturpolitisch voranzutreiben, mündeten in einem parlamentarischen Entschließungsantrag, der von SPÖ, ÖVP und GRÜNEN gemeinsam eingebracht wurde. Im Juli 2010 erging an Bundesministerin Claudia Schmied die Aufforderung »alle rechtlichen, organisatorischen, personalrechtlichen und finanziellen Vorkehrungen zu prüfen, die eine Zusammenführung des Museums für Völkerkunde und des Österreichischen Volkskundemuseums zum MUSEUM^{NEU} (Arbeitstitel) als *eigenständige* Einrichtung ermöglichen und dem Nationalrat darüber zu berichten«.

Ein Team aus dem Volkskunde- und Völkerkundemuseum hat in bester kooperativer Atmosphäre knapp zwei Jahre – bis zum unfreiwilligen Abgang von Christian Feest zu Ende des Jahres 2010 – gemeinsam an einem Projekt gearbeitet, das die Museumslandschaft Wiens und Österreichs entscheidend erweitert und ihr international Reputation eingebracht hätte. Seit damals hatte das Völkerkundemuseum in der fortlaufenden Diskussion keine Stimme mehr.

Im Kulturausschuss vom 16. März 2011 schließlich stellte Bundesministerin Claudia Schmied die Integration der Volkskunde in die Völkerkunde unter Beibehaltung der bestehenden Strukturen des KHM als aus ihrer Sicht einzige derzeit mögliche Vision eines neuen Kulturmuseums dar. Dieser Aussage liegt ein Vertragsvorschlag zugrunde, der als »Memorandum of Understanding« (MoU) Anfang Februar 2011 vom BMUKK ausgehend über das KHM dem Verein für Volkskunde zugestellt wurde. Die darin enthaltenen Paragraphen bilden eine unüberbrückbare Distanz zu den ursprünglich für notwendig erachteten rechtlich/organisatorischen Grundlagen für ein neues Kulturmuseum.

Den vorgelegten Vorschlägen zuzustimmen hieße:

> sämtliche Inhalte und daraus folgende Kooperationen und Entwicklungen mit der Leitung eines Kunsthistorischen Museums abstimmen zu müssen
> sich einer Direktion unterzuordnen, die keinen inhaltlichen Bezug zur Ethnologie und schon gar nicht zur Europäischen Ethnologie hat
> jegliche Entscheidungsgewalt über organisatorische Abläufe zu verlieren
> jegliche inhaltliche Hoheit in Bezug auf ihre Gesamtwirkung auf Museum und Öffentlichkeit aufzugeben
> keine Prokura zu haben und damit jegliche eigenständige Entwicklungsmöglichkeit von Inhalten, Strukturen, Kooperationen und Öffentlichkeit zu verlieren
> die Abteilung einer Abteilung eines Kunstmuseums zu sein
> als institutionalisierte Wissenschaft aus dem Blickfeld der Öffentlichkeit zu verschwinden

Unter Bedachtnahme auf die wissenschaftshistorische, kulturelle sowie gesellschaftliche Bedeutung des seit 1894 bestehenden Vereins für Volkskunde in seiner Rolle als Begründer und Träger des Faches Volkskunde/Europäische Ethnologie in Österreich und vor dem Hintergrund fehlender grundlegender Autonomieparameter (Inhalt, Raum, Finanzen, Personal) innerhalb der KHM-Gruppe sah sich der Vorstand des Vereins aus inhaltlichen, museologischen wie organisatorischen Überlegungen heraus außer Stande, das Projekt MUSEUM^{NEU} unter oben genannten Bedingungen weiter zu verfolgen.

Das Österreichische Museum für Volkskunde hat in dem mehrere Jahre dauernden Prozess mehrfach bewiesen, an einer Vision mit bestmöglicher Umsetzungsperspektive mitarbeiten zu wollen. Mit dem Ziel, ein modernes, kulturwissenschaftliches, besucherorientiertes Museum zu schaffen, hat es das in bester Kooperation mit der Völkerkunde, unter Nachweis größter Flexibilität beim projektierten Einsatz finanzieller Mittel für die Umsetzung sowie mit Rücksicht auf institutionelle Interessen Dritter getan.

Die Direktion des Volkskundemuseums bedauert diese Entwicklung, da eine erfolgversprechende Idee mit entsprechender gesellschaftlicher Wirkkraft vorerst nicht umgesetzt werden kann. Das Österreichische Museum für Volkskunde wird unter den gegebenen Umständen weiterhin seine Arbeit am Standort 1080 Wien fortsetzen

und weiterentwickeln und wird in Zukunft das Völkerkundemuseum in seine aktive Netzwerkarbeit verstärkt einbeziehen. Möglicherweise lässt sich das Projekt MUSEUM[NEU], das aus einer institutionellen Verknüpfung zweier Wissenschaften entstünde, zu einem späteren Zeitpunkt unter anderen Voraussetzungen wieder aufnehmen.

Veranstaltungskalender 2010

21.1.	Was Textilien erzählen können. Vortrag von Univ.-Lekt. Dr. Angela Völker-Prohaska
12.2.	Prinz Eugen. Feldherr, Philosoph und Kunstfreund. Führung durch die Ausstellung im Unteren Belvedere, Orangerie, Rennweg 6, 1030 Wien, von Ausstellungskuratorin Marie Louise von Plessen
25.2.	Bilderbibel Fastentuch. Textilkunst zur volksfrommen Belehrung. Vortrag von HR Dir. Dr. Margot Schindler
4.3.	Sitting Bull und seine Welt. Führung im Museum für Völkerkunde, Neue Burg, 1010 Wien, von Dir. Univ.-Prof. Dr. Christian Feest
5.3.	Textilzentren Haslach an der Mühl und Helfenberg im Mühlviertel/OÖ. Busexkursion des Vereins für Volkskunde, Reiseleitung: Mag. (FH) Elisabeth Egger
13.3	Finissage der Ausstellung »Tuchintarsien in Europa. Von 1500 bis heute« und Familientag
9.4.	Ordentliche Generalversammlung 2010 des Vereins für Volkskunde Vortrag von em. o. Univ.-Prof. Dr. Konrad Köstlin »Wilde Leute, Fellheilige und Narren«
22.4.	Nepal – ethnographische Seitenblicke. Vortrag von Univ.-Prof.i.R. Dr. Olaf Bockhorn
29.4.	1. Mai. Demonstration, Tradition, Repräsentation. Ausstellungseröffnung
6.5.	Der 1. Mai – Utopie. Symbol. Inszenierung. Buchpräsentation von Wolfgang Maderthaner und Michaela Maier (Hg.)
1.6.	Proletarisches Kino in Österreich. Vortrag mit Filmbeispielen von Dr. Christian Dewald, Filmarchiv Austria

18.6.	Schlag zu! Workshop & Podiumsdiskussion. Moderation: PrekärCafé
22.6.	»Linke« Musik in Großbritannien und USA. Vortrag mit Univ.-Doz. Dr. Wolfgang Maderthaner und ao. Univ.-Prof. Dr. Roman Horak
25.6.	Fahrt ins Innviertel. Busexkursion des Vereins für Volkskunde. Reiseleitung: Dr. Claudia Peschel-Wacha
27.6.	Familien-Jazzmatinee von Soroptimist International
8.7.	espressofilm – Kurzfilm einen Sommer lang. Eröffnung der von 8. Juli bis 27. August 2010 jeweils freitags und samstags ab 21.30 Uhr im Garten des Österreichischen Museums für Volkskunde stattfindenden Kinoabende
3.9.	Lieder zum 1. Mai im September. Bekanntes, Kurioses, Internationales. Mitsingkonzert mit Chris Peterka und Lars Karlsson
12.9.	Der 1. Mai. Demonstration, Tradition, Repräsentation. Finissage der Ausstellung
16.9.	Objekte im Fokus: Mit Federkiel, Tinte und Streusand. Schreibzeuge aus drei Jahrhunderten. Eröffnung der Ausstellung
2.10.	Lange Nacht der Museen. Willkommen in der Schreibwerkstatt!
9.10.	Wo ich bin, ist hier – alles andere ist dort. Lesung und Gespräch mit dem Autor und Übersetzer Peter Waterhouse
26.10.	Heilige in Europa. Kult und Politik. Eröffnung der Ausstellung
4.11.	Heiligsprechung in der römisch-katholischen Kirche. Geschichte und Ablauf eines kirchenrechtlichen Verfahrens. Vortrag von Mag. Andreas Lotz LL.M.
7.11.	Leonhardiritt in Pettenbach/Heiligenleithen in OÖ mit Besuch des Stiftes Kremsmünster. Busexkursion des Vereins für Volkskunde, Reiseleitung: Hon.-Prof. HR Dir.i.R. Dr. Franz Grieshofer
8.11.	Leben und Wirken des Heiligen Kosmas von Ätolien und seine Bedeutung für das griechische Nationalbewusstsein. Vortrag von Dr. Thede Kahl
18.–20.11.	Museum und Migration. Internationale Tagung veranstaltet von Forschungszentrum für historische Minderheiten,

	Institut für Wissenschaft und Kunst, Österreichisches Museum für Volkskunde in Kooperation mit Museumsbund Österreich
25.11.	Kirill und Method: Slawenapostel, nationale Identitätsfiguren und Patrone Europas. Vortrag von Univ.-Prof. Mag. Dr. Rudolf Prokschi
30.11.	Sakraler Raum, Politik und die Ordnung der Heiligen. Rundgang durch die Wallfahrtskirche Mariahilf, Barnabitengasse 14, 1060 Wien, mit Dr. Jens Wietschorke
02.12.	Die ukrainisch-katholische Kirche, ihre Geschichte, ihre Liturgie. Vortrag von Msgr. Mag. Franz Schlegl
08.12.	Heimkommen. Lyrik von Theresia Oblasser. Lesung der Autorin
9.12.	Bauernmöbel. Führung durch die Aufstellung der Objekte im Palais Dorotheum, Dorotheergasse 17, 1010 Wien, mit Hon.-Prof. HR. Dir.i.R. Dr. Franz Grieshofer

Ausstellungen 2010

Tuchintarsien in Europa von 1500 bis heute

1. Oktober 2009 bis 14. März 2010
Kuratierung und Organisation: Dagmar Neuland-Kitzerow, Salwa Joram, Berlin; Birgit Johler, Elisabeth Egger, Wien

Die Ausstellung wurde vom Museum Europäischer Kulturen in Berlin in Kooperation mit dem Österreichischen Museum für Volkskunde und weiteren Ausstellungspartnern organisiert. 30 Originalexponate dieser raren Kunstgattung aus Großbritannien, Deutschland, Österreich, der Schweiz, Polen und Australien wurden in Wien zum ersten Mal gezeigt und trafen auf ungeteilte Begeisterung. Die Werke waren nicht nur in ihrer Technik und Farbigkeit einmalig, sondern offenbarten auch Bildgeschichten, die man im Rahmen der Ausstellung mit Vergnügen und oft auch mit Verwunderung zu lesen lernte.

Die Ausstellung ging im Anschluss nach Bautzen/D und nach Leeds/GB.

1. Mai
Demonstration, Tradition, Repräsentation
29. April bis 12. September 2010
Kuratoren und Kuratorinnen: Matthias Beitl, Sema Colpan, Birgit Johler, Herbert Justnik, Fritz Keller, Wolfgang Maderthaner, Michaela Maier, Kathrin Pallestrang, Margot Schindler, Marcus Strohmeier

Anachronistischer Feiertag, (Massen-)Event oder Kampftag für prekär gewordene Arbeitsverhältnisse? Anhand der materiellen Kultur dieses Feiertages und seiner visuellen Präsenz in der Öffentlichkeit vermittelte die Ausstellung die sozialen, alltags- und massenkulturellen Aspekte der Maifeiern. Dabei begab sie sich auf eine Epochen übergreifende Spurensuche entlang historischer Meilensteine vom Beginn der Inszenierung des 1. Mai im Jahr 1890 über seine Institutionalisierung bis zu seiner Bedeutung in der Gegenwart. Sie ermöglichte über Wien und Österreich hinausgehend Einblicke in historische Verläufe und Brüche der Feiertradition dieses politischen Fest- und Kampftages. Die Ausstellung anlässlich »120 Jahre 1. Mai« war ein Gemeinschaftsprojekt zwischen dem Verband Österreichischer Gewerkschaftlicher Bildung (VÖGB), dem Verein für Geschichte der Arbeiterbewegung (VGA) und dem Österreichischen Museum für Volkskunde. Eine Vortrags- und Filmreihe sowie Sonderführungen und Workshops begleiteten die Ausstellung.

Heilige in Europa. Kult und Politik
26. Oktober 2010 bis 13. Februar 2011
Kuratoren: Herbert Nikitsch, Kathrin Pallestrang
Objektrecherche und Organisation: Elisabeth Egger, Nora Witzmann
Wissenschaftliche Assistenz: Barbara Schaffer-Weinzettl
Organisatorische Assistenz: Susanne Oberpeilsteiner

Seit der Frühzeit des Christentums stehen Heilige im Zentrum katholisch-religiösen Lebens und Erlebens. Als Fürbitter und Schutzpatrone werden sie angerufen und um Beistand gebeten, als Vorbilder und Zeugen eines heiligmäßigen Lebens in der Nachfolge Christi sind sie Gegenstand bewundernder Ehrfurcht und pietätvoller Nachahmung. Heilige und ihr Kult wurden und werden aber auch in den Dienst verschiedener säkularer (weltanschaulicher und politischer) Vorstellungen

genommen. Dabei wird nicht nur auf traditionelle religiöse Vertrauens- und Verehrungsgestalten zurückgegriffen, es werden auch neue Kultfiguren und Hagiographien geschaffen.

So ging es in dieser Ausstellung nicht nur um den Einsatz, sondern auch um die Transformierung des katholischen Heiligenkults zu profanem Zweck. Es wurden dabei vor allem Heilige vorgestellt, deren Patronat sich über einen größeren geographischen bzw. administrativ-politischen Raum erstreckt – auf Regionen, auf Länder, auf ganz Europa. Thematisiert und illustriert wurden dabei unter anderem folgende Bereiche: die kulturgeschichtlichen und zeitpolitischen Umstände der Kanonisation und der Zu- bzw. Umschreibung der Patronate; die Instrumentalisierung popularer Frömmigkeit für die Sakralisierung und damit Legitimierung von politischer Herrschaft; Motive und Praktiken bei der Erhebung von Heiligen zu den Altären der Kirchen und der Politik; die offiziellen Formen der Propagierung weltlich funktionalisierter Heiligenverehrung und deren Akzeptanz im traditionell-religiösen Milieu.

Zusätzlich fand dieses Jahr ein Pilotprojekt zu einer neuen, kleineren Ausstellungsschiene mit dem Titel *Objekte im Fokus* statt. Diese Reihe wird abwechselnd verschiedene Sammlungsbereiche des Museums in den Blickpunkt rücken.

Der Großteil der Sammlungsbestände der meisten Museen lagert viele Jahre in Depots, bevor das ein oder andere Objekt, meist im Kontext thematischer Sonderausstellungen, für das Publikum sichtbar wird. Auch im Österreichischen Museum für Volkskunde können nur zwei Prozent des Sammlungsbestandes in der permanenten Schausammlung gezeigt werden. Das heißt aber nicht, dass mit dem Rest der Sammlungsobjekte abseits der Schauräume nicht gearbeitet würde. Leihverkehr, Digitalisierung der Sammlung und damit verbundene Neu- bzw. Nachinventarisierungen, Pflege der Objekte und Restaurierung einzelner Stücke, wissenschaftliches Evaluieren und Neubewerten der Sammlungen bringen oft erstaunliches Material zutage: Serien von Dingen, gesammelt nach regionalen, chronologischen, ästhetischen Gesichtspunkten, unterschiedlich in Material und Dekor, bestechend aufgrund der Vielfalt möglicher Varianten oder aufgrund eines speziellen, besonders interessanten Sinnzusammenhangs.

Die neue Ausstellungsserie startete mit dem Pilotprojekt

Mit Federkiel, Tinte und Streusand
Schreibzeuge aus drei Jahrhunderten
16. September bis 3. Oktober 2010
Kuratorin: Claudia Peschel-Wacha

Goethe schrieb damit, Wieland benützte es und Nietzsche sinnierte darüber. Schreibzeuge gehören heute zu den vergessenen Gegenständen. Sie waren zumeist aus Keramik und zierten die Tische der schreibkundigen Bevölkerung. In der Schau waren rund einhundert solcher Schreibzeuge, ausschließlich aus den Beständen des Volkskundemuseums, versammelt. Die Ausstellung war als Begleitangebot zum im Herbst 2010 in Niederösterreich stattgefundenen Internationalen Keramiksymposion ausgerichtet. Mit dieser Ausstellung wurde gleichzeitig auch die Lange Nacht der Museen am 2. Oktober bestritten, wo BesucherInnen sich in verschiedenen Kalligraphie-Künsten üben konnten.

Zum Thema Ausstellungen gehört auch die Vitrine *neuerDings* im Eingangsbereich des Museums, in der seit nunmehr drei Jahren Neuerwerbungen oder Neuentdeckungen des Volkskundemuseums präsentiert werden. Dafür sind Mikrostudien zum Kontext der Objekte erforderlich, die mit einer entsprechenden detaillierten Objektanalyse in regelmäßigen Abständen in der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde erscheinen. 2010 wurden folgende Neuerwerbungen präsentiert:

- ein Spielzeugaltar (Dagmar Butterweck)
- Herr Bloß und die Zither (Elisabeth Egger)
- 6 Original- und Unikatrepliken von Bienenstockstirnbrettern aus Slowenien in Rahmen und Geschenkkarton (Nora Witzmann)
- Christbaum für die Ewigkeit (Claudia Peschel-Wacha)

Mitarbeit an externen Ausstellungen

Niederösterreichische Landesausstellung 2011

Zwei Mitarbeiterinnen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Kathrin Pallestrang und Birgit Johler, waren 2010 auch intensiv in die wissenschaftlichen Vorbereitungen für die NÖ. Landesausstellung 2011 in Petronell-Carnuntum, Bad Deutsch-Altenburg und Hainburg »Erobern – Entdecken – Erleben« eingebunden. Passend zu den besonderen Charakteristika der Region behandelt die Ausstellung ihre Veränderungen über Jahrtausende, von den Römern bis ins Heute. Neben Natur-, Kultur-, Wirtschafts- und Siedlungsgeschichte werden auch technische Entwicklungen beleuchtet. Die beiden Kuratorinnen gestalteten einen Abschnitt der Ausstellung in der Kulturfabrik Hainburg zur Frühgeschichte der volkskundlichen Wissenschaft in Wien.

Das Hotel daheim

Auf Einladung der Institutsvorständin o. Univ.-Prof. Dr. Brigitta Schmidt-Lauber und im Rahmen der dgv-Tagung »Quartier machen – Sterne deuten. Kulturwissenschaftliche Tourismusforschung über das Hotel« (9. Tagung der Kommission für Tourismusforschung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde), Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien, 4.–6. März 2010: Konzeption und Einrichtung einer Schauvitrine mit dem Titel »Das Hotel daheim«. Die Ausstellung rückte jene Dinge ins Blickfeld, die man aus Hotels gelegentlich mit nach Hause nimmt. Kuratorin: Birgit Johler

Wissenschaft

Projekt: Museale Strategien in Zeiten politischer Umbrüche. Das Österreichische Museum für Volkskunde in den Jahren 1930–1950

Projektbearbeiterinnen: Mag.ª Birgit Johler, Mag.ª Magdalena Puchberger
Projektleitung: em. o. Univ.-Prof. Dr. Konrad Köstlin
Projektförderung: Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (FWF)
Projektdauer: 1. April 2010–31. März 2013

Das dreijährige Forschungsprojekt untersucht das Museum in der Laudongasse im 8. Wiener Gemeindebezirk als Institution bzw. Ort früher musealer, wissenschaftlicher und auch angewandter Praktiken der Volkskunde in Wien vor dem Hintergrund sich ändernder politischer Machtverhältnisse. Dabei ist davon auszugehen, dass dieser Ort durch ein bestimmtes Wissen bzw. durch ein spezifisches Wissensmilieu charakterisiert ist. Diese Determinanten können nicht losgelöst von Personen und den jeweiligen politischen Systemen betrachtet werden, d. h. die am Museum angesiedelte Volkskunde ist als Produkt von komplexen Wechselbeziehungen zwischen Wissenschaft und Politik zu verstehen.

Inhaltlich setzt das Forschungsprojekt vier Schwerpunkte, die miteinander in Beziehung zu setzten sind:

- die Sammlungen des Museums
- die für ein Museum zentralen Tätigkeiten Forschen, Ausstellen, Vermitteln
- die Institution im Spiegel der politischen Öffentlichkeit
- die Untersuchung von Beziehungen bzw. Beziehungsstrukturen auf wissenschaftlicher, politischer und persönlicher Ebene

Das Projekt versteht sich als Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte wie auch zur Museumswissenschaft, darüber hinaus sind Impulse für Institutionenforschungen verwandter musealer Einrichtungen zu erwarten.

Projekt: TRA-KER. Tradition aus Ton – Wege zur Wahrnehmung des keramischen Erbes/Tradície z hliny – cesty za poznaním keramického dedicstva
Projektbearbeiterinnen: Mag.[a] Katharina Richter-Kovarik, Dr. Claudia Peschel-Wacha
Projektleitung Wien: HR Dir. Dr. Margot Schindler
Projektförderung: EU-Projekt Creating the Future – Programm zur grenzüberschreitenden Zusammenarbeit Slowakei-Österreich 2007–2013
Projektdauer: September 2010–Oktober 2012

Das Projekt startete nach längerer Vorbereitungszeit im Herbst 2010. Ziel des gemeinsamen Projekts des Slowakischen Nationalmuseums SNM-L'udovit Štúr Museum in Modra/SK und des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien ist es, das Interesse einer breiteren Öffentlichkeit auf eine der ältesten handwerklichen Traditionen, der keramischen Produktion, zu lenken. Im Mittelpunkt stehen die Gebrauchskeramik und keramische Kunstwerke auf beiden Seiten der slowakisch/österreichischen Grenze. Das Projekt umfasst neben Ausstellungen in Wien und Modra eine Forschungsstudie über zeitgenössische Töpfer der genannten Regionen, den wissenschaftlichen und fachlichen Austausch, Förderung der jüngeren Generation der Keramiker und den Aufbau eines permanenten Zentrums für zukünftige Präsentationen lokaler und überregionaler Aktivitäten mit Partnern. Zusätzlich soll das Projekt auch Impulse für den Tourismus beidseits der Grenze und in beiden beteiligten Institutionen setzen.

Dazu lief seit 2009, bislang im Hintergrund, doch im Lauf des Jahres 2011/12 auch für die Öffentlichkeit sichtbar werdend, das von Elisabeth Timm geleitete und vom Wiener Wissenschafts-, Forschungs- und Technologiefonds (WWTF) finanzierte Projekt *Doing kinship with pictures and objects: A laboratory for private and public practices of art.* Das Projekt untersucht mit ethnographischen und künstlerischen Methoden das Verwandtschaft-Machen mit Bildern und Objekten. Das Projekt interessiert sich für verwandtschaftliche Lebensformen als Praxis, also als Verwandtschaft-Machen mit und in Form von materieller (Objekte) und visueller Kultur (Bilder, Filme). Wissenschaft und Kunst treffen sich hierbei in einem experimentellen Labor im Österreichischen Museum für Volkskunde. Hier werden mit partizipativen

Methoden Begegnungen der ProduzentInnen und NutzerInnen der Objekte und Bilder mit KuratorInnen, KünstlerInnen, KulturwissenschaftlerInnen nicht nur ermöglicht, sondern auch repräsentiert und kulturwissenschaftlich untersucht, um so Museumsarbeit als Schnittstelle von populärer, künstlerischer und wissenschaftlicher ästhetischer Praxis zu entwickeln.

Dazu wird im Herbst 2011 ein interaktives bzw. teilweise auch performatives Ausstellungsprojekt starten, das den Titel »Familienmacher. Vom Festhalten, Verbinden und Loswerden« tragen wird.

Weiters startete 2010 ein internes Forschungsprojekt zur Aufarbeitung eines Teiles der Fotosammlung unter dem Arbeitstitel *Volkstypen* durch den Kurator der Fotosammlung, Mag. Herbert Justnik. Die Ergebnisse dieser Forschung sollen in Form einer Ausstellung im Volkskundemuseum anlässlich des »Monats der Fotografie 2012« präsentiert werden.

Das Projekt will anhand der Fotosammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde untersuchen, welche Rolle Fotografien in der Konstruktion von ethnischen Typen in der späten Habsburgermonarchie spielen. Dazu sollen als erstes die Räume (Institutionen, wissenschaftliche sowie populärkulturelle Publikationen und andere Disseminationsorte, Produktionsorte) skizziert werden, in denen die in der Fotosammlung des Museums aufbewahrten Fotografien zirkulierten, um ihr physisches und symbolisches Auftauchen, aber auch ihre wirksamen Absenzen in den wissenschaftlichen und zivilgesellschaftlichen Diskursen der Volkskunde nachzuzeichnen. Innerhalb dieser Räume soll dann untersucht werden, wie die unterschiedlichen politischen Subjekte der Habsburgermonarchie mit diesen Bildern interagierten und welche Rolle diese in den Selbst- und Fremdkonstruktionen dieser Subjekte spielten. Hier soll die These aufgestellt werden, dass die Fotografie für das typologische Denken eine in der wiederholten Affirmation stabilisierende Funktion hat.

Im Hintergrund steht hier die Frage nach dem Funktionieren von Bildeffektivität in der Konstitution von politischen/gesellschaftlichen Subjekten im Verschränkungsbereich mit wissenschaftlichen Diskursformationen.

Die Fotosammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde beteiligt sich auch an dem von o. Univ.-Prof. Dr. Karl Kaser, Universität Graz, geleiteten FWF-Forschungsprojekt »Visualisierung von Familie, Geschlechterbeziehungen und Körper auf dem Balkan (ca. 1860 bis 1950)«. Mag. Barbara Derler erforscht zusammen mit Herbert Justnik die Fotobestände des Volkskundemuseums im Hinblick auf projektrelevantes Material, das reichlich zu finden ist.

Tagung: 26. Österreichische Volkskundetagung »Stofflichkeit in der Kultur« in Kooperation mit dem Österreichischen Fachverband für Volkskunde vom 10. bis 13. November 2010 in Eisenstadt

Tagung: Museum und Migration zusammen mit dem Forschungszentrum für historische Minderheiten und dem IWK, Institut für Wissenschaft und Kunst, in Kooperation mit dem Museumsbund Österreich Österreichisches Museum für Volkskunde, 18. bis 20. November 2010

Daneben finden auch immer wieder eingemietete Tagungen statt, wie 2010 etwa die 5. Wiener Konferenz zu Südostasiatischen Studien »Human Security in South-East Asia« vom 28.–29. Mai 2010 und das Netzwerktreffen »Kritische Migrations- und Grenzregimeforschung« vom 9.–11. Juli 2010.

Publikationen

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde. 64. Band der Neuen Serie (113. Band der Gesamtserie) mit 740 Seiten. Herausgegeben von Margot Schindler unter Mitwirkung von Franz Grieshofer und Konrad Köstlin. Redaktion: Birgit Johler (Abhandlungen, Mitteilungen, neuerDings, Chronik), Michaela Haibl, Herbert Nikitsch (Rezensionsteil).

Volkskunde in Österreich. Nachrichtenblatt des Vereins für Volkskunde. Jahrgang 45, 10 Folgen, 80 Seiten. Redaktion: Dagmar Butterweck.

Birgit Johler, Barbara Staudinger (Hg.) Ist das Jüdisch? Jüdische Volkskunde im historischen Kontext. Beiträge der Tagung des Instituts für jüdische Geschichte Österreichs und des Vereins für Volks-

kunde in Wien vom 19. bis 20. November 2009 im Österreichischen Museum für Volkskunde (=Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 24) Wien 2010, 287 Seiten. ISBN 978-3-900358-30-3

Wolfgang Maderthaner, Michaela Maier [Hrsg.]: Acht Stunden aber wollen wir Mensch sein. Der 1. Mai. Geschichte und Geschichten. Erschien in Zusammenhang mit einer vom Österreichischen Museum für Volkskunde, dem Verein für Geschichte der Arbeiterbewegung und dem Verband österreichischer gewerkschaftlicher Bildung veranstalteten Ausstellung »Der 1. Mai. Demonstration, Tradition, Repräsentation«. Wien, Edition Rot, 2010, 255 S., zahlr. Ill., Literaturangaben. Aus dem Inhalt: Kathrin Pallestrang, Die Erfindung einer Tradition. 18–22; Birgit Johler, Ganz Deutschland unter dem Maibaum. 116–121; Matthias Beitl, 1. Mai 1949 – Vorspiel zum Freiheitsspiel. 136–143; Herbert Justnik, David Schrittesser, Euromayday. 228–233) ISBN 978-3-901485-98-5

Beitl, Matthias [Red.]: Der 1. Mai. Die Verlagsbeilage der Wiener Zeitung erschien anlässlich der Ausstellung »Der 1. Mai. Demonstration, Tradition, Repräsentation« vom 30. Mai–12. September 2010 im Österreichischen Museum für Volkskunde. Mit Beiträgen von: Wolfgang Maderthaner, Marcus Strohmeier, Margot Schindler, Harald Troch, Michaela Maier, Kathrin Pallestrang, Sema Colpan, Birgit Johler, Matthias Beitl, Fritz Keller, Manfred Lang, Herbert Justnik. Verlagsbeilage zur Wiener Zeitung, Wien, Wiener Zeitung GmbH, 2010, 29 S., zahlr. Ill.

Herbert Nikitsch, Kathrin Pallestrang, Margot Schindler, Nora Witzmann (Hg.): Heilige in Europa. Kult und Politik. Wien, Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde, 2010. 132 Seiten, Farbabb., 22x21, brosch. (=Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. 92) ISBN 978-3-902381-16-3

Tagungsteilnahmen von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern

28./29.1.	Dialog im Fach. Horizonte Europäischer Ethnologie/ Volkskunde in und aus Österreich, Österreichisches Museum für Volkskunde zusammen mit dem Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien. Teilnahme: Matthias Beitl, Birgit Johler, Margot Schindler
4.3.	Tagung »Die Ordnung der Dinge: Das Schaudepot« des Vorarlberger Landesmuseums Bregenz, der Museumsakademie Joanneum Graz und des Instituts für Kunst im Kontext, Universität der Künste Berlin in Bregenz. Teilnahme: Elisabeth Egger
14.–20.3.	Workshop »Needlework and »female« arts in Cyprus in the past and now. GRUNDVIG-Programme Education and Culture in Tochni, Zypern. Teilnahme und Vortrag: Margot Schindler, Monika Maislinger
19.3.	Studientag zur Seligsprechung von Abt Karl Braunstorfer im Stift Heiligenkreuz. Teilnahme: Kathrin Pallestrang
21.3.	15. Niederösterreichischen Museumstag in Berndorf. Themenschwerpunkt »Vermittlung«. Teilnahme: Katharina Richter-Kovarik
28./29.5.	Workshop: »Regime | Wie Dominanz organisiert und Ausdruck formalisiert wird« an der Akademie der bildenden Künste Wien. Teilnahme: Herbert Justnik
8.7.	Round Table Gespräch zum Thema »Vermittlung in Wiener Museen«, organisiert von EDUCULT im Wiener Museumsquartier. Teilnahme: Katharina Richter-Kovarik
3.–4.9.	Tagung Keramická figurálna plastika, veranstaltet von Slovenské národné múzeum – Múzeum Ľudovíta Štúra v Modre im Rahmen des II. Festivals Slávností hliny in Modra/SK. Teilnahme und Vortrag: Claudia Peschel-Wacha, Katharina Richter-Kovarik
10.–12.9.	Symposion anlässlich des 70. Geburtstags von Prof. Dr. Bärbel Kerkhoff-Hader »In Europa. Kulturelle Netzwerke – lokal, regional, global«, im Bildungszentrum Kloster Banz/D. Teilnahme und Vortrag: Margot Schindler (Eth-

nologie und Ethnographie in Europa in Bewegung)

18.9. Tagung »educational turn« von Schnittpunkt im Volkskundemuseum, Einführung durch die Vermittlungsabteilung

20.–24.9. Internationales Keramiksymposium in Mautern, NÖ. Teilnahme und Vortrag: Claudia Peschel-Wacha

1.–2.10. 19. BBOS-Museumsfachtagung in Freistadt zum Thema »Christliche Religion im musealen Kontext«. Teilnahme: Katharina Richter-Kovarik, Margot Schindler

6.–9.10. Österreichischer Museumstag in Klagenfurt. Teilnahme und Referat: Claudia Peschel-Wacha

15./16.10. Tagung »Visuelle Medien und Forschung. Über den wissenschaftlich-methodischen Umgang mit Fotografie und Film« im Museum für Fotografie (SMB), Berlin, der Kommissionen Film und Fotografie der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. Teilnahme: Herbert Justnik

4.11. Vorarlberger Landesmuseum, »Mit Dingen erzählen: Die Schausammlung«. Eine Tagung des Vorarlberger Landesmuseums, der Museumsakademie Joanneum und des Instituts für Kunst im Kontext der Universität der Künste Berlin. Teilnahme: Matthias Beitl

14.–15.10. Wissenschaft(sgeschichte) nah am Menschen; Joanneum Graz in Zusammenarbeit mit Institut für Geschichte der Medizin, Wien. Teilnahme: Birgit Johler

10.–13.11. 26. Österreichische Volkskundetagung »Stofflichkeit in der Kultur« in Eisenstadt. Teilnahme: Matthias Beitl, Birgit Johler, Herbert Justnik, Kathrin Pallestrang, Margot Schindler (Podiumsdiskussion)

18.–20.11. Tagung »Museum und Migration« im Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien. Teilnahme: Matthias Beitl und Birgit Johler (Workshopleitung), Herbert Justnik, Kathrin Pallestrang, Margot Schindler (Podiumsdiskussion)

26.11. Workshop Museumsaussichten:heiter bis wolkig. Chancen und Grenzen besucherorientierter Vermittlungsarbeit, Jüdisches Museum Wien. Teilnahme: Claudia Peschel-Wacha

Studienreisen und Exkursionen

5.3.	Busexkursion »Textilzentren Haslach an der Mühl und Helfenberg im Mühlviertel« im Rahmenprogramm der Sonderausstellung »Tuchintarsien in Europa von 1500 bis heute«
25.6.	Busexkursion in das Innviertel
7.10.	Busexkursion zum Leonhardiritt in Pettenbach und Besuch des Stiftes Kremsmünster

Engagement von MuseumsmitarbeiterInnen in Fachverbänden

Margot Schindler: Vorstandsmitglied, Museumsbund Österreich; Stellvertretende Vorsitzende, Österreichischer Fachverband für Volkskunde; Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats des Österreichischen Volksliedwerks

Matthias Beitl: Rechnungsprüfer, Museumsbund Österreich; Board-Mitglied und Webmaster, ICME/International Committee for Museums of Ethnology von ICOM

Claudia Peschel-Wacha: Stellvertretende Vorsitzende des Österreichischen Verbands der KulturvermittlerInnen im Museums- und Ausstellungswesen; National Correspondent von ICOM/CECA in Österreich; Österreich-Korrespondentin des Netzwerks Bürgerschaftliches Engagement im Museum.

Sonstige Aktivitäten

Im gesamten Jahr 2010 konnte durch die Beschäftigung von sechs freien Dienstnehmerinnen eine große digitale Inventarisierungsaktion durchgeführt werden. Dabei wurden speziell Gegenstände aus der Metallsammlung (ca. 3.000 Einzelstücke), aus dem Keramikdepot (3.069 Objekte) und aus dem Bunker durch Restauratorinnen gereinigt und dann fachgerecht fotografiert und inventarisiert. Auf diese Weise sind nun über 30.000 Datensätze in der Datenbank erfasst – teilweise mit

Basisdaten, teilweise ausführlich –, was ungefähr 25 Prozent der gesamten Sammlungen entspricht. Inkludiert sind dabei die laufenden Inventarisierungen durch die Sammlungsleiterinnen.

espressofilm – Kurzfilm einen Sommer lang

8. Juli bis 27. August 2010, jeweils freitags und samstags ab 21.30 Uhr, im Garten des Österreichischen Museums für Volkskunde
Geleitet von: Lisa Neumann und Doris Bauer

Zum ersten Mal war »espressofilm«, das erste international ausgerichtete Sommerkino, in dem ausschließlich Kurzfilmproduktionen zur Aufführung gelangen, im Österreichischen Museum für Volkskunde zu Gast. An 16 Abenden wurde den BesucherInnen internationales Kurzfilmkino auf höchstem Niveau geboten. Die meisten der Filmvorführungen fanden in Anwesenheit der FilmemacherInnen statt. Im Anschluss gab es die Möglichkeit zu Publikumsgesprächen. Das Kurzfilmfestival hatte in diesen beiden Monaten 3.000 Besucherinnen und Besucher, von denen viele auch das Angebot zu einem kostenlosen Besuch des Museums nützten.

Weitere Veranstaltungen im Jahr 2010 waren der Home Movie Day; die alljährliche Familien-Jazzmatinee der drei Clubs der Wiener Soroptimistinnen, deren Erlös dieses Jahr die Restaurierung einer Nepomuk-Statue ermöglichte; der Girl's Day, an dem weibliche Jugendliche Einblick in die Arbeitswelt eines Museumsbetriebes bekamen; die feierliche Übergabe eines Geschenks von Bienentockstirnbrettern an den Vizekanzler a.D. Dr. Erhard Busek durch den Botschafter der Republik Slowenien; eine Lesung mit Peter Waterhouse in der Tiroler Stube im Rahmen eines Spaziergangs im 8. Bezirk zu Raumwahrnehmung und Raumaneignung; eine große Modenschau mit fair produzierter Fashion mit prominenten Models des 8. Bezirks.

2010 fand auch ein dritter Lehrgang für Vereinsmitglieder statt. »Museumsvolunteering – Lehrgang zur Ausbildung von Mitgliedern des Vereins für Volkskunde zu ehrenamtlichen Mitarbeiter/innen des Österreichischen Museums für Volkskunde« gab zwölf Personen die Möglichkeit, aktiv am Geschehen einer österreichischen Kulturinstitution mitzuwirken.

Kooperationen und Leihverkehr

Externe Leihgaben

Deutscher Alpenverein e.V., München »»Hast Du meine Alpen gesehen?« Eine jüdische Beziehungsgeschichte« im Alpinen Museum des Deutschen Alpenvereins München: 3 Objekte

Gemeinde Traunkirchen »Stoakrippe. Die Enichlmayr-Krippe im Weihnachtsort Traunkirchen« im Stiftersaal des Klosters Traunkirchen: 253 Objekte

Heimatmuseum Kaumberg. Museum für Regionalgeschichte und Kultur, Kaumberg »Albanien – ein Land zwischen Kreuz und Halbmond« im Heimatmuseum Kaumberg: 17 Objekte

Jüdisches Museum München »Typisch! Klischees von Juden und Anderen« im Jüdischen Museum München: 1 Objekt

Kunsthistorisches Museum mit MVK und ÖTM wissenschaftliche Anstalt öffentlichen Rechts, Wien »African Lace. Österreichische Stoffe für Nigeria« im Museum für Völkerkunde, Wien: 9 Objekte

NÖ Museum Betriebsges.m.b.H., St. Pölten »Jakob Prandtauer – Leben im Barock« im NÖ Landesmuseum, St. Pölten: 5 Objekte

Schloss Schönbrunn Kultur- und Betriebsges.m.b.H., Wien »Gefaltete Schönheit – Meisterwerke der Serviettenfaltkunst« im Hofmobiliendepot. Möbel Museum Wien: 11 Objekte

Stadt Bautzen, Deutschland »Tuchintarsien in Europa von 1500 bis heute« im Museum Bautzen, Deutschland: 2 Objekte

Verein Vienna Acts, Wien »Zerbrochene Spiegel – Kirik Aynarlar« im SpaceART im Palais Kabelwerk, Wien: 7 Vitrinen

Total: 308 externe Leihgaben

Einnahmen aus dem Titel Leihgebühren: 3.710,– EUR exkl. Mwst.

Externe Dauerleihgaben

Bestattungsmuseum der Bestattung Wien GmbH im Bestattungsmuseum Wien: 2 Objekte

Bezirksmuseum Döbling, Wien: 1 Objekt

Kultur-Service Burgenland GmbH im Haydn-Haus Eisenstadt: 4 Objekte

Verein »Österreichisches Jüdisches Museum in Eisenstadt« im Österreichischen Jüdischen Museum, Eisenstadt: 2 Objekte
Total: 9 externe Dauerleihgaben
Einnahmen aus externen Dauerleihgaben: 90.– EUR exkl. Mwst.

Objekte für interne Ausstellungen aus dem eigenen Sammlungsbestand

»Tuchintarsien in Europa von 1500 bis heute«: 2 Objekte
»Heilige in Europa. Kult und Politik«: 318 Objekte
»neuerDings: Spielzeugaltar«: 50 Objekte
»neuerDings: Restaurierung hl. Wenzel«: 1 Objekt
»neuerDings: Vom Relikt zur Replik – Bienenstockstirnbrettchen«: 1 Objekt
»neuerDings: Christbaum der Ewigkeit«: 1 Objekt
»Objekte im Fokus: Mit Federkiel, Tinte und Streusand. Schreibzeuge aus drei Jahrhunderten«: 115 Objekte
»Vitrinen 1. Raum: Konvolut Schloßbauer / Religiöse Volkskunst«: 19 Objekte
Total: 507 interne Leihgaben

Leihnahmen

Stiftung Preussischer Kulturbesitz, Berlin »Tuchintarsien in Europa von 1500 bis heute« im Museum Europäischer Kulturen, Berlin, Deutschland: 38 Objekte
4 Leihgeber aus Österreich »Der 1. Mai. Demonstration. Tradition. Repräsentation«: 227 Objekte
51 Leihgeber aus Österreich, Deutschland, Schweden und Spanien »Heilige in Europa. Kult und Politik«: 118 Objekte
Total: 383 Leihnahmen

Dauerleihnahmen

Bundesmobilienverwaltung Wien: 2 Objekte

Summe der Objektbewegungen: 1.209
Summe der Einnahmen aus dem Leihverkehr: 3.800,– EUR

Sonstige Kooperationen

Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz, Bundespolizeidirektion Wien, Burgenländisches Landesmuseum Eisenstadt, Center for Insect Science/University of Arizona, Central College Pella, Iowa, USA, Vienna Study Program, Denkmalhof Arlerhof in Abtenau, Dom- und Diözesanmuseum Wien, Erlauftaler Feuerwehrmuseum, Forum Alte Spitze Übach-Palenberg/D, Gemeinde und Kloster Traunkirchen, Geschichtswerkstatt Silbertal, Heimatmuseum Kaumberg, Historisches Museum der Pfalz in Speyer/D, Hofmobiliendepot Wien, Institut für Indologie und Tibetologie der Philipps-Universität Marburg, Fakultät für Physik der Universität Wien – Isotopenforschung, Karl von Vogelsang-Institut Wien, Kunsthalle Krems, KulturKontaktAustria, Kuratorium Wiener Pensionistenwohnhäuser, Landesmuseum Kärnten Klagenfurt, Landesmuseum Ferdinandeum Innsbruck, megaherz gmbh film und fernsehen in Unterföhring, Michaelerkirche Archiv, Montafoner Heimatmuseum Schruns, Museum 1915–18 in Kötschach-Mauthen des Vereins der Dolomitenfreunde, Museum Gröden, OÖ. Landesmuseen, Museum für Völkerkunde Wien, Patchwork Gruppe Wien, Pfahlbaumuseum Unteruhldingen, Raiffeisen Zentral Bank, Studiengang für Konservierung und Restaurierung der Akademie der bildenden Künste Wien, Studiengang Konservierung Restaurierung der Kunsthochschule von Avignon, Studiengang Konservierung und Restaurierung an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste in Stuttgart, Technische Universität Wien, Tirol Panorama der Tiroler Landesmuseen-Betriebsgesellschaft m.b.H., UFR des Langues Vivantes der Université de Strasbourg, Verein für Geschichte der Arbeiterbewegung Wien, Volkshochschule Wien Alsergrund, Volkskundeabteilung Schlossmuseum Linz, Völker-

kundesammlung der Hansestadt Lübeck, Wien Museum, Waldviertel 2010 – Viertelfestival NÖ, Zentrum, Asienwissenschaften und Sozialanthropologie der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

Besucherservice und Vermittlung

Die unter der Leitung von Katharina Richter-Kovarik und Claudia Peschel-Wacha stehende Abteilung für Kulturvermittlung brachte 2010 wiederum viel Schwung in das Haus. Ihnen zur Seite steht stets ein Team von versierten Profi-Vermittlerinnen, Schneebällen (ehrenamtliche Mitarbeiterinnen) und Volontärinnen. 257 Gruppen (4.973 Kinder, Jugendliche und Erwachsene) nahmen an über 20 unterschiedlichen Programmen allein in der Ständigen Schausammlung teil, darunter auch 17 Gruppen mit MigrantInnen/Studierenden in Deutschkursen. In der Zeit vor Ostern und Weihnachten wurden eigene Kinderausstellungen im Vermittlungsraum eingerichtet, um PädagogInnen spezielle Angebote anbieten zu können. Für das Schuljahr 2010/11 wurden Kooperationen mit einem Kindergarten und einem Hort vereinbart. Die Kinder besuchen einmal pro Monat ein jeweils anderes Vermittlungsprogramm. Sie werden »MuseumsexpertInnen« und zeigen beim Abschlussfest im Sommer 2011 den Eltern das Museum.

Weiters wurde ein neues Programm für sehbehinderte Kinder entwickelt, und im Herbst 2010 mit der Konzeption eines speziellen Programms für englischsprachige Kinder begonnen. Eine Zusammenarbeit mit dem Ministerium, das die Wien-Wochen für Schulklassen aus den Bundesländern organisiert, konnte wieder erfolgreich gestartet werden.

21 Führungen und Vermittlungsprogramme fanden in der Tuchintarsien-Ausstellung statt, 33 Gruppen wurden, hauptsächlich von Ulli Fuchs und Dagmar Czak, durch die 1. Mai-Ausstellung begleitet, und die meisten Besuchergruppen verzeichnete dieses Jahr die Ausstellung »Heilige in Europa«.

Kooperationen gab es mit dem Kuratorium Wiener Pensionistenwohnhäuser (KWP) und mit Museums-Freundeskreis-Vereinen, wie etwa mit den FreundInnen des Belvederes.

Für die Vermittlung bei der 1. Mai-Ausstellung wurde ein eigener interaktiver »Aktionssalon« (© Karin Schneider) eingerichtet, der er-

folgreich – auch von IndividualbesucherInnen – genutzt wurde. Erstmals wurde mit den Kulturlotsinnen des ÖGB zusammen gearbeitet, die Betriebsräten einen Ausstellungsbesuch mit Führung und Imbiss im Museumsgarten ermöglichten. 9 Lehrlingsgruppen (gefördert von KKA) nahmen an einem mehrstündigen Spezialprogramm teil. Sie gestalteten Transparente mit ihren Forderungen und diskutierten mit engagierten Mitgliedern der ARGE Schneeball über die Arbeitswelt von früher und heute. Generationenübergreifende Programme – auch für andere Schulklassen – wurden vom Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz finanziell unterstützt.

Der lang bewährten Zusammenarbeit mit dem Verein wienXtra bei 13 Familientagen und 14 Ferienspieltagen verdankt das Museum über 1000 BesucherInnen.

Die Kulturvermittlung geht auch immer wieder aus dem Museum hinaus in den öffentlichen Raum. 2010 wurden das Riesenspielefest im Rathaus, das Straßenfest in der Josefstadt und das Bezirksfest Favoriten bespielt. Auf diese Weise werden viele Wienerinnen und Wiener auf das Museum aufmerksam gemacht.

All diese vielfältigen Programme können nur dank vieler ehrenamtlicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter stattfinden. Volontärinnen und Studierende haben heuer 2253 unentgeltliche Stunden geleistet, die ARGE Schneeball 1704 Stunden.

Sammlungen

Hauptsammlung

Der Zuwachs betrug 2.795 einzelne Objekte, die unter 1.286 Inventarnummern verzeichnet sind. Belegt wurden die Inventarnummern 83.970 bis 85.255. Diese hohe Zahl an Neuzugängen beruht auf dem Umstand, dass die unbearbeiteten Objektrückstände aus den Direktionsären Beitl und Grieshofer verzeichnet und inventarisiert wurden (466 Inventarnummern, die 1.916 einzelnen Objekten entsprechen sowie 458 Positive für die Fotosammlung). Für die Ausstellung »Heilige in Europa. Kult und Politik« wurden 198 Inventarnummern, belegt mit 220 einzelnen Objekten, erworben. Die Übernahme einer Sammlung von Kaffeehäferln umfasst 256 Inventarnummern.

Bei den Erwerbungen 2010 handelt es sich um 666 Schenkungen, 448 Objekte aus dem Altbestand, 11 Objekte aus dem Altbestand des Ethnographischen Museums Schloss Kittsee und 158 angekaufte Objekte. Ein Objekt kam als Dauerleihgabe in das Museum (Kassette mit 6 Original- und Unikatrepliken von Bienenstockstirnbrettchen, Geschenk der Botschaft der Republik Slowenien an Vizekanzler a.D. Dr. Erhard Busek), ein Objekt stammt aus einem Legat (Fotoalbum aus dem Legat Josef Riedl, Wetzles, Schenkung von Altabt Bertrand Baumann, Stift Zwettl an das ÖMV, Nachinventarisierung) und ein Objekt wurde selbst hergestellt (Transparent zum 1. Mai). Für die Objektankäufe wurden 1.656,83 EUR ausgegeben.

Bibliothek

Besucher: 239; Anzahl der benutzten Medien: ca. 1050; Gesamtzuwachs an Medien: 1.308, Inventarisierung von Altbeständen: 1846; Gesamtzuwachs an Datensätzen: 2.494; Ausgaben für Buchankauf: € 8.219,17; Ausgaben für Buchbinder: € 3.192,70; Tauschabgleich Verein (ÖZV): € 4.651,20; Anzahl bibliotheksbezogener E-Mails: 1.251

Für die Bibliothek und die BenutzerInnen gleichermaßen wichtig, sowie für die öffentliche Präsenz der Bibliothek mehr als förderlich war dieses Jahr auch der Entschluss, der Bibliotheksdatenbank ALEPH beizutreten. Der Motor dieses überaus wichtigen und herausfordernden Projekts war der verantwortliche Bibliothekar des Museums, Hermann Hummer. Seit Juli 2010 ist die Bibliothek nun im Katalog des Österreichischen Bibliothekenverbundes präsent. Seit dieser Zeit wurden 662 Neuaufnahmen im Bibliothekenverbund getätigt. Insgesamt sind über die Suchfunktion auf der Bibliotheksseite der Museumshomepage ca. 29.000 Titel recherchierbar. Für den Bibliothekar war der Abschluss der Arbeiten in BIB 2000 und die Migration der bisherigen Bibliotheksdaten in ALEPH 5000, sowie die Einarbeitung in das neue System dieses Jahr ein beträchtlicher Mehraufwand. Schulungen und der Besuch von Fortbildungsveranstaltungen vermittelten das nötige Rüstzeug.

Fotosammlung

Im Jahr 2010 musste die Arbeit an der Fotosammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde etwas hinter ein Ausstellungsprojekt und die Tätigkeit des Kurators, Mag. Herbert Justnik, als Pressebeauftragter des Museums zurücktreten. Dennoch wurde nicht unerhebliche Sammlungs- und Inventurarbeit geleistet: Die im Lauf der Jahre etwas in Unordnung geratene große Sammlung an Kleinbildnegativen und Abzügen von diesen Kleinbildnegativen wurde aufgeräumt. Bei den Positiven wurde eine große Anzahl an bereits inventarisierten Bildern, die im Lauf der Zeit an anderen Plätzen zwischengelagert worden waren, rückgeordnet. Es wurden verloren geglaubte Bestände wiederentdeckt und in den noch nicht inventarisierten Altbeständen interessante Konvolute, z.B. von Otto Schmidt entdeckt. Außerdem wurde von Dr. Monika Habersohn ein Auszug der für die Fotosammlung relevanten Schriftstücke aus dem Archiv durchgeführt und von Maria Vnuk der noch in der Fotosammlung gelagerte Schriftverkehr zentral zusammengeführt. An der Ordnung der nicht inventarisierten Altbestände wurde ebenfalls weitergearbeitet und eine numerische Erfassung des Gesamtbestandes durchgeführt, bei der sich herausstellte, dass die Gesamtstückzahl der fotografischen Objekte der Fotosammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde sehr viel größer ist, als bisher angenommen. Alle Materialien inkludiert, besteht sie aus ca. 210.000 Objekten. Mag. (FH) Elisabeth Egger führte der Sammlung durch die Verzeichnung und Inventarisierung der unbearbeiteten Objektbestände aus den Direktionsären Beitl und Grieshofer 458 Positive zu. In die Datenbank MBox wurden 98 Objekte übernommen.

2010 wurde auch ein Standardprocedere für Scans für die Datenbank MBox angelegt, sowie mit der Einschulung von Mitarbeiterinnen zum Digitalisieren der Fotosammlung begonnen.

So wie jedes Jahr gab es laufend externe und hausinterne Recherchen und Anfragen zu beantworten und Fotografien für die – durch den neuen Scanner inzwischen hausintern durchführbare – Reproduktion und den Verleih in Ausstellungen vorzubereiten. Es gab auch wieder einige Vermittlungsaktivitäten aus der Fotosammlung heraus, unter anderem war Herbert Justnik Gastvortragender in einer Lehrveranstaltung am Institut für Theater-, Film- und Medienwissenschaft der Universität Wien, präsentierte die Fotosammlung StudentInnen der Universität für Angewandte Kunst, Wien, und betreute immer

wieder StudentInnen aus unterschiedlichen Studienrichtungen, sowie freiwillige MitarbeiterInnen.

In der Folge der Ausstellung »Places of Worship. Interreligiöse Gebetsräume auf Flughäfen« des Künstlers Andreas Duscha wurde beim Verein Globart eine Podiumsdiskussion mit dem Titel »Neue Fragen. Neue Räume« organisiert. Außerdem wurde die Ausstellung auf der Plattform ETID (Exhibitions on Tour International Database) präsentiert um sie für weitere Kooperationen vorzustellen.

Infrastruktur

Die MA 34 Bau- und Gebäudemanagement als Vertreterin der Eigentümerin des Gartenpalais Schönborn, der Stadt Wien, hat sich im vergangenen Winter dazu entschlossen, das Kanalsystem im Hof und Garten des Palais zu sanieren. Die Grabungs- und Verlegungsarbeiten dauerten einige Wochen, bis der gepflasterte Hof wieder benützbar war. An der Gartenseite wurden zwei zusätzliche Regenrinnen angebracht, die jedoch, wie sich im Sommer herausstellte, noch immer nicht die Wassermengen eines Starkregens aufzunehmen imstande sind. MA 34 und das Stadtgartenamt MA 42 sanierten im Frühjahr nach Beendigung der Grabungsarbeiten den Garten des Museums, der auch dem Publikum zugänglich ist, und der einen der attraktivsten Vorzüge der Lage des Museums im 8. Bezirk bildet. Für den Herbst 2011 wurde die Sanierung der bröckelnden Mauer, welche die Grenze zum öffentlichen Park bildet, angekündigt. Im Zuge der Spielplatzsanierung auf dem Bunker im Schönbornpark sollen auch die undichten Stellen an den Rändern der Bunkerdecke repariert werden, was den Wassereintritt in einige Kojen des Museumsdepots beheben sollte.

Um die Deponierungsarbeiten im Hafen Freudenau voranzubringen, wurden dort neue Metallregale angebracht bzw. alte vergrößert und aufgestockt. Auf diese Weise können nach und nach die Kittseer Gegenstände verstaut werden und die früher im Dachboden des Gartenpalais gelagerten Metallobjekte besser aufbewahrt werden. Auch die keramischen Objekte werden nach und nach in das Depot Hafen Freudenau verbracht.

Finanzen und Personal

Die Subvention des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur betrug für das Jahr 2010 € 400.000,00. Für Projekte und Veranstaltungen wurden zusätzlich € 34.939,69 an Fördermitteln eingeworben. € 120.844,49 erwirtschaftete das Museum an eigenen Einnahmen. Inklusive Steuerrückvergütungen betrug der Kontostand mit 31.12.2010 € 762.510,46. Die wesentlichen Ausgaben betrugen: Betriebskosten, laufender Aufwand € 230.567,18, Personalkosten (Sicherheitsdienst, Reinigung) € 39.584,17, Ausstellungen € 140.716,79, Vermittlung und Rahmenprogramme € 33.097,87, Publikationen € 35.306,33, Projekte und Veranstaltungen € 19.612,84, PR und Werbung 25.302,68. Ausgaben gesamt: € 801.464,51.

Der Personalstand im Bundesdienst betrug Ende des Jahres 2010 22 Personen, sechs davon in Teilzeitarbeit (50%). Bei Mag. Nora Witzmann erhöhte sich nach längerer Elternkarenz mit herabgesetzter Wochendienstzeit ihr Dienst per 5.8.2010 wieder auf das volle Beschäftigungsausmaß. Damit wurde das Beschäftigungsausmaß von Dr. Claudia Peschel-Wacha auf 50% reduziert. Im Verein erhöhte sich jedoch, neben den bereits seit Jahren beschäftigten Mitarbeiterinnen Mag. Katharina Richter-Kovarik (Kulturvermittlung, 50%) und Ingeborg Milleschitz (Sekretariat, Buchhaltung, Veranstaltungen, 100%), der Mitarbeiterstab auf Grund von Projekten, finanziert durch Drittmittel, auf mehrere zusätzliche Dienstverhältnisse. Claudia Peschel-Wacha und Katharina Richter-Kovarik erfüllen je einen freien Dienstvertrag für 20 Wochenstunden per 1.11.2010 befristet bis 31.10.2012 im Rahmen des EU-Programms Creating the future (Programm zur grenzüberschreitenden Zusammenarbeit Slowakei – Österreich 2007 – 2013) mit dem Titel »Tradition aus Ton – Wege zur Wahrnehmung des keramischen Erbes« (TRA-KER). Lukasz Niedradzik übernahm den Angestellten-Dienstvertrag von Mag. Ana Ionescu per 1.10.2010 befristet bis 14.3.2012, im Ausmaß von 20 Wochenstunden für die Mitarbeit am Familienforschungsprojekt. Mag. Magdalena Puchberger belegt die Stelle einer Doktorandin im Ausmaß von 20 Stunden im Rahmen des FWF-Projektes »Museale Strategien in Zeiten politischer Umbrüche« unter der Leitung von em. o. Univ.-Prof. Dr. Konrad Köstlin. Mag. Matthias Beitl absolvierte 2010 ein Sabbatical gem. §20a VBG 1948 mit einer Dienstfreistellung von 1.8.2010 bis 31.1.2011. Im Rah-

men des Ausbildungsprogramms des Bundes nahm Mag. (FH) Elisabeth Egger am Cross Mentoring Programm 2010/2011 teil.

Elf Volontärinnen und Volontäre waren im Jahr 2010 am Museum tätig. Sie kamen aus Österreich, Deutschland, Italien (Südtirol) und den USA und waren zwischen vier Wochen und vier Monaten da. Sie halfen mit beim Verfassen von Objektlisten, Inventarisieren, Vorbereiten von Ausstellungen, machten Übersetzungen, Adressenrecherchen, halfen bei Workshops für Kinder und bei Veranstaltungen im Besucherbereich.

Verein für Volkskunde Wien

Generalversammlung: Freitag 8. April 2011

Tagesordnung

I. Jahresbericht des Vereins und des Österreichischen Museums für Volkskunde 2010
II. Kassenbericht 2010
III. Entlastung der Vereinsorgane
IV. Festsetzung der Höhe des Mitgliedsbeitrags
V. Bericht zum Thema »Museum Neu«
VI. Allfälliges

Mitglieder

Die Statistik verzeichnet für das Vereinsjahr 2010 eine Zahl von 885 Mitgliedern bei 11 Austritten, 6 Todesfällen und 25 Neueintritten.

Im Vereinsjahr 2010 verstorbene Mitglieder

emer. o.Univ.-Prof. Dr. Maria Hornung, Wien; Prof. OStRiR. Mag. Dr. Erika Hubatschek, Innsbruck; Dr. Soňa Kovačevičová, Bratislava; Margarete Preusser zu Niederberg, Wien; VSDir.i.R. Mag. Benedikt Schneider, Liezen; Mag.art. Friedl Zimmermann, Wien.

I. und II. Jahresbericht und Kassenbericht siehe oben

III. Entlastung der Vereinsorgane
Über Antrag der Rechnungsprüfer, die eine eingehende Kassenprüfung vorgenommen hatten, wurde der Vorstand einstimmig von der Generalversammlung entlastet und die Vereins- und Museumsberichte zur Kenntnis genommen.

IV. Festsetzung der Höhe des Mitgliedsbeitrags
Die Höhe des Mitgliedsbeitrages blieb mit € 25,– gleich. Der Preis für die Österreichische Zeitschrift für Volkskunde ebenfalls: Jahresabonnement der Zeitschrift für Mitglieder € 26,– (plus Versandkosten). Der Preis des Jahresabonnements beträgt im freien Verkauf € 38,–, das Einzelheft kostet € 9,50, für Mitglieder € 6,50. Der Mitgliedsbeitrag für Studenten bis zum 27. Lebensjahr blieb mit € 7,30 wiederum gleich.

V. Bericht zum Thema »Museum Neu« siehe Einleitung

VI. Allfälliges
Keine Wortmeldungen

Im Anschluss an die Generalversammlung um 18.15 Uhr sprach Univ.-Prof. Dr. Timo Heimerdinger unter dem Titel »Verwickelt, aber tragfähig« über volkskundliche Perspektiven auf ein Stück Stoff.
Erwachsene, die Kinder im Tuch tragen, gehören heute zum Straßenbild und sind mittlerweile ein vertrauter Anblick. Doch während die einen auf diese Form des Babytransports schwören, käme er für die anderen niemals in Frage. Es zeigen sich weit reichende generationen- und milieuspezifische Unterschiede, denn mit dem Populärwerden des Tragetuchs in Mitteleuropa ab ca. 1970 waren nicht nur praktische Fragen verknüpft, sondern auch Debatten um Gesundheit, Erziehung, Rollenbilder und Identität. Im Vortrag wurde diesen Auseinandersetzungen historisch, diskursanalytisch und ethnographisch nachgegangen, es zeigten sich dabei beispielhaft Wege und Potenziale einer ideologiekritischen Alltagskulturforschung.

Margot Schindler

People Make Places – ways of feeling the world.
10. internationaler Kongress der Societé Internationale d'Ethnologie et de Folklore (SIEF) vom 17.–21. April 2011 in Lissabon.

Lissabon bietet Mitte April wahrlich genügend außerwissenschaftliche Gründe, um der Stadt einen längeren Besuch abzustatten: Frühlingshafte 20 Grad, blauer Himmel, eine wunderschöne Altstadt von kolonialer Grandezza und morbidem Charme. Massenweise gegrillten Fisch mit Zitrone, herrliche Eierspeisen und die berühmten pastéis de nata mit gebrannter Vanillecreme in Blätterteig. Portwein und vinho verde, Kirschlikör und pechschwarzen Kaffee in holzgetäfelten, verspiegelten Kaffeehäusern wie zu Zeiten Pessoas. In der Alfama, in Mouraria oder dem Bairro Alto ein malerisches Gassengewirr mit kleinen Barockkirchen, steilen Aufstiegen und immer wieder überraschenden Aussichtspunkten – den miradouros – mit Blick über Stadt und Hafen. Mitten im Zentrum die nach dem verheerenden Erdbeben von 1755 angelegten Stadtplätze mit den Denkmälern der Nationalheroen, der portugiesischen Könige von Dom João I. über Dom Pedro IV. bis Dom Jose I., sowie des aufgeklärten Lissabonner Stadtdiktators und Wiederaufbau-Organisators, Marquês de Pombal. Weiter im Westen, wo der Tejo in den Atlantik übergeht, die geschichtsträchtige Stelle, von wo aus die portugiesischen Seefahrer und conquistadores des 15. und 16. Jahrhunderts ihre Reisen um den afrikanischen Kontinent und nach Übersee antraten. Unweit davon den berühmten Klosterkomplex von Belém im verspielten manuelinischen Stil, und dicht daneben die angeblich besten pastéis de nata der Stadt. Ein süddeutscher Tourist steht am Ufer, blickt sehnsuchtsvoll auf das Strohmeer hinaus und ruft seiner Frau zu: »Schau mal, der Fado!« So schön ist Lissabon. Braucht man noch mehr Gründe, hinzufahren?

Die Mitglieder der Societé Internationale d'Ethnologie et de Folklore (SIEF) haben sich vom 17. bis 21. April 2011 in Lissabon getroffen, um sich über das Rahmenthema »People make places – ways of feeling the world« auszutauschen. Damit stand wieder einmal ein sehr weit gefasstes Thema auf dem Programm, das – ähnlich wie vor zehn Jahren in Budapest mit »Times, Places, Passages« – so angelegt war, dass möglichst viele Referentinnen und Referenten etwas beisteuern konnten. Und so war denn auch die Lissabonner Veranstaltung mit weit über 800 Vorträgen der mit Abstand bestbestückte Kongress in

der Geschichte der SIEF. Die Räumlichkeiten der Faculdade de Ciências Sociais e Humanas der Lissabonner Universität an der Avenida de Berna stellten dafür einen insgesamt passenden Rahmen bereit. Die Gebäude können zwar als ein durchaus abschreckendes Beispiel universitärer Funktionsarchitektur der 1970er- und 1980er-Jahre gelten, allerdings bot der weite Innenhof mit Mensa und zahlreichen Cafétischen immer wieder eine gute Gelegenheit zum Austausch in den Pausen und abseits der Vorträge. Die vielen, weitestgehend studentischen Volunteers sorgten für Unterstützung in allen organisatorischen Fragen und wiesen so manchem in den weiß getünchten Labyrinthen von »Tower A«, »Tower B«, »Block 1« und »Block 2« verlorengegangenen Kongressteilnehmer den rechten Weg.

Nach einer kurzen Begrüßung und Einführung durch die lokalen Veranstalter hielt der Osloer Ethnologe Bjarne Rogan eine »Jubilee Lecture«, in der er zum einen die Geschichte der SIEF mit ihrem Vorgängerverband, der Commission Internationale des Arts Populaires (CIAP), von 1928 bis heute Revue passieren ließ. Als Reverenz an den Veranstaltungsort erinnerte Rogan dann an den Generalsekretär der CIAP von 1954–1957, den Portugiesen Jorge Dias, der 1967 auch Mitbegründer der Zeitschrift »Ethnologia Europea« und damit einer der Pioniere einer Europäischen Ethnologie mit weitem Blickwinkel und internationaler Vernetzung war. Ausgehend vom »revolutionären« Kongress in Arnhem 1955, auf dem Dias gemeinsam mit Sigurd Erixon und anderen für eine moderne, sozialwissenschaftliche Neuorientierung der Folkloristik eintrat, plädierte Rogan für eine konsequente Weiterentwicklung des Verbandes – und nicht zuletzt für eine Umbenennung der SIEF: »The time is more than ready for a new change of name of the organization«. Am Abend fand in den stimmungsvollen Gemäuern des Castelo de São Jorge über den Dächern der Altstadt und der Baixa die von der Stadt Lissabon gesponserte »welcome reception« für alle KongressteilnehmerInnen statt. Bei Portwein, Musik und Gesprächen ging dieser erste halbe Kongresstag auf denkbar angenehme Weise zu Ende.

Am Montag, den 18. April begann dann der Austausch über »People make Places«. Dieses Kongressthema zeigte zum einen, dass Räume und Orte nach wie vor ein Fokus sind, über den sich auch thematisch sehr heterogene Forschungen aus der Sozialanthropologie, Kulturanthropologie und Europäischen Ethnologie zusammenbringen lassen – Raum erwies sich einmal mehr als ein soziales Totalphänomen, das nicht nur in der Migrations-, Kulturtransfer-, Grenzregime- oder Regi-

onalisierungsforschung eine zentrale Rolle spielt, sondern auch in der Kulturanalyse sozialer Bewegungen, in der Ethnographie des Internet (»virtuelle Räume«) oder in der Erzählforschung (»narrative Räume«). Damit zeigte es zum anderen, dass sich Raum nach dem »spatial turn« immer weiter als analytische Kategorie etabliert hat, über die soziale Dynamiken der Inklusion, Exklusion und Hierarchisierung im Sinne von Platzierungspraktiken beschreibbar werden. Auffallend war auf dem Lissabonner Kongress aber auch der vorherrschende konsequente Ansatz beim Lokalen. Phänomene der Globalisierung, Transnationalisierung und des Postkolonialen wurden – so unser Eindruck – weniger explizit thematisiert und theoretisiert als noch vor einigen Jahren. Demgegenüber rückte wieder stärker die konkrete lokale Konstellation als Aushandlungsort in den Vordergrund.

Es ist natürlich unmöglich, in einem schmalen Kongressbericht auch nur annähernd wiederzugeben, was in Lissabon thematisiert und diskutiert wurde. Allein schon die kurzen abstracts der Vorträge füllen ein Buch von 308 Seiten. Deshalb seien an dieser Stelle nur ein paar Panels exemplarisch herausgegriffen, um den Radius der Themen anzudeuten. Den Vorträgen in den Panels vorangestellt waren zwei »Keynote«-Vorträge von der US-amerikanischen Soziologin *Saskia Sassen* und *Peter Aronsson*, Professor für »Cultural Heritage and the Uses of History« in Linköping. Sassen schlug in ihrem Vortrag eine begriffliche Differenzierung zwischen »social exclusion« und »expulsion« vor. Während die Ausgrenzung ein Vorgang innerhalb gesellschaftlicher Systeme sei, die Betroffenen also noch prinzipiell Teil des Systems seien, bezeichnet das »Ausgestoßensein« einen Zustand der gänzlich unabgefederten globalen Armut, aber auch der rechtlosen, in Lager abgeschobenen Flüchtlinge und »displaced persons« sowie der BewohnerInnen von Ghettos und Slums. Mit dem Massenphänomen der »expulsion« – so die Schlussfolgerung Sassens – trete der globale Kapitalismus in eine neue Phase ein. Der gesellschaftstheoretische Anspruch der zweiten Keynote war etwas bescheidener. Peter Aronsson erläuterte an einigen Beispielen, auch aus dem Museumsbereich, welche Rolle Herkunftserzählungen und Identitätspolitiken für das »shaping lives« konkreter Lebensgeschichten spielen. Offenbar wollten die Veranstalter zu Beginn des Kongresses nicht nur Sassens gesellschaftsdiagnostischen Blick nach vorn zur Debatte stellen, sondern auch an die grundlegende Historizität von Erfahrung erinnern und damit die historische Forschung mit einbinden.

Von den 27 Panels des ersten Kongresstages verdient im Rahmen der ÖZV vielleicht das von Herman Roodenburg, Hester Dibbits und Michaela Fenske geleitete Panel 102 »History and Placemaking« besondere Erwähnung – nicht nur, weil es unter besonders starker österreichischer und deutscher Beteiligung stattfand, sondern auch, weil es quasi die konstituierende Veranstaltung der neuen SIEF-Arbeitsgruppe »Historical Approaches in Cultural Analysis« war. Was viele der Beiträge verband, war die Perspektive auf die Rolle von Geschichte bei der Konstruktion regionaler oder auch städtischer »Erinnerungslandschaften«, auch im Hinblick auf »Histourismus« und Musealisierungsprozesse. Auch eine Reihe weiterer Panels am Montag befasste sich mit diesem Themenkomplex rund um »Heritage« und »Memorialisierung«: P 107 (»Performing identity and preserving heritage in real and imagined places«), P 115 (»History as a cultural construction: UNESCO and its tradition building from a (late) modern perspective«), P 120 (»Memory and history: identity, social change and the construction of places«) und P 128 (»Memory and heritage making in contested spaces«).

Ein weiterer Schwerpunkt lag auf der Stadtforschung und der Ethnographie urbaner Räume, so etwa in P 106 (»Mediating the global in city life«), P 117 (»Urban scenes and cosmopolitan identities«) oder P 129 (»Performing neighbourhood«). Beate Binder und Alexa Färber leiteten darüber hinaus ein Panel mit dem Titel »How do places make people«, in dem sie der Frage nachgingen, welchen Einfluss das Leben von Muslimen in europäischen Städten auf das kulturelle Imaginäre der Stadt hat – und umgekehrt (P 116). Mit räumlichen Aspekten von Religion am Beispiel des Islam befassten sich am Montag aber auch zwei weitere Panels, so dass sich die am Thema Interessierten zwischen drei parallelen Veranstaltungen entscheiden mussten (P 122 »Islam in the making and unmaking of places« und P 123 »Religion, tribe and gender: resilience of anthropological paradigms in Islamic places«). Überhaupt war dies ein – angesichts des organisatorischen Mammutaufwandes unvermeidliches – Problem, vor dem die meisten KongressteilnehmerInnen standen: Die panelübergreifenden Themen waren zeitlich kaum aufeinander abgestimmt, so dass es quasi durchgehend zu Überschneidungen kam und man die Qual der Wahl hatte. Überhaupt führte die riesenhafte Dimension des Kongresses – bei fast 30 gleichzeitig stattfindenden Vorträgen und Vortragsreihen – dazu, dass sich in so manches spezialisierte Panel nicht mehr als zehn ZuhörerInnen verirrten. Dabei hätte fast jedes Panelthema genug Stoff

für eine eigene Tagung abgegeben. So manche originelle Fragestellung ging so in der Überfülle des Angebots unter – exemplarisch sei hier nur verwiesen auf die hochinteressanten Vortragsreihen über »School spaces« und die räumlichen Ordnungen von Klassenzimmern und Schulhöfen etc. (P 109) und über »India's other sides« und den globalen Kulturtransfer indischer Populärkultur im Zeichen von Bollywood und darüber hinaus (P 110).

Die Leitperspektive für Dienstag, den 19. April, lautete »Creativity and Emotions«. Dem Call nach sollte gefragt werden, welche Rolle Kreativität und Emotionen auf kollektiver wie auch individueller Ebene in der Gestaltung von und im Umgang mit Kontinuität und Veränderung spielen, wie sie von kulturellen Faktoren geformt werden und in welcher Weise sie zugleich treibende Kraft kultureller Prozesse sind. Bereits die morgendlichen Keynotes deuteten das breite Spektrum an Themen und Zugängen an, die im Verlauf des Tages in den unterschiedlichen Panels behandelt wurden. Die US-amerikanische Anthropologin *Catherine Lutz* (Brown University, USA) analysierte in ihrem Beitrag »Feeling the road: marketing car love in an era of violence« die politische Ökonomie der Affekte, die sich in den USA um das Automobil als alltägliches Fortbewegungsmittel und Bedeutungsträger entspinnen. Dabei berücksichtigte sie die Rolle des Marketings ebenso wie die konkreten Erfahrungen von KäuferInnen und FahrerInnen und arbeitete die Unterschiede und Diskrepanzen in den für unterschiedliche Gruppen mit dem Automobil assoziierten Emotionen heraus. Einen gänzlich anderen Zugang verfolgte der Ethnomusikologe *Valdis Muktupāvels* (University of Latvia) in seinem Vortrag »Artistic interpretation of semantic layers of Baltic natural sanctuary *Rāmawa«. Ausgehend von semantischen Analysen des *Rāmawa-Heiligtums in unterschiedlichen historischen Quellen, arbeitete er Motivgruppen heraus, die die Grundlage für seine eigene Komposition bilden. Der Anspruch dieses vielsprachigen und von verschiedenen Richtungen von »Weltmusik« inspirierten Musikstücks ist es, von einem lokalen Motiv, das die Interaktion zwischen heidnischen und christlichen Welten aufzeigt, ausgehend, auf globaler Ebene Fragen nach der Spiritualität der Moderne aufzuwerfen. In den Unterschieden zwischen diesen beiden Keynotes zeichnete sich das Spektrum an disziplinären Orientierungen ab, das den gesamten Kongress über inhaltliche Fragen hinaus in Hinblick auf Forschungsparadigmen und Fachidentitäten spannend machte, dabei aber auch für so manche Irritation sorgte.

Der Bereich des Spirituellen und Religiösen, der mit Muktupāvels' Keynote bereits am Morgen angesprochen wurde, bildete einen thematischen Schwerpunkt des zweiten Kongresstages. Fünf der 35 (!) Panels (P 208, P 219, P 226, P 228, P 231) beschäftigten sich – unter verschiedenen Schwerpunktsetzungen und in unterschiedlichen Kontexten – mit Fragen nach den Zusammenhängen von Religion und Emotion, weitere drei Panels (P 204 und P 230 »Ritual places through the ritual year« I und II sowie P 210 »Ritual creativity, emotions and the body«) thematisierten den weit gefassten und in den einzelnen Vorträgen mehr oder weniger ebenfalls auf das Religiöse bezogenen Bereich des Rituals.

Weitere, wenngleich weniger gewichtige Schwerpunkte waren Migration (thematisiert beispielsweise in P 209 »Leisure experience of migrants: shaping free time, shaping identities«, P 225 »Migrations, new media and contemporary policies of belonging«, P 234 »Places, memory, migration«) und Strategien und Praktiken der Beheimatung (P 206 »›Be-longing‹: ethnographic explorations of self and place«) oder – allgemeiner – der Aneignung von Räumen (P 203 »Narrative spaces in a multicultural city«, P 217 »Shaping space through personal narrative«). In diesem Zusammenhang erwies sich der Bezug zur individuellen und kollektiven Vergangenheit als wichtige Dimension der Fragestellung, wie die Panels P 212 »Creating nostalgia? Discussing traditionalism in home environments« und P 207 »Telling, remembering and presenting the past: nostalgia as cultural practice« zeigten.

Auffällig war bei aller Vielfalt an Themen, Forschungsfeldern und Perspektiven die besondere Aufmerksamkeit für den Körper, der in einigen Panels explizit zum Thema gemacht wurde (P 235 »Body experiences and emotions«, P 202 »Home bodies: phenomenological investigations of ›being at home‹«, P 220 »Touch, texture, and ties: the emotional experience of material forms«), in anderen implizit in einzelnen Vorträgen berücksichtigt wurde. Es bleibt zu fragen, ob das durch das vorgegebene Rahmenthema mit seiner Formulierung »feeling the world« bedingt war oder einen allgemeinen Trend in der ethnologisch-kulturwissenschaftlichen Forschung darstellt.

Der letzte Kongresstag stellte mit dem Unterthema »Ecology and Ethics« Fragen nach den Wechselwirkungen von Kultur und Umwelt und nach der Verantwortung ethnographischer Forschung in diesem Zusammenhang. Wieder waren den – an diesem Tag 25 – Panels zwei Keynotes vorangestellt, die im Vergleich zum Vortag weniger stark

in ihren Zugängen voneinander abwichen. Die Sozialanthropologin *Amélia Frazão-Moreira* (New University of Lisbon) sprach in ihrem Vortrag »Ethnobiological research and ethnographic challenges in the ›ecological era‹« über ihre ethnographischen Feldforschungen im Cantanhez National Park, Guinea-Bissau, und in der Region Trás-os-Montes im Norden Portugals. Ihr besonderes Interesse galt den ethischen und politischen Implikationen der sich im Aufschwung befindenden ethnobiologischen Forschung, die lokales Wissen und ökologische Praktiken untersucht, dabei allerdings nicht selten – so Frazão-Moreiras Fazit – eine neue Form kolonialer Sichtweisen produziert, die sie als »eco-colonialism« bezeichnete. Auf einer stärker konzeptuellen Ebene argumentierte *Mauro Almeida* (Campinas State University, Sao Paulo), ebenfalls Professor für Sozialanthropologie, in seinem Vortrag »Is there an ecological ethics?«. Vom aristotelischen Ethik-Begriff ausgehend, stellte er die Frage, wie sich der allgemeine Gültigkeitsanspruch von ethischen Konzepten und die Pluralität von Lebens(um)welten miteinander vereinbaren lassen. Vorsichtig sprach er sich vor dem Hintergrund der aktuellen globalen Zerstörung lokaler Ressourcen und Wissensbestände dafür aus, beispielsweise ausgehend von der in der Amazonas-Region bekannten mythologischen Waldschützer-Figur »Caipora« verallgemeinerbare Grundsätze zu entwickeln.

Die bereits morgens von Mauro Almeida angesprochene Frage, wie ethische Grundsätze in der kulturellen Aneignung der Umwelt zwischen globalen und lokalen AkteurInnen verhandelt werden, wurde in einer Reihe von Panels anhand konkreter empirischer Studien diskutiert. Zu diesen Panels gehören unter anderem das von Gisela Welz (Frankfurt) und Eva Maria Blum (Frankfurt) geleitete Panel 308 »Negotiating environmental conflicts: local communities, global policies«, das alltägliche lokale Strategien des Umgangs mit globalen umweltpolitischen Maßnahmen und dabei entstehende Konflikte thematisierte. Ähnlich ausgerichtet waren auch die Panels P 313 »Practices of environmental justice: negotiating the relation between the social and the ecological sphere«, P 315 »Conflicts and perception of environment in Natural Protected Areas«, P 316 »Everyday creativity, cultural heritage and cultural sustainability« und P 319 »Local-global encounters and the making of place and nature: environmental ethnography in the age of conservation and eco-tourism«, sodass sich für den letzten Kongresstag ein Schwerpunkt in Richtung der ethnographischen Erforschung von Umweltpolitik und Umweltaktivismus in ihren alltäglichen Dimensi-

onen und Konflikten zwischen globalen Ansprüchen und lokalen Aushandlungsprozessen feststellen lässt.

Die Auseinandersetzung mit ethischen Grundsätzen des Umgangs mit der Umwelt in anthropologischer Perspektive verband sich in einzelnen Panels auch mit aktivistischen Ansprüchen. Der Call des Panels 307 »Places where and when species meet: human and non-human relationships in a new cultural and natural environment« beispielsweise plädierte dafür, die Instrumente (im weitesten Sinne) ethnologischer Forschung zu nutzen, um aktiv in Forschungsfeldern zu intervenieren, aber auch Panel 320 »To meat or not to meat« und Panel 314 »Coasts of the future« formulierten die Absicht, ethnologische Forschung zu nutzen, um zukunftsweisende Lösungen für gesellschaftliche und ökologische Probleme zu finden. Der Anspruch gesellschaftsrelevanter Forschung über das Umweltthema hinaus wurde unter anderem in den Panels 325 »Collective actions and social movements« und 308 »Different others« formuliert, die thematisierten, wie kollektive soziale Bewegungen entstehen, bzw. mit welchen problematischen sozialen und politischen Implikationen Bilder von den »Anderen« entworfen werden und inwiefern ethnologische Forschung sozialer Ausgrenzung und Xenophobie entgegenwirken kann und soll.

Neben diesen recht eng am vorgegebenen Thema orientierten Panels (und einer Reihe anderer, die hier aufgrund des Umfangs des Kongresses unerwähnt bleiben müssen) ist noch auf einige methodologische Panels hinzuweisen, die wohl an jedem der drei Kongresstage hätten stattfinden können. Panel 301 »Where is the field?« diskutierte, wie das Feld ethnographischer Forschung definiert und begrenzt werden kann und soll. Mit methodischen Fragen – diesmal im Kontext der Stadtforschung – beschäftigte sich auch das in französischer Sprache abgehaltene Panel 302 »Sentir e ressentir la ville«, das mit dem Fokus auf die sinnliche und affektive Dimension der städtischen Raumwahrnehmung Diskussionen und Tendenzen des Vortages weitertrug.

Beendet wurde der Kongress von *Charles Briggs'* (University of California, Berkely) Keynote »Performing ritual tears on a global stage«, die viele Linien von »People make places – ways of feeling the world«, die sich in den letzten Tagen abgezeichnet hatten, zum Abschluss noch einmal zusammenbrachte. In der Präsentation seiner Forschungen während einer (aufgrund fehlender Information der Bevölkerung des Orinoco-Deltas zunächst nicht als solche erkannten) Cholera-Epidemie in Venezuela Anfang der 1990er-Jahre erläuterte er die sozialen und

kulturellen Kontexte und Funktionen des Trauerns, womit er an den Schwerpunkt des zweiten Konferenztages »Creativity and Emotions« anknüpfte. Zudem thematisierte er anhand dieses Beispiels – ganz in der Diskussionslinie des dritten Tages – die Rolle des Forschers im Feld ebenso wie die Implikationen der Repräsentationen ethnographischer Forschung im Zusammenhang der politisch umkämpften Medienberichterstattung über diese skandalöserweise nicht erkannte Cholera-Epidemie.

Die anschließenden Verabschiedungs- und Dankesworte fielen – angesichts der Dimension des Kongresses kaum überraschend – sehr emotional aus. Unter einem wahren Applausmarathon schwenkten alle Organisatorinnen und Organisatoren und Helferinnen und Helfer die ihnen überreichten Blumen schließlich zu »We are the champions«. Uns als Teilnehmenden bleibt an dieser Stelle nur für die organisatorische Meisterleistung und den angenehmen und anregenden Austausch zu danken und gespannt auf den nächsten SIEF-Kongress in Tartu 2014 zu warten.

Ana Ionescu, Jens Wietschorke

Zum Herstellen von Verbindungen und der »spezifischen Sichtbarkeit« von Frauen: Die Tagung Transnationale Familiarität

8.4.–9.4.2011, am Institut für Europäische Ethnologie der Philipps-Universität Marburg

Wie wird unter den Voraussetzungen transnationaler Migration Familiarität hergestellt bzw. aufrechterhalten, welche Formen von Familie können vor dem Hintergrund weltweit gewachsener Mobilität ausgemacht und welcher Wandel kann in Bezug auf die Bedeutung und Funktion von Familie beobachtet werden? Zu einer Auseinandersetzung mit diesen und weiteren Fragen luden Karen Körber und Ina Merkel am 8. und 9. April 2011 zur Tagung »Transnationale Familiarität« in das Institut für Europäische Ethnologie der Philipps-Universität Marburg. Zentral für die Organisatorinnen war der Wunsch, einen Raum für interdisziplinären als auch fachinternen Austausch von ForscherInnen auf diesem Gebiet zu schaffen.

Die Vortragenden näherten sich den Themen Familie, Geschlecht und Mobilität einerseits auf der Ebene der Akteurinnen/Akteure und andererseits auf der Ebene der Strukturen, wobei auch ein kritischer Blick auf die Forschungsgeschichte des Faches und auf (gesellschaftliche, politische) Auswirkungen der kultur- und sozialwissenschaftlichen Migrationsforschung nicht fehlte. Wichtige Inhalte der Referate waren die Herstellung von Familie angesichts gegenwärtiger gesellschaftlicher Wandlungsprozesse, Geschlechterrollen und Care-Arrangements im Kontext transnationaler Familienformen, die auch im individuellen Alltag wirkmächtigen diskursiven Konzepte von Familie und Migration, die Entstehung, Entwicklung und Struktur von Migrationspolitiken sowie die Strategien von AkteurInnen innerhalb dieser Migrationsregime.

Politiken, Care-Arrangements, Historizität, multilokale Kinder

»Eingerahmt« wurden die Vorträge der Tagung von zwei Präsentationen, die jeweils Analysen von Migrationspolitiken und Grenzregimes vorstellten: *Sabine Hess* (München) eröffnete die Tagung mit dem Versuch einer feministischen Grenzregimeanalyse, während *Franziska Engelhardt* (Marburg) mit einer Diskurs- bzw. Narrationsanalyse

von programmatischen Papieren zur deutschen Integrationspolitik den Reigen der inhaltlichen Beiträge abschloss.

Hess, die u.a. im Netzwerk Kritische Migrations- und Grenzregimeforschung aktiv ist, betonte zunächst, dass feministisch orientierte ethnographisch-praxeographische Analysen von Migrationspolitiken bisher weder in der Europäischen Ethnologie noch in Genderstudien oder der Politikwissenschaft in ausreichendem Maße durchgeführt werden. Sowohl die europäischen Migrationspolitiken als auch die sie begleitende Diskurs- und Bildproduktion würden sich jedoch als in hohem Maße vergeschlechtlicht erweisen.

Hess bedient sich unter anderem Foucaults Gouvernmentalitätskonzept, um eine feministische Kritik der Europäisierung zu unternehmen: Die Konstruktion und Sicherung von Außengrenzen, das »mapping« von migratorischer Bewegung und die Überwachung der Migrationsrouten sind, so Hess, gouvernmentale Praktiken und Anzeiger der zunehmenden *securiziation* der europäischen Migrationspolitik. Hess zeigte, dass Frauen und ihre Migrationsstrategien eingebunden sind in ein (Diskurs-)Feld bestehend u.a. aus NGOs, »Law-and-Order-Akteuren« (wie Frontex) und großen Migrationsagenturen (wie IOM).

Für das Tagungspublikum sehr beeindruckend schilderte Hess, wie selbst kritische Positionen aus der kulturanthropologischen Migrationsforschung, der postkolonialen Theorie oder von NGOs in die mächtigen Kontrollkonzepte integriert werden und zu neuen Politiken des Ausschlusses umfunktioniert werden. So kann beispielsweise aus Initiativen und Maßnahmen gegen Menschenhandel im Kontext von Sexarbeit ein wirksames (diskursives) Instrument zur Restriktion irregulärer/illegaler Migration per se gemacht werden.

In der folgenden Diskussion wurde betont, dass es wichtig ist, Studien durchzuführen, die eine Perspektive auf Taktiken, Strategien und Wissen der betroffenen MigrantInnen bieten und diese mit der Analyse der sie umgebenden Regimes und Strukturen verbinden.

Ewa Palenga-Möllenbeck (Frankfurt am Main) berichtete im nächsten Beitrag von Ergebnissen eines DFG-EUROCORE-Forschungsprojektes unter der Leitung von Helma Lutz, welches Care-Arrangements von in Deutschland arbeitenden polnischen Migrantinnen sowie in Polen arbeitenden ukrainischen Migrantinnen hinsichtlich des Konzeptes von Global Care Chains untersucht. Bezugsrahmen der Untersuchung sind die Arbeiten Arlie Hochschilds zu »care drain« und »care gain«

im Kontext von Migration. Das GCC-Konzept beschäftigt sich mit Auswirkungen eines Prozesses, innerhalb dessen Frauen reproduktive Aufgaben im Herkunftsland aufgeben um in einem anderen Land Erwerbsarbeit ebenfalls im reproduktiven Bereich anzunehmen: Sie füllen eine Lücke und lassen gleichzeitig eine zurück.

Palenga-Möllenbecks Vortrag basierte auf einer Betrachtung einerseits der Erfahrungen von migrierten Frauen und andererseits der Mediendiskurse über diese Frauen in Deutschland, Polen und der Ukraine. Zunächst beleuchtete die Referentin die Auswirkungen dieser Situation sowohl auf Väter, die mit Kindern »zurückbleiben«, als auch auf Mütter, die ihre Care-Aufgaben nun aus der Distanz ausüben. Dabei stellte sie fest, dass die Betreuung der Kinder meist auf weibliche Familienmitglieder oder Freundinnen übertragen wird, die teilweise für die Übernahme dieser Aufgaben entlohnt werden. Ein Wechsel der Väter von der Rolle des Ernährers in die Rolle des Fürsorge-Leistenden kann meist nicht reibungslos erfolgen, da die dafür nötigen Kompetenzen nicht automatisch vorhanden zu sein scheinen, wenn sie nicht dem traditionellen Geschlechtskonzept entsprechen. Mütter organisieren die Care-Arrangements aus der Ferne: Palenga-Möllenbeck geht hier auf Aspekte wie das »skype mothering« und das notwendige Emotionsmanagement beim Weiterführen der Mutterrolle aus der Distanz ein.

Auf der diskursiven Ebene zeigten sich laut der Referentin bei der Analyse von Zeitungen in Polen und der Ukraine deutliche Skandalisierungstendenzen dieser Situation sowie ein »mother blaming« in Form von indirekten Schuldzuschreibungen an die Mütter. Die diskursiven Figuren der »Eurowaisen« und der »sozialen Waisen« in Polen respektive der Ukraine stellen Kinder als Opfer rücksichtsloser Eltern auf der Jagd nach Euros dar, wobei der Diskurs männliche Migration tendenziell »erlaubt«, weibliche Migration jedoch als unnatürlich darstellt. In einem Resümee betonte Palenga-Möllenbeck dass der »care-drain« stets im Kontext der Frauenmigration verhandelt wird.

In der Diskussion zu diesem Beitrag wurde festgestellt, dass Frauenmigration in diesem Feld nicht zu einer Neuordnung der Geschlechterverhältnisse führe – eher zu einer Verschiebung. Auch zur Sprache kamen Fragen über die Konzeption des Begriffes des Transnationalen, hier in Bezug darauf, ob »transnationale Mutterschaft« als exzeptionelles Phänomen in Abgrenzung zu einer »normalen« Form von Mutterschaft zu fassen sei und worin der transnationale Charakter dieser Care-Arrangements genau liege.

Im dritten Beitrag des ersten Konferenztages, den Ausführungen von *Johanna Rolshoven* (Graz) zur Historizität von weiblichen Mobilitätserfahrungen, wurde erstmals das Konzept der Multilokalität auf theoretischer Grundlage eingeführt. Von ihr als Lebensweise definiert, zeichnete Rolshoven kurz die Herkunft des Konzepts der Multilokalität, wie sie es anwendet, nach. Ermöglicht wird damit, Mobilität und Sesshaftigkeit nicht als Gegensätze zu begreifen sondern den Blick darauf zu richten, wie Individuen in einer Gesellschaft über (biographische) Erfahrungen Mobilität und Multilokalität lernen und praktizieren. Mit dem Fortschreiten der Moderne ging ein erfahrungsbasiertes Er-lernen des Modern-Seins und damit des Mobil-Seins einher, so Rolshoven. Sie forderte, Mobilität lebenslaufbezogen und generationenübergreifend zu betrachten.

Ausgangspunkt von Rolshovens Referat waren Beobachtungen über die Tendenz gegenwärtiger sowie älterer statistischer Darstellungen, Frauen als sesshaft zu portraitieren. Insbesondere durch die Praxis, in Untersuchungen zum Thema Mobilität ohne historische Perspektive zu operieren, wurden Frauen und ihre mobilen Praxen bisher nicht ausreichend sichtbar gemacht. Erkenntnisgewinn über die Historizität von Frauenbewegungen wird zudem erschwert durch Quellenprobleme (Unsichtbarkeit von Frauen in historischen Quellen) und die Tatsache, dass die Beschreibung der Migrationsgründe von Frauen häufig von Projektionen überlagert zu sein scheinen. Rolshoven argumentierte entlang von zwei Beispielen: ihrer eigenen Untersuchungen zur Historizität der Abwanderungen und Zuwanderungen in der Haute Provence und anhand von Ergebnissen eines zeithistorischen Forschungsprojektes zur Oral History von österreichischen Arbeitsmigrantinnen in der Schweiz[1].

Abschließend formulierte Rolshoven die Annahme, dass Frauen die gängige Zuschreibung von Immobilität verinnerlichen würden, dass sie sich in einer Art Elias'schen Selbstdisziplinierung zu den gewünschten »zuverlässigen Staatsbürgern« machten und stellte nochmals die These von der »diskursiven Sesshaftmachung der Frauen« zur Diskussion.

1 Anita Prettenthaler-Ziegerhofer, Karin M. Schmidlechner, Ute Sonnleitner: Haustochter gesucht – Steirische Arbeitsmigrantinnen in der Schweiz (=Grazer Gender Studies, Bd. 13). Graz 2011.

Prompt wurde diese These von Maria Rerrich (München) in ihrer Gültigkeit für gegenwärtige gesellschaftliche Diskurse in Frage gestellt, worauf Rolshoven betonte, dass die (u.a. sozialwissenschaftliche) Beschreibung insbesondere der Alltagsmobilitäten von Frauen nicht ihren tatsächlichen Praktiken und Lebensrealitäten entspräche; das Ausmaß ihrer Mobilität würde unterschätzt. Sabine Hess (München) lieferte in Folge einen Aspekt, der im Verlauf der Tagung noch weiter diskutiert werden sollte. Anstatt von einer Unsichtbarkeit, einem Herausschreiben von Frauen aus der Migrationsgeschichte auszugehen, solle der Blick auf ihre »spezifische Sichtbarkeit« gerichtet werden; auf die Figurationen und Rollen, in denen Frauen in Studien auftauchten. In der Diskussion angesprochen wurde auch die Bedeutung kultureller Leitbilder für Frauenbiographien: Frauen würden tendenziell als Mütter gedacht, und Mutterschaft wiederum stünde in engem Zusammenhang mit Sesshaftigkeit. Hier wurde der Ruf nach Berücksichtigung der Klassenspezifik laut, die bei der Bewertung von Care-Konzepten zum Tragen kommen kann.

Mit einem deskriptiven Begriff der Multilokalität operierte *Michaela Schier* (München) in ihrem Beitrag, der den ersten Tagungstag abrundete. Sie verstand darunter »mehrörtige familiale Wohnpraktiken«, ganz konkret in Bezug auf so genannte Scheidungs- und Nachtrennungsfamilien. Schier präsentierte einige Ergebnisse der ersten Teilstudie aus einem von der Volkswagen-Stiftung geförderten Forschungsprojekt am Deutschen Jugendinstitut, welches von der Schumpeter Nachwuchsgruppe »Multilokalität von Familie« unter ihrer Leitung durchgeführt wird. Auf Basis eines Samples von elf Familien, das mittels eines Methodenmix aus Gesprächen, (mobiler) teilnehmender Beobachtung und visueller Methoden erforscht wurde, gelang es Schier, ein sehr komplexes Bild ihres untersuchten Milieus zu zeichnen. Sie berichtete über Erfahrungen und Praktiken des Umganges mit »Familie sein und Familie machen«, wenn die Mitglieder auf mehrere Haushalte (innerhalb Deutschlands) aufgeteilt sind. Voraussetzung ist beim Ansatz Schiers der Gedanke, dass eine gemeinsame Identität als Familie vermittels eines »doing family« über Alltagspraxen hergestellt werden muss; d.h. von den ForscherInnen nicht als essentialistische Einheit betrachtet werden darf. In ihrem Referat sprach Schier auch eine Schwierigkeit an, die der Forschung über durch sozialen und ökonomischen Wandel scheinbar immer komplexer werdende Familienformen inhärent zu

sein scheint: nämlich adäquate Begrifflichkeiten für die Lebensweisen und Praktiken des Untersuchungsfeldes zu finden.

Resümierend betonte Schier, dass es gelte, in der Forschung zu Scheidungs- und Nachtrennungsfamilien nicht mehr am Konzept des »dwelling« (bei dem die Beobachtung bei den Haushaltsgrenzen endet) festzuhalten, sondern die Lebenszusammenhänge über die lokalen Grenzen hinweg in den Blick zu nehmen.

In der Diskussion dieses Beitrages wurde über Auswirkungen der finanziellen Lage dieser Familien auf ihre Möglichkeit zur Mobilität und Mehrörtigkeit nachgedacht. Es wurde auch erwähnt, dass die eigentlichen AkteurInnen einer multilokalen Lebensweise hier die Kinder seien, welche durch diese Studie auch in ihrer Aktivität adäquat beleuchtet werden.

Nähe auf Distanz, Verwandtschaft machen, Bildungsimperative, offene Fragen

Den zweiten Tag leitete *Karen Körber* (Marburg) mit der Vorstellung des Projektes »Transnationale Familiarität« ein, welches der eigentliche Ausgangspunkt für die Tagungsidee war. Das Forschungsfeld von Körber und Merkel sind Familien aus mehreren Herkunftsländern (interviewt wurden Eltern und ihre erwachsenen Kinder), die während zweier ausgewählter Migrationszeiträume das Projekt der Arbeitsmigration nach Deutschland und Österreich unternommen haben und heute noch transnationale Verbindungen mit diesen Ländern unterhalten.

Bei der Gestaltung eines familiären Projektes über Distanzen hinweg agierten diese Personen in einem Spannungsverhältnis, so Körber. Dieses sei gekennzeichnet durch die Verdichtung von Raum und Zeit durch Fortschritte im Kommunikations- und Transportbereich einerseits und durch die restriktiven Rahmenbedingungen europäischer Migrationspolitiken, auf die Bezug genommen werden muss, andererseits. Daraus entstehe ein neuer Erfahrungstypus: »virtuelle Nähe auf Distanz«. Anhand von Körbers empirischen Beispielen wurde vor allem deutlich, dass durch das kreative Nutzen der verbesserten Kommunikationstechnologien (wenn sie überhaupt uneingeschränkt zur Verfügung stehen) die physische Abwesenheit zwar teilweise an Bedeutung verliert und das Herstellen von gemeinsamen Vorstellungswelten und Narrativen der Zusammengehörigkeit erleichert wird; dass

aber mit diesen Fortschritten wieder neue »Schattenseiten« verbunden sind – es entsteht die Erwartung, dass die bestehenden Möglichkeiten auch genutzt werden. Mütter können/sollen nun auch auf Distanz die Noten ihrer Kinder im Blick haben; sie können/sollen telefonisch ihr Netzwerk an Betreuerinnen aktivieren, wenn in der Familie im Herkunftsland eine Krise eingetreten ist; sie können/sollen virtuelle Beziehungsarbeit mit ihren Kindern via Skype, Email oder Telefonate leisten. Körber resümierte mit der Bemerkung, dass aus Schicksal heutzutage eigene Entscheidungen geworden sind: Konfrontiert mit einer Situation der Gleichzeitigkeit von Restriktionen durch die Migrationspolitiken und nutzbarer Handlungsspielräume schreiben sich die Menschen selbst die Verantwortung für das erfolgreiche Nutzen ihrer Handlungsspielräume zu.

Diskutiert wurde im Anschluss an diesen Beitrag über die eventuell beschränkte Verfügbarkeit von Kommunikationstechnologien (etwa durch fehlende technische Kompetenz oder finanzielle Möglichkeiten) und dadurch entstehende Asymmetrien; über die Konstruktion, dass Familie etwas sei, was zusammengehöre; und über das Verlagern bestimmter Aspekte des Familienlebens an »dritte Orte«.

Michi Knecht (Berlin) lieferte in ihrer Präsentation unter anderem eine kritische Auseinandersetzung mit der Geschichte und den Inhalten des Konzeptes der Transnationalität in Bezug auf das Konzept der Familie. Indem sie die Konstruktion der »transnationalen Familie« als Gegenstück zu einer national gedachten Norm von Familie identifizierte, wies sie auf Tendenzen der Essentialisierung im Denken über »Familie« hin. Knecht stellte in ihrem Beitrag einen praxistheoretischen Blick auf etwas vor, das lange als natürlich gegeben erschien: auf Verwandtschaft. Als »kinning« oder »doing kinship« fasst sie Prozesse der Herstellung von Verwandtschaft im Kontext von reproduktionstechnisch assistierten oder durch Adoption begründeten Familien. Knecht argumentierte, dass sie die von ihr beschriebenen Phänomene nicht als Ausnahmefälle verstanden wissen wolle, sondern sie als paradigmatisch für die heutige Gesellschaft betrachte.

In einem DGF-Projekt zum Sonderforschungsbereich »Repräsentationen sozialer Ordnungen im Wandel« erforscht sie gemeinsam mit Stefan Beck Familien, die im Zuge von Adoption oder ihrer Inanspruchnahme von Reproduktionstechnologien auch transnationale verwandtschaftliche Verbindungen entstehen lassen – etwa mit Eizellenspenderinnen, Leihmüttern oder den biologischen Müttern von

Adoptivkindern aus anderen Teilen der Welt. Untersucht werden Familien in Istanbul und Berlin nach dem »extended case study«-Prinzip Max Gluckmanns aus den 1940ern. Knecht identifizierte in ihrem Vortrag besonders drei transnationale Praktiken im repromedizinischen Raum: übersetzen, standardisieren und vergleichen. Durch diese Praktiken gelänge es den Betroffenen, Bedeutungssysteme mit denen sie konfrontiert sind, in ihren Alltag zu integrieren. Knecht beleuchtete insbesondere die Praxis der »Normalisierung« ihrer speziellen Familienform, die für diese Familien besonders bedeutsam ist. In ihrer Zusammenfassung wiederholte die Referentin nochmals drei relevante Beobachtungen: Empfängnis/Zeugung sei in diesen Zusammenhängen auf mehr als zwei Personen aufgesplittet; »Familie machen« müsse sehr explizit passieren; es gäbe einen in diesem Feld wirksamen kulturellen Imperativ dass es gut sei, innerhalb der Familie offen mit der Geschichte der Adoption/Reproduktionsmedizin umzugehen und Kontaktmöglichkeiten mit Menschen, mit denen verwandtschaftliche Verbindungen entstanden sind, herzustellen.

In der Diskussion wurde eine Forschungsperspektive betont, die anstelle nach »spezifischen Formen von Familie« zu suchen, den Prozess der Herstellung von Verbindung und Nähe ins Auge fasst.

Franziska Engelhart (Marburg) führte mit ihrem Vortrag wieder zurück zu den Migrationspolitiken: Sie untersuchte den Stellenwert der (Familien-)Bildung in der Integrationspolitik, wobei sie mit großer Detail- und Wortgenauigkeit Bedeutungsmuster und narrative Konstruktionen im aktuellen Integrationsbericht der deutschen Bundesregierung identifizierte. Engelhardt stellte einige aufschlussreiche Topoi vor: die Rede von »Unser aller Land«, von »Potentialen«, von »Bildung als Schlüssel«, »Fördern und Fordern« oder von »Elternförderung«. Sie stellte eine zunehmende Schwerpunktsetzung auf Familien- und Bildungsthemen in der Intergrationspolitik fest. Laut Engelhart erfolgt in dem von ihr untersuchten Papier ein implizites Infragestellen der Erziehungskompetenz der als »Menschen mit Migrationshintergrund« konstruierten Zielgruppe, welcher zugleich ein besonderer Förderungsbedarf zugeschrieben wird. So würde ein als notwendig betrachtetes Eindringen staatlicher Kontrolle (u.a. durch »Bildungsangebote«, »Bildungsverträge« und schulische Maßnahmen) ins Privatleben dieser Familien legitimiert; das integrationspolitische Programm erscheint Engelhardt als »Einhegung mit professionalisierter Betreuung«. Durch die Konstruktion der sozialen Kategorie »Menschen mit Migrations-

hintergrund« würde eine über Generationen anhaltende Relevanz der Herkunft für gesellschaftliche Probleme erzeugt, so die Referentin. Das Recht auf Bildung scheint Engelhardt auf Basis ihrer Studien eher eine BürgerInnenpflicht zu sein, der jene nachkommen müssen, die von den Politiken als Zielgruppe identifiziert werden. Ungleichheiten würden innerhalb einer eigentlich einladenden Geste immer weiter reproduziert, erscheint doch die Zugehörigkeit zu Deutschland als »Unser aller Land« in den untersuchten Texten nur als eine Zugehörigkeit auf Bewährung.

Die DiskutantInnen waren sich im Anschluss an diese Präsentation einig, dass es angezeigt ist, auch die Kontexte und Auswirkungen dieser Migrationspolitiken auf den Alltag der Betroffenen zu untersuchen – etwa wie solche Maßnahmen zur »Bildungsförderung« umgesetzt werden und wie sie tatsächlich von als MigrantInnen identifizierten Personen erlebt werden.

Maria Rerrich (München) übernahm als letzte Sprecherin der Konferenz die Aufgabe, ein Resümee und einen Ausblick vor dem Hintergrund ihrer eigenen jahrzehntelangen Forschungserfahrung zum Tagungsthema zu leisten. Sie stellte zunächst die ihr am eindrücklichsten in Erinnerung gebliebenen Aspekte der sieben Beiträge vor. Dabei warf sie die Frage auf, ob eine »prozessuale Wende« im Denken über Familie (also die nunmehrige Verwendung des Konzeptes »Familiarität als Prozess«) angesichts dessen, dass Familie als Struktur immer noch existiere, tatsächlich gewinnbringend für die zukünftige Forschung sei. Anschließend richtete sie ein Plädoyer für eine gesellschaftstheoretische Wende in der Forschung an die TeilnehmerInnen. Rerrich formulierte die Vermutung, dass heutige Familienformen im Vergleich zu »früher« nicht von mehr Komplexität per se gezeichnet seien, sondern vielmehr über eine qualitativ andere, neue Komplexität verfügten. Familienphänomene sollten daher in der Forschung stärker an gesellschaftstheoretische Überlegungen rückgekoppelt werden. In einem letzten Schritt schließlich nannte Rerrich einige »offene Baustellen« der Forschung, an denen ausgehend von den Inspirationen der letzten beiden Tage weitere Erkenntnisse über Familie und Migration gewonnen werden könnten. Hier betonte sie besonders die Wechselwirkung zwischen Theorie und Empirie und sprach sich dafür aus, dass intensive qualitative empirische Beschäftigung nicht der bloßen Faktengewinnung dienen sollte, sondern der Theoriebildung.

Resümee

In den inhaltlich sehr dichten Beiträgen dieser Tagung zu »Familie sein und machen« im Kontext von Migration, Mobilität und Multilokalität sowie in den Diskussionen wurde die Frage dominant, ob die untersuchten Phänomene als Besonderheit oder vielmehr als zeitypische Alltäglichkeit einzuordnen sind. Für die TeilnehmerInnen ergaben sich viele Inspirationen für ihre weitere Forschungstätigkeit – soviel wurde deutlich.

Im Sinne des beabsichtigten Workshop-Charakters wurde den Diskussionen im Anschluss an die je halbstündigen Präsentationen viel Platz gegeben. Dieses Format wurde von allen Beteiligten sehr positiv aufgenommen und es wurde der Wunsch nach weiteren Vernetzungs- und Austauschtreffen dieser Art laut. Eine Publikation der Beiträge ist geplant. Am Rande sei bemerkt, dass eine überwältigende Mehrheit der Forschungen auf diesem Gebiet von Frauen durchgeführt wird, was sich auch in der BesucherInnenschaft der Tagung »Transnationale Familiarität« niederschlug und von einigen Besucherinnen kritisch erwähnt wurde.

Johanna Stadlbauer

Neuerscheinung

Birgit Johler, Barbara Staudinger (Hg.): Von Dreideln, Mazzes und Beschneidungsmessern. Jüdische Dinge im Museum
Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde, 21. Juni–16. Oktober 2011

In seiner Ausstellungsreihe *Objekte im-Fokus* rückt das Österreichische Museum fur Volkskunde Objekte und Sammlungen aus seinen Bestanden ins Blickfeld.
1938, unmittelbar nach dem »Anschluss« Österreichs an das Deutsche Reich, wurde die bis dahin in den Raumen des Museums ausgestellte »Judische Sammlung« von den Museumsverantwortlichen abgeraumt. Um wenige Objekte in der NS-Zeit und nach 1945 erweitert, verblieb dieser Bestand seither im Depot.
2011 wurden einige Objekte aus diesem vergessenen Fundus hervorgeholt und im Rahmen eines Seminars am Institut für Europaische Ethnologie bearbeitet. 25 Studierende befragten 20 Objekte nach ihren verschieden gelagerten Kontexten und setzten sie in Beziehung zu judischer Geschichte und Kultur, die immer auch als Beziehungsgeschichte zu begreifen ist. Diskurse und Praktiken musealer Arbeit in Vergangenheit und Gegenwart, aber auch Zuschreibungen, was als „judisch" kategorisiert wurde und wird, begleiten die Auseinandersetzung mit diesen Gegenstanden.

Inhalt:
Margot Schindler, Brigitta Schmidt-Lauber: Vorwort; *Birgit Johler, Barbara Staudinger:* Gesammelt, verraumt, vergessen. Judische Dinge im Österreichischen Museum für Volkskunde; Katalogteil mit Beitragen 25 Studierender; Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

---

Wien, Selbstverlag des Österreichischen Museums fur Volkskunde, 2011
87 Seiten, zahlr. Farbabb., 13 x 22, brosch.
(= Objekte im Fokus, 1)
ISBN 978-3-902381-17-0
€ 20,- (exkl. Versand), € 13,40 (für Mitglieder des Vereins fur Volkskunde)

Bestellungen
Verein fur Volkskunde/Österreichisches Museum fur Volkskunde
Laudongasse 15-19, A-1080 Wien
Tel. +432/4068905, Fax +431/408 53 42
E-mail: office@ volkskundemuseum.at

Literatur der Volkskunde

Sabine Zinn-Thomas: Fremde vor Ort. Selbstbild und regionale Identität in Integrationsprozessen. Eine Studie im Hunsrück.
Bielefeld: transcript 2010, 304 Seiten.

Wie konstituiert sich Lokalität? Die Freiburger Kulturanthropologin Sabine Zinn-Thomas setzt sich in ihrer Habilitationsschrift fundiert mit dieser wichtigen und aktuellen Gegenwartsfrage auseinander. Sie fragt – paradigmatisch am Beispiel der Fremdheit – nach den Auswirkungen globaler Prozesse auf lokale Gesellschaften. Dabei ist das konkrete Beispiel ihrer umfassenden empirischen Analyse so ungewöhnlich wie bestechend; als Plot ist die Geschichte filmreif!

Zwei kleine Gemeinden der wirtschaftlich marginalen und strukturschwachen Region Hunsrück erleben nach dem Zweiten Weltkrieg, seit 1951, einen ungewöhnlichen Aufschwung. Unter amerikanischer Besatzung wird ein Militärflughafen gebaut, der den Anrainergemeinden unverhoffte und neue Einkunftsmöglichkeiten bietet. Freilich liegen dieser Implementierung Bodenenteignungen zugrunde. Die Entschädigungen indessen geben einen Modernisierungsimpuls, der den beiden vormals armen Hunsrückgemeinden zu bescheidenem wirtschaftlichen Aufschwung verhilft. »Die Amis« werden mit der Zeit zum wichtigsten Auftraggeber in der Region und ermöglichen indirekt einen entstehenden Bauboom.

Nach dem Mauerfall dann sind die Tage der amerikanischen Besiedlung gezählt; 1991 wird die Air Base geschlossen und 1993 verlassen die letzten Soldaten die beiden Hunsrückdörfer. Dabei sollte es nicht bleiben; die Geschichte geht weiter. Nach dem Abzug der Amerikaner ziehen neue Fremde in die leerstehenden Wohnungen: Es handelt sich – Ironie der Zeitläufte – um sogenannt russlanddeutsche Aussiedler, die wiederum ohne Mitsprache der Gemeinden auf Entscheid der Bundesregierung in diesem Gebiet angesiedelt werden. Ein drittes einflussreiches Geschehen in diesem geographischen Raum kommt seit den 1980er Jahren mit der Friedensbewegung hinzu; sie markiert den Einbruch, den das positiv besetzte Bild des Amerikaners als Befreier und Beschützer erfahren hat. Ein vierter Eingriff schließlich nimmt in Form einer strukturellen Transformation seit 1995 seinen Lauf: die irische low-cost Fluggesellschaft Ryanair macht den ehemaligen, versteckt gelegenen Militärflughafen zur internationalen Drehscheibe

»Flughafen Frankfurt-Hahn«. 2005 werden von hier jährlich drei Millionen Fluggäste zu 22 Destinationen geflogen.

Wie ging und geht nun die ansässige Bevölkerung der »Etablierten« ebenso wie die zugezogene der »Außenseiter«, um die gleichnamige Studie von Norbert Elias zu zitieren, mit dieser hegemonial implementierten Situation um? Wie manifestieren sich diese durch nationale und supranationale Entwicklungen induzierten Prozesse auf lokaler Ebene? Welche Rolle spielt die bislang in der Gemeindeforschung noch kaum untersuchte Fremdheit als kultureller Faktor in der Herstellung von Lokalität?

Die neuartigen Kulturkontakte, zunächst mit den Soldaten und ihren Familien, dann mit der russischen Bevölkerung, veränderten im Laufe der Nachkriegsjahrzehnte bis hinein in die aktuelle Spätmoderne ganz grundlegend Kultur- und Lebensweise vor Ort. Im Zuge der Geschichte wandeln die Fremden ihr Gesicht; die einen werden von Nachkriegszonen-Besatzern zu Nato-Bündnispartnern; die anderen von stigmatisierten FeindbildträgerInnen zu NachbarInnen – vielleicht auch deshalb möglich, weil sich die Hunsrücker ihrerseits zuvor angesichts der amerikanischen Neuzuzügler in der Rolle der stigmatisierten Rückständler befanden.

Durch die amerikanische Besatzung bereits ein wenig weltläufig und vor allem modern geworden, nutzen die OrtsbewohnerInnen die günstigen Flugangebote ab Hahn zu »Tagestrips an den Strand in Italien oder [zu] Betriebsauflügen zum Weihnachtsshopping nach Stockholm«, oder auch zu Klassenfahrten nach Mailand, wie ein Interviewpartner anmerkt: Diese kämen letztlich billiger als Schulausflüge nach Frankfurt/M. (S. 97).

Selbst- und Fremdbilder verändern sich mit der Zeit und den mit ihr einhergehenden Gewöhnungsprozessen an Neues; dabei ringen die direkten Erfahrungen mit den Zuschreibungen von außen: den Repräsentationen und Diskursen. Das »Zusammenleben der Einheimischen mit den Russlanddeutschen«, so stellt die Autorin fest, findet »vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungen und Erinnerungen an das Zusammenleben mit den Amerikanern statt«, und das »Erzählen der Einheimischen« über die Amerikaner und das vergangene Zusammenleben mit ihnen ist beeinflusst von der Gegenwartserfahrung des Zusammenlebens mit den »Russlanddeutschen« (S. 14).

Die positiven Repräsentationen von Amerikanern und amerikanischer Kultur werden im Selbstbild als Kulturveränderung hin zu

mehr Wohlstand, Offenheit, mobiler moderner Lebensweise und Einstellung gedeutet. Die ideologisch und medial vermittelten Bilder der »Russen« dagegen waren zunächst eher negativ konnotiert durch das stigmatisierende Bildrepertoire der negativen Zuschreibungen aus den Kalten-Kriegs-Zeiten, die Armut, Rückständigkeit und Demokratieferne unterstellen.

Sabine Zinn-Thomas arbeitet dabei klar heraus, dass die Zuschreibung von Fremdheit der Ansässigen gegenüber den NeuzuzüglerInnen auf einer Ethnisierungsstrategie fußt, Ethnizität folglich ein Konstrukt zur Herstellung von Fremdheit ist. Was nutzt dann der Ethnizitätsbegriff als wissenschaftliche Kategorie volkskundlicher Analyse? Die Volkskunde sollte sich endlich von ihm als analytischem Begriff verabschieden können.

Zwei kritische Überlegungen seien abschließend an die Würdigung dieser originellen und wichtigen Arbeit gestellt. Die Besonderheit der empirischen Orte ist zugleich die Krux der Studie. Es ist schwierig, die Vielzahl der außerordentlichen Entwicklungen, die die untersuchten Gemeinden binnen weniger Jahrzehnte erfahren haben, unter ein kohärent argumentierendes Dach zu bringen. Der holistische Anspruch der traditionellen Gemeindeforschung, der in dieser Arbeit durchscheint, hilft hier nicht wirklich: Sabine Zinn-Thomas versucht hier zwar neue Wege einzuschlagen – darin liegt der Pionierstatus ihrer Forschung –, doch hätte ein dezidiert kulturanalytischer und damit diskursanalytischer Zugang der Komplexität besser gerecht werden können.

Wenn am Ende die Konstruktion von Ethnizität auf der Grundlage stereotypisierender Zuschreibungen im Bereich des Kulturellen (nicht einmal des Sozialen) als resümierendes Interpretament herausgestellt wird, dann hätten sich im Hinblick auf das zentrale Thema der Fremdbilder diskurs- und machtanalytische Zugänge interpretatorisch als gewinnbringend gezeigt. Ethnizität ist dort kein »kognitives Phänomen, das die Wahrnehmung prägt« (S. 240), wo es entschieden um ein sozioökonomisches Gefälle zwischen sich gegenseitig wahrnehmenden und interagierenden Gruppen und um Zuschreibungsmächtigkeiten von außen geht. Der Kontext aller Zuschreibungen ist immer sozioökonomisch begründet.

Sabine Zinn-Thomas' Studie, so die abschließende Empfehlung, gehört aufgrund ihrer kundigen Synthesen aktueller Theoriediskussionen zur Grundlagenliteratur in den Bücherschrank der VolkskundlerInnen. Als Gemeindestudie unter den Bedingungen einer globalisierten Ge-

sellschaft hat die Arbeit Pioniercharakter. Sie richtet sich nicht allein an die wissenschaftliche Gemeinde, sondern auch an Politik und Planung und sollte hier, wie zu hoffen bleibt, auch rezipiert werden.

Johanna Rolshoven

Johanna Stadlbauer: Projekt Selbstverwirklichung? Lebensentwürfe von Österreicherinnen in Neuseeland (= Ethnologie & Globales Leben). Berlin: MANA 2010, 174 Seiten.

Neuseeland hat sich in den letzten Jahren zu einem touristischen Traumziel entwickelt, das wegen seiner abgeschiedenen Lage in der Südsee, seinen spektakulären Naturschauspielen und den vielen Sport- und Abenteuermöglichkeiten, wie sie in diversen Reiseführern und Zeitschriften angepriesen werden, die Reiselust weckt. Doch Neuseeland ist auch ein Einwanderungsland, auch für viele ÖsterreicherInnen – und eben diesen österreichischen MigrantInnen ist die vorliegende ethnographische Studie gewidmet. Johanna Stadlbauer, die am Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie der Universität Graz und am Department of Anthropology, Gender and Sociology der University of Otago (Neuseeland) studiert hat, gewährt dem Leser Einblick in die sozialen Netzwerke, in das Privatleben und in die Pläne, Träume und Lebensentwürfe der im Zuge ihrer Feldforschung interviewten österreichischen EinwanderInnen, wobei sie diese – als Experten ihres eigenen Lebens – oft ausführlich selbst und in direkten Zitaten zu Wort kommen lässt.

Die Studie, im handlichen Taschenbuch-Format publiziert, umfasst zehn Kapitel nebst einer Bibliographie und einem Quellenverzeichnis. Einleitend stellt die Autorin ihre zentralen Fragestellungen und Erkenntnisinteressen vor: Wie wird die Migrationsentscheidung reflektiert? Wie wird das ‚neue Leben' in Neuseeland erlebt? Wie wird man von anderen und von sich selbst als MigrantIn (an)erkannt? Sie beschreibt ihr Forschungssample: 15 Personen im Alter von 27 bis 78 Jahren, die alle zwischen 1953 und 2005 nach Neuseeland eingewandert sind. Und sie stellt ihre Forschungsmethoden vor – wobei sie nicht vergisst, ihre eigene Rolle und Positionierung im Feld zu schildern und die Interaktionen mit ihren GesprächspartnerInnen durch

persönliche Tagebucheintragungen zu verdeutlichen. Vor allem geht es Stadlbauer dabei um das Verstehen des Erzählten, um die Probleme der Interpretation und um den Vergleich von Erzählstruktur und den beobachteten Verhaltensweisen. Im anschließenden Theorieteil werden Grundbegriffe und Forschungsansätze der Migrationsforschung dargelegt und dabei u. a. Fragen nach der Bedeutung von Migration für Alltag, Identität und Lebenswelt der Menschen und nach einer möglichen Sichtweise von Migration als »kulturelle Universalie« (S. 30) menschlichen Verhaltens gestellt. Nach einem geschichtlichen und statistischen Überblick zu Österreich als Aus- bzw. zu Neuseeland als Einwanderungsland widmen sich die folgenden Kapitel der eigentlichen Thematik der Studie – den EinwanderInnen aus Österreich.

Zunächst geht es um die Bilder, die Wünsche und die verschiedenen Wege, die österreichische MigrantInnen nach Neuseeland führten. Hier kommen die Beforschten selbst zu Wort, in Auszügen und Zitaten der Gespräche. Zudem spricht hier die Autorin ausführlich über ihre Arbeitsweise, die Ansätze wie auch die Schwierigkeiten ihrer Interpretationen. Während ihres Forschungsaufenthaltes begegneten ihr verschiedene Perspektiven und Meinungen zu Heimat, Lifestyle oder Arbeit. Doch wie immer diese sich im Einzelnen darstellen – letztlich hatten die Befragten für sich die Entscheidung zur Auswanderung getroffen. Die Gründe dieser Entscheidungen kommen in all ihrer Vielfältigkeit zur Sprache: ein vorangegangener Urlaub, ein besseres Arbeitsangebot (wie es in den 1950er- und 1960er-Jahren oft für den Auswanderungsentschluss bestimmend war), diverse private Gründe oder auch bestimmte utopische Vorstellungen von Neuseeland – in allen Fällen ist dabei die Rede von Eigeninitiative und Abenteuerlust, aber auch von dem Wunsch, die Welt zu sehen oder eine andere Sprache zu lernen.

Solche Selbstinterpretationen der GesprächspartnerInnen werden im Weiteren konkreter und in Verknüpfung mit einschlägiger Fachliteratur näher ausgewertet: Bei vielen MigrantInnen spielte der Wunsch nach einer anderen, einer selbstbestimmten Lebensweise eine Rolle, aber auch Karrierevorstellungen, berufliche Verwirklichung, partnerschaftliche Bindungen und nicht zuletzt auch Zufälle werden genannt. Zudem weist Johanna Stadlbauer auf die Chancen zur Selbstverwirklichung hin, die mit einer Migration gegeben sind, und zeigt, wie diese Chancen genützt wurden: Die Narrative der MigrantInnen drehten sich nicht zuletzt um das, was in Neuseeland möglich und in

Österreich nicht möglich ist, aber auch um die Vor- und Nachteile des Lebens in diesen Ländern: So stand etwa die fehlende staatliche Absicherung in Neuseeland einem, wie es eine Interviewpartnerin nannte, zu traditionellen und »eingekasteltem« Leben in Österreich gegenüber (S. 107).

Individuelle wie auch nationale Identitätskonstruktionen der österreichischen MigrantInnen in Neuseeland sind Thema des letzten Teils der Studie. Kann Selbstverwirklichung auch das Spielen mit Identitäten bedeuten? Manche GesprächspartnerInnen sind Mitglied eines sogenannten »Österreicher-Klubs«, manche bemühen sich darum, ein »Kiwi« zu sein, manche verwenden Gmundner Geschirr im eigenen Heim, manche nehmen derartigen Reminiszenzen gegenüber eine sehr ambivalente Haltung ein – alle aber arbeiten kreativ an einer individuellen Identitätskonstruktion. Dieses Kapitel gibt der Autorin auch Gelegenheit, Heimat und Beheimatung und die dazugehörigen Strategien und Imaginationen zu behandeln: Was macht für wen ein Gefühl von Heimat aus? Was bedeutet Heimat überhaupt für MigrantInnen? Oft sind EinwanderInnen konfrontiert mit Fragen wie: Wo gehöre ich jetzt dazu? Wo will ich dazu gehören? Wer bin ich überhaupt? Offenbar ist das ‚Kiwi-Sein' ein unerreichbares Ideal, das allein schon an der Enttarnung als Ausländer durch einen sprachlichen Akzent scheitern kann. Jedoch zeigten nicht alle Befragten eine emotionale Regung beim Thema (Nicht-)Zugehörigkeit, was wiederum die individuelle Orientierungsfreiheit des Einzelnen bestätigt. So kann Johanna Stadlbauer abschließend die Migration als ein »Projekt Selbstverwirklichung« bezeichnen, an dem kontinuierlich gearbeitet und gebastelt wird, mit dem Bestreben, ein sinnvolles Leben zu führen.

Die Arbeit von Johanna Stadlbauer bringt eine Menge an neuen und aufschlussreichen Informationen zum Thema Migration, speziell auf die Länder Neuseeland und Österreich bezogen. Zuweilen wird der Lesefluss durch die zahlreichen Zitate und die unzähligen neu eingeführten Namen beeinträchtigt. Dafür sind die Fotos der Autorin besonders positiv hervorzuheben, durch die die Lebensverhältnisse der MigrantInnen in Neuseeland zusätzlich illustriert werden. Die zwischendurch eingefügten Tagebucheintragungen der Autorin lassen zudem die Studie zu einer gelungenen Mischung aus wissenschaftlichen Fakten, Theorien und persönlichen Erfahrungen werden.

Martina Eisner

Heidi Niederkofler, Maria Mesner, Johanna Zechner (Hg.): Frauentag! Erfindung und Karriere einer Tradition.
Begleitbuch zur Ausstellung »Feste.Kämpfe. 100 Jahre Frauentag«, veranstaltet vom Kreisky-Archiv, vom Johanna Dohnal Archiv und vom Österreichischen Museum für Volkskunde vom 4. März bis 30. Juni 2011 im Österreichischen Museum für Volkskunde
(= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. 93).
Wien: Löcker Verlag 2011, 342 Seiten, zahlr. farb. Abb.

Alles könnte sehr viel einfacher sein, wäre es nur möglich, das Ereignis Frauentag an Eindeutigkeiten festzumachen, konkret an handfesten historischen Bezugspunkten – an *einer* als Gründungsfigur tauglichen Person mit Strahlkraft, an einer Pionierin, einer »Heldin« am besten, an *einer* »Tradition«, *einem* Gründungmythos, zumindest an *einem* fixen Datum. Die Herausgeberinnen des Begleitbuches zur Ausstellung »Feste Kämpfe. 100 Jahre Frauentag« Heidi Niederkofler, Maria Mesner und Johanna Zechner – alle drei auch Kuratorinnen der am 3. März 2011 im Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien eröffneten Ausstellung und Initiatorinnen des Gesamtprojektes »100 Jahre Frauentag« – setzen hingegen auf Vieldeutigkeit und Dekonstruktion und präsentieren erhellende Ergebnisse. Dadurch, dass das Konzept Jubiläum selbst, seine Inszenierung und die Herausbildung von Gründungshistorien ins Zentrum des Erkenntnisinteresses gesetzt und den daraus resultierenden Ambivalenzen peinlich genau nachgespürt wurde, konnte ein detaillierter Bericht zur Geschichte des österreichischen Frauentages entstehen, der auf die Vielzahl der existierenden Wahrheiten und Wirklichkeiten nicht nur hinweist, sondern diese gleichwertig nebeneinander bestehen lässt, um sie im Bezug auf ihre Verschränkungen und Bedeutungen befragen zu können.

Die ersten sechs Beiträge beleuchten lückenlos einander chronologisch folgende Zeitabschnitte. Dies gibt den Blick auf divergierende geschlechterpolitische Positionen, Haltungen, Forderungen und Strategien frei und ermöglicht jeweils vergleichende Analysen. Zunächst eröffnet Heidi Niederkofler mit einem ausführlichen Überblick zu den voneinander abweichenden und zueinander in Konkurrenz stehenden Gründungsgeschichten zum Frauentag. Sie setzt sich insbesondere mit den ihnen immanenten Bezugnahmen auf die Vergangenheit, der Bemühung um die Herstellung von Eindeutigkeit und der ideologischen

Verortung des Frauentags auseinander. Anschließend legt Brigitta Bader-Zaar den Schwerpunkt auf die politischen Diskurse um Frauenwahlrecht und Frauentag in der Habsburgermonarchie. Erster Weltkrieg und Zwischenkriegszeit rücken in Gabriella Hauchs Beitrag ins Blickfeld: Sie unterzieht die Rezeption der Gedenktage in der Presse jener Zeit einer quellenkritischen Analyse, wobei die Dechiffrierung zeitgenössischer Codes im Mittelpunkt steht, die zum Großteil anhand der Gegenüberstellung sozialdemokratischer und kommunistischer Positionen abgearbeitet wird. Irene Brandhauer-Schöffmann hebt in ihrer Abhandlung zu den Frauentagen zwischen 1933 und 1945 die Neudefinition der Geschlechterverhältnisse durch das Dollfuß-Schuschnigg-Regime und die NS-Diktatur hervor, innerhalb derer die ab 1918 formal festgesetzte Gleichstellung von Männern und Frauen als Krisensymptom gedeutet und speziell gegen Frauen gerichtete Maßnahmen ergriffen wurden (S. 109). Sie erörtert darüber hinaus die Auswirkungen der faschistischen Periode auf die Frauenpolitik der folgenden Jahrzehnte. Zwei daran anschließende Beiträge von Maria Mesner befassen sich mit dem Frauentag in der Nachkriegszeit und der »neuen« Frauenbewegung. Ausgehend von der Wiederbelebung der Frauentage ab 1946 werden deren Internationalisierung sowie die Ausgestaltung als Event und Erinnerungsort diskutiert. Thematisiert werden überdies der Konnex zum Thema Frieden und der Bedeutungsverlust des Frauentages, der – was Ikonographie und Ritual betrifft – von einer Annäherung an den Muttertag gekennzeichnet ist. Maria Mesner diagnostiziert Stillstand und Stockung, bevor Ende der 1970er-Jahre eine neue Gruppe von Akteurinnen, nämlich die autonome Frauenbewegung, den Frauentag als Bühne zu nutzen beginnt, sich Geschlecht als politische Kategorie herausbilden und das Private öffentlich werden kann. Mit dem Fokus auf die Frauentage nach der »Second Wave« führt Hanna Hacker in die Gegenwart.

Dieser sehr dichten und inhaltlich in sich geschlossenen Einheit von Texten folgt das Kapitel »Stimmen«. Darin werden den LeserInnen zehn im Rahmen der Recherchearbeit zu diesem Projekt geführte Interviews vorgelegt. Es wurde darauf geachtet, so erklären die einleitenden Zeilen, dass die Interviewpartnerinnen als Akteurinnen zu verschiedenen Zeiten in unterschiedlichen Organisationen aktiv waren (S. 221). Die Fragen, wie dem Interviewmaterial methodisch begegnet wurde, ob ausschließlich die in diesem Kapitel genannten Frauen befragt und inwiefern die Gespräche verändert wiedergegeben, ob sie

verkürzt oder vollständig im Band abgedruckt worden sind, bleiben aber offen. Der spezielle Quellenwert der Interviews wird explizit angesprochen, dennoch gibt es kaum Hinweise darauf, dass empirisch erhobene Daten wirklich als Quellen herangezogen worden wären. Verweise auf die Interviews sind nur in Maria Mesners Beitrag zur »neuen« Frauenbewegung zu finden (z.B. S. 175, 176 und 184). Ohne Kommentar, der die Bearbeitung des Materials erläutern würde, bleibt es dekoratives Beiwerk, das an dieser Stelle irritiert – zumindest aus volkskundlicher Sicht wird selbst die wunderbare »Stimme« Johanna Dohnals (S. 224 f.) nicht über dieses Manko hinwegtäuschen können.

Dieser Sequenz schließen sich zwei medienanalytische Arbeitsberichte an: Heidi Niederkofler untersucht Plakate zum Frauentag, Johanna Zechners Analyse nimmt den Frauentag als Fernsehritual in Augenschein. Anhand Heidi Niederkoflers sich methodisch grob an Erwin Panofskys Dreistufenmodell zur Bildanalyse und dessen Weiterbearbeitung durch Ralf Bohnensack orientierenden Untersuchung erschließt sich nicht nur die Vielfältigkeit der an Frauentagen vorgebrachten Anliegen bzw. der Wandel von Botschaften und Inhalten. Im Fokus stehen insbesondere die AkteurInnenpositionen innerhalb verschiedener Zeitphasen, politische Ereignisse werden jeweils schlüssig mit Darstellungsvarianten verknüpft. Daraus abgeleitete Ergebnisse bezüglich der Frauenbilder und deren Instrumentalisierung sind stichhaltig, überzeugend und vor allem nachvollziehbar – Interpretationsansätze zu den Darstellungen müssen nicht in allen Punkten mit der Ansicht der Rezensentin übereinstimmen. Dieser Beitrag führt das enorme Potential von Bildquellen sehr deutlich vor Augen, sodass plötzlich der vornehmlich illustrative Charakter der Abbildungen bzw. die spärliche Bezugnahme auf das Bildmaterial in den anderen Beiträge hervorsticht. Heidi Niederkoflers Bearbeitung bezieht sich übrigens auch auf das von Hermann Kosel gestaltete Frauentags-Plakat von 1928, das als Vorlage für die Gestaltung der Vorderansicht des Buchumschlages gedient haben dürfte (S. 248). Dies ist allerdings reine Spekulation, da das Sujet stark verändert wurde und Angaben dazu fehlen. Johanna Zechners Arbeit »Über die mediale Rezeption eines Rituals«, stützt sich auf eine Auswahl von 33 in der Zeit zwischen 1977 und 2009 vom ORF gesendeten Beiträgen, welche den Frauentag thematisieren bzw. über diesen berichten. Die Analyse des Filmmaterials ermöglicht es, die Konjunkturen des medialen Werdegangs des Frauentags im öffentlich-rechtlichen Fernsehen nachzuzeichnen. Erst als in den

2000er-Jahren verschiedene geschlechterpolitische Standpunkte von VertreterInnen politischer Parteien eingenommen wurden, gewinnen konkrete, tagespolitische Bezüge innerhalb der ORF-Berichterstattung an Bedeutung (S. 293).

Im Textteil konnten inhaltliche Überschneidungen nicht vermieden werden; sie sind für das Verständnis von Zusammenhängen teilweise notwendig. Gleichzeitig weisen sie die LeserInnen auf thematische Verdichtungen und markante Stellen in der historischen Entwicklung hin. Diese werden letztlich durch die mehrfache Erwähnung als solche erst wahrnehmbar. Wiederholungen sind Markierungen und Akzentuierungen, die ganz bestimmten Bezugnahmen auf die Vergangenheit entsprechen. So wird deutlich, dass es selbstverständlich auch durch diese sehr kritische Bearbeitung der österreichischen Frauentags-Geschichte zur Herstellung einer ganz bestimmten Erzählung kommen muss (vgl. S. 17). Die Beiträge, die sich alle auf Frauentage als jährlich wiederkehrende Ereignisse beziehen, die zur Basis diachroner Schnitte werden, greifen weiters – wie im Titel angekündigt und jeweils mehr oder weniger ausdauernd – den Begriff der Tradition als Analysekategorie auf. Er wird von Heidi Niederkofler im Sinne »erfundener Traditionen« eingeführt (S. 18). Der Umstand, dass die Bezeichnung »Tradition« bzw. diverse Adjektivbildungen wie »traditionell« und »traditionsreich« in anderen Beiträgen teilweise unvermittelt auch alltagssprachlich verwendet werden (z.B. S. 93, 117, 157 etc.) verunsichert und lässt die Begrifflichkeiten aus kulturwissenschaftlicher Perspektive an einigen Stellen unscharf wirken, was ebenso im Hinblick auf die Termini Ritual und Symbol gelten mag.

Erst der letzte, sehr kurz gehaltene Teil des Begleitbandes widmet sich Simonetta Ferfoglias und Heinrich Pichlers Ausstellungskonzeption »Feste Kämpfe« und den Beschreibungen jener fünf ursprünglich geplanten Kunstprojekte im öffentlichen Raum, die, unter dem Titel »In.Anspruch.Nehmen« zusammengefasst, den dritten Bestandteil des Gesamtprojektes »100 Jahre Frauentag« bilden, von denen aber letztlich nur drei realisiert werden konnten. Auf den knapp dreißig Seiten – die Hälfte dieses Raums wird überdies von Abbildungen eingenommen – deutet sich ein Identitätsproblem dieser Publikation zumindest an: Die Beschaffenheit der Texte, ihre hohe Qualität, die Dichte und Ausführlichkeit zeugen von der Ambition, wissenschaftlicher Sammelband sein zu wollen, was über den Anspruch an einen Begleitband weit hinausreicht. Die Formulierung »Gesamtprojekt 100 Jahre Frauentag«

impliziert weiters, es vereinigten sich drei äquivalente Teilprojekte zu einem Ganzen. Besonders das Kunstprojekt, aber auch die Ausstellung wirken, so betrachtet, seltsam unterrepräsentiert und mensch fragt sich, ob es sich definitiv um den Begleitband zur Ausstellung oder doch um eine Begleitausstellung zum (wohlgemerkt sehr professionell gemachten und für die volkskundliche Frauen- und Geschlechterforschung so manchen Impuls bereithaltenden) Buch handelt.

Martina Röthl

Eingelangte Literatur

Aigner, Anita [Hrsg.]: Vernakulare Moderne. Grenzüberschreitungen in der Architektur um 1900; das Bauernhaus und seine Aneignung. – Bielefeld: transcript–Verl., 2010. – 326 S. – (Architekturen; 6). Literaturangaben

Atze, Marcel u. Kyra Waldner: Andere Seiten. Private Adressbücher prominenter Zeitgenossen aus zwei Jahrhunderten Kunst, Literatur und Musik. Im Autrag d. Wienbibliothek im Rathaus. Mit einem Essay von Christine Fischer–Defoy. – Wien: Metroverl., 2011. – 167 S.

Bauer, Katrin: Gotteshäuser zu verkaufen. Gemeindefusionen, Kirchenschließungen und Kirchenumnutzungen. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2011. – 177 S. + 1 CD–ROM. – (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland; 117). Literaturangaben

Beugelsdijk, Sjoerd u. Robbert Maseland: Culture in economics. History, methodological reflections and contemporary applications. – Cambridge: Cambridge University Press, 2011. – XX, 388 S.: Ill.

Björkholm, Johanna: Immateriellt kulturarv som begrepp och process. Folkloristiska perspektiv på kulturarv i Finlands svenskbygder med folkmusik som exempel. – Åbo: Åbo Akademis Förlag, 2011. – 355 S. Zsfassung in engl. Sprache. – Åbo, Akademi, Diss., 2011

Bousska, Hans W.: Großstadtkinder. Kindheit in Wien. – Erfurt: Sutton–Verl., 2011. – 126 S. – (Die Reihe Archivbilder). Literaturverz. S. [127]

Braun, Emanuel: Johann Evangelist Holzer. Maler des Lichts. 1709–1740. Der Katalog erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Diözesanmuseum St. Afra Augsburg und Kunstsammlungen und Museen Augsburg, 28. März bis 20. Juni 2010, im Domschatz- und Diözesanmuseum Eichstätt vom 14. Juli bis 31. Oktober 2010 und im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum Innsbruck vom 3. Dezember 2010 bis 13. März 2011. – Innsbruck: Haymon–Verl., 2010. – 448 S. Literaturverz. S. 436 – 447. – Literaturangaben

Brunold–Bigler, Ursula: Wolfsmensch und Bärenhexe. Tiere in Sagen und Märchen aus den Alpen. Mit Ill. von Veronika Übersax. – Chur: Desertina, 2010. – 293 S. Literaturangaben

Čepaitienė A. u.a.: Lietuvos istorijos instituto etnologijos skyrius. Iinformacinis leidinys = Lithuanian Institute of History Ethnology department. Information publication. – Vilnius: Lietuvos istorijos institutas, 2010. – 23 S.

Dalbello, Marija, Mary Shaw [Hrsg.]: Visible writings. Cultures, forms, readings. – New Brunswick, NJ, [u.a.]: Rutgers Univ. Press, 2011. – X, 356 S. – (Art History/Literary Studies)

Doosry, Yasmin [Bearb.]: Die Frucht der Verheißung. Zitrusfrüchte in Kunst und Kultur. Katalog zur Ausstellung im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg vom 19. Mai–11. September 2011. – Nürnberg: Verl. d. Germanischen Nationalmuseums, 2011. – 471 S. Literaturverz. S. 415–469

Eberle, Richard: Die Firma Josef Andre Winder in Dornbirn. Die Geschichte eines fast vergessenen Unternehmens und seiner Eigentümer. – Dornbirn: Stadt Dornbirn, Stadtarchiv, 2011. – 259 S. (Dornbirner Schriften; 39)

Ellmeier, Andrea ... [Hrsg.]: Gender Performances. Wissen und Geschlecht in Musik, Theater, Film. – Wien [u.a.]: Böhlau, 2011. – 184 S. – (Mdw Gender Wissen; 2) Literaturangaben

Fendl, Elisabeth [Hrsg.]: Zur Ästhetik des Verlusts. Bilder von Heimat, Flucht und Vertreibung. Münster; New York, NY; München; Berlin: Waxmann, 2011. – 281 S. – (Schriftenreihe des Johannes-Künzig-Instituts; 12)

Fenske, Michaela [Hrsg.]: Alltag als Politik, Politik im Alltag. Dimensionen des Politischen in Vergangenheit und Gegenwart. Ein Lesebuch für Carola Lipp. – Berlin [u.a.]: Lit-Verl., 2010. – 519 S. – (Studien zur Kulturanthropologie, Europäischen Ethnologie; 5). Literaturangaben

Fertl, Evelyn, Rita Münzer: Burgenland. Menschen, Leben, Fotografien. – Eisenstadt: Amt d. Burgenländ. Landesregierung, Abt. 7, 2011. – 280 S. – (Burgenländische Forschungen: Sonderband; 27)

Fitschen, Jürgen [Hrsg.]: Das Jahr 1950. Brennpunkte deutscher Kunst der Nachkriegszeit. Dieses Buch erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung in der Stiftung Schleswig-Holsteinische Landesmuseen Schloss Gottorf vom 24. Oktober 2010 bis 16. Januar 2011. Texte von Marc Wellmann u.a. – Schleswig: Schleswig-Holsteinisches Landesmuseum Schloss Gottorf, 2010. – 199 S.

Foucault, Michel: Archäologie des Wissens. Übers. von Ulrich Köppen. – 1. Aufl., 15. [Dr.]. – Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2011. – 300 S. – (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft; 356)

Goer, Michael [Hrsg.]: Bauforschung in Quedlinburg und der Harzregion. Bericht über die Tagung des Arbeitskreises für Hausforschung e. V. in Quedlinburg vom 11. bis 15. Juni 2006. Hrsg. im Auftr. des Arbeitskreises für Hausforschung e. V. – Marburg: Jonas-Verl., 2010. – 320 S. – (Jahrbuch für Hausforschung; 57)

Goer, Michael [Hrsg.]: Rathäuser und andere kommunale Bauten. Bericht über die Tagung des Arbeitskreises für Hausforschung e.V. in Lüneburg vom 27. September bis 1. Oktober 2009. Hrsg. i. Auftr. des Arbeitskreises für Hausforschung e.V. – Marburg: Jonas-Verl., 2010. – 412 S. – (Jahrbuch für Hausforschung; 60)(Beiträge zur Architektur- und Kulturgeschichte; 6)

Goetz, Juditz ... [Hrsg.]: März 1938. Literatur und Gedächtnis. Ein Lesebuch. – Wien: Theodor Kramer, 2011. – 175 S.

Grabner, Elfriede: Die mystische AEIOV-Devise Kaiser Friedrichs III. in der Barockpredigt und Heiligenlegende des frühen 18. Jahrhunderts. – Graz: Historische Landeskommission für Steiermark, 2010. – S. 279–286. Sonderdruck aus: Rutengänge. Studien zur geschichtlichen Landeskunde. Festgabe für Walter Brunner zum 70. Geburtstag.

Graf, Andrea: Sinterklaas und Zwarte Piet in Blomberg, Lippe. Integration, Gestaltung und Wandel des niederländischen Nikolausbrauches. – Münster; New York, NY; München; Berlin: Waxmann, 2010. – 162 S. – (Münsteraner Schriften zur Volkskunde, Europäischen Ethnologie; 15)(Sammlungsreihe des Lippischen Landesmuseums Detmold; 3). Zugl.: Münster (Westfalen), Univ., Magisterarbeit, 2008

Hüppauf, Bernd: Vom Frosch. Eine Kulturgeschichte zwischen Tierphilosophie und Ökologie. – Bielefeld: Transcript-Verl., 2011. – 417 S – (Edition Kulturwissenschaft; 1). Literaturverz. S. [389]–412

Husa, Karl ... [Hrsg.]: Weltbevölkerung. Zu viele, zu wenige, schlecht verteilt? – Wien:

Promedia, 2011. – 280 S. – (Historische Sozialkunde/Internationale Entwicklung; 30)

Israyelova, S. V.: Sitcevaja Rossija. Katalog vystavka = Cotton print in Russia. Exhibition catalogue. Hrsg.: Vserossijskij Muzej Dekorativno–Prikladnogo i Narodnogo Iskusstva. – Moskva: Interbuk-biznes, 2010. – 159 S. Text russ. u. engl.

Jaeger, Friedrich [Hrsg.]: Enzyklopädie der Neuzeit. Band 13: Subsistenzwirtschaft – Vasall. – Stuttgart [u.a.]: Metzler, 2011. – XXII S., 1196 Sp. Literaturangaben

Jaritz, Gerhard, Ana Marinkovic [Hrsg.]: Violence and the medieval clergy. – 1. ed. – Budapest [u.a.]: CEU Press, 2011. – 95 S. – (Medium aevum quotidianum: Sonderband; 26)(CEU medievalia; 16)

Kimaryo, Lydia A.: Integrating environmental education in primary school education in Tanzania. Teacher's perceptions and teaching practices. – Åbo: Åbo Akademis Förlag, 2011. – 223 S. Literaturverz. S. 194–215

Klein, Wolfhard: Mausetod! Die Kulturgeschichte der Mausefalle. – Mainz am Rhein: von Zabern, 2011. – 204 S. Literaturverz. S. 192–203

Klintberg, Bengt af: The types of the Swedish folk legend. – Helsinki: Suomalainen Tiedeakatemia, 2010. – 501 S. – (FF communications; 300 = vol. 147). Literaturverz. S. 461–485

Kozinets, Robert V.: Netnography. Doing ethnographic research online. – 1. publ. – London [u.a.]: Sage, 2010. – VII, 221 S. Literaturverz. S. [198]–212

Kroker, Wolfgang: Polizeigeschichte in Schleswig–Holstein. Hrsg. und bearb. von Carsten Fleischhauer und Guntram Turkowski. Volkskunde Museum Schleswig. – Heide: Boyens, 2010. – 80 S.

Kusber, Jan u.a. [Hrsg.]: Historische Kulturwissenschaften. Positionen, Praktiken und Perspektiven. Bielefeld: Transcript, 2010. – 384 S. – (Mainzer historische Kulturwissenschaften; 1). Beitr. teilw. dt., teilw. engl. – Literaturangaben.

Lewandowska, Bożena, Józef Kąś: Wesele orawskie dawniej i dziś. – Wrocław: Polskie Tow. Ludoznawcze, 2010. – 140 S. – (Archiwum etnograficzne; 51)

Marzolph, Ulrich [Hrsg.]: Strategien des populären Erzählens. Kongressakten der Bursfelder Tagung der Kommission Erzählforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. – Münster, Westf.: LIT, 2010. – 265 S. – (Studien zur Kulturanthropologie/Europäischen Ethnologie; 4)

Mattl–Wurm, Sylvia u. Alfred Pfoser [Hrsg.]: Die Vermessung Wiens. Lehmanns Adressbücher 1859 – 1942. Hrsg. i. Auftrag d. Wienbibliothek im Rathaus. – Wien: Metroverl., 2011. – 351 S.

Meusburger, Wilhelm [Bearb.]: Norman Douglas. 6. Symposium. Bregenz und Thüringen, Vlbg., 15./16.10.2010. – Feldkirch; Graz: Neugebauer, 2011. – 115 S. Beitr. teilw. dt., teilw. engl., teilw. ital. – Literaturangaben

Meyer, Silke u.a. [Hrsg.]: Disziplinen der Anthropologie. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2011. – 260 S. Literaturangaben

Mielke, Heinz–Peter [Hrsg.]: Das religiöse Bildprogramm von E. G. May Söhne in Frankfurt am Main im Jahre 1912/13. – Goch: Voelcker, 2011. – 53 S: überw. Ill. – (Schriften des Museumsvereins Dorenburg e.V.; 57)

Mohrmann, Ruth–E. [Hrsg.]: Generationenbeziehungen in Familie und Gesellschaft. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2011. – 182 S. – (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland; 118). Literaturangaben

Natter, Tobias G.: 3 Ebenen – 3 Zugänge. Das museologische Konzept zur Neuausrichtung des Vorarlberg-Museums 2013. – Bregenz: Vorarlberg-Museum, 2011. – 154 S.

Niederkofler, Heidi, Maria Mesner, Johanna Zechner [Hrsg.]: Frauentag! Erfindung und Karriere einer Tradition. Begleitbuch zur Ausstellung »Feste.Kämpfe. 100 Jahre Frauentag«, veranstaltet vom Kreisky–Archiv, vom Johanna Dohnal Archiv und vom Österreichischen Museum für Volkskunde vom 4. März bis 30. Juni 2011 im Österreichischen Museum für Volkskunde, Wien. – Wien: Löcker, 2011. – 342 S. – (Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde; 93)

Obermaier, Sabine [Hrsg.]: Tiere und Fabelwesen im Mittelalter. – Berlin [u.a.]: de Gruyter, 2009. – VIII, 342 S. Beitr. teilw. dt., teilw. engl. – Literaturangaben

Peschel–Wacha, Claudia und Katharina Richter–Kovarik: Welche Qualität erwarten die Besucherinnen? Die Generation 60+ bis 80+ als Zielgruppe von Kulturvermittlungsprogrammen. AUS: Standbein Spielbein. Museumspädagogik aktuell; Nr. 89/2011. S. 44–47: Ill. – Hamburg: Bundesverband Museumspädagogik e.V., 2011.

Petrova, Oksana: Of pearls and pigs. A conceptual-semantic tiernet approach to formal representation of structure and variation of phraseological units. – Åbo: Åbo Akademis Förlag, 2011. – 412 S. Literaturverz. S. 390–412. – Zsfassung in schwed. Spr. – Zugl.: Åbo (Turku), Univ., Diss.

Petschar, Hans: Altösterreich. Menschen, Länder und Völker in der Habsburgermonarchie. Diese Publikation erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Prunksaal der Österreichischen Nationalbibliothek vom 6.5.–30.10.2011. – 1. Aufl. – Wien: Brandstätter, 2011. – 255 S. Literaturverz. S. 242–243

Pettersson Susanna u.a. [Hrsg.]: Encouraging Collections Mobility – A Way Forward for Museums in Europe. – Helsinki: Finnish National Gallery, 2010. – 335 S. – (Materialien aus dem Institut für Museumskunde: Sonderheft; 4)

Rodríguez–Manzaneque y Escribano, María José und Ilse Schütz: Catálogo de alfarería de Agost. – Agost, Alicante: Museo de Alfarería de Agost, 2010. – 95 S.

Seedoch, Johann: Die Gemeindenamen des Burgenlandes im Wandel der Zeit. – Eisenstadt: Amt der Burgenländischen Landesregierung, Abt. 7 – Kultur, Wiss. und Archiv, Hauptreferat Landesarchiv und Landesbibliothek, 2010. – 202 S. – (Burgenländische Forschungen; 100). Literaturverz. S. 25 – 29

Spiegel, Beate [Hrsg.]: Hier steht der Himmel offen. 800 Jahre Kloster Oberschönenfeld. Begleitheft zur Ausstellung im Schwäbischen Volkskundemuseum Oberschönenfeld vom 20. März bis 16. Oktober 2011. Mit Beitr. von M. Ancilla Betting u.a. – Oberschönenfeld: Schwäbisches Volkskundemuseum, 2011. – 132 S. – (Schriftenreihe der Museen des Bezirks Schwaben; 44)

Steiner, Erich [Hrsg.]: Kraut & Rüben. Kulturpflanzen im Blickpunkt. – Linz: Freya-Verl., 2011. – 159 S.

Stiegler, Bernd: Theoriegeschichte der Photographie. – 2. unveränd. Aufl. – München: Fink, 2010. – 472 S. – (Bild und Text). Literaturverz. S. [423]–457

Stückrad, Juliane: »Ich schimpfe nicht, ich sage nur die Wahrheit«. Eine Ethnographie des Unmuts am Beispiel der Bewohner des Elbe-Elster-Kreises, Brandenburg. – Kiel: Ludwig, 2010. – 489 S. – (Geist und Wissen; 11). Zugl.: Jena, Univ., Diss., 2009

Traue, Harald C. u.a. [Hrsg.]: Migration, Integration and Health: The Danube Region. – Lengerich, Wien [u.a.]: Pabst Science Publishers, 2010. – 367 S. Literaturangaben

Unterberger, Gerald: Der Stier mit der Weltsäule. Ein archaisches Mythenbild vom Bau der Welt. – Wien: Praesens Verl., 2011. – VII, 731 S. Literaturverz. S. 673–697

Válka, Miroslav u.a. [Hrsg.]: Lidová kultura a nárecí na Boskovicku. – Boskovice: Muzeum Boskovicka, 2009. – 369 S., [40] S. – (Vlastiveda Boskovicka; sv. 2)

Wakounig, Marija u.a. [Hrsg.]: Nation, Nationalitäten und Nationalismus im östlichen Europa. Festschrift für Arnold Suppan zum 65. Geburtstag. – Wien [u.a.]: Lit-Verl., 2010. – 702 S. Beitr. teilw. dt., teilw. engl. – Bibliogr. A. Suppan S. [679]–698. – Literaturangaben

Walda, Christian [Hrsg.]: Oscar Troplowitz. Sozialer Unternehmer und Kunstmäzen. Jüdisches Museum Rendsburg, 4. Juli bis 3. Oktober 2010. – Schleswig: Stiftung Schleswig–Holsteinische Landesmuseen Schloss Gottorf, 2010. – 107 S.

Weber, Heike: Das Versprechen mobiler Freiheit. Zur Kultur- und Technikgeschichte von Kofferradio, Walkman und Handy. – Bielefeld: Transcript Verl., 2008. – 366 S. – (Science Studies). Zugl.: München, Techn. Univ., Diss., 2006, überarb. u. stark gekürzt

Windmüller, Sonja [Hrsg.]: Kultur – Forschung. Zum Profil einer volkskundlichen Kulturwissenschaft. – Berlin [u.a.]: Lit–Verl., 2009. – 259 S. – (Studien zur Alltagskulturforschung; 6). Literaturangaben

Wipplinger, Hans-Peter [Hrsg.]: Von Engeln und Bengeln. 400 Jahre Kinder im Porträt. [Kunsthalle Krems, 6.3. – 3.7.2011]. – Krems: Kunsthalle Krems, 2011. – 159 S.

Internationale Zeitschriftenschau

Berliner Blätter. Ethnographische und ethnologische Beiträge. Heft 52, 2010. Hefttitel: Akteure, Praxen, Theorien. Der Ethnografin Ute Mohrmann zum siebzigsten Geburtstag. Beiträge: Wolfgang Kaschuba, Vorwort. 6–7; Martin Scharfe, Unwetter im Riesengebirge. Ludwig Richter malt ein Programmbild kulturellen Umbruchs. 8–19; Hans-Dieter Kubitscheck, Die Entwicklung der Regionalwissenschaften in der DDR und ihr Verhältnis zur Orientalistik und Völkerkunde. 20–29; Wolfgang Jacobeit, Das Fernstudium. Eine Innovation in der volkskundlichen Lehre des »Bereiches Ethnographie« an der Humboldt–Universität zu Berlin. 30–33; Katharina Kreschel, Zum Praxisbezug volkskundlicher Lehre und Forschung. Autobiografische Erinnerungen einer Fernstudentin. 34–37; Erika Karasek, Vom Museum für Deutsche Volkskunde zum Museum Europäischer Kulturen. Die wechselvolle Geschichte eines Museums zwischen 1945 und 1999. 38–46; Hans-Jürgen Rach, Die Untersuchungen in der Magdeburger Börde. Eine Erinnerung. 47–50. Dagmar Neuland-Kitzerow, Idee Laienkunst. Künstlerische Kreativität im Alltag als Forschungsfeld der Ethnografie. 51–57. Leonore Scholze-Irrlitz, Forschendes Lernen in der ethnografisch-ethnologischen Ausbildung an der Berliner Humboldt-Universität zwischen 1950 und 1990. 58–65. Dieter Kramer, Laienkultur und Brauchtum in der Enquete-Kommission »Kultur in Deutschland 2006/2007«. 66–74. Verzeichnis der Schriften von Ute Mohrmann. 75–82.

ÖZG. Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. 22. Jahrgang 2011, Band 1. Thema: Politisch Reisen. Aus dem Inhalt: Johanna Gehmacher, Moderne Frauen, die Neue Welt und der alte Kontinent. Käthe Schirmacher reist im Netzwerk der Frauenbewegung. 16–40; Pieter Judson, »Das ist Zukunftssaat«: Political Travel and German Nationalism in Austria 1900–1933. 112–134; Elizabeth Harvey, Emissaries of Nazism: German Student Travellers in Romania and Yugoslavia in the 1930s. 135–160; Birgit Lang, Sexualwissenschaften auf Reisen: Zur antikolonialen Mimikry in Magnus Hirschfelds *Die Weltreise eines Sexualforschers* (1933). 199–214.

Schweizer Volkskunde. 101. Jahrgang, 1/2011: Hauptthema dieser Ausgabe ist das immaterielle Kulturerbe der Schweiz.

Fotogeschichte. Beiträge zur Geschichte und Ästhetik der Fotografie. 31. Jahrgang 2011, Heft 119: Jörn Glasenapp, Claudia Lillge (Hrsg.), Das komische Bild. Die Fotografie und das Lachen. Die Fotopraxis kennt zahlreiche humoristische Bilder. Die Fototheorie aber hat sich bisher kaum mit dem komischen Bild beschäftigt. »Humor« erklärte Barthes in der *hellen Kammer*, »mag ich weder in der Musik noch in der Photographie«. Dieses Heft zeigt, dass der Blick auf Fotografie und Komik lohnender ist, als es Barthes' Ausführungen vermuten lassen.

Vokus/Volkskundlich–kulturwissenschaftliche Schriften. 19. Jahrgang 2009, Heft 2: Johannes Müske und Thomas Overdick (Hrsg.), hafen – klang – landschaft. Ein Hörspaziergang. Themenheft zur gleichnamigen Ausstellung im Flensburger Schifffahrtsmuseum mit Beiträgen von: Leif Gütschow, Elena Hannoschöck, Johannes Müske, Thomas Overdick, Henning Schultze, Anna Sophia Symanczyk und einem Essay von Hans Joachim Schröder.

Historische Anthropologie. 19. Jahrgang 2011, Heft 1. Die Beiträge zum Thema Grenzverschiebungen: Susanna Burghartz, Vermessung der Differenz. Die Magellanstraße als europäischer Projektionsraum um 1600. 4–30; Alexandra Przyrembel, »Wissen auf Wanderschaft«. Britische Missionare, ethnologisches Wissen und die Thematisierung religiöser Selbstgefühle um 1830. 31–53; Richard Hölzl, Der Körper des Heiden als moderne Heterotopie. Katholische Missionsmedizin in der Zwischenkriegszeit. 54–81; Regula Ludi, Haile Selassie auf Jamaika. Rastafari, Äthiopianismus und die Sklaverei in Abessinien. 82–111. Michaela Fenske, Kulturwissenschaftliches Wissen Goes Public. Einblicke in den Aktionsraum von Wissenschaft und Öffentlichkeit am Beispiel volkskundlicher Enzyklopädien. 112–122. Gesine Krüger, Schrift und Bild. Missionsfotografie im südlichen Afrika. 123–143. Natalie Zemon Davis, Dezentrierende Geschichtsschreibung. Lokale Geschichten und kulturelle Übergänge in einer globalen Welt. 144–156

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Martina Eisner
Postelgraben 18
8200 Gleisdorf
eisner@edu.uni-graz.at

Univ.-Ass.in Mag.a Ana Ionescu
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
Hanuschgasse 3
1010 Wien
ana.ionescu@univie.ac.at

Ass.-Prof.in Dr.in Silke Meyer
Institut für Geschichtswissenschaften
und Europäische Ethnologie
Innrain 52
6020 Innsbruck
silke.meyer@uibk.ac.at

Mag.a Kathrin Pallestrang
Österreichisches Museum für
Volkskunde
Laudongasse 15–19
1080 Wien
kathrin.pallestrang@volkskundemuseum.at

Univ. Prof.in Dr.in Johanna Rolshoven
Institut für Volkskunde und
Kulturanthropologie
Karl-Franzens-Unviersität Wien
Attemsgasse 25/I
8010 Graz
johanna.rolshoven@uni-graz.at

Martina Röthl
Oberhof 12
6432 Sautens
mroethl@yahoo.de

HRin Dr.in Margot Schindler
Österreichisches Museum für
Volkskunde
Laudongasse 15–19
1080 Wien
margot.schindler@volkskundemuseum.at

Mag.a Johanna Stadlbauer
Institut für Volkskunde und
Kulturanthropologie
Karl-Franzens-Universität Graz
Attemsgasse 25/EG
8010 Graz
johanna.stadlbauer@uni-graz.at

Máté Tamáska PhD
Lajos utca 116. fsz. 2.
1036 Budapest
tamaskamate@gmail.com

Univ.-Ass. Dr. Jens Wietschorke M.A.
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
Hanuschgasse 3
1010 Wien
jens.wietschorke@univie.ac.at

Abhandlung

Abhandlung

Verwickelt aber tragfähig. Europäisch-ethnologische Perspektiven auf ein Stück Stoff: das Babytragetuch[1]

Timo Heimerdinger

Erwachsene, die Kinder im Tuch tragen, sind heute im Straßenbild ein vertrauter Anblick. Doch während die einen auf diese Form des Babytransports schwören, käme er für die anderen niemals in Frage. Es zeigen sich weit reichende generationen- und milieuspezifische Unterschiede, denn mit dem Populärwerden des Tragetuchs in Mitteleuropa ab ca. 1970 waren nicht nur praktische Fragen verknüpft, sondern auch Debatten um Gesundheit, Erziehung, Rollenbilder und Identität, die bis heute anhalten. Der Beitrag untersucht diese Auseinandersetzungen historisch, diskursanalytisch und empirisch, es zeigen sich dabei beispielhaft Wege und Potenziale einer ideologiekritischen Alltagskulturforschung.

Glauben Sie mir, es ist ganz einfach:[2] Sie legen sich das Tuch mittig wie eine Schürze um Ihren Bauch. Dann kreuzen Sie die Tuchbahnen auf Ihrem Rücken und führen die Enden über die Schultern wieder

1 Dieser Aufsatz basiert auf dem überarbeiteten und erweiterten Manuskript meiner Antrittsvorlesung, die ich am 13. Januar 2011 an der Universität Innsbruck gehalten habe. Es ist beabsichtigt, dass man diesem Text den Anlass seiner ursprünglichen Abfassung weiterhin anmerkt.

2 Für die folgende Bindebeschreibung, alternative Bindetechniken und auch Abbildungen zu einzelnen Trageweisen vgl. www.didymos.de (Zugriff: 26.05.2011). Bei der Bindebeschreibung handelt es sich um eine gekürzte und leicht modifizierte Version des auf der Homepage zu findenden Textes.

nach vorne. Sie ziehen die querlaufende Stoffbahn einmal auseinander und lassen jetzt das Kind von oben in die so entstandene Bauchschärpe gleiten, die untere Stoffkante verläuft in seinen Kniekehlen. Anschließend straffen Sie die seitlichen Tuchbahnen, indem Sie zuerst die inneren Tuchkanten und dann die äußeren einzeln fest nachziehen. Beide straff gespannten Tuchbahnen werden seitlich am Kind entlang geführt, unter seinem Po gekreuzt und unter seinen gespreizten Beinchen wieder auf Ihren Rücken geführt, wo Sie die Enden mit dem flachen Weberknoten verknoten. Schon fertig. Sie tragen das Kind in der Wickel-Kreuztrage. Die Wickel-Kreuztrage ist nur eine von über 10 verschiedenen Bindetechniken, unter ihnen etwa auch die sogenannte Wiege, der Hüftsitz, die doppelte Kreuztrage oder für schon etwas ältere Kinder die Rucksacktrage.

Erwachsene, die Kinder im Tuch tragen, gehören heute sommers wie winters zum Stadtbild und sind uns ebenso wie den Kinderwagen schiebende Eltern ein vertrauter Anblick. Doch dies ist noch gar nicht lange so und ganz so einhellig sind die Einschätzungen dazu nicht. Während die einen davon überzeugt sind, dass Babys, die häufig getragen werden, keine Verlustängste entwickeln, seltener weinen und früher selbstständig werden[3], empfinden andere Befremdung oder gehen sogar noch einen Schritt weiter: Der französischen Philosophin und Feministin Elisabeth Badinter etwa schwant Unheilvolles: Sie geißelt in ihrem 2010 erschienenen Buch »Der Konflikt« eine »naturalistisch-maternalistische Ideologie«[4], die sie auf dem Vormarsch und viele Errungenschaften der zweiten Frauenbewegung ab 1968 in Gefahr bringen sieht. In der dogmatischen Kombination aus Langzeitstillen, Kindern im Elternbett und dem unausgesetzten kindlichen Recht auf körperliche Nähe, und das heißt eben auch: Rumtragen, liegt für sie ein ideologisches Konfliktpotenzial der elterlichen, insbesondere mütterlichen Selbstaufgabe, der sie bestimmt und polemisch entgegentritt.[5]

3 Vgl. www.didymos.de (Zugriff: 26.05.2011), dazu auch Evelin Kirkilionis: Ein Baby will getragen sein. Alles über geeignete Tragehilfen und die Vorteile des Tragens. München 1999.

4 Elisabeth Badinter: Der Konflikt. Die Frau und die Mutter. München 2010, S. 121.

5 Zur Artikulation dieses Unbehagens vgl. auch Monika Aly und Annegret Grüttner: Unordnung und frühes Leid. Kindererziehen 1972 und 1982. In: Kursbuch 6, 1983 (72: Die neuen Kinder), S. 33–49, insbes. S. 33–36.

Ein Stück Stoff ist eben nicht nur ein Stück Stoff, darum soll es hier gehen. Der ethnografische Blick ist einer, der auf die Alltagsphänomene, die scheinbaren Selbstverständlichkeiten der Lebenswelt gerichtet ist. Er ist es, weil wir Europäische Ethnologen davon überzeugt sind, dass sich gerade in den Gewöhnlichkeiten unserer Kultur sowohl das Spezifische als auch das Prinzipielle zeigt.

Warum heute ausgerechnet das Tragetuch? Es gibt zwei Gründe dafür. Erstens: es entstammt einem meiner aktuellen Forschungsschwerpunkte, der Elternschaftskultur, und daran schließt sich der zweite Grund an: Wenn es um die Kinder geht, dann hört der Spaß vielfach auf. Debatten um Kinderfragen werden oft erstaunlich scharf, engagiert und emotional geführt. Warum? Wahrscheinlich, weil es hier sowohl um uns selbst als Individuen als auch um uns als Gesellschaft, um unsere Zukunft geht. Hier zeigen sich elementare Werte und Konflikte, hier, in Fragen des Umgangs mit ihren Kindern, bekennt eine Gesellschaft, genauer: bekennen die verschiedenen beteiligten Protagonistinnen Farbe. Es geht ans Eingemachte, die Entfaltung des Tragetuchthemas verspricht Zugänge zum Grundsätzlichen.[6]

Ich beginne zunächst mit der Geschichte des führenden europäischen Tragetuchherstellers, der Firma Didymos, und komme dann zu drei zentralen Debatten, in die das Tuch verwickelt ist: Die Debatte um die Gesundheit, um Beziehungsfragen zwischen Eltern und Kindern und die Debatte um unsere Identität und woraus wir sie gewinnen. Danach möchte ich mit einigen programmatischen Bemerkungen schließen.

6 Die facheinschlägige wissenschaftliche Literaturlage zum Babytragetuch ist bislang recht überschaubar: Jane Redlin: Das Kind am Körper. In: Dies. und Julia Dilger: KinderMobil. Kleine Helfer für kleine Helden (=Schriften der Freunde des Museums Europäischer Kulturen, 6). Berlin 2007, S. 18–25; Jane Redlin: Kitras – Alltagsdinge und Symbolträger. Eine Forschungsskizze. In: Elisabeth Tietmeyer u.a. (Hg.): Die Sprache der Dinge. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die materielle Kultur. Münster u.a. 2010, S. 163–171; Heike Neumeyer: Das Tragen von Kindern – Geschichte, Technik, Diskurs (unveröffentlichte Magisterarbeit, Universität Mainz 2011).

Das Babytragetuch – zur Geschichte

Die Geschichte des Tragetuchs ist zugleich eine sehr lange und eine recht kurze. Lang ist sie deshalb, weil sich überhaupt nicht bestimmen lässt, seit wann Erwachsene Kinder schon in ein umgebundenes Tuch setzen, um sie herumzutragen. Die Anfänge verlieren sich in einem Zeitraum, für den uns keine Quellen vorliegen. In weiten Teilen der Welt war dies die übliche und einzige Form, sich mit Kind fortzubewegen, und rund zwei Drittel der Menschheit praktiziert dies auch noch heute so.[7] Auch in Mitteleuropa gibt es eine Geschichte des Kindertragens, die länger ist, als man vielleicht zunächst spontan vermuten mag. Vor der Entwicklung und massenhaften Verbreitung des Kinderwagens ab Mitte bis Ende des 19. Jahrhunderts[8] war es unumgänglich, wollte man mit Baby mobil sein, dieses zu tragen. Auch diverse zeitgenössische Abbildungen, die Praktiken des Kindertragens z.B. in Körben, Tüchern oder Mänteln zeigen, sind als Hinweise auf diesen Umstand zu lesen.[9] Doch auch aus dem frühen und mittleren 20. Jahrhundert

7 Diese Angabe findet sich – allerdings ohne weitere Belege oder Quellen – in: Anja Manns und Anne Christine Schrader: Ins Leben tragen. Entwicklung und Wirkung des *Tragens* von Kleinstkindern unter sozialmedizinischen und psychosozialen Aspekten (=Beiträge zur Ethnomedizin, 1). Berlin 1995, S. 28. Auch wenn die Autorinnen nähere Hinweise für die Unterfütterung dieser Angabe schuldig bleiben, und die Gesamtausrichtung des Textes eindeutig eine affirmative Haltung gegenüber dem Tragen erkennen lässt und es daher im Interesse der Autorinnen gelegen haben mag, hier einen eher hoch gegriffenen Wert zu nennen, so scheint die Größenordnung doch insgesamt plausibel.

8 Zur Kulturgeschichte des Kinderwagens vgl. Jane Redlin: Der Kinderwagen. In: Dies und Julia Dilger: KinderMobil (wie Anm. 6), S. 26–39; Pia Druwe: Der Kinderwagen. Elternkultur zwischen Praxis und Prestige. (unveröffentlichte Magisterarbeit, Universität Mainz 2009), insbes. S. 21–33; Werner Koroschitz u.a. (Hg.): Baby an Bord. Mit dem Kinderwagen durch das 20. Jahrhundert. Wien 2007, hier bes. S. 16.

9 Vgl. hierzu Manns/Schrader 1995 (wie Anm. 7), S. 25–27. Gerade die hier zitierten Ausführungen (vgl. auch ähnlich den Abschnitt »Trage-Tradition in Europa?« auf www.didymos.de), die eindringlich zu belegen versuchen, dass es eine spezifisch europäische vormoderne Tradition des Kindertragens gegeben habe, welche dann durch Moderne, Industrialisierung, Kinderwagen etc. lediglich »unterbrochen« worden sei und die es nun wieder aufzunehmen gelte, sind jedoch nicht völlig vorbehaltlos zu übernehmen. Selbst wenn dies in der Sache stimmen mag, so sind derartige Erklärungen doch selbst klar als Bestandteile eines agitierenden Legitimations- bzw. Verteidigungsdiskurses zwischen »fremd« und »eigen« iden-

sind Abbildungen über im Tuch getragene Kinder in Deutschland überliefert, wie zwei Motive aus Thüringen belegen.[10] Eine mit »Gruß aus Thüringen« betitelte Bildpostkarte um 1915 verkündet unter dem Motiv eines Tragemantels selbstbewusst »Me bruchen kenn grussoartigen Köngerwoagen, Bi ons wärn de Köng' em Moantel getroagen« (»Wir brauchen keinen großartigen Kinderwagen, bei uns werden die Kinder im Mantel getragen.«), und eine Fotografie aus der Zeit der DDR aus dem Jahr 1963 zeigt drei Frauen, die Kinder im Tuch auf dem Rücken tragen. Doch derartige Abbildungen sind Raritäten.

Recht kurz, 40 Jahre alt, ist die Geschichte des Tragetuchs deshalb, weil sie in der heute geläufigen Form ziemlich genau im Jahr 1971 beginnt. Frau Erika Hoffmann war mit ihrer Familie in diesem Jahr in das schwäbische Dorf Massenbachhausen im Großraum Stuttgart gezogen (Abb. 1, im Folgejahr 1972). Familie Hoffmann hatte bereits zwei Kinder, jetzt erwarteten die Hoffmanns noch Zwillinge. Tagsüber alleine mit vier kleinen Kindern in einem neu gebauten, halbfertigen Haus auf einem schwäbischen Dorf, so berichtete es mir Erika Hoffmann im Interview, das war ganz schön anstrengend und unübersichtlich.[11] Um die Hände z.B. zum Kochen frei zu bekommen, ließ sie sich von einem entfernten Verwandten aus Mexiko ein Tragetuch schicken. Angeregt worden war sie dazu durch eine Fotografie (Abb. 2) aus einem Bildband des Jahres 1963, das eine indische Mutter mit zwei Kindern zeigt, eines davon im Tragetuch. Frau Hoffmann probierte ein wenig herum und hatte rasch den Dreh raus, wie das Tuch mit Kind gebunden werden kann. In Massenbachhausen fiel sie mit Schlaghose, Stirnband und Tragetuch zwar auf, doch hatte sie eine praktische Lösung für gewisse Alltagsprobleme gefunden. Aus dieser zunächst rein privaten Angelegenheit wurde dann rasch mehr. Es erschien zunächst

tifizierbar, die das Tragen von Kindern gegen den Exotismus-»Verdacht« (s.u.) in Schutz zu nehmen versuchen und eine traditionelle europäische Zuständigkeit für derartige Kindertransporttechniken reklamieren.

10 Vgl. Redlin (wie Anm. 6), S. 21 und S. 22.

11 Am 19. August 2010 hatte ich die Gelegenheit zu einem ausführlichen Gespräch mit Frau Erika Hoffmann und ihrer Tochter Tina am Firmensitz von Didymos in Ludwigsburg. Ich danke herzlich für die freundliche Bereitschaft, offen und ausführlich über die Erfahrungen in den vergangenen 40 Jahren zu berichten! Dieses Interview bildet die Grundlage für die entsprechenden Ausführungen in diesem Text.

Abb. 1: Erika Hoffmann 1972, Privatarchiv Erika Hoffmann

ein Artikel in der Lokalzeitung »Heilbronner Stimme«, dann folgte einer im »Stern«[12] und schnell kamen Anfragen aus ganz Deutschland, wo denn dieses Tuch zu haben sei. Unter der Hand entwickelte sich ein schwunghafter Handel, Frau Hoffmann ließ eigens Tücher weben,

12 Christine Heide: Mit der Mutter auf Tuchfühlung. In: Stern 24, 1972 (Ausg. v. 4. Juni), S. 66 und 68.

Abb. 2: Indische Frau mit zwei Kindern in einem Bildband 1963. In: Hanns Reich: Die Mutter und ihr Kind. Stuttgart/Hamburg 1963, S. 29.

verkaufte immer mehr davon und heute, nach 40 Jahren, ist ihre Firma Didymos mit rund 20 Mitarbeiterinnen der europäische Marktführer für Tragetücher, liefert u.a nach Frankreich, Spanien, Russland, die USA und Japan – gefertigt werden die Tücher in Deutschland und im österreichischen Mühlviertel. Ihre Töchter, die sie einst im Tuch trug, sind mittlerweile in der Geschäftsführung tätig.

So weit so gut, so könnte man sie erzählen, diese Erfolgsgeschichte eines schwäbisch-mittelständischen Familienunternehmens.

Nur: das wäre noch keine Antrittsvorlesung, schon gar keine europäisch-ethnologische.

Ein Stück Stoff, mit dem die Kinder um den Bauch gebunden werden, damit die Hände zum Kochen frei sind – wenn es nur so einfach wäre.

Die Sache ist weitaus komplizierter, denn schon von Anfang an, seit den frühen 1970er Jahren, wurden teils scharfe Debatten um Sinn und Unsinn, Nutzen und Gefahren des Tragetuches geführt – sie gruppieren sich um die Themen Gesundheit, Beziehung und Identität und wurden gleichsam schon mit dem Kind in das Tragetuch eingewickelt. Diese drei thematischen Felder eröffnen Zugänge zu zentralen Bereichen der Auseinandersetzung, sowohl unserer Gesellschaft wie des Faches Europäische Ethnologie, das Prozesse der Identitätsbildung anhand alltagskultureller Phänomene untersucht. Als Quellen dienen mir hier Interviews mit Zeitzeugen, Eltern, Ärzten und Trageberaterinnen, außerdem populäre Zeitschriftenartikel und Ratgeberliteratur – gedruckt und online.

Gesundheit

Ich beginne mit der Frage nach dem körperlichen Wohl. Die Frage nach dem gesundheitlichen Wohlergehen ist eine der wichtigsten, die Eltern in Bezug auf ihre Kinder umtreibt. So verwundert es auch nicht übermäßig, dass die Frage, wie denn das Tragetuch unter medizinischem Blickwinkel zu bewerten sei, schon unmittelbar nach seinem Auftauchen immer wieder und mit Nachdruck gestellt wurde. Zu ungewohnt und zu sonderbar mochte es den Zeitgenossinnen und Zeitgenossen erschienen sein, als dass es einfach so den Eingang in die Alltagskultur hätte finden können. Insbesondere zwei Punkte waren es, die anfangs bei der potenziellen Kundschaft von Frau Hoffmann Zweifel weckten oder besorgte Nachfragen provozierten: Die erste Frage war, ob die aufrechte, nicht liegende Haltung im Tragetuch der kindlichen Wirbelsäule nicht schaden könne und die zweite Frage war, ob das Kind – derart nah und eingepackt am Körper getragen – auch genug Luft zum Atmen bekäme. Frau Hoffmann berichtet heute, dass es gerade in der Anfangszeit neben Produktion und Versand genau das war, was sie hauptsächlich beschäftigte: auf diese Fragen einzugehen, die Bedenken auszuräumen und immer wieder zu beteuern und zu erklären, dass das

Kind im Tuch gesundheitlich keinen Schaden nehme. Doch kann man sich, so fragten sich offenbar viele Eltern, auf Frau Hoffmann verlassen, die ihr Produkt ja verkaufen möchte? Die Deutungshoheit über Fragen der Gesundheitsfürsorge hat hierzulande bekanntermaßen das medizinische Fachpersonal.[13] Folgt man der Medikalisierungsthese, so setzte ab Mitte des 18. Jahrhunderts ein immer noch anhaltender Prozess ein, der die zunehmende Ausweitung ärztlicher Handlungsanweisung auf immer mehr Lebensbereiche mit sich brachte. Ein Effekt dieses Prozesses war die Herausbildung einer anerkannten ärztlichen Autorität darüber, was gutes, was gesundes und damit auch, was richtiges Leben sei. Charakteristisch hierfür ist eine grundsätzlich asymmetrische Konstellation: Der Experte, sprich Arzt, weiß, was richtig und falsch ist, der Laie hat diese Position zu akzeptieren. Zudem folgt diese Struktur einer pathogenetischen Perspektive: Im Zentrum steht die Frage, was den Menschen krank macht und wie die Entstehung von gesundheitlichem Schaden zu vermeiden sei. Gesundheit wäre demnach die Abwesenheit von Krankheit, Gesundheitsfürsorge ist in dieser Logik folglich primär ein defensives, ein Abwehrverhalten. Der Fokus der Wahrnehmung liegt also zunächst auf dem Moment der Gefahr, die es dann abzuwenden gilt.

Genau dies zeigt sich auch in der früh einsetzenden Debatte ums Tragetuch: Frau Hoffmann berichtet von einer regelrechten Flut an besorgten Nachfragen hinsichtlich der Wirkungen des Tragens auf die kindliche Wirbelsäule. Wird diese auch nicht gestaucht oder durch die gebeugte Haltung dauerhaft verformt und geschädigt? Erleiden die kindlichen Bandscheiben vielleicht sogar minimale Verletzungen, Haarrisse? Diese Bedenken wurden in den ersten Jahren sowohl von Ärzten, Physiotherapeuten oder Pflegepersonal, als auch in noch viel höherem Maß von Eltern und Großeltern vorgebracht. Telefonanrufe, Briefe, persönliche Gespräche – dies waren die Foren der thematischen Verhandlung. Das Spektrum der Beiträge reichte dabei von interessierten oder besorgten Nachfragen bis hin zu strengen Warnungen, gehässigen Angriffen oder – wie Frau Hoffmann es nennt: »Schmähungen«

13 Für die folgenden Ausführungen zur Medikalisierungsthematik vgl. eingehender auch Timo Heimerdinger: Clevere Kultur. Die Schnullerfee als elterliches Risikomanagement. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LXIV/113, 1, 2010, S. 3–21, insbes. S. 13–18.

im Stile von: »Wissen Sie eigentlich, was Sie den Kindern da antun … ?« Interessant ist jedoch, dass diese kritischen Positionen nie den Status einer wissenschaftlichen Veröffentlichung erreicht haben, sondern auf dem Niveau des Hörensagens[14], des Gerüchts, der persönlichen Einschätzung oder maximal des Zeitungsartikels verblieben.[15] Das Verun-

14 Eine Zusammenstellung dieser vielgestaltigen Einwände und »Stimmen von der Straße« findet sich bei: Regina Hilsberg: Körpergefühl. Die Wurzeln der Kommunikation zwischen Eltern und Kind. Reinbek bei Hamburg 1985, S. 144–155.

15 Symptomatisch für die Asymmetrie zwischen ärztlicher Expertise und Laieneinschätzung, bezeichnend für die Hartnäckigkeit, mit der sich bestimmte Positionen – einmal in die Welt gesetzt – halten und geradezu verselbständigen können und ebenso eindrücklich für den Umstand, dass es gerade die Halböffentlichkeit »grauer« Verlautbarungsformen ist, welche die Persistenz dieser Positionen befördert, ist der »Fall Göring«, der – konsequenterweise – nur schemenhaft dokumentiert ist, gerade deshalb hier aber in seinen Umrissen dargestellt werden soll: Der Gang des Geschehens (besser: Spuren oder Rückstände desselben) ist lediglich ansatzweise in Zeitungsartikeln (»Wirbel um Tragetücher für Babys.« In: Leipziger Volkszeitung, 14.6.1999), Webblogeinträgen (www.stillen-und-tragen.de/homepage_alt/bandscheibenaktuell.htm, Zugriff: 19.6.2011; www.baby-blog.de/index.php/2005/09/16/bandscheibenschaden_durch_tragetucher, Zugriff: 19.6.2011) und Homepages (z.B. www.didymos.de/cgi-bin/didy.pl?dgk-artikel.php, Zugriff: 19.6.2011) dokumentiert (hinsichtlich der Quellenlage also problematisch), eine genauere Untersuchung wäre einer ausführlicheren Behandlung vorbehalten, die dann auch insbesondere die Fragen der Ökonomie der Aufmerksamkeit und Validität von Informationen in verschiedenen medialen Formaten zu thematisieren hätte. Ihren Ausgang nahm die Episode im Jahr 1998, als der Kinderarzt Dr. med. Uwe Göring bei einem mündlichen Vortrag auf einer Messe in Leipzig in flapsigen Worten das Tragen von Kindern im Tuch als lediglich in Afrika oder Südamerika unproblematisch klassifiziert haben soll, wo sich die Trägerinnen schreitend und auf der Erde gehend fortbewegten. Auf asphaltiertem mitteleuropäischem Boden hingegen bestünde die Gefahr von Mikrotraumen für die kindliche Wirbelsäule, vom Tragetuch sei also abzuraten. In einer schriftlichen, auf der Homepage des Deutschen Grünen Kreuzes veröffentlichten Fassung, war die Wortwahl zwar weniger flapsig, inhaltlich jedoch entsprechend, nämlich eindeutig warnend. Diese Warnung wurde daraufhin in Zeitungen aufgegriffen, sorgte für Beunruhigung und ängstlichen Nachfragen und motivierte verschiedene Ärzte zu gegenläufigen Stellungnahmen u.a. in Fachzeitschriften. Gleichwohl tauchten die genannten Argumente und Warnungen bis 2005 immer wieder in unterschiedlichen Medien auf, obwohl der Urheber Dr. Göring sich seit 1998 gar nicht mehr offiziell zu der Causa geäußert hatte. Es zeigt sich der eigentümliche Befund, dass die Kombination aus »ärztlicher Verlautbarung«, »grauem Publikationsweg« und einer medialen Öffentlichkeit, die bevorzugt »bad news« als »good news« im Sinne der Ökonomie der Aufmerksamkeit verarbeitet, über ein beträchtliches Haltbarkeitspotenzial verfügt.

sicherungspotenzial war dadurch jedoch keineswegs begrenzt – ganz im Gegenteil. Die sich rührende Gegenexpertise kam und kommt im vollen Ornat wissenschaftlicher Seriosität daher. Etliche Fachleute sahen sich über die Jahre hinweg dazu veranlasst, derartigen Befürchtungen schriftlich und wissenschaftlich entgegenzutreten. In Büchern, Artikeln und Stellungnahmen argumentierten sie für die Unbedenklichkeit des Tragens von Säuglingen in Tragetüchern im Hinblick auf deren Bandscheiben, auf deren Wirbelsäulen, Hüften und insgesamt deren körperliche Entwicklung.[16] Ähnlich verhielt es sich mit der Frage danach, ob das Kind auch genug Luft bekäme und nicht ersticke: Im Jahr 1999 führte ein interdisziplinär besetztes Forscherteam an der Uniklinik Köln eine vergleichende Studie zur Sauerstoffsättigung im Blut von getragenen und von im Kinderwagen beförderten Kindern durch. Das Ergebnis war eindeutig: Die im Tuch getragenen Kinder hatten nur minimal weniger Sauerstoff im Blut, unterhalb der klinischen Relevanzschwelle jedenfalls.[17] Wirbelsäule, Bandscheiben, Luft

16 Ich nenne einige derartig einschlägige Veröffentlichungen, freilich ohne auf Details der Argumentation einzugehen und auch ohne Anspruch auf Vollständigkeit, sie stammen aus den Bereichen der Orthopädie (Ewald Fettweis: Gute Gründe für das Tragen. In: Deutsche Hebammenzeitschrift, 12, 2005, es handelt sich hier um eine unmittelbare Replik auf die Einlassungen Dr. Uwe Görings. Für die damalige DDR auch Johannes Büschelberger: Das Dyadetuch: eine Möglichkeit zur Wiederherstellung des biologisch vorgegebenen Verhaltens bei der Pflege von Neugeborenen, Säuglingen und Kleinstkindern. In: Kinderärztliche Praxis 49, 11, 1981, S. 572–580, dort auf S. 581f. auch ein kritischer Kommentar eines Kollegen aus Greifswald), der Verhaltensbiologie (Evelin Kirkilionis: Ein Baby will getragen sein. Alles über geeignete Tragehilfen und die Vorteile des Tragens. München 1999. Dort auch Verweise auf weitere Arbeiten von Kirkilionis seit 1989) und der Physiotherapie bzw. Pädiatrie (so etwa der Kinderarzt Eckhard Bonnet: Diskussionsbemerkung zum Tragen von Säuglingen und Kleinkindern. In: Krankengymnastik 50, 8, 1998, S. 1367–1369 bzw. Hans Czermak: Die erste Kindheit. Ein ärztlicher Ratgeber für das erste und zweite Lebensjahr. Wien 1981, S. 43–44. Zusammenfassend und aktuell in Bezug auf die Langzeitwirkungen vgl. die Dissertation von Hilal Kavruk: Der Einfluss des Tragens von Säuglingen und Kleinkindern in Tragehilfen auf die Entwicklung von Haltungsschäden im Schulkindalter. Köln 2010, http://d-nb.info/1000935817/34/ (Zugriff: 28.6.2011).

17 Waltraud Stening, Patrizia Nitsch u.a.: Beobachtung der Vitalparameter früh- und reifgeborener Kinder während des Tragens in Tragehilfen. In: Monatsschrift Kinderheilkunde 1999, Suppl. 2, S. 160; auch: Dies.: Cardiorespiratory Stability of Premature and Term Infants Carried in Infant Slings. In: Pediatrics 110, 5, November 1, 2002, S. 879–883.

– auf diese Weise wurden diese Fragen bearbeitet. Ein Ergebnis dieses wissenschaftlich geführten Entwarnungsdiskurses ist, dass zumindest in dieser Hinsicht heute kaum noch Bedenken oder Sorgen geäußert werden.

Was ich damit sagen und veranschaulichen möchte: Diese Struktur ist ein sprechender Ausdruck fortgeschrittener, gelebter Medikalisierung. Und zwar in doppelter Hinsicht: Die Frage nach medizinischen Zusammenhängen, das Problembewusstsein und die Lokalisierung möglicher Gefährdungen wird nicht nur durch Mediziner geleistet, sondern auch von Laien. Medizinisches Wissen ist heute zumindest insoweit Alltagswissen geworden, dass bestimmte Bevölkerungskreise immerhin als StichwortgeberInnen und InitiatorInnen gewisser Debatten fungieren, dass sie Fragen aufwerfen können und wollen und somit offenbar neben dem Wissen auch bestimmte Ängste verinnerlicht haben. Denn mehr Wissen bedeutet oftmals auch mehr Verunsicherung, in der Spirale von Information, Zweifel und noch mehr Information kann jede und jeder zwischen Expertise und Gegenexpertise das Risikomanagement des eigenen Lebens betreiben. Die abschließend gültige Klärung dieser Fragen jedoch, die Scheidung der Ängste in berechtigt und unberechtigt, mithin die Ausstellung des Unbedenklichkeitszertifikats – das ist weiterhin an den Status und den Habitus des Expertentums, an akademische Weihen, Titel und Institutionen geknüpft. Beide Aspekte dieses asymmetrischen Spiels – die medizinisch argumentierenden Sorgen *aus dem Off* der Laienschaft ebenso wie deren Evaluierung, Bestätigung bzw. Entkräftung vom Katheder akademischer Autorität – sind integrale Bestandteile einer medikalisierten Öffentlichkeit.

Gleiches gilt für die gesundheitlichen Vorteile, die das Tragen im Tragetuch mit sich bringen könnte. Das Tuch wandelt sich in diesem Fall von der möglichen Gefährdung zum möglichen Therapeutikum. Medikalisiert bleibt die Perspektive dennoch, denn auch hier geht es um die Vermeidung von Gefahr, nur dass nun eben nicht die Unschädlichkeit, sondern der therapeutische Nutzen nachgewiesen werden muss, die argumentative Hoheit bleibt aber weiterhin beim professionellen medizinischen Personal.

So wird eine Vielzahl an positiven Effekten diskutiert und hervorgehoben,[18] etwa das beruhigende Schaukeln, die Körperwärme und der vertraute Geruch und Herzschlag der Eltern, die neuronale Stimulation der unterschiedlichen Wahrnehmungskanäle und die Wachstumsreize für die Rückenmuskulatur oder ein deutlich verringertes Schreiverhalten der Säuglinge. Sogar von therapeutischen Effekten für Frühgeborene und Kinder mit Behinderungen ist die Rede, von einer verringerten Gefahr der Ohrenentzündung und späterer Schwerhörigkeit durch die aufrechte Haltung, gar der plötzliche Kindstod komme bei getragenen Kindern seltener vor und nicht zu vergessen – ganz prominent – die günstige Wirkung auf die Verhütung der perinatalen Luxationshüfte, einer Fehlstellung des Hüftgelenks bei nicht ganz ausgereiften Knochen. So mache ein Tragetuch sogar andere orthopädische Maßnahmen überflüssig, vorausgesetzt, das Kind werde in der sogenannten Spreiz-Anhock-Haltung mit angewinkelten Beinen und Gesicht zum Erwachsenen getragen.

Welche dieser Argumente auch immer vertreten werden, das Grundmuster der Medikalisierungsthese, die expertengeleitete Beurteilung von Alltagspraktiken vor dem Hintergrund einer medizinisch-naturwissenschaftlich konstituierten Autorität, zieht sich konsequent durch die jüngere Geschichte des Tragetuchs: Von den 1970er Jahren bis heute findet sich dieses Muster durchgängig, wenn auch in unterschiedlichen Formen: Die letztlich gültige Einschätzung liefert immer die wissenschaftliche Medizin, nur sie scheint in der Lage zu sein, allgemein anerkannte Bewertungen hervorzubringen und damit auch Bedenken nachhaltig zu entkräften, man könnte fast sagen, Absolution von den Sorgen zu erteilen.

Dieser Befund ist einerseits wenig überraschend, denn er spiegelt das dominante Gesundheitsverständnis im Europa des 20. Jahrhunderts. Andererseits verblüfft diese Beobachtung doch, denn gerade das

18 Vgl. für die folgenden Ausführungen u.a. Urs A. Hunziker und Roland G. Barr: Increased Carrying Reduces Infant Crying: A Randomized Controlled Trial. In: Pediatrics 77, 5, May 1, 1986, S. 641–648; Ewald Fettweis: Über das Tragen von Babys und Kleinkindern in Tüchern oder Tragehilfen. In: Orthopädische Praxis 46, 2, 2010, S. 53–58; ausführliche Darstellungen der Vorteile durch das Tragen auch bei Manns/Schrader 1995 (wie Anm. 7), S. 33–51 oder Kirkilionis (wie Anm. 3), S. 43–71; eine Zusammenstellung unterschiedlicher Expertenstatements auch hier: http://www.didymos.de/html/experten.htm (Zugriff: 27.6.2011).

Tragetuch kann noch ganz anders, und zwar konträr gedeutet werden, nämlich als plastischer Ausdruck einer Gegenbewegung zur naturwissenschaftlich orientierten Medikalkultur. Das Tragetuch wäre demnach als Bestandteil eines umfassenden Entmedikalisierungstrends zu deuten, der etwa ab Ende der 1960er Jahre zu beobachten ist: neben die pathogenetische Perspektive tritt die salutogenetische. Gesundheit gilt nicht mehr nur als Abwesenheit von Krankheit, sondern als kontinuierlicher Prozess, Wohlbefinden herzustellen. Gesundheit wird damit zu einem individuellen und ganzheitlichen Projekt, das physische, psychische und soziale Komponenten integriert.[19] Ins Zentrum rückt der Mensch mit seinen individuellen Bedürfnissen. Hinsichtlich des Bildes vom Säugling gewinnt ein empathisches, auf Nähe und Interaktion ausgerichtetes Verständnis an Bedeutung. Mit dieser Neuorientierung verbunden ist gerade die Zurückweisung oder zumindest Infragestellung etablierter, als wissenschaftlich-schematisch und distanziert wahrgenommener Autoritäten in Form professioneller medizinischer Eliten. Handlungsleitend wird zunehmend das subjektive Befinden von Kindern und Eltern im individuellen Zusammenspiel und damit die Ebene menschlicher Interaktion. Ich komme zu meinem nächsten Punkt: Beziehungen.

Beziehungen

Die Gestaltung des familiären Innengeschehens als Beziehungsgeschehen wird im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts zum neuen Leitmotiv – zunächst in bildungsorientierten, gesellschaftskritischen und linksalternativen Kreisen.

Im Zuge der gesellschaftlichen Reformbewegungen und Umbrüche ab den 1960er Jahren werden Erkenntnisse, die schon Jahrzehnte zuvor in der Psychoanalyse und der Entwicklungspsychologie vorgedacht und im anglophonen Raum auch bereits popularisiert worden

19 Vgl. dazu und für die folgenden Aspekte ausführlicher Heimerdinger (wie Anm. 13), S. 15–18, dort auch weitere Literaturhinweise.

waren, nun auch in Mitteleuropa zu einem konkreten Programm:[20] die Wahrnehmung des Säuglings als emotional und kognitiv kompetentes Wesen und die Gestaltung der Eltern-Kind-Beziehung als empathisches, wechselseitiges Interaktionsgeschehen voller Respekt, Sensibilität, Verständnis und Anteilnahme. Dieser »neue« Umgang mit dem Säugling war allerdings gar nicht so bahnbrechend neu, wie manche Zeitgenossen vielleicht gedacht haben mögen. Er knüpfte in mancherlei Hinsicht, etwa was die wenig reglementierte und im wahrsten Sinne »auf Zuruf« ausgerichtete Ernährungsform angeht, an Muster und Modalitäten an, die bereits im 19. Jahrhundert weithin Usus gewesen waren.[21]

Allerdings setzte sich dieser neue Blick auf das Kind als oppositionelles Gegenprogramm klar vom einem Muster ab, das seit dem späten 19. Jahrhundert bis deutlich über den zweiten Weltkrieg hinaus Raum gegriffen hatte und sich mit den drei Schlagworten Kontrolle, Disziplinierung und Distanzierung umreißen lässt. Zunächst ausgehend von einem neugierigen, wissenschaftlich inspirierten Interesse am Kind mit dem typischen Beobachtungs-, Mess- und Dokumentationsverhalten ergab sich dann im 20. Jahrhundert im Zusammenspiel mit faschistisch geprägten Ordnungs- und Kontrollvorstellungen ein autoritärer, technischer Blick auf den Säugling, der vor allem die frühe Einführung von Rhythmus und Regel propagierte: Essen, Schlafen, Schreien und auch Körperkontakt – alles sollte dosiert, kontrolliert und möglichst planvoll stattfinden, in der erfolgreichen Gewöhnung des Kindes an einen klaren Zeitplan von Anfang an sah man einen ersten wichtigen Sozialisationserfolg. Ganz nach dem Motto: Nur nicht zu viel Zuwendung, nur nicht zu viel Nachgiebigkeit, Leben lernen heißt eben auch Verzichten lernen, heißt Schmerz und Einsamkeit zu ertragen. Die Historikerin Miriam Gebhardt hat herausgearbeitet, dass neben den benannten Kontroll- und Rationalisierungsidealen insbesondere das Bild vom kindlichen Tyrannen hierfür maßgeblich war: die Angst vor

20 Für die folgenden Ausführungen zur Entwicklung des Beziehungsaspektes im Elternschaftsverständnis und zur Säuglingsforschung folge ich in Teilen Miriam Gebhardt vgl. daher dies.: Die Angst vor dem kindlichen Tyrannen. Eine Geschichte der Erziehung im 20. Jahrhundert. München 2009, insbes. S. 163–191.

21 Vgl. Friedrich Manz, Irmgard Manz und Thomas Lennert: Zur Geschichte der ärztlichen Stillempfehlungen in Deutschland, in: Monatsschrift Kinderheilkunde 145, 1997, S. 572–587.

einem unersättlichen und unkontrollierbaren, seine Eltern am Ende verschlingenden kleinen Wesen.[22] In diesem Bild fanden die Kontroll- und Regelungsphantasien des Modernisierungsprozesses ihren kulturellen Antagonisten. Die Umbrüche und Neuorientierungen ab 1968, grob gesprochen, sind auch als Abgrenzung gegen derartige Vorstellungen zu verstehen. Wissenschaftlich befördert wurden sie von Erkenntnissen aus der Säuglingsforschung, die sich u.a. an die Namen Jean Piaget und John Bowbly knüpfen und eine veränderte Sicht auf den Säugling nach sich zogen. Die Entwicklungstheorie Piagets steht dabei für die »kognitive« oder »kompetenztheoretische Wende« in der Säuglingsforschung und damit für die Einsicht, wie viel ein Säugling bereits sehr früh wahrnimmt, gestaltet und aktiv interagiert – damit war das Bild vom hilflos-passiven und zunächst hauptsächlich auf biologische Bedürfnisse bezogenen Kind obsolet.

John Bowblys Bindungstheorie stellte die enge Beziehung zwischen Kind und Bezugsperson für die gesamte weitere Persönlichkeitsentwicklung zentral – Sicherheit wurde hier die entscheidende Kategorie – und Bowbly lokalisierte zudem die früheste Kindheit als ausschlaggebende Phase für derartige maßgebliche Weichenstellungen. Damit war klar, dass es keineswegs für das Kind »egal« ist, ob es in den ersten Lebensmonaten alleine gelassen oder auf den Arm genommen wird, schreit oder getröstet wird, Körpernähe erfährt oder nicht. »Bonding« ist das in diesem Zusammenhang heute noch gängige Stichwort: Es bezeichnet die von Lebensbeginn an herzustellende Bindungserfahrung zwischen Mutter und Kind, diese wird als elementar für die weitere gesunde Entwicklung erachtet und Körperkontakt spielt dabei *die zentrale* Rolle.[23]

Diese neuen Auffassungen wurden nun zunehmend nicht mehr nur in Fachkreisen diskutiert, sondern fanden insbesondere auch befördert durch amerikanische Ratgeberliteratur – der Kinderarzt Benjamin Spock hat hier geradezu Sozialisationsgeschichte geschrieben[24] – und auch die damals neue Zeitschrift »Eltern« ihren Weg in die Köpfe und

22 Vgl. Gebhardt (wie Anm. 20), S. 235 ff.

23 Vgl. Heidi Keller (Hg.): Handbuch der Kleinkindforschung. Berlin u.a. 1989, bes. S. 17–24, oder auch – populär aufgearbeitet – Hilsberg (wie Anm. 14).

24 Vgl. Miriam Gebhardt: Haarer meets Spock - frühkindliche Sozialisation nach 1945. In: Dies., Clemens Wischermann: Familiensozialisation seit 1933. Verhandlungen über Kontinuität. Stuttgart 2007, S. 87–104.

Praktiken zunächst vornehmlich liberal und kritisch-intellektuell eingestellter Familien.

Die Konsequenzen für das gesamte Verständnis der Frühsozialisation waren umfassend: Einerseits wurde die Medizin von der Psychologie bzw. Pädagogik als Leitwissenschaft zunehmend abgelöst und andererseits fand eine Neubestimmung der Funktion und Bedeutung der Elternrollen statt, die eine grundlegende Neuverhandlung des gesamten Beziehungsdreiecks Kind-Eltern-Gesellschaft herausforderte und zudem in eine breite gesamtgesellschaftliche Diskussion um Macht, Autorität und Geschlechterverhältnisse eingebettet war.

Kurzum: Der neue Säugling zog auch den Bedarf nach neuen Eltern, zumindest neuen Formen des Umgangs mit dem Kind nach sich – elterliches Handeln insgesamt erfuhr eine doppelte Aufwertung: mehr Wirkmacht und Einfluss auf die kindliche Entwicklung und damit zugleich auch mehr Verantwortung. Es wurde klar: Es geht um etwas, um sehr viel sogar, wenn es um die Kinder geht. Mit der Abwehr von Krankheitserregern und der Prophylaxe vor einem wunden Po alleine war es nicht mehr getan. Es waren nun einfühlsame, emotionale und zugleich selbstkritische im Sinne von reflexiven Eltern gefragt, die in ihrem Eltern-Sein einerseits das als fragwürdig erkannte überkommene patriarchale Geschlechterverhältnis überwinden und zugleich in der liebevollen Gestaltung der Beziehung zu ihrem Kind eine neue, bessere und friedlichere gesamtgesellschaftliche Zukunft vorbereiten, wenn nicht gar anbrechen lassen.

Verschiedene Beziehungsrelationen standen also zur Neubewertung und Neugestaltung an: die Beziehung zwischen Eltern und Kind, die Beziehung der Eltern untereinander und auch das Verhältnis zwischen dem familialen Innenraum und der gesellschaftlichen Wirklichkeit, innerhalb dessen sich der Sozialisationsprozess abspielt. Gerade dieser Gedanke, speziell in der Frühsozialisation auch den Grundstein für eine gerechtere Welt zu legen, wurde gerne variiert: Theoretisch zwischen Sigmund Freud und den antiautoritären Visionen des Summerhill-Gründers Alexander Neill angesiedelt erwiesen sich zwar viele dieser Vorstellungen als unrealisierbar, utopisch oder zu stark vereinfachend, doch zwei Grundüberlegungen waren durchaus von bleibender Relevanz. Erstens: Was zu Beginn des Lebens geschieht, hat langfristige Wirkungen. Und zweitens: Es gibt einen Zusammenhang zwischen dem Umgang mit den kleinen Kindern und der Welt, die diese später einmal gestalten.

Der Umgang mit den Kindern hat demnach nicht nur gesellschaftliche Wirkungen, sondern die Kultur, in der wir leben, wirkt sich auch bis in die Kapillaren der Beziehungsarbeit am Wickeltisch und in der Kinderstube aus - hier bereits beginnt Enkulturation.

Dies zeigt, das nur als Nebenbemerkung, im Übrigen auch die jüngere Entwicklungspsychologie eindrücklich:[25] Die deutsche Entwicklungspsychologin Heidi Keller konnte in kulturvergleichenden Studien zeigen, dass sich der Umgang von Müttern mit ihren Kleinstkindern in unterschiedlichen Umwelten signifikant unterscheidet. Keller spricht prototypisch von dem Independenzmodell und dem Interdependenzmodell: Während Mütter in stärker auf Kollektive angelegten Gesellschaften mit einem kleineren Wortschatz, häufigen Wiederholungen und viel Körpernähe agieren, ist in den westlichen, auf kognitive Individualität ausgerichteten Gesellschaften eher ein auf Unabhängigkeit angelegter Stil vorherrschend, der sich durch verbale Ansprache, viele verschiedene Wörter, den Einsatz von Spielzeug und weniger Körperkontakt auszeichnet. Ohne dies bewerten zu wollen, zeigt sich dabei doch eines: offensichtlich agieren Mütter, oder allgemeiner Bezugspersonen, unmittelbar und vor allen Dingen unbewusst als Resonanzraum für die kulturellen Muster und Strukturen, die in der entsprechenden Gesellschaft als erwünscht oder Erfolg versprechend gelten. Und zwar in einem Bereich, der frühesten Interaktion mit dem Kind nämlich, der normalerweise als spontan, intuitiv, höchst privat und individuell gilt.

Die skizzierten Ideale von Interaktion, körperlicher Nähe, Zuwendung und Vermittlung von Geborgenheit versuchten in den 1970er Jahren immer mehr Eltern aus langsam breiter werdenden Gruppierungen nicht nur gedanklich nachzuvollziehen, sondern auch praktisch umzusetzen. Und damit komme ich wieder zurück zum Tragetuch. Das Tragen der Kinder im Tuch ist eine Technik, die mit dem Säugling auch genau diese Imperative der Nähe in die gelebte Alltagspraxis transportieren konnte.[26]

25 Vgl. für die folgenden Ausführungen Heidi Keller: Kulturunterschiede in der Entwicklung. In: Marcus Hasselhorn und Wolfgang Schneider (Hg.): Handbuch der Entwicklungspsychologie. Göttingen u.a. 2007, S. 429–442.

26 Auch hinsichtlich der These der bindungsfördernden Wirkungen des Tragens liegt mittlerweile eine Studie vor: Elizabeth Anisfeld, Virginia Casper, Molly Nozyce und Nicholas Cunningham: Does Infant Carrying Promote Attachment?

Zunächst links der Mitte in den mitteleuropäischen Gesellschaften, dann zunehmend breiter etablierte sich ein neuer Stil des Umgangs mit Kindern, der durch Körperkontakt, Beruhigungstechniken und ganzheitlicher Aufmerksamkeit für das Kind gekennzeichnet war. Seine konkrete Umsetzung fand er vor allen Dingen in Praktiken wie dem Stillen, dem regelmäßigen Schlafen des Kindes im Elternbett und eben auch dem körpernahen Transport im Tragetuch. Mittlerweile hat dieser Stil des Umgangs einen eigenen, englischen, Namen bekommen, er firmiert unter dem Begriff des *attachment parenting*.[27] Damit ist das Tragetuch eben deutlich mehr als nur ein Stück Stoff als praktisches Hilfsmittel. Das ist es ohne Zweifel, aber es ist auch Bestandteil eines kulturellen Programms, das soziale, anthropologische und politische Implikationen mit sich bringt und davon lässt es sich – zumindest für den kulturhistorisch und ethnografisch interessierten Blick – auf keinen Fall lösen. In ethnografischer Lesart transportiert dieser Gegenstand seine semantische Fracht auch dann, wenn er vordergründig »nur« als Kindertransporttechnik eingesetzt wird, die damit verknüpften Ideologien und Positionen sind auch dann und für diejenigen wirksam, die sich jener möglicherweise gar nicht bewusst sind. Die Spannungen und Auseinandersetzungen jedoch, die diesen ganzen Prozess umgeben, bleiben sichtbar, auch im Hinblick auf das Tragetuch.

Dies gilt in Bezug auf den Aspekt der Natürlichkeit: Das Tragen gilt als »natürliche«, eben nicht technisierte Form des Transports, gleichzeitig ist es umgeben von all den Medikalisierungsdiskursen, die seine Nützlichkeit oder Schädlichkeit auch mit Laboruntersuchungen und dem ganzen Instrumentarium der modernen Naturwissenschaft thematisieren. Zugespitzt könnte man sagen: Natürlichkeit als Gegenposition zur kalten, technisch-medizinischen Moderne: ja – sofern diese ihr Placet dazu gibt. Das ist die Gleichzeitigkeit von Medikalisierung und Entmedikalisierung. Das ist die Postmoderne auf alltagskultureller Ebene, eine lebensweltliche Bricolageleistung, die scheinbare Paradoxa in der gelebten Praxis spielend überwindet, indem sie sie einfach integriert.

An Experimental Study of the Effects of Increased Physical Contact on the Development of Attachment. In: Child Development 1990, 61, S. 1617–1627.

27 Dieser Begriff geht auf den amerikanischen Kinderarzt William Sears zurück. Er hat mittlerweile weite Verbreitung gefunden, u.a. auch hier: www.attachment-parenting.de (Zugriff: 29.6.2011).

Auch die Frage des Geschlechterverhältnisses bleibt ambivalent: In der Diskussion um das Verhältnis von Mutter- und Vaterrolle zeigt sich das Tragetuch inmitten eines diskursiven Spannungsverhältnisses: Interessant ist ein Befund aus dem Jahr 1998, wonach angeblich deutlich mehr Männer als Frauen das Tragetuch ablehnten?[28] Wird es womöglich als Bestandteil des gesamten attachment-Arsenals als Komponente eines weiblichen Habitus' identifiziert und befördert demnach die Perpetuierung einer endlosen Mutter-Kind-Symbiose, der niemals beizukommen sein wird, und die die neuen Väter als ausgrenzend wahrnehmen? Wird die Körperlichkeit, die es mit sich bringt und erzwingt, als unmännlich wahrgenommen und abgelehnt? Immerhin zeigt die Zeitschrift *Eltern* schon im Jahr 1977, noch als Zeichnung, einen Herrn mit Hut, Aktentasche und Tragetuch (Abb. 3). Es wäre ja auch eine gerade umgekehrte Lesart möglich, wonach das Tragetuch gerade den Männern eine körperliche Intimität ermöglicht, auf die ansonsten die Mütter in der Stillbeziehung bislang das Monopol innehaben. Der aufmerksame Blick in Fußgängerzonen und andere Szenerien des öffentlichen Lebens wie Verkehrsmittel, Naherholungsgebiete oder Flaniermeilen fördert ja gerade auch Tragetuch-tragende Männer zu Tage – selbstbewusst, ostentativ, aber auch einfach ganz normal. Ich belasse es bei diesen vorläufigen Überlegungen. Dennoch: denken wir an Elisabeth Badinter, so ist die Genderfrage auch in Tragefragen längst noch nicht ausgestanden, das Stück Stoff ist nicht gänzlich frei von sozialem Sprengstoff. Auf der einen Seite gilt das *attachment parenting* und mit ihm das Tragetuch mit seiner deutlichen Forderung nach körperlicher Nähe, Zuwendung und oft auch mütterlicher Anwesenheit als Hindernis im Emanzipationsprozess, als Einschränkung und Preisgabe mühsam erkämpfter Freiheiten, als Naturalisierung ei-

28 Vgl. Bonnet (wie Anm. 16); diese Einschätzungen teilte in der Grundtendenz auch eine Wiener Trageberaterin in einem Interview am 8.4.2011. Sie berichtete von ihrer Beobachtung, dass bei Paaren die Männer, wenn sie denn zur Trageberatung mitkämen, oft zwar im Prinzip wohlwollend, zunächst aber deutlich zurückhaltender seien – oft überließen sie ihren Partnerinnen das Tragen. Wenn sie sich jedoch dann dazu entschlössen, dann würden sie die Bindetechnik oft besser beherrschen als die Mütter, denn sie gingen beherzter und weniger ängstlich zu Werke. Die Dichotomisierung des klassisch bürgerlichen Geschlechterverhältnisses zeigt sich hier also möglicherweise nicht nur in der praktischen Dimension, sondern auch in der Erzählung hierüber.

Abb. 3: Zeichnung in Eltern-Heft 2, 1977, S. 81.

ner elterlichen Unabkömmlichkeitsideologie. Auf der anderen Seite wird zugleich gerade das Tragetuch als Mobilität ermöglichende Errungenschaft gefeiert, die sowohl Bewegung mit dem Kind, als auch in Formen gestattet, die mit Kinderwagen außerhalb jeder Reichweite lägen. Im Internet kursierende Bilder von Müttern mit Kindern im Tuch auf Segelschiffen oder – jetzt kommt der tirolspezifische Moment meines Vortrags – Berggipfeln sind hierfür ebenso plastische Beispiele wie etwa Kursangebote für Nordic Walking oder Salsa mit Kind im Tuch, wie sie gelegentlich angeboten werden.[29] Sei es auf dem Wasser, dem Gipfel oder dem Parkett: hier wird nicht nur die Natur und die sportliche Betätigung genossen, sondern hier wird auch ein Selbstverständnis und Selbstbild der Beweglichkeit demonstrativ hergestellt, das von Fragen des Geschmacks und der Freizeitgestaltung zwar ausgeht, doch dann deutlich darüber hinausweist. Es geht hier auch darum, die Möglichkeit der Praxis gewisser Freizeitmuster – gerade mit und trotz Kind – zu zeigen, die mit Vorstellungen von Individualität, Freiheit und Mobilität assoziiert sind.

Es knüpft sich damit neben den Aspekten Gesundheit und Beziehungshandeln noch eine weitere Dimension an das Stück Stoff – die Frage nach Identität und den Pfaden ihrer Plausibilisierung, ich komme damit zu meinem dritten Punkt.

Identität

Das Tragetuch kann auf die Frage, wer wir sind, keine Antwort geben. Aber, so lautet meine These, seine Anwendung oder Vermeidung ist eng mit dieser Frage verknüpft. Denn das Tragetuch ist neben allem anderen auch eine kommunikativ aufgeladene Identitätsgeste, und dies in zweierlei Hinsicht: in ethnischer und in biologischer.

Gehen wir noch einmal zurück ins Jahr 1972, als im Magazin *Stern* ein Artikel über Erika Hoffmann erschien: die Mutter mit Stirnband, Jeans und ihrer Tochter im Tuch (Abb. 4, hier als Bildzitat). Interessant ist, wie genau dieses Bild im Artikel platziert war. Unter der Überschrift »Mit der Mutter auf Tuchfühlung« wurden neben Frau Hoff-

29 Vgl. Tragezeitung, Ausgabe 3 (April 2009), S. 4–5, www.trageschule-dresden.de/tragezeitung/die_tragezeitung_ausgabe_3.pdf (Zugriff: 28.6.2011).

Was bei Naturvölkern üblich ist, wird jetzt in der Bundesrepublik Mode: Immer mehr Frauen tragen ihre Babys auf der Hüfte und verschaffen ihnen damit – wie Ärzte loben – »optimale Nestwärme«

Mit der Mutter auf Tuchfühlung

Im Kongo: Mit Sonnenschutz aus Stoff von der Mutter huckepack getragen

In Bolivien: Zufrieden über den angeln Kontakt hockt dieses Kind auf der Schulter der Mutter

In Asien: Auch hier nur ein Tuch, das die Nähe der Mutter garantiert

In Schwaben: Erika Hoffmann hat auf diese Weise ihr Sorgenkind Tina bei sich und beide Hände frei zum Arbeiten oder Einkaufen

Als Erika Hoffmann, 35, ihre Tochter Tina zum ersten Male in der Art einer Indiofrau trug, giftete eine Nachbarin hinter ihr her: „Mir brauche so a Glumps net, mir hen a Oma für d'Bersecht." (Zu deutsch: „Wir brauchen so ein Gelumpe nicht, wir haben eine Oma für die Kinder.") Das war vor einem Jahr. Inzwischen ist die vierfache Frau mit dem Kind auf der Hüfte in der 2000-Einwohner-Gemeinde Massenbachhausen bei Heilbronn ein gewohnter Anblick geworden, und immer mehr Schwäbinnen begeistern sich für das „Glumps". Denn der Oma-Ersatz aus Mexiko hat Vorzüge, die selbst deutsche Wissenschaftler zu wündigen

Abb. 4: Stern-Artikel 24, 1972, S. 66.

mann noch etwas kleiner, gewissermaßen als Referenz, drei weitere Mütter gezeigt, die ihre Kinder tragen und die zugehörigen Bildunterschriften lauten: im Kongo, in Bolivien, in Asien und – unter dem Hoffmannschen Bild – in Schwaben. Und oben auf der Seite steht: »Was bei Naturvölkern üblich ist, wird jetzt in der Bundesrepublik Mode: Immer mehr Frauen tragen ihre Babys auf der Hüfte und verschaffen ihnen damit – wie Ärzte loben – ›optimale Nestwärme‹.«

Hier haben wir beides eng beieinander: das ärztliche Lob und den Verweis auf traditionelle Techniken von so genannten Naturvölkern. Dieses Muster, das gute, gesunde und natürliche Leben in der exotischen Ferne, einer als naturnah und zivilisatorisch unverdorbenen Fremde zu lokalisieren, ist keineswegs neu, sondern vielmehr selbst eine feste, gut eingeübte Praxis der Industriegesellschaften. Der Topos vom »edlen Wilden«, in dem sich eine ebenso heftige wie diffuse Sehnsucht nach Natürlichkeit und der fast schon neidischen Blick auf die Sozialzusammenhänge indigener Gruppen zeigt, hat nicht erst seit Rousseau quer durch die europäische Geschichte Tradition.[30]

Für das Tragetuch zeigt sich dieses Muster auch besonders plastisch in einem Buch der Amerikanerin Jean Liedloff: Liedloff verbrachte zweieinhalb Jahre bei den Yequana-Indianern im Grenzgebiet zwischen Venezuela und Brasilien und schrieb über ihre Erlebnisse das Buch »Auf der Suche nach dem verlorenen Glück. Gegen die Zerstörung unserer Glücksfähigkeit in der frühen Kindheit«, das 1975 erstmals auf Englisch, dann ab 1980 auf Deutsch erschien und rasch mehrere Auflagen erlebte.[31]

In ihrem Text zeichnet sie das Bild einer uns fremden Gesellschaft, in der Kinder ganz anders aufwachsen als in den USA der 1970er Jahre: Sie werden ohne festen Rhythmus, sondern nach Bedarf gestillt, schlafen mehrere Jahre lang mit Erwachsenen zusammen im Bett und werden – man kann es sich schon fast denken – das gesamte erste Lebensjahr im Tragetuch getragen. Das Erstaunliche ist: Diese Kinder weinen laut Liedloff angeblich fast nie.

30 Vgl. grundlegend Karl-Heinz Kohl: Entzauberter Blick. Das Bild vom Guten Wilden und die Erfahrung der Zivilisation. Frankfurt 1983.

31 Jean Liedloff: Auf der Suche nach dem verlorenen Glück. Gegen die Zerstörung unserer Glücksfähigkeit in der frühen Kindheit. München 1980.

Liedloffs Bericht mündet in ein flammendes Plädoyer für einen anderen Umgang mit den Kindern, auch in den USA und Europa, sie spricht von einem *continuum concept* der Aufmerksamkeit, des harmonischen Miteinanders von Kindern und Erwachsenen, der körperlichen Zuwendung, der Emotionalität und der Stärkung des kindlichen Urvertrauens – unschwer als der Grundgedanke zu identifizieren, der heute unter dem Begriff *attachment parenting* firmiert. Genauso unschwer ist aber auch zu erkennen, dass Liedloff in ihrem Buch und insbesondere die große Rezipientenschar nicht nur von einem Interesse an den Yequana-Indianern getrieben sind, sondern auch das Programm einer Zivilisationskritik verfolgen. Der Text ist auch als Oppositionsbildung zu einem als degeneriert und inhuman wahrgenommenen »Hier« zu lesen, dem ein idealisiertes Konzept des Fremden sehnsüchtig entgegengesetzt wird. Das Tragetuch symbolisiert diese Sehnsucht und nährt zugleich die Hoffnung auf einen zumindest partiellen Ausweg – umso besser, wenn auch die hiesigen Ärzte es gutheißen.[32] Denn es gibt nicht nur ethnische, sondern auch anthropologisch-evolutionsbiologische Referenzpunkte.

In der Verhaltensbiologie, so lernen wir aus der einschlägigen Literatur, unterscheidet man drei Jungentypen: den Nesthocker, den Nestflüchter und den Tragling.[33] Weiter heißt es »Der menschliche Säugling ist, wie die verwandtschaftlich nahestehenden Menschenaffen, ein Tragling, der in seiner Verhaltensdisposition an die beständige Nähe seiner Betreuungspersonen angepasst ist.«[34] Plausibilisiert wird diese These durch Bilder, die zeigen sollen, dass die Körperreflexe des menschlichen Säuglings sowohl dem eines Gorillas ähneln (Abb. 5) als auch darauf ausgelegt sind, sich in der Spreiz-Anhock-Haltung an einer ihn tragenden Person festzuhalten (Abb. 6).

32 Auch für die Verknüpfung von Medikalisierungs- und Exotikdiskurs in der populären Literatur finden sich Belege: »Luxation – bei Naturvölkern unbekannt« (Eltern 12, 1979, S. 102), gleichermaßen sehnsüchtige Verweise auf Tragepraktiken in exotisch-indigenen Kontexten fast zeitgleich bei Ashley Montagu: Körperkontakt. Die Bedeutung der Haut für die Entwicklung des Menschen. Stuttgart 1980 (engl. bereits 1971), S. 90–92.

33 Vgl. Bernhard Hassenstein: Verhaltensbiologie des Kindes. München, Zürich ^{4}1987, S. 66–72, vgl. auch Kirkilionis (wie Anm. 3), S. 21–42.

34 Kirkilionis (wie Anm. 3), S. 25.

Abb. 5: Vergleich Gorillababy und Mädchen zur Plausibilisierung der Charakteristik als »Tragling«. In: Kirkilionis 1999, S. 27.

Abb. 6: Bildserie Anhocken der Beine. In: Kirkilionis 1999, S. 30–31.

Die Botschaft einer solchen Argumentation ist klar: Wer sein Kind trägt, vielleicht sogar: nur wer sein Kind trägt, lässt ihm genau die Behandlung angedeihen, welche seiner evolutionär bedingten Ausstattung am besten entspricht. Und – Hand aufs Herz: wer möchte sich schon mit der Evolution anlegen?

Das sind starke Argumente. Was die beiden Bezüge, den zur Evolutionsbiologie und den zur indianischen Stammesgesellschaft miteinander verbindet, ist der Verweis auf Natürlichkeit und Ursprünglichkeit und damit auf einen kulturellen Schlüsselreiz, auf den eine sich selbst als entfremdet kritisierende Gesellschaft unmittelbar und gerne reagiert. Hier wird ein reflexives Moment sichtbar, das die Europäische Ethnologie als »Wissenschaft vom Eigenen« besonders interessieren muss: Wie denkt unsere Gesellschaft über sich, wie denken wir über uns?

Die Europäische Ethnologie als akademische Disziplin ist selbst als ein Kind der Moderne entstanden. Sie hieß damals noch Volkskunde und die Beschäftigung mit der fast gleichzeitig zur Modernisierung einsetzenden Modernisierungskritik gehört zu ihren frühesten und zentralen Anliegen, ja das Fach selbst kann als Teil dieser Modernisierungskritik gelesen werden. Das Interesse am Einfachen, Traditionellen, vermeintlich Ursprünglichen und vor allen Dingen die Frage danach, woher dieses Interesse eigentlich kommt, findet eine Antwort in genau diesem Punkt: der kritischen Auseinandersetzung mit einem als problematisch, technisch und kalt wahrgenommenen Heute. Als Reaktion beobachten wir als Europäische EthnologInnen die Faszination für so etwas wie Bräuche, alte Geschichten, fast vergessene Handwerkstechniken oder Lebensmittel und eben auch Tragetücher.[35] Ich betone: wir beobachten diese Faszination, ob wir sie auch teilen, ist keine professionell-akademische Frage mehr, sondern allenfalls eine private. Sein Kind zu tragen bedeutet also heute – und bedeutete 1972 umso mehr – auch eine elterliche Haltung mitzuteilen, die Position bezieht zu einer als leibfeindlich gebrandmarkten Alltagswelt. Die Tragepraxis markiert hier eine Gegenposition, die – bewusst, unbewusst

35 Vgl. hierzu und vertiefend Bernd Jürgen Warneken: Volkskundliche Kulturwissenschaft als postprimitivistisches Fach. In: Kaspar Maase und ders. (Hg.): Unterwelten der Kultur. Themen und Theorien der volkskundlichen Kulturwissenschaft. Köln u.a. 2003, S. 119–141.

oder halbbewusst – mit den Assoziationen zwischen Klammeräffchen und Indianermama spielt. Und damit impliziert das Tragetuch immer auch eine Anfrage an alle diejenigen, die mit dem Kinderwagen unterwegs sind und provoziert eine Auseinandersetzung mit den Referenzpunkten unserer eigenen Identität: Wo stehen wir und wer wollen wir eigentlich sein? Daher und nur daher lassen sich auch die teilweise giftigen Kommentare erklären, über die aus den 1970er Jahren berichtet wird und die auch in Leserzuschriften der Zeitschrift *Eltern* dokumentiert sind: In Äußerungen wie »Wir brauchen kein Tragetuch, wir haben eine Oma für das Kind«[36] wird unverstellt sichtbar, wie das Tragetuch als Ausdruck von Randgruppendasein, Armut oder Rückständigkeit gelesen wurde. Das Rumtragen wird als Notbehelf gedeutet, die Assoziation, dass das Kind im Tragetuch »wie ein Stück Gepäck« transportiert werde, es zugehe wie beim fahrenden Volk oder in der dritten Welt, wenn auch nicht explizit ausgesprochen, so doch vielleicht mitgedacht und ebenso abgewehrt wie der Primat in uns. Dies gilt auch für die Episode, von der Eltern-Leserin Sabine Decker aus Nürnberg im Jahr 1979 berichtet: »Eines Morgens in der Straßenbahn. Mir gegenüber saß eine ältere Frau. Bevor sie ausstieg, steckte sie mir etwas in das Tragetuch und flüsterte: ›Das ist für das Kind.‹ Zu Hause stellte ich fest, dass es zehn Mark waren. Sicherlich sollte es der Grundstock für einen Kinderwagen sein.«[37]

Das als fremd Wahrgenommene verunsichert, fordert heraus und provoziert – eben deshalb weil es das vermeintlich Selbstverständliche als eben nicht zwingend und selbstverständlich thematisiert und damit subtil in Frage stellt. Die Irritation wird hier in Mitleid gewendet, das Almosen unterwirft zugleich die Beschenkte als inferior und dient der Gebenden als Selbstversicherung, so etwas – zum Glück – nicht nötig gehabt zu haben. Die Identitätsdebatte ist hier in vollem Gange, es geht um Generationenkonflikte, um alternativ vs. konservativ, um Modernität und ihre Kritik, um Technik und ihre Vermeidung bzw. ihre Favorisierung. Das Tragetuch ist Low Tech, einfach und althergebracht, wird moralisch positiv besetzt und 1972 auch noch als oppositionell und gleichzeitig innovativ präsentiert. Diese Konnotation hat das

36 Erika Hoffmann berichtet, dass ihr anfangs in Massenbachhausen Sätze wie dieser entgegengebracht wurden.

37 Eltern 5, 1979, S. 152.

Tuch heute nicht mehr – doch ist die Sache damit ausgestanden? Zur harmlosen Stilfrage geworden, die eben jeder individuell und unbehelligt für sich beantwortet – ähnlich der, ob man Jeans oder Cordhosen bevorzugt?

Ich denke nicht, die Debatten sind nur subtiler und vielleicht versteckter geworden, emotional aufgeladen, sogar bis hin zur Verbissenheit, waren sie 1972 und sind es auch heute – teilweise zumindest. Ging es in den 1970er Jahren noch um ein grundsätzliches »ob«, so geht es heute eher um das »wie«. Das Tragen ist zwar gängig und in der Mitte der Gesellschaft angekommen – man erkennt dies z.B. an der größeren Design-Vielfalt, die heute neben den klassischen Ethnomustern noch viele weitere Spielarten kennt. Auch ist es keine Glaubensfrage mehr, schon gar kein entweder-oder: Die meisten NutzerInnen haben auch einen Kinderwagen und vielleicht zusätzlich sogar noch einen Fahrradanhänger, sie wechseln die Transportmittel ganz nach Situation, Lust und Laune. Aber die Debatten ums richtige, adäquate, ums angemessene, auch politisch korrekte Tun wird ununterbrochen weitergeführt. Teilweise haben die Auseinandersetzungen um die »richtige« Form des Tragens, so wie sie sich in Blogs oder Leserbriefen zeigen, sogar an Schärfe zugenommen, werden von manchen AkteurInnen im Feld gar zur heilsentscheidenden Frage stilisiert. Die Zweifel wechseln nur ihr Gesicht. So wundert es nicht, dass das einmal als so natürlich und alternativ geltende Tragetuch heute im vollen Ornat der medial vermittelten reflexiven Spätmoderne daherkommt: Versehen mit der didaktisch aufbereiteten Bindeanleitung im bebilderten Heft und auch als Film auf DVD, zertifiziert als ökologisch, dermatologisch und ethisch unbedenklich in Verarbeitung und Herstellung wird es ausgeliefert. Doch auch nach dem Kauf bleiben die tragewilligen Eltern nicht alleine – es gibt Kursangebote für und von ausgebildeten, geprüften TrageberaterInnen, die über die Vermeidung von Risiken wachen und bei Binde- oder Rückenproblemen fachkundig beraten, gegebenenfalls intervenieren. Eine derartige Schule wirbt unter anderem mit dem Satz »Tragen ist mehr als eine Technik. Es ist auch ein Zeichen für ein positives Leben mit Kindern.«[38] Wenn dem so ist, wer will dieses Zeichen nicht setzen? Und was bedeutet das für Kinderwageneltern?[39]

38 Vgl. www.trageschule-dresden.de (Zugriff: 29.6.2011).

39 Anja Manns und Anne Christine Schrader (wie Anm. 7) schließen 1995 ihre mit

Und natürlich, es gibt Alternativen zur Alternative: Wem die Kunst des Knotens und Wickelns letztlich doch suspekt bleibt[40], wer sein Kind aber dennoch tragen möchte, findet im Fachhandel so genannte Fertigtragen mit Schnallen, Klick- und Klettverschlüssen, die dann z.B. aus Amerika kommen und Ergo Carrier heißen oder aber aus Asien, dann heißen sie Mei Tai oder Onbuhimo. Der Vielfalt an Formen und Modellen entspricht das Spektrum an Bedenken oder Fragen – mithin die Bandbreite der Konfliktfelder, die sich eben auch um die Tragepraxis ranken.

Die Vorbehalte und Bedenken waren und sind nicht gänzlich verschwunden, die Didymos-Beratungshotline berichtet aktuell von vielen Anfragen, ob nicht doch die Gefahr der Verwöhnung bestehe. Insgesamt verlaufen die Diskussionslinien gerade hinsichtlich der Verwöhnungsfrage komplex und teilweise überraschend. Während die Verhaltensforscherin Evelin Kirkilionis und gegenwärtige Trageschulen diese Bedenken erwartungsgemäß klar zurückweisen[41], finden

einem wissenschaftlichen Anspruch verbundenen Ausführungen auf S. 117 mit folgendem explizit wertenden Statement: »Insofern, als das *Tragen* bei uns eine Renaissance erfährt, bleibt nur noch zu hoffen, daß der Kinderwagen als ›Zeiterscheinung‹ bald eine Randerscheinung sein wird und unangemessene Sozialisationsbedingungen wie diese der Vergangenheit angehören.«

40 Die befragte Trageberaterin aus Wien charakterisiert ihre Kundschaft mehrheitlich als »Bobos« (bohemian bourgeois; »Konservative in Jeans«) und beschreibt durchaus ambivalente Beobachtungen: Einerseits konstatiert sie ein zunehmendes Interesse an Tragetechniken, andererseits jedoch insgesamt auch vielfache Ängste, Unsicher- und Unbeholfenheiten beim Binden und Wickeln, weswegen oft und gerne auf die oben genannten »Fertigtragen« zurückgegriffen werde. Gleichzeitig meint sie, bei aller Sehnsucht nach Körperkontakt seitens vieler Eltern auch eine weit verbreitete »Angst vor zu viel Nähe« beobachten zu können. Aus ihrer täglichen Anschauung im multiethnisch strukturierten Wiener Bezirk Ottakring kann sie die Beobachtung mitteilen, dass das Tragetuch/Tragen insgesamt assoziativ offensichtlich höchst unterschiedlich besetzt ist: Während ihre »Bobo-Kundschaft« im Tragen eine Praxis engagierter und avancierter Elternschaftskultur erkennt, stellt sich dies für Eltern mit migrantischem Hintergrund, beispielweise aus Afrika, ganz anders dar: sie präferieren angeblich klar den Kinderwagen. Das Tragetuch symbolisiert hier eher ein Bedeutungsfeld von Rückständigkeit bzw. einer nur allzu vertrauten Kultur- und Lebenssituation, die sie froh sind, hinter sich gelassen zu haben.

41 Vgl. Kirkilionis (wie Anm. 3), S. 17–20 und www.trageschule-dresden.de, Menüpunkt »Binden & Tragen«, Unterpunkt 12: »Wenn ich mein Baby dauernd trage, verwöhne ich es dann nicht zu sehr? Durch das Tragen wird ein Baby seiner na-

sich z.B. im Jahrgang 1993 der Eltern-Hefte (ab ca. 1970 ein Hort des bedürfnisorientiert-individuellen Erziehungsverständnisses[42]) gegenteilige Tendenzen. In der Oktober-Ausgabe bezieht Hans Grothe, Redakteur der Eltern-Zeitschrift für Erziehungsfragen, dezidiert gegen eine langjährige Tragepraxis im Liedloffschen Sinne Position, er bedient sich dafür eines kulturvergleichenden Arguments: »Ist es, wenn man einen emanzipierten Umgang mit den Kindern will, überhaupt sinnvoll, sie so lange herumzuschleppen? Die Antwort ist ein klares Nein: Im Gegensatz zu den Indianerkindern haben unsere Kinder nur sehr wenige Bezugspersonen. Durch das ständige Herumtragen wird der ohnehin schon so enge Kontakt zwischen Mutter und Kind noch weiter intensiviert. Die Abhängigkeit des Kindes von der Mutter (und der Mutter vom Kind) wird noch größer!«[43] Da ist sie – wieder oder noch – die Angst vor dem kindlichen Tyrannen. Grothe führt dann noch ein weiteres, für die jüngere Elternschaftskultur symptomatisches Argument an, nämlich den Leistungsgedanken im Kontext eines Imperativs der »optimalen« Förderung:[44] »Tuch oder Sack ist kein Ersatz für das Babybett, für das Spiel auf dem Fußboden. Denn dort hat das Kind vergleichsweise viel größere Freiheit zu eigenem Handeln. Und das bedeutet eine viel bessere Stimulierung von Geist, Sinnen und Muskeln, also viel höhere Anreize, sich optimal zu entwickeln.«[45]

Es finden sich allerdings auch noch etwas anders, intuitiv gelagerte Vorbehalte gegen das Tragetuch in meinem empirischen Material. Da ist etwa die Großmutter, die ihr Enkelkind lieber doch nicht – auch nicht versuchsweise – einmal selbst ins Tragetuch nehmen möchte, so niedlich dies auch prinzipiell sei. Aus diesem Alter sei sie raus, das sei ihr am Ende doch zu unsicher und irgendwie auch körperlich zu nah. Ich interpretiere: zu fremd und ungewohnt.[46] Geschmacks-, Stil- und

türlichen Erwartung entsprechend versorgt – das Erfüllen von Grundbedürfnissen ist kein Verwöhnen.« (Zugriff: 29.6.2011)

42 Vgl. Gebhardt (wie Anm. 20), S. 181.

43 Hans Grothe: Kann man Babys verwöhnen? Man kann! In: Eltern 10, 1993, S. 61–64, hier S. 62 f.

44 Vgl. Heimerdinger (wie Anm. 13), S. 18–19.

45 Grothe (wie Anm. 43), S. 64.

46 Auch dieser empirische Einzelbefund wird von der interviewten Trageberaterin aus Wien gestützt: Demnach seien die derzeit »frischgebackenen« Großmütter oft eher skeptisch gegenüber dem Tragen, sähen sie dieses doch implizit als eine Kritik an der eigenen Fürsorgepraxis vor rund 30 Jahren, die aufs Tragen ver-

Identitätsfragen gehen Hand in Hand, das eine lässt sich vom anderen nie lösen, Alltagskultur ist eben immer mehr als reines Ornament, die Oberfläche unseres Handelns und Tuns verweist auf Einstellungen, Debatten, Konflikte, die diskursiv wie praxeologisch verhandelt werden. Das Tragetuch ist weit mehr als ein Stück Stoff: es ist Teil einer kulturellen Praxis, eines Verständigungsprozesses über Werte, Ziele und Tradition einer Gesellschaft und es ist Teil eines persönlichen Positionierungsgeschehens innerhalb dieses kulturellen Feldes. Ich greife eine Frage vom Anfang meiner Ausführungen noch einmal auf: Wieso hört der Spaß vielfach auf, wenn es um die Kinder geht? Vielleicht gerade deshalb, weil es eben nicht nur um die Kinder, sondern speziell auch um die Eltern geht.

Damit stehen sich auch in der Frage des Kindertransports nicht nur verschiedene praktische Lösungen, sondern auch grundlegendere Haltungen zu Technik und Konsum, Nähe, Körperlichkeit und Distanz, Individualität und Kollektivität gegenüber. Nicht unversöhnlich, aber doch in einem gewissen Spannungsverhältnis.

Verwickelt aber tragfähig: Prinzipielles und Programmatisches

Diese Spannungsverhältnisse zu verstehen und überhaupt erst einmal sichtbar zu machen, ist ein wichtiges Anliegen europäisch-ethnologischen Forschens. Ich begreife Europäische Ethnologie als eine verstehende, eine hermeneutische Wissenschaft mit Blick auf die Menschen und die Phänomene ihrer kulturellen Selbstausstattung. Im Alltagshandeln geschieht prinzipiell mehrerlei: Menschen gehen die Herausforderungen des Lebensvollzuges praktisch an und zugleich positionieren sie sich im Feld der Meinungen, Haltungen und Einstellungen. Dadurch ordnen sie sich durch Affirmation und Abgrenzung innerhalb der Gesellschaft ein und geben sich selbst einen identitären Ort.

So lässt sich auch die Tragetuchverwendung oder -vermeidung als Statement im Kontext virulenter Debatten lesen, ich hoffe, dies ist an

zichtete. Die großmütterliche Positionierung gerät hier möglicherweise unter der Hand zu einer Apologie der eigenen Biografie. In noch viel ausgeprägterem Maß ist dieser Effekt in Ernährungsfragen, insbesondere der Frage des Stillens zu beobachten.

den Bereichen Gesundheit, Beziehungshandeln und Identität deutlich geworden, die Alltagspraxis erscheint als kulturelle Suchbewegung. Ein solches Positionierungsgeschehen ist natürlich keine Spezifik des Kindertransportes, es ereignet sich in nahezu allen Bereichen des Alltags, auch in Handlungen wie dem Tabakrauchen, dem Bahnfahren, dem Tragen von Tätowierungen und auch bei jedem Griff in den Kleiderschrank oder das Supermarktregal. Auch diese Praktiken lassen sich als Bekenntnisformen, also semiotisch deuten und werden erst so in einem umfassenden Sinn als Kulturpraxis verstehbar. Deutlich wird, dass wir trotz aller Rationalisierungen, Rechtfertigungen und Erklärungen, trotz allem Pochen auf die konkret-praktischen Aspekte die ganze Fracht an Ideen, Ideologien und symbolischen Mehrwerten einfach nicht abschütteln können. Die geradezu weltanschaulichen und identitätsstiftenden Statements sind ins Tragetuch eingewoben, sie werden mit ihm angelegt oder in seiner Vermeidung abgelehnt.

Wichtig ist mir dabei zu betonen, dass diese Positionierung in jedem Fall erfolgt, egal wie eloquent die diskursive Begleitmusik daherkommt. Diejenigen, die das Tragetuch eben einfach nur benutzen, weil es ihnen tirolerisch »taugt«, und darüber keine weiteren Worte verlieren, positionieren sich ebenso wie jene, die ihre Praxis wortreich, argumentativ abgestützt und wissenschaftlich-rational begründet erläutern. Dasselbe gilt für die kritischen Skeptiker genauso wie für die, welche kommentarlos eben kein Tragetuch benutzen, sondern ausschließlich mit dem Kinderwagen unterwegs sind. Dies meint ein praxeologisches Verständnis von Kultur in diskursanalytischer Perspektive: An den Diskursen haben auch jene Teil, die sich nicht verbal an ihnen beteiligen. Die Argumente sind zwar da und werden ausgesprochen, doch dies ist ein Sekundärphänomen, gewissermaßen eine nachträgliche Rationalisierung. Primär ist die Praxis, die all diese Auseinandersetzungen bereits beinhaltet und – hier im ganz gegenständlichen Sinne – gewissermaßen auch austrägt.

Der Zusammenhang ist ein wechselseitiger: In der Verwendung des Tragetuches werden die fraglichen Diskurse gleichsam praktisch aktualisiert, im handelnden Vollzug jenseits ihrer sprachlichen Form in gelebte Realität umgesetzt. Man könnte also sagen, der Diskurs um *attachment parenting* bringt das Tragetuch als praktische elternschaftskulturelle Form hervor und gleichzeitig ist seine Verwendung ein Beitrag zu dem diskursiven Setting, das performativ die Wirklichkeit erst schafft.

Mit dem Kind wickelt sich ein Milieu selbst schon mit in das Tragetuch ein. Es sucht und erhofft hier Trost in einer als kalt und distanziert erlebten Welt, wiegt, wärmt und schaukelt sich. Die Botschaft geht nach außen und ebenso nach innen, in gewisser Weise tragen sich Kind und Erwachsener gegenseitig und gleichermaßen.

Die theoretische Differenz zwischen Denken und Praxis lässt sich hier nicht aufrechterhalten, sondern mündet vielmehr in eine Form der wechselseitigen Stabilisierung. Europäische Ethnologie möchte den Alltag in der Dialektik von symbolischer Praxis und praktischer Symbolik lesen. Im Tragetuch verwebt sich die Kultur des Textilen mit der Textur des Kulturellen. Als moderne, kulturwissenschaftlich ausgerichtete Disziplin verstehe ich dieses Fach reflexiv, ideologiekritisch, interdisziplinär geöffnet, aber immer mit Blick auf die handelnden Akteure, die Dinge, die empirisch fassbare Wirklichkeit und die Historizität unserer Gegenwart. Das Tragetuch verweist auf einen Zusammenhang zwischen Mensch und Ding, Idee und Praxis, Handeln und Denken, der sich theoretisch nicht auflösen, aber sehr wohl ethnografisch erforschen lässt, beobachtend, verstehend, deutend – Haptik, Handeln, Habitus und die Historie immer im Blick.

Glauben Sie mir, ganz so einfach ist es eben *nicht*:

Ein solches Denken und Bewusstsein bei Studierenden sorgfältig auszubilden, das reflexiv und umsichtig die »Kultur des Eigenen« analysiert, ist kein kurzfristig zu erreichendes Ziel. Das braucht Zeit, Geduld und den Freiraum konsekutiver Studiengänge. So möchten wir, und ich erlaube mir, an dieser Stelle nicht nur für mich alleine, sondern für alle Fachkolleginnen und -kollegen hier in Innsbruck zu sprechen, so möchten wir hier forschen, die Möglichkeiten einer traditionsreichen Volluniversität nutzend, so wollen wir hier lehren und die Studierenden ausbilden, vom ersten Semester an über Bachelor und Master bis zur Promotion und darüber hinaus – immer auf der Suche nach tragfähigen Erklärungen für das, was uns alltäglich umgibt, und sei es auch noch so verwickelt.

Timo Heimerdinger, Complex but Bearable. European-ethnological perspectives on a piece of cloth: the baby sling

Today it is a familiar sight to see people on the street carrying their infants in slings. Whereas some swear by this form of child transportation, others would never consider it. Here we observe wide-ranging generational and group-specific differences because around 1970, when the baby sling became popular in Central Europe, practical considerations were not the only issues. The practice also sparked debates about health, childrearing, gender roles, and identity that still have not lost their currency. This paper examines these issues from a historical, discourse analytical, and empirical perspective, exploring exemplary ways and potentials for a critical approach to the ideology of the study of everyday culture.

Mitteilung

Der filmische Blick im Museum. Dekonstruktion des Eigenen und Fremden im US-amerikanischen Informationsfilm *Wie die Jungen sungen* (R: Georg Tressler, 1954)

Maria Fritsche

Einleitung

Es ist ein kleines, etwas verstaubtes Juwel, das mir da im Zuge von Recherchen zu einem Forschungsprojekt zum Marshall Plan Film in die Finger fiel.[1] Der Dokumentarfilm WIE DIE JUNGEN SUNGEN, gedreht 1954 in Wien, schildert den Eintritt eines Mädchens in eine neue Schule. Am Ende des Schuljahres unternimmt die Klasse einen Ausflug ins Volkskundemuseum und demonstriert anhand dieser Szene die geglückte Integration der Protagonistin in die neue Gemeinschaft. Obwohl das Museum für Volkskunde in Wien in erster Linie als Kulisse für die Filmhandlung dient, gewährt der Film interessante Einblicke in die Rolle des Museums in den 1950er Jahren, seine Zugänge zur Kulturvermittlung und seine Stellung als Bewahrer der österreichischen ländlichen Kultur. Mehr noch: Der Film nutzt das Museum als Ort, um mit visuellen Mitteln den Stellenwert der nationalen Kultur zu erörtern, das Eigene mit dem Fremden zu konfrontieren und damit den Konstruktionsprozess ethnischer und nationaler Identitäten aufzudecken, aber auch deren Brüchigkeit sichtbar zu machen. In diesem Aufsatz möchte ich anhand einer detaillierten Analyse der im Museum spielenden Filmsequenz die unterschiedlichen und, wie deutlich werden wird, durchaus widersprüchlichen Bedeutungsebenen des Films

1 Ich danke Karin Moser und dem österreichischen Filmarchiv, die mir eine Sichtung des Films ermöglichten.

herausarbeiten und damit die Wirkmächtigkeit des filmischen Blicks diskutieren.[2] Bevor wir uns aber der Filmanalyse zuwenden, möchte ich kurz den Entstehungskontext des Films skizzieren.

Die US-Informationskampagne und die Filme Georg Tresslers

Der 1954 gedrehte und 1955 mit dem Ersten Preis für den besten europäischen Kurzfilm beim 3. Kongress der europäischen Filmschaffenden in Brüssel ausgezeichnete Dokumentarspielfilm Wie die Jungen sungen war der letzte einer Reihe von Kurzfilmen, die der junge österreichische Regisseur Georg Tressler (geboren 1917 in Wien, gestorben 2007 in Belgern, Deutschland) für die Marshall Plan Informationskampagne produzierte. Der Film ist ein gelungenes Beispiel für die US-amerikanische Informationspolitik der 1950er Jahre, denn er vermittelte seine Botschaft – europäische Zusammenarbeit und internationale Verständigung – mit Humor und technischer Finesse. Tressler, der kurz nach Kriegsende mit dem Drehen von Dokumentarfilmen begonnen hatte, war 1950 bei der Premiere seines Kurzdokumentarfilms Stille Nacht, Heilige Nacht (1950) von Mitarbeitern der European Cooperation Administration (ECA) angesprochen und gefragt worden, ob er nicht für die ECA arbeiten wolle.[3] Die ECA und ihre Nachfolgeorganisation, die Mutual Security Agency (MSA), waren für die Implementierung des europäischen Wiederaufbauprogrammes, des so genannten Marshall Plans, zuständig und lancierten eine breit angelegte Werbekampagne, welche den Marshall Plan und seine Ziele in Europa bekannt machen sollte.[4] Mit Hilfe von Zeitungen, Broschüren, Radioprogrammen, Ausstellungen und Filmen sollten die EuropäerInnen u.a. vom Nutzen neuer, effizienterer Produktionsmethoden, von

2 Zum besseren Verständnis meiner Interpretationen möchte ich hinzufügen, dass mein Zugang ein filmwissenschaftlicher bzw. filmhistorischer und kein ethnographischer ist.

3 Interview mit Georg Tressler (Englisch), 15. Februar 2004, geführt von Linda und Eric Christenson mit Unterstützung von Frank Mehring. Ich danke den InterviewerInnen für die Überlassung des Interviewtranskripts.

4 Vgl. David W. Ellwood. The Marshall Plan and the Politics of Growth. In: Peter M. R. Stirk & David Willis (Hg.): Shaping Postwar Europe. European Unity and Disunity 1945-1957. London 1991, S. 23-24.

der Idee eines vereinten Europas und ganz allgemein von den Vorzügen einer liberal-kapitalistischen Ideologie überzeugt werden.

Die für die Propaganda zuständige und in Paris ansässige Information Division verfügte über eine eigene Filmsektion, die für die Produktion und Distribution von Filmen in ganz Europa verantwortlich war. Um die Botschaften möglichst effektiv ans Publikum zu bringen, engagierten die amerikanischen Filmoffiziere der Filmsektion bevorzugt lokale Filmemacher, welche ihr Publikum kannten und wussten, wie ein Thema am wirkungsvollsten zu vermitteln war. Dabei fungierten die gut dotierten Filmaufträge gleichzeitig als eine Art Marshall Plan für die Filmemacher selbst, denn im Nachkriegseuropa war es besonders für nicht arrivierte Künstler schwierig, Finanzierung für Projekte zu finden.[5] Die Arbeit im Marshall Plan Filmprogramm erlaubte Tressler, finanziell gut abgesichert, eigene Filmprojekte durchzuführen und dabei eine eigene Handschrift zu entwickeln, die auch seine späteren Werke charakterisiert.[6] Die Marshall Plan Filme waren somit Sprungbrett für eine erfolgreiche Karriere als Spielfilmregisseur in Deutschland, die ihn auch international mit Filmen wie Die Halbstarken (1955) oder Das Totenschiff (1959) berühmt machte.

Als Filmoffizier drehte Tressler nicht nur Dokumentarfilme für seine amerikanischen Auftraggeber,[7] sondern war auch für die Synchronisation ausländischer Informationsfilme und die Distribution der Filme in Österreich zuständig. Die Filmvorführungen fanden vor allem in ländlichen Gegenden großen Anklang, wo die Filme mittels eines mobilen Vorführapparates in Gasthäusern und Pfarrsälen gezeigt

5 Stuart Schulberg, Leiter der Film Section in Paris, meinte: »it was a regular documentary Marshall Plan, for ECA contracts sent many good filmmakers back to work.« Making Marshall Plan Movies. In: Film News, September 1951, S. 10.

6 Vgl. Lukas Maurer: Kleine Wirklichkeiten. Über den Filmemacher Georg Tressler. In: Robert Buchschwenter & Lukas Maurer (Hg.): Halbstark. Georg Tressler: zwischen Auftrag und Autor. Wien 2003, S. 15.

7 Die genaue Zahl der Filme ist nicht bekannt, Lukas Maurer gibt die Zahl mit elf an. Nachweislich wurden folgende Filme für die ECA und ihre Nachfolgeorganisationen produziert: *Wir zeichnen* (ECA 1950); *Gute Ernte* (ECA 1950); *Ertragreicher Kartoffelanbau* (ECA 1951); *Ein interessanter Nachmittag* (USIS 1952); *Traudls neuer Gemüsegarten* (MSA 1952); *Hansl und die 200 000 Kücken* (MSA 1952); *Rund um die Milchwirtschaft* (MSA 1954); *Einsteigen Bitte* (MSA 1954). Vgl. Maurer (wie Anm. 6), S. 14.

wurden.[8] Seine Tätigkeit brachte Tressler in engen Kontakt mit der Bevölkerung und schärfte sein Gespür dafür, wie ein Thema aufbereitet werden musste, um sowohl zu unterhalten als auch zu informieren – und zwar so, dass die Zuseher angeregt wurden, das Gesehene umzusetzen.[9] Seine Produktionen sollten sich von den amerikanischen Informationsfilmen abheben, die Tressler zufolge wenig Wirkung erzielten, da deren Inhalte dem heimischen Publikum »fremd oder aufgesetzt« vorkamen.[10] Sein Sinn fürs Detail und seine Vorliebe für Laienschauspieler verliehen Tresslers Filmen einen »realistischen« Anstrich und lassen die Szenen auch da »echt« wirken, wo sie gespielt sind. Tresslers Filme heben sich denn auch vom Gros der Marshall Plan Filme dahingehend ab, dass es ihnen gelingt, trockene Materien wie Kartoffelanbau oder Hühnerzucht unterhaltsam aufzubereiten.

Der Film Wie die Jungen sungen (1954)

Wie schon bei seinen früheren für die ECA/MSA gedrehten Filmen hatte Tressler in der Themenauswahl und Inszenierung des Films Wie die Jungen sungen vollkommen freie Hand. Der Umzug des 1946 gegründeten Lycée Français in ein neu errichtetes Schulgebäude im Jahr 1954 inspirierte ihn zu einem Film, der die Vorteile eines vereinten Europas bewerben sollte. Produziert wurde das Projekt vom US Information Service, der Informationsabteilung der US-amerikanischen Botschaften, welche die Informationspolitik der MSA nach deren Einstellung im Jahre 1953 teilweise weiterführte, mit – wie es im Vorspann heißt – »freundlicher Unterstützung des Museums für Volkskunde, Wien und der Wiener Riesenrad Ges.m.b.H.«. Tressler verfasste das Drehbuch zum Film, als Kameramann agierte Sepp Riff, der mit Tressler bereits in zwei Dokumentarfilmprojekten gearbeitet hatte.

8 Vgl. Interview mit Georg Tressler (wie Anm. 3).

9 Vgl. Frank Mehring: Propaganda für die Demokratie? Deutschland und das »Neue Europa« in den Filmen des Marshallplans. 2005, http://www.dhm.de/filmarchiv/film-im-kontext/propaganda/ (Zugriff: 8.8.2011).

10 Zit. nach Ralph Eue: Schmeicheldienst für die gute Sache. Georg Tresslers Kultur- und Propagandafilme. In: Buchschwenter & Maurer (wie Anm. 6), S. 32.

Wie die Jungen sungen ist ein sogenannter Dokumentarspielfilm, die Hauptrollen sind mit Laienschauspielern, den Kindern und dem Lehrpersonal des Lycée Français, besetzt. Zusätzlich engagierte der Regisseur renommierte Wiener Filmschauspieler für einige Nebenrollen, um den Film attraktiver zu machen. Handlungsspielplätze des 26-minütigen Werkes sind neben dem neuen Schulgebäude des Lycée Français in der Liechtensteinstrasse das Wiener Riesenrad und das Österreichische Museum für Volkskunde im Palais Schönborn im 8. Wiener Gemeindebezirk. Dem Lycée, Symbol der Moderne, dessen schnörkelloser, lichtdurchfluteter Bau in die Zukunft weist, stellte Tressler das Wiener Riesenrad als Inbegriff des Wienerischen und das Volkskundemuseum als Repräsentant des traditionellen ländlichen Österreich gegenüber. Am Beispiel eines Wiener Mädchens namens Gerti, das neu an die internationale Schule kommt und sich, nach anfänglichen Verständigungsschwierigkeiten, in die internationale Schülergemeinschaft einfindet, wollte Tressler ein optimistisches Bild von einer Gesellschaft entwerfen, in der nationale Gegensätze verschwinden und stattdessen das Gemeinsame in den Vordergrund rückt. Die Kinder symbolisieren Hoffnung für eine bessere Zukunft und fungieren – in Abwandlung des Spruches »So wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen« – als Vorbild für die Erwachsenen. In diesem Sinne verwandelt sich unter den Augen des warmherzigen Schulbusfahrers (Hugo Gottschlich) und des schnoddrigen Obstverkäufers (Heinz Conrads) das eingeschüchterte Mädchen Gerti, das am Anfang die neue Schule nur widerstrebend betritt, zu einer selbstbewusst in Französisch parlierenden Schülerin mit internationalem Freundeskreis. So überzeugend ist ihr Wandel, dass der Busfahrer seine anfängliche Skepsis gegenüber dem internationalen Schulmodell aufgibt und nicht nur beginnt, selbst Französisch zu lernen, sondern im nächsten Jahr auch seinen eigenen Sohn in die Schule schickt.

Tressler ist, wie Ralph Eue schreibt, ein Regisseur, der zeigt »wie Hier und Dort miteinander in Beziehung stehen« und der anhand des »Singularen« das Universale zu illustrieren versucht.[11] Am Beispiel der Hauptfigur Gerti schildert er die Schwierigkeiten jeglichen Neuanfangs und verweist auf diese Weise auf die Probleme europäischer Länder, sich in eine internationale Staatengemeinschaft einzufinden.

11 Eue (wie Anm. 10), S. 39.

Der Film beginnt mit dem ersten Schultag Gertis, einem kleinen Mädchen mit Pferdeschwanz, das mit großen, tränengefüllten braunen Augen neben seiner Mutter auf den Schulbus wartet. Der Busfahrer beobachtet mit Missbilligung, wie die Mutter das verängstigte Kind in den Bus schiebt, wo es von den MitschülerInnen erst einmal kritisch gemustert wird. Die Kamera folgt dem Mädchen auf dem Weg vom Bus in die moderne Schule, die es erst nach Aufmunterung durch den Busfahrer betritt. Eine lange Kameraeinstellung von oben, die Gerti allein in der leeren Aula zeigt, durch deren hohe Fenster das Sonnenlicht flutet, unterstreicht die Einsamkeit des Mädchens. Gerti, das zeigt die Bildersprache deutlich, fühlt sich fremd und fehl am Platz. Obwohl sie mutig die Flucht nach vorne antritt, in der Klasse die ersten Worte Französich lernt und in der Pause zaghafte Versuche unternimmt, Anschluss an ihre MitschülerInnen zu finden, ist der Anfang sichtlich schwierig. Als Gerti dann auch noch während des Mittagessens Opfer eines harmlosen Streiches ihrer SchulkameradInnen wird, bricht sie, verwirrt ob der Sprachenvielfalt und der ungewohnten Umgebung, in Tränen aus.

Bildstrecke 1: Gertis erster Schultag – allein unter Fremden

Trost kommt von zwei älteren Wiener Magistratsbeamten, welche vom französischen Schuldirektor (Francis Baulier) durch die Schule geführt und über die Vorteile des internationalen Erziehungskonzeptes informiert werden, das ein friedliches Zusammenleben und besseres Verständnis zwischen den Nationen erzeugen soll. Diese Besucherszene hebt sich von der ansonsten recht subtilen Argumentation des Films durch unverbrämte Kalte-Kriegs-Propaganda und einen übertrieben

didaktischen Ton ab.[12] So lernen die Besucher, dass ihre nationalen Stereotypen längst überholt sind und, wie einer der beiden Männer resümiert, »dieser Austausch von Sitten und Gebräuchen viel wichtiger [ist] als wenn wir ewig in unseren eigenen Lebensarten steckenbleiben.«

Die Vorteile des internationalen Austauschs werden dann auch konkret am Beispiel Gertis veranschaulicht, die nun, offensichtlich schon einigermaßen heimisch in der neuen Schule, einen Schulausflug ins Volkskundemuseum und zum Riesenrad unternimmt. Während der Busfahrt freundet sich Gerti mit einem dunkelhäutigen Jungen an, der in den Eingangstiteln als Boula aus Afrika eingeführt wird. Die Struktur des filmischen Narrativs illustriert die Entwicklungsstufen des Mädchens: Während Gerti in der bunt zusammengewürfelten Schulgemeinschaft des Lycée (die SchülerInnen kommen aus verschiedenen europäischen Staaten sowie aus den USA und Afrika) noch eine Fremde ist, kann sie auf dem Riesenrad am Ende des Ausflugs ihren Standortvorteil als Einheimische ausspielen, indem sie ihren nicht-österreichischen KlassenkameradInnen die Sehenswürdigkeiten Wiens erklärt. Im Volkskundemuseum, der ersten Station des Ausflugs, ist ihr Status noch uneindeutig: Die den Kindern in der Maskensammlung vorgeführten österreichischen Perchtenmasken scheinen ihr genauso fremd wie ihren MitschülerInnen. Die Szene im Volkskundemuseum ist insbesondere auch deswegen interessant, weil Gerti, angeleitet von ihrem afrikanischen Freund Boula, lernt, die vom Museumsführer mit Stolz präsentierte »eigene« Kultur mit anderen Augen zu sehen und deren Rang als Leitkultur zu hinterfragen. Während also der Film an der Oberfläche lediglich für Völkerverständigung wirbt, offenbart eine genauere Analyse, wie der Film geschickt die Beziehung zwischen dem Eigenen und Fremden thematisiert und dabei die »eigene«, also österreichische bzw. europäische Kultur mit einem anthropologischen Blick betrachtet und damit ihre Selbstverständlichkeit in Frage stellt.

»Looking relations are never innocent« formulierte Ann Kaplan in ihrer Studie zum filmischen Blick auf fremde Kulturen, und dieses Diktum gilt für die anthropologischen Wissenschaften ebenso wie für

12 Die Kritik Drehli Robniks, der dem Film »autoritäre Didaktik« vorwirft, scheint allerdings überzogen, zit. in: Uli Jung: Der nachträgliche Vorläufer. Georg Tresslers Filme in der Primär- und Sekundärrezeption. In: Buchschwenter & Maurer (wie Anm. 6), S. 217.

die Filmwissenschaft.[13] Die feministische, stark von der Psychoanlayse beeinflusste Filmtheorie hat in den 1970ern mit Laura Mulveys kontrovers diskutiertem Konzept des »male gaze«, das die patriarchalen Denkmuster des populären Kinos sichtbar zu machen versuchte, die kritische Reflexion über die Verknüpfung von Macht und Sehen, die ja bereits Foucault in seinen Arbeiten zum panoptischen Blick aufzeigte, neu angeheizt.[14] Kritikerinnen wie Jane Gaines griffen die feministische Theorie, derzufolge das Kino Frauen keinen aktiven Blick zugesteht, sondern sie zum Objekt der Schaulust degradiert, jedoch zu kurz, denn sie verschleiert, dass die dem Kino inhärenten Blickstrukturen nicht nur Frauen, sondern auch »Andersrassige« zum Objekt eines dominanten »kolonialen« Blicks machen.[15] Eine Analyse von Blicken und Blickrelationen ermöglicht herauszuarbeiten, wie die Dominanz einer Kultur hergestellt wird und wie kulturelle Zuschreibungen produziert werden. Um den Prozess der Wertezuschreibung sichtbar zu machen, gilt es neben dem *was* und *wie* etwas repräsentiert wird auch zu untersuchen, wer Objekt des Blicks ist und wer den Blick kontrolliert.

Die Umkehrung des Blicks

Obwohl der Film Wie die Jungen sungen die Gleichwertigkeit verschiedener Kulturen propagiert, argumentiert er, etwa indem die Methoden des Schulunterrichts als fortschrittlich definiert werden, implizit die Höherrangigkeit der westlichen Kultur und weist ihr den Rang einer Leitkultur zu, nicht zuletzt, um damit die Sinnhaftigkeit einer europäischen Union bzw. einer westlich orientierten Staatengemeinschaft zu unterstreichen. Jedoch unterminiert gerade die im Volkskundemuseum spielende Szene diese Argumentation und offen-

13 E. Ann Kaplan: Looking for the Other. Feminism, Film, and the Imperial Gaze. New York 1997, S. 6.

14 Vgl. Laura Mulvey: Visual Pleasure and Narrative Cinema. In: L. Braudy & M. Cohen (Hg.): Film Theory and Criticism. Introductory Readings. New York 2004 (1975).

15 Vgl. Jane Gaines: White Privilege and Looking Relations. In: Screen, *29*(4), S. 16. Vgl. auch Stuart Hall: The Spectacle of the ›Other‹. In Stuart Hall (Hg.): Representation: Cultural Representations and Signifying Practices. London 1997, S. 251–255.

bart damit eine interessante Ambivalenz, welche deutlich macht, dass auch scheinbar eindimensionale Propagandafilme vielschichtiger funktionieren können. Aus diesem Grund soll diese Szene einer genaueren Betrachtung unterzogen werden.

Die Eingangssequenz im Wiener Volkskundemuseum zeigt, wie die Kinder, über eine breite Treppe an barocken Statuen vorbei das eigentliche Museum betreten, von einem älteren Mann (offensichtlich dem Museumsführer) geleitet. Die Kinder sind allesamt leger gekleidet: die Mädchen in gemusterten, kurzärmligen Baumwollkleidern mit Zöpfen oder kurzem Haarschnitt, die Burschen tragen Hemden, teilweise mit Loden- oder Strickjacken darüber, und kurzgeschnittenes Haar. Alle Kinder sind weiß, mit Ausnahme von Boula, dem afrikanischen Jungen, dessen kurzgeschorenes krauses Haar und dunkle Gesichtsfarbe ihn deutlich von der restlichen Gruppe abheben.

Bildstrecke 2: Museumsbesuch – die Kinder werden in die Maskensammlung geführt

Vor dem Durchgang in den Ausstellungssaal wendet sich der in einen Lodenanzug gekleidete Museumsführer den Kindern zu, von denen nun die ZuschauerInnen lediglich die Hinterköpfe und Schultern sehen und damit zu MitadressatInnen werden. Er erklärt seinem Publikum, dass sie gleich holzgeschnitzte Masken aus dem Alpenraum sehen werden, die in der Faschingszeit von einheimischen Burschen getragen werden – »auch heute noch«, wie er betont, um damit die Gegenwartsrelevanz der Tradition zu unterstreichen. Indem der Museumsführer sich vor dem Eingang aufbaut und den Kindern den Blick auf das Innere verwehrt, baut er einen Spannungsmoment auf, der die Bedeutung des bald zu Sehenden steigert. Durch die Gestik des erhobenen Zeigefingers und das Aufsetzen eines Zwickers unterstreicht der Redner seine Rolle als Wissender, der die Deutungshoheit über die

hier vorgestellten Gegenstände hat, deren Signifikanz er durch seine langsame und um Präzision bemühte Sprechweise betont. An diesem Punkt wechselt die Kamera erstmals die Perspektive und zeigt nun die Kinder von vorne, wie sie teils aufmerksam, teils (wohl im Bewusstsein der Anwesenheit des Filmteams) mit einem leichten Schmunzeln im Gesicht den Ausführungen des Redners folgen und dann, als dieser den Kindern den Weg freigibt, in den Saal strömen. Die Tatsache, dass der Museumsführer die Schülergruppe mit den Worten »sicherlichst habt ihr schon alle einmal von diesem Brauch gehört, oder Bilder gesehen, wie die Dorfburschen mit solchen Masken vor dem Gesicht durch Straßen ihres Heimatortes ziehen« im Maskensaal willkommen heißt, deutet darauf hin, dass er die Kinder nicht als Fremde wahrnimmt, sondern als Personen seiner respektive der hier ausgestellten »österreichischen Kultur«.

Bildstrecke 3: Boula imitiert eine Holzmaske

Während der Museumsführer im Hintergrund von den wilden Gebärden der maskierten Burschen, die Angst und Schrecken verbreiten, spricht, nimmt die Kamera, untermalt von volkstümlich anmutenden Klarinettenklängen, nun den afrikanischen Jungen Boula in den Fokus und zeigt, wie dieser interessiert die dunklen Holzmasken inspiziert. Den Blick des Jungen imitierend schwenkt die Kamera langsam über die an der weißen Wand hängenden geschnitzten Masken, deren

Fratzen aufgrund der Untersichtperspektive und der Lichtschatten bedrohlich wirken, und bleibt bei einer Maske hängen, die ein dunkles Gesicht mit leeren Augenhöhlen und dicken Lippen zeigt – es handelt sich um eine Salzburger Umzugsmaske aus der Zeit um 1800,[16] die zusammen mit 15 anderen Holzlarven schon sehr früh, nämlich im zweiten Jahr seines Bestehens in das Volkskundemuseum kam.[17] Ein Schnittwechsel zwischen Boula in Nahaufnahme und der Großaufnahme der Umzugsmaske zeigt, wie Boula die geschürzten Lippen der Maske imitiert – sehr zur Belustigung der kichernden Gerti wie auch der anderen Kinder, die in lautes Gelächter ausbrechen, so dass die Ausführungen des Redners zu der symbolischen Bedeutung dieser Maskenumzüge fast untergehen.

Diese Szene ist insofern bedeutungsvoll, weil sie auf der einen Seite offenbart, dass sich Boula als einziger Schwarzer unter lauter Weißen sehr wohl seines Andersseins bewusst ist, das damit verbundene Unbehagen allerdings überspielt, indem er explizit auf seine äußerlichen Besonderheiten, in diesem Fall seine dicken Lippen, aufmerksam macht und diese benutzt, um andere zum Lachen zu bringen. Unbewusst verweist seine Handlung jedoch auch auf Ähnlichkeiten und macht dadurch deutlich, dass es wenige Unterschiede zwischen Afrikanischem und Österreichischem gibt. Mehr noch: Boulas Verhalten im Museum, wie die nachfolgenden Szenen illustrieren, stellt die westliche Leitkultur und deren Besonderheit in Frage. In Umkehrung des kolonialen Blicks, der normalerweise nicht-westliche Kulturen als exotisch und kurios wahrnimmt, macht sich Boula über die ausgestellten österreichischen Masken lustig und untergräbt damit die Darstellungen des Museumsführers. Weil er aber ein Kind ist, wird die seinem Verhalten inhärente Kulturkritik nicht ernstgenommen. So mahnt die französische Lehrerin, die mit dem Museumsmann inmitten einer Schülergruppe stehend die Spässe Boulas beobachtet, die Kinder lediglich zu mehr Ernsthaftigkeit und scheucht sie in den nächsten Raum.

16 Laut Leopold Schmidt, zwischen 1960 und 1977 Direktor des Museums für Volkskunde und zuvor wissenschaftlicher Leiter des Museums, ist die im Film dunkelbraun erscheinende Maske rötlichgelb, mit roten Lippen. Vgl. Leopold Schmidt: Perchtenmasken in Österreich. Wien, Köln, Graz 1972, S. 110.

17 Siehe ÖMV 5454. Ich danke Birgit Johler für ihre großzügige Unterstützung mit Informationen zu den hier erwähnten Objekten.

Bildstrecke 4: Gerti stiftet Boula zu weiteren »Kulturinterpretationen« an

Als die anderen den Maskensaal bereits verlassen haben, weist Gerti ihren Freund Boula noch auf zwei andere Masken hin, darunter eine relativ junge »Schiachperchtenmaske« aus dem Kötschachtal, die 1945 für den Gasteiner Perchtenlauf geschnitzt wurde und 1953, also kurz bevor der Film produziert wurde, in den Bestand des Volkskundemuseums gelangte. Anders als die aus Untersicht gefilmten übrigen Holzmasken ist diese Perchtenmaske, eine mit riesigen, beweglichen Holzaugen, vier Ziegenbockhörnern, zwei Widderhörnern und Fellfetzen verzierte Fratze aus Augenhöhe der Kinder gefilmt, um zu illustrieren, dass die Masken ihr furchterregendes Potential eingebüßt haben.[18] Boula karikiert auch dieses Objekt – zum großen Vergnügen Gertis, die seinen Darstellungen gebannt folgt. Erst der mahnende Ruf der Lehrerin reisst die beiden Kinder aus ihrem Spiel.

Gerti folgt der Lehrerin zu einer Glasvitrine mit einer Zinnsoldatensammlung, an der die älteren Burschen fachsimpeln; doch Gerti ist sichtlich uninteressiert an den Schlachtenformationen und so gesellt sie sich erneut zu Boula, der mittlerweile eine reich mit Weintrauben

18 Die Maske wurde von Sepp Lang aus Hofgastein verfertigt. Genauere Informationen unter Inventarnummer ÖMV 48.453. Siehe auch die Angaben von Schmidt (wie Anm. 16), 86.

und Blumen geschmückte »Weinbeergeiß« in Augenschein nimmt und diese konzentriert betrachtet.[19] Ein Schnitt zur hölzernen Figur, von schräg unten gefilmt und durch die Untermalung mit einigen Takten Alphornmusik als alpenländisch und damit als heimisch gekennzeichnet, stellt das Objekt in den Mittelpunkt, bevor die Kamera wieder zurück zu Boula und der ihn beobachtenden Gerti wechselt. Diese Schnittsequenz zwischen Objekt und Jungen ist wichtig, denn sie präsentiert Boula als »Blickenden« – ungewöhnlich für das konventionelle Kino der Zeit, das Schwarzen einen eigenen, objektivierenden Blick in der Regel absprach: »they cannot look [...] let alone gaze (in the sense of dominating, objectifying).«[20] Wie die Bilder verdeutlichen, ist Boula unbeeindruckt von der ausgestellten Weinbeergeiß und wendet sich mit einer wegwerfenden Handbewegung ab. Sein abschließendes Urteil über die westliche Kultur ist hier eindeutiger als in seinen vorherigen Karikaturen, die noch als kindliches Spiel interpretiert werden können: Seine wegwerfende Geste demonstriert, dass er nichts von der hier zur Schau gestellten Kultur hält. Dass der Film dies nicht einfach als das Urteil eines »Fremden« präsentiert, der nichts von Kultur versteht, liegt daran, dass seine österreichische Freundin seinen Blick nachahmt und zu einem ähnlichen Urteil gelangt. Gerti, die Zeugin von Boulas abschätziger Beurteilung wurde, kopiert seinen Blick und betrachtet noch einmal voller Ernsthaftigkeit die Figur, wendet sich dann ebenso ab und geht.

19 Insbesondere für die Weinbaugebiete im Süden Niederösterreichs ist das Auftauchen der so genannten Weinbeergeiß im Rahmen von Weinlesefesten bzw. Hüterumzügen belegt. Nach Leopold Schmidt wurden solche mit Trauben und Blumen behangenen »Weinbeergeißen« – das Gestell war zumeist aus Holz gefertigt – bestimmten Personen (Pfarrer, Bürgermeister) überreicht. Bei dieser Brauchhandlung handelt es sich nach Schmidt um eine Stilisierung einer (früher an die Grundherrn abzuliefernden) Zinsleistung. Vgl. Leopold Schmidt: Volkskunde von Niederösterreich. Horn 1972. Bd. 1, S. 101, 234 f., Bd. 2, S. 61, 265.

20 Kaplan (wie Anm. 13), S. 7.

Bildstrecke 5: Gerti probiert den »fremden« Blick und sieht das »Eigene« mit anderen Augen

Dass sie durch das Ausprobieren eines fremden Blicks etwas gelernt hat, verdeutlicht die letzte Einstellung: Bevor Gerti das mittlerweile leere Museum verlässt, biegt sie noch einmal um die Ecke und wirft einen Blick zurück in die Maskensammlung. Eine Totale zeigt die linke Hälfte des Maskensaals, der nun spärlich ausgestattet wirkt, mit den an der Wand und dem davorstehenden Pfeiler gehängten Masken. Aus dieser Perspektive erscheinen die Perchtenmasken wenig eindrucksvoll und fast ein bisschen ärmlich, womit der Film die Distanz, die Gerti zu ihrer eigenen Kultur gewonnen hat, unterstreicht. Das letzte Bild zeigt Gerti in Nahaufnahme mit einem geheimnisvollen Lächeln auf den Lippen – ob sie über die Masken lacht oder sich an Boulas Späße erinnert, ist unklar, doch auf jeden Fall betrachtet sie die Objekte mit anderen Augen. Die hier dargelegte Szene demonstriert, wie das Museum und die darin konservierte österreichische Kultur, mit den Augen eines »Fremden« betrachtet, plötzlich eine andere Bedeutung

zugewiesen bekommen. Boulas anthropologischer Blick verändert die Sichtweise Gertis, welche den Blick ihres neuen Freundes ausprobiert und dadurch beginnt, das Gesehene kritisch zu reflektieren.

Obwohl der Filmemacher, der nach eigenen Worten immer versuchte »in die Gedankenwelt der Leute, die den Auftrag erteilt haben, einzusteigen«[21], die Anliegen des amerikanischen Auftraggebers ernst nimmt und wirkungsvoll für Völkerverständigung und westlich-liberale Kultur wirbt, unterminiert die Bildsprache mitunter die dominante Botschaft des Films: einerseits, indem er dominante Werte, wie hier etwa die Vorrangsstellung der westlichen Kultur, in Frage stellt und neue Sichtweisen anbietet, andererseits, weil er zumindest in der Museumsszene von konventionellen filmischen Repräsentationen abweicht, die Schwarze meist nur als Objekt des Blicks, nicht aber als aktiv Blickende darstellen, und Boula einen eigenen, wertenden Blick zugesteht.[22] Daraus abzuleiten, dass der Filmemacher politische Kritik übte, wäre irreführend, denn an der Oberfläche bestätigt der Film zeitgenössische eurozentristische Vorstellungen von »Andersrassigen« und »entwickelter« und »unterentwickelter Kultur«. Dies wird besonders an der Präsentation des Jungen Boula deutlich. Anders als die Kinder, die als europäisch und amerikanisch ausgewiesen werden, spricht »der Afrikaner« Boula bis kurz vor Ende des Filmes kein Wort. Stattdessen kommuniziert er durch Gesten, wie in der Speisesaalszene, wo er seine Abneigung für eine Speise durch Grimassen deutlich macht, oder während der Busfahrt, wo er sich mit Gerti scheinbar wortlos unterhält. Seine non-verbale Kommunikation verbindet ihn einerseits mit Gerti, die selbst Schwierigkeiten hat, sich in der neuen Sprache auszudrücken. Andererseits charakterisiert der Film Boula dadurch auch unterschwellig als »primitiv«, weil ihm die Fähigkeit abgesprochen wird, sich intelligent ausdrücken zu können; sein Verhalten im Museum bestätigt so das Stereotyp des »kindlichen« Schwarzen. Die Repräsentation Boulas fügt sich damit in eine lange Tradition filmischer Darstellungen, welche Nichtweiße oft als statisch und eindimensional präsentieren, die auf ein bestimmtes Klischee festgelegt werden.[23] Der Film präsentiert

21 Zit. nach Maurer (wie Anm. 6), S. 15.

22 Vgl. Kaplan (wie Anm. 3), S. 7.

23 Vgl. Robyn Wiegman: Race, Ethnicity, and Film. In: John Hill & Pamela Church Gibson (Hg.): *Oxford* Guide to Film Studies. Oxford 1998, S. 161.

also, was Stuart Hall mit »spectacle of the ›Other‹« umschrieben hat:[24] Indem er den schwarzen Jungen nur in der Rolle des Klassenclowns zeigt, dem es an Ernsthaftigkeit (Grimassenschneiden im Museum), aber auch an Kulturverständnis (wegwerfende Handbewegung vor einem volkstümlichen Objekt) fehlt, schreibt der Film »rassische« Unterschiede fest und bewertet diese. Die Tatsache, dass Boula etwa in den Unterrichtsszenen nicht auftaucht, sondern ausschließlich weiße Kinder als Lernende präsentiert werden, ist ein Beispiel dafür, wie der Film auf subtile Weise die Superiorität der weißen Europäer »belegt«, indem er sie als gebildet und intelligent darstellt.

Die Charakterisierung von Boula als Kind ohne verbale Ausdrucksfähigkeiten, der bis zur Riesenradszene am Schluss nicht spricht, ist wohl auch produktionstechnischen Gründen geschuldet, was ihr jedoch nichts an Brisanz nimmt. In der auf die Museumsszene folgenden Szene im Riesenrad wird die Integration Gertis in die internationale Klassengemeinschaft demonstriert: Während der Fahrt im Riesenrad, bei der Gerti einer ihrer Schulkameradinnen die Sehenswürdigkeiten ihrer Heimatstadt Wien erklärt, laden verschiedene MitschülerInnen Gerti ein, sie in den Ferien in ihrem jeweiligen Heimatland zu besuchen. Nach den Aufforderungen der Amerikaner und Europäer meldet sich auch Boula zu Wort, der ihr zuruft: »Komm nach Afrika!« – und zwar in breitem Wiener Dialekt. Hätte Tressler den schwarzen Jungen schon in früheren Szenen sprechen lassen, so hätte dies nicht nur das stereotype Bild vom Schwarzen untergraben, sondern auch eine unliebsame Wahrheit berührt, nämlich die Existenz von farbigen Besatzungskindern, welche die österreichische Gesellschaft nur allzugern vergessen hätte.[25] Der Wiener Dialekt des schwarzen Jungen weckt den Verdacht, dass Boula möglicherweise gar nicht aus Afrika kommt (wie es der Vorspann behauptet) und vielleicht als Diplomatenkind das Lycée in Wien besucht, sondern ein geborener Österreicher ist. Diese Erkenntnis hätte sowohl die im Film propagierte Multikulturalität des Lycée Français relativiert als auch die trotz der sichtbaren Präsenz von farbigen Besatzungskindern aufrechterhaltene Vorstellung vom

24 Hall (wie Anm. 15).

25 Niko Wahl: Heim ins Land der Väter. Ein verdrängtes Kapitel der Nachkriegsgeschichte: Wie farbige Besatzungskinder in die USA abgeschoben wurden. In: *Die Zeit,* 23.10.2010, http://www.zeit.de/2010/52/A-Mischlingskinder (Zugriff: 8.8.2011).

»reinweißen« Österreicher untergraben.[26] Der Film forciert allerdings keine eindeutige Lesart: Bestätigt er eindimensionale Klischees vom Schwarzen und arbeitet damit an der Konstruktion des »weißen« Österreichers bzw. Europäers mit, indem er die Möglichkeit andersfarbiger Österreicher verneint? Oder ist der dialektal gefärbte Ausruf des schwarzen Jungen ein Wink, um aufmerksame Zuseher stutzig zu machen und sie zum Nachdenken anzuregen?

Schlussbemerkungen

Obzwar die Filmsprache in Wie die Jungen sungen stereotype Vorstellungen, die Mitte der 1950er Jahre in Österreich das gesellschaftliche Denken prägten, reproduziert, ist, wie diese Analyse zeigte, der Film vielschichtiger und teilweise auch ambivalenter, gerade was die Darstellung von »Andersrassigen« betrifft. Denn Tressler war in dieser Hinsicht liberaler als seine US-amerikanischen Auftraggeber, die sich an der Darstellung des schwarzen Jungen stießen. Wie Tressler in einem späteren Interview erzählte, monierte Al Hemsing, Leiter der Filmsektion in Paris, der das fertige Produkt inspizierte, die dem Museumsbesuch folgende Busszene, in der Gerti und Boula auf einer Sitzbank miteinander Spaß haben. Die Darstellung dieser inni-

Bildstrecke 6: Die Darstellung der Freundschaft zwischen »schwarz« und »weiß« erregte Anstoß bei den Auftraggebern

26 Vgl. Erika Thurner: Nationale Identität und Geschlecht in Österreich nach 1945. Innsbruck 2000, S. 67.

gen Freundschaft zwischen Schwarzen und Weißen fand Hemsing bedenklich, denn diese könnte in den USA, in der zu der Zeit noch die Rassentrennung herrschte, bei den Rassisten (!) Anstoß erregen. Die für die US-amerikanischen Besatzungszonen ausgegebenen Richtlinien, wonach die Inhalte von Dokumentarfilmen, wie Frank Mehring feststellte, »existierende moralische Normen [nicht] verletzen oder rassistischen oder religiösen Hass erregen« dürfen, kamen denn auch bei Tresslers letzter Produktion zur Anwendung.[27] Tresslers Einwand – »the film *is* for fraternization!«[28] – nutzte wenig, und so musste er die Szene kürzen. Obwohl der Film für Völkerverständigung werben sollte, durfte diese nicht zu weit gehen.

27 Vgl. Mehring (wie Anm. 9).
28 Vgl. Interview mit Georg Tressler (wie Anm. 3).

neuerDings

»Zum Andenken der Freundschaft«
Ein Frauenstammbuch aus dem 19. Jahrhundert

Das 2006 angekaufte Stammbuch befand sich in Familienbesitz und wurde vom Österreichischen Museum für Volkskunde als Ergänzung der bestehenden Sammlung erworben.[1] Solche Stammbücher im Sinne von Freundschaftsbüchern dienten nicht genealogischen Aufzeichnungen von Familien oder Geschlechtern, sondern enthielten handschriftliche Einträge befreundeter oder bekannter Personen. Sie haben sich aus verschiedenen Vorstufen zu einem eigenen Typus entwickelt und sind gleichzeitig als Vorläufer der Poesiealben und Freundschaftsbücher des 20. Jahrhunderts anzusehen.

Rückblick

Nach heutigem Forschungsstand ist die Entstehung der Stammbuchtradition eng mit den sich ändernden Lebensverhältnissen unter dem Einfluss von Humanismus und Reformation verbunden. Bereits vor der Mitte des 16. Jahrhunderts kommt unter den Studenten die Sitte auf, ihren Lehrern deren gedruckte Werke vorzulegen und um einen persönlichen Eintrag zu bitten. Die Anfänge dieser studentischen Autographensammlungen stehen vor allem mit der Universitätsstadt Wittenberg in Verbindung, welche bedeutende Gelehrte und viele Studenten anzog. So überrascht es nicht, dass das älteste bekannte Stammbuch aus dem Jahre 1545 ebenfalls in Wittenberg angelegt wurde, waren doch gerade die Einträge Martin Luthers und Philipp Melanchtons sehr begehrt. Diese Einträge waren nicht nur handschriftliche Andenken zur persönlichen Erinnerung der Studenten, sondern beim damals durchaus üblichen, oftmaligen Wechsel des Studienortes gleichzeitig auch Empfehlungsschreiben und Nachweis ihrer bisher absolvierten Studien. Da den Eintragungen in der Regel Ort und Datum beigefügt wurden, ließen sich die Stationen ihrer Reise- und Studienwege verfolgen.

1 Inventarnummer ÖMV/83.321, Maße: H = 13,5 cm, B = 22,5 cm, T = 2,5 cm

Daraus entwickelt sich das akademisch-humanistische Stammbuch des 16. und 17. Jahrhunderts zu einem eigenen Typus, welcher sich theoretisch einerseits von den Autographensammlungen der Reformationszeit durch die persönliche Widmung an den Besitzer des Buches und andererseits durch ein handliches Format, welches zur Mitnahme auf Reisen geeignet war, abgrenzt. Allerdings sind gerade bei den Alben der Anfangszeit diese starren Zuordnungen nicht eindeutig möglich. Das Stammbuch des Edelmanns Claude de Senarclens, welches Einträge aus den Jahren 1545 bis 1569 auf unbedruckten Blättern im Oktavformat aufweist, gilt als erstes dieser Gattung.[2]

Anfänglich meist als »Album amicorum«, »Liber amicorum« oder ähnlich betitelt, findet sich der älteste bekannte Nachweis für die Verwendung der Bezeichnung »Stammbuch« im Sinne der Freundschafts- und Erinnerungsbücher in einem Album aus dem Jahre 1559.[3] Der ebenfalls geläufige Titel »Stamm- und Gesellenbuch«[4] präzisierte zudem die Unterscheidung von den genealogischen Verzeichnissen. Die Stammbuchhalter sammelten darin die handschriftlichen, teils bebilderten Einträge befreundeter oder bekannter Personen. Üblicherweise wurde das Sammeln der Einträge mit dem Eintritt ins Berufsleben aufgegeben. Die Alben wurden zur Erinnerung aufgehoben und manchmal die Namen bereits verstorbener Personen mit einem Kreuz versehen.

Neben unbeschriebenen Heften mit Zierrahmen und Schmuckpapieren wurden für die Einträge bis ins 17. Jahrhundert hinein zeitgenössische Druckwerke mit eingebundenen Leerblättern beziehungsweise von vornherein einseitig bedruckte Ausgaben hergestellt. Neben Alben mit vorgedruckten Zierrahmen, Sentenzen und Wappenschilden waren es vorrangig die sich großer Beliebtheit erfreuenden Emblemsammlungen, welche für die Einträge benutzt wurden. Vorerst noch hochformatig, erwies sich das Querformat für Reise und Eintrag bald als praktischer. Ab Mitte des 17. Jahrhunderts setzten sich leere Bücher und das Queroktavformat endgültig durch.

Anfänglich bestanden die Einträge in der Regel lediglich aus einer selbst gewählten Devise und dem Namen des Widmenden. Sie konn-

2 Werner Taegert: Edler Schatz holden Erinnerns. Bilder in Stammbüchern der Staatsbibliothek Bamberg aus vier Jahrhunderten Bamberg 1995, S. 31.

3 Ebd., S. 34

4 Hier Geselle im Sinne von Freund.

ten aber auch eine Widmung an den Stammbuchbesitzer, Ort, Datum und Namenszug beinhalten. Nach Mitte des 16. Jahrhunderts kommt es auch zur bildlichen Ausschmückung der Einträge. Das Wappen gehörte zur ältesten Art des Bildschmuckes und blieb bis ins 17. Jahrhundert üblicher Zierrat. Im Laufe der Zeit verlor das Wappen aber an Bedeutung und das Emblem trat in den Vordergrund, dessen dreiteiliger Aufbau aus Bildteil, Motto (Schlagwort) und einem Epigramm zur Erläuterung des Bildinhaltes bestand. Motto oder Devise wurden oftmals nur in ihren Abkürzungen angeführt. Diese Sitte erschwert heute oft die Lesbarkeit der Einträge. Im vorliegenden Stammbuch aus dem 19. Jahrhundert weisen zwei Blätter ebenfalls Einträge dieser Art auf.

Der Bildschmuck der Stammbücher umfasste gegen Ende des 16. Jahrhunderts bereits eine große Vielfalt. Neben allegorisch-emblematischen und antiken Themen waren es Genre- und Landschaftsdarstellungen, religiöse Motive, Abbildungen geselliger Ereignisse wie Jagd-, Musik- und Tanzveranstaltungen; Portraits und Kostümfiguren sowie Liebes- und Freundschaftsmotive bis hin zu erotischen Illustrationen. Beeinflusst durch den Dreißigjährigen Krieg wurden im 17. Jahrhundert Vanitasdarstellungen, also die Thematik des Vergänglichen, bestimmend. Naturdarstellungen mehrten sich im Zeitalter der Empfindsamkeit und erlebten durch die Entwicklung einer eigenen Blumensymbolik im 19. Jahrhundert einen Höhepunkt. Bis ins 18. Jahrhundert hinein wurden Wappen und sonstiger Bildschmuck von den Eintragenden bei ortsansässigen oder wandernden Wappen- oder Briefmalern in Auftrag gegeben.

Frauenalben gab es im 16. Jahrhundert zwar ebenfalls schon, aber im Gegensatz zum bürgerlichen Frauenstammbuch des 18. und 19. Jahrhunderts waren es hier die Frauen der adeligen, vornehmlich protestantischen Gesellschaftsschicht, die ihre Alben im gesellschaftlichen Umfeld und Freundeskreis, meist vor ihrer Heirat, pflegten. Während die Einträge seltener Wappendarstellungen enthielten, wurden oft Liedtexte beigefügt. Für das 17. und die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts gibt es allerdings kaum Forschungen zum Frauenstammbuch.[5]

5 Christine Göhmann-Lehmann: »Freundschaft – ein Leben lang...« Schriftliche Erinnerungskultur für Frauen. Cloppenburg 1994, S. 15.

Die erhaltenen Kinderstammbücher aus dem späten 16. Jahrhundert dürften hingegen nicht von, sondern für Kinder angelegt worden sein.[6]

Im 17. und 18. Jahrhundert erreichte die Stammbuchsitte durch die sich verbreitende Lese- und Schreibfähigkeit sowie die Verwendung der deutschen Sprache in der Dichtung bald auch andere Gesellschaftskreise. Die studentischen und bevorzugt von Männern geführten Stammbücher wurden bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts intensiv weitergeführt, kamen danach aber außer Mode. Bereits in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts führte das vorherrschende tugendhafte Freundschaftsideal dieser Zeit zu einer neuen Blüte der Stammbuchkultur, welche in den Alben des Biedermeiers ihren Höhepunkt fand. Das Stammbuch wandelte sich endgültig zum Freundschafts- und Erinnerungsbuch, dessen Pflege sich in der Folge vor allem Frauen annahmen. Neue Trägerschicht wurde verstärkt das Bürgertum.

Die Illustrationen wurden nun, ganz der biedermeierlichen Hauskultur entsprechend, vorwiegend selbst angefertigt. Spezielle Spruchsammlungen erleichterten die Auswahl eines passenden Stammbucheintrages. Tugendhaftigkeit, Freundschaft, Genügsamkeit, familiäre Häuslichkeit waren Ausdruck der Epoche. Die Texte und Illustrationen der Einträge ließen eine idyllische Wunschwelt erstehen. Stickereien, Haarkränze sowie getrocknete Blumen unterstrichen die Wichtigkeit der Freundschaft. Mitte des 18. Jahrhunderts hatten sich zu der bisher in Auftrag gegebenen bildlichen Ausschmückung der Stammbucheinträge kolorierte Kupferstiche gesellt. Im 19. Jahrhundert entwickelte sich bald ein Markt für die speziell für den Stammbuchbedarf in Massenproduktion hergestellten Freundschafts- und Widmungsblätter mit Radierungen, Lithographien und Stahlstichen, vielfach handkoloriert und teils bereits mit eingedruckten Sprüchen versehen. Ebenso erfreuten sich Klappbildchen sowie Papierpressbilder mit Spitzenimitation großer Beliebtheit.

Diese, oft mit Goldschnitt versehenen Widmungsblätter, konnten nun leicht in die meist querformatigen Loseblattsammlungen eingelegt werden, welche sich seit dem Ende des 18. Jahrhunderts immer mehr durchsetzten. Die Stammbuchkassetten waren häufig in Form von Buchattrappen gestaltet und durch einen Schuber vor Abnützung geschützt. Sie waren üblicherweise aus Pappe gearbeitet und mit Le-

der, Samt oder Schmuckpapieren überzogen und mit dekorativem Prägedruck, Schriftzügen, Dekorelementen oder Metallverzierungen geschmückt. Da nun nicht mehr das ganze Buch aus den Händen gegeben werden musste, brauchte man den Verlust seiner Sammlung nicht zu fürchten. Weiters blieben die Einträge der Vorgänger verborgen und man konnte die Reihenfolge der Blätter selbst bestimmen. Der eine oder andere ungeliebte Eintrag konnte später überhaupt unbemerkt verschwinden.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts kamen wieder gebundene Bücher in Mode und die Bezeichnungen »Album« und später »Poesie« als Titel in Verwendung. Der Begriff Stammbuch blieb weiterhin parallel bestehen. Mit dem Ende der Idylle des Biedermeiers und dem damit verbundenen gesellschaftlichen Umbruch setzte auch ein Wandel bei der Trägerschicht der Albenbesitzer ein. Ab nun waren es verstärkt die Schulkinder, überwiegend die Mädchen, welche unter ihren Mitschülerinnen Einträge in ihren Poesiealben sammelten. Die Alben wurden im Zuge der Industrialisierung zunehmend seriell gefertigt und die Einträge nach 1860 gerne mit den massenhaft im Chromolithographieverfahren hergestellten Oblaten- oder Glanzbildern aus Papier dekoriert. Der Stellenwert der Poesie und die Beteuerung inniger Freundschaft in den danach benannten Alben wichen allerdings im Laufe der Zeit weniger emotionalen, literarischen Standardeinträgen.

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurden Stammbücher bzw. Poesiealben weniger, kamen unter den Schülerinnen aber nicht gänzlich aus der Mode. Persönlich abgestimmte Einträge wichen einem Repertoire bekannter Sprüche, welche immer wieder zitiert wurden. Ende des 20. Jahrhunderts erscheinen die so genannten Freundschafts- oder Freundebücher auf dem Markt, welche bereits unter den Volksschülern getauscht werden.[7] Passend zu den Kultfiguren der jungen Käuferschicht illustriert, werden darin nicht Gedichte und Kreativität von den Mitschülern erwartet, sondern steckbriefliche Angaben zu Lieblingsspeisen und Hobbys, versehen mit Passbild und Sticker.

6 Taegert (wie Anm. 2), S. 12.

7 Immer öfter werden diese Bücher auch schon in den Kindergärten getauscht und mit Hilfe der Eltern ausgefüllt.

Einblick

Das vorliegende Stammbuch aus dem 19. Jahrhundert ist den Einträgen und der Ausgestaltung entsprechend ein Frauenstammbuch. Leider konnten keine näheren Angaben zur Besitzerin in Erfahrung gebracht werden und es findet sich kein Besitzvermerk im Objekt. Es handelt sich um eine Loseblattsammlung in einer querformatigen Buchattrappenkassette aus Pappe. Die Deckelaußen- und Innenseite sowie die Rückseite sind mit Marmorpapier beklebt. Der gerundete Rücken ist mit schwarzer Seide überzogen und durch blaue Seidenbändchen und Goldprägeborten unterteilt. Der Außenrand der Kassette ist mit gerillter Goldfolie beklebt. Diese Imitation des Goldschnittes unterstützt die beabsichtigte Vortäuschung eines Buches. Innen ist die Kassette mit Papier in floralem Design in Brauntönen beklebt. Das eingeklebte blaue Seidenbändchen zur besseren Entnahme der Blätter ist gerissen. Auf der Deckelinnenseite befindet sich in einer Rahmung aus Goldprägepapier eine zeitgenössische Lithographie eines Mädchens in Pilgerkleidung, betend vor einem Bildstock kniend.
Enthalten sind 74 beschriftete Blätter und ein leeres Blatt. Das verwendete Papier ist von unterschiedlicher Qualität, Stärke, Größe und Farbe. Einige Blätter sind mit einem Wasserzeichen versehen. Der erste datierte Eintrag stammt aus dem Jahre 1829, der letzte aus dem Jahre 1891. Das Stammbuch wurde demnach bis ins reife Alter geführt. Dies war zwar unüblich, kam aber durchaus vor.[8] Die Besitzerin könnte aus Oberösterreich stammen, da die meisten Einträge in Oberösterreich gefertigt wurden. Die Ortsangabe Linz kommt am häufigsten vor, gefolgt von Steyr, Wels und einigen anderen Orten. Wien und Krems scheinen nur je einmal auf.

Ein Großteil der Blätter weist nicht nur handschriftliche Gedichte und Widmungen unterschiedlicher Länge auf, sondern auch Blattschmuck in verschiedenen künstlerischen Techniken. Dazu zählen Aquarell- und Deckfarbenmalereien, Bleistiftzeichnungen, Stickereien und Klebearbeiten sowie ein Papierpressbild mit gestanzter Spit-

8 Hermann Böhm: Auf die Freundschaft windet Kränze. Wiener Stammbuchblätter aus fünf Jahrhunderten.
Wien 1987, S. 27.

zenimitation. Druckgraphische Vorlagen, vorwiegend Lithographien, wurden ebenfalls verwendet. Allerdings fehlen die im Chromolithographieverfahren hergestellten Glanzbilder (Papieroblaten) gänzlich. Bis auf zwei monogrammierte Zeichnungen werden die Hersteller des Blattschmucks nicht preisgegeben. Die Ausführung der Illustrationen lässt aber überwiegend auf die Arbeit der Eintragenden selbst schließen. Die handschriftlichen Texte und Widmungen beinhalten durchwegs die üblichen Höflichkeitsfloskeln, Freundschaftsbekundungen und die Bitte nach einem ewigen Andenken an die Eintragenden bei Durchblättern des Buches in späterer Zeit. Es fehlen aber persönliche, auf ein gemeinsames und dadurch verbindendes Erlebnis hinweisende Einträge.

Auch im vorliegenden Stammbuch sind die Themen Freundschaft und Erinnerung vorrangig. Dies betrifft sowohl die Texte und Widmungszeilen, wie auch die Bildinhalte, welche hier vorrangig beschrieben werden sollen. Man bediente sich dafür gerne der Blumensymbolik. In den qualitativ sehr unterschiedlichen floralen Darstellungen im vorliegenden Stammbuch stehen die immer wiederkehrenden Motive um Rose und Vergissmeinnicht für Liebe und Erinnerung, wobei beide ausgewogen vorkommen und in den unterschiedlichsten Techniken ausgeführt wurden.

»Die Rose riecht, die Dorne sticht, die Freundschaft spricht, Vergissmeinnicht«, schreibt eine »hochschätzende Freundin« neben eine Zeichnung. Bei einem anderen Blatt ersetzt ein »innigst liebender Freund« die Wörter in seinem Eintrag durch eine rebusartige Bildsprache: »Ihr Bild« (unter einer Rose) »und mein Wunsch« (unter einem Vergissmeinnicht). Rose und Vergissmeinnicht werden auch in den Widmungen immer wieder genannt. Efeu, welcher ebenfalls für Freundschaft und Treue steht, rankt bei zwei Stammbuchblättern um Denksteine. Andere symbolträchtige Blumen wie Nelke, Veilchen und Stiefmütterchen fehlen hingegen.

Zum Darstellungskanon in diesem Stammbuch gehört auch das Motiv der Freundschaftsdenkmäler. Obelisk, Vase mit Vergissmeinnicht, Säulen, Sockel mit Urnen und Denksteine in idealen Landschaften zieren in diesem Album die Blätter auch noch nach der Mitte des 19. Jahrhunderts.[9] Gezeichnete und gemalte Darstellungen wurden den Druckgraphiken vorgezogen. Es überwiegt das Motiv der Denksteine,

9 Gertrud Angermann: Stammbücher und Poesiealben als Spiegel ihrer Zeit nach Quellen des 18.–20. Jahrhunderts aus Minden-Ravensberg (=Schriften der Volkskundlichen Kommission des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, 20). Münster 1971, S. 48.

welches in den unterschiedlichsten künstlerischen Techniken zu finden ist. Ebenfalls eine Lithographie zeigt ein Kränze windendes Mädchen neben Kreuz und Anker sowie einem Rundtempel in idealer Landschaft. Auf einem aquarellierten Blatt schießt ein proportional wenig gelungener, auf einem Säulenstumpf kniender Amor seine Pfeile in die Parklandschaft ab. Fruchtbarkeit, Reichtum und Überfluss sollen der Stammbuchbesitzerin die mehrfach vorkommenden Füllhörner garantieren. Unter einer solchen Darstellung findet man auch eine auf die Anfangsbuchstaben gekürzte Devise wieder.

Die wenigen Architekturdarstellungen geben keinen Aufschluss über die abgebildeten Orte. Es sind alles gemalte oder gezeichnete Blätter. Darunter auch das mit 1829 datierte Blatt, welches somit die älteste Datierung trägt und ein Gebäude in einer Küstenlandschaft zeigt. Von den beiden Kapellen hebt sich eine Ausführung durch die Kombination verschiedener Materialen ab, welche aus Aquarellmalerei und einer Klebearbeit aus Stroh, Karton, Moos, Goldpapier und einer Formpaillette besteht. Druckgraphiken in der Art der Göttinger Kupferstiche fehlen gänzlich.

Neben den üblichen gemalten, gezeichneten und gedruckten Blättern gibt es auch Stickereien. Eine kleine Straminstickerei mit Füllhorn, eine Rose in Seidenstickerei auf Papier und eine Haarstickerei auf Seide in Form eines fein gearbeiteten Blütenkranzes in einer ge-

prägten Goldpapierrahmung. Die unterschiedliche Verwendung von Haaren für Verzierungen zeigen noch zwei weitere Blätter in diesem Stammbuch. Haararbeiten zur Ausschmückung von Stammbuchblättern wurden mit Beginn des 19. Jahrhunderts üblich. Bei dem bereits erwähnten Papierpressbild auf Gaze mit gestanzter Spitzenimitation als Umrandung wurde als Abschluss eine Haarsträhne durch das eingeschnittene Papier gefädelt. Das kleine Blatt wurde, ebenfalls mit einer Haarsträhne, an das Textblatt aus dem Jahre 1851 angenäht. Beim vermutlich letzten Eintrag ist auf die Vorderseite ein kunstvoll geflochtener und mit einer kleinen Schleife verzierter Kranz aus Haarsträhnen geklebt worden. Auf der Rückseite ist zu lesen:

Könnt ich das Glück mit Blumen binden,
Gewiß! Sie würden glücklich sein,
Ich würde für Sie Kränze winden,
Und alles Gute mit hinein
Erinnern Sie sich manchmal an
Ihre
entfernte Freundin
Mary Strnad. (Linz am 18.2.1891)

Poetisch wie künstlerisch weniger begabte Eintragende, welche dennoch selbst zur Feder griffen, sind allerdings auch vertreten: »Da ich kein Dichter bin, So nehmen Sie in Prosa hin, Die Gewißheit der unwandelbarsten Hochachtung Ihres aufrichtigsten Freundes Grabner«.

Die Einträge in diesem Stammbuch sind ganz im Sinne der biedermeierlichen Erinnerungskultur gestaltet. Rein schriftliche Widmungen halten sich mit den illustrierten Blättern die Waage. Der Blattschmuck ist überwiegend einfach, aber bemüht gestaltet. Die Eintragenden (ein Drittel davon sind Männer) äußern in ihren Widmungen durchwegs ihre Zuneigung und den Wunsch nach einer bleibenden Erinnerung. Allerdings sind die überschwänglichen Beteuerungen im Lichte der Routine damaliger sentimentaler Gefühlsäußerungen zu sehen.

Nora Witzmann

Weiterführende Literatur

Rolf Wilhelm Brednich: Denkmale der Freundschaft. Die Göttinger Stammbuchkupfer – Quellen der Kulturgeschichte. Friedland 1997.

Wolfgang Klose (Hg.): Stammbücher des 16. Jahrhunderts (=Wolfenbütteler Forschungen, 42). Wiesbaden 1989.

Ders. (Bearb.): Wittenberger Gelehrtenstammbuch. Das Stammbuch von Abraham und David Ulrich. Benutzt von 1549–1577 sowie 1580–1623, http://www.dhm.de/texte/stammbuch/pdf/WGSB.pdf (Zugriff: 8.8.2011).

Lotte Kurras: Zu gutem Gedenken. Kulturhistorische Miniaturen aus Stammbüchern des germanischen Nationalmuseums 1570–1770. München 1987.

Perk Loesch: Der Freundschaft Denkmal. Stammbücher und Poesiealben aus fünf Jahrhunderten im Bestand der Sächsischen Landesbibliothek. Staats- und Universitätsbibliothek Dresden. Dresden 2003.

REPERTORIVM ALBORVM AMICORVM. Internationales Verzeichnis von Stammbüchern und Stammbuchfragmenten in öffentlichen und privaten Sammlungen, http://www.raa.phil.uni-erlangen.de (Zugriff: 8.8.2011).

Chronik der Volkskunde

Tagung »Arbeit im Lebenslauf. Normalität in historischer Perspektive«, Veranstalter: Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Institut für Wissenschaft und Kunst Wien, Österreichisches Museum für Volkskunde Wien von 12.–14.5.2011

Es ist immer wieder erstaunlich, welche Dynamik Denkmodelle, genauer: Versatzstücke aus durchaus komplexeren Modellen gewinnen: Beispiel für ein solches Eigenleben, das auch wissenschaftlich fundierte Begriffe entwickeln können, ist das Wort vom »Normallebenslauf«, wie es durch Martin Kohli prominent geworden ist. Wort und Begriff haben sich – wie, das wäre reizvoll nachzuzeichnen – längst als Befund verselbständigt, in gewisser Weise verflüchtigt, denn der »Normallebenslauf« ist nicht selten unausgesprochener Denkhorizont. Das lässt sich zumal dann beobachten, wenn Veränderungen der Arbeitswelten und deren Auswirkungen auf den gesamten Lebensverlauf diskutiert werden. Zeitgenössische Arbeitswelten, die Brüche und Grenzen in Karrieren, werden dann vor dem Hintergrund eines »Normallebenslaufes« und damit kontinuierlicher und sicherer Arbeitswelten bewertet. Die Tagung »Arbeit im Lebenslauf«, die das Institut für Europäische Ethnologie gemeinsam mit dem Institut für Wissenschaft und Kunst und dem Österreichischen Museum für Volkskunde konzipiert und durchgeführt hat, nahm diese Verselbständigung zum Anlass, im interdisziplinären Kreis von Kolleginnen und Kollegen vor allem aus den Geschichts- und Sozialwissenschaften »Normalität in historischer Perspektive« in den Blick zu nehmen.

Die Vorschläge, die auf einen breit gestreuten Call for Papers folgten, der sich insbesondere an jüngere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler gerichtet hatte, thematisierten zwar sehr unterschiedliche Arbeitssituationen und Problemfelder in synchronen wie diachronen Perspektiven, alle jedoch implizierten die Reflexion der jeweiligen Vorstellung vom Normallebenslauf. Schließlich entschied sich das Tagungsteam (Therese Garstenauer, Thomas Hübel und Klara Löffler) dafür, die Zahl der Beiträge auf elf zu beschränken, wodurch es an den drei Tagen ausreichend Raum für die Diskussion gab; eine Entscheidung, die sich als sehr wesentlich für die Diskussionskultur der Tagung erwies.

Für einen öffentlichen Abendvortrag in den Räumen des Institut Français de Vienne am ersten Tagungstag konnte *Daniel Bertaux*

(Paris/Strasbourg) gewonnen werden. Mit seinen lebensgeschichtlich fundierten Arbeiten zum Bäckerhandwerk in Frankreich hatte er bereits in den 1970er Jahren wesentliche Impulse für eine qualitativ und subjektorientierte Sozialforschung gegeben – und damit seinerseits die Selbstverständlichkeiten in den damals quantitativ ausgerichteten Empirien in Frage gestellt. Am Beispiel seiner Untersuchungen zu Familienbetrieben in ländlichen Regionen, aber auch zu Bäckergesellen, die in die Großstadt abgewandert waren, entwickelte er in seinem Vortrag eine spezifische Form des wissenschaftlichen Textes: In erzählerischem Duktus verwob er die Analyse der Narrative seiner Gesprächspartnerinnen und -partner mit der Analyse seines Forschungshandelns und zeichnete so die Prozesshaftigkeit und die Interdependenzen der Forschungsarbeit nach; lebensgeschichtlich ausgerichtete Forschung ist immer auch, so zeigte er, Forschung an der eigenen Lebensgeschichte.

Dieser Konnex zeichnete sich immer wieder auch in der Wahl der Forschungsfelder ab. *Ove Sutter* (Wien) etwa konzentriert sich in seinem Dissertationsprojekt auf die Selbsterklärungen von Personen, die in Kultur und Wissenschaft in eher labilen Beschäftigungsverhältnissen arbeiten. In seinem Beitrag »Normalisieren durch Berichten. Autobiographisches Sprechen über prekäre Lebensläufe« wurde deutlich, dass es für die Individuen immer auch um die Normalisierung ihrer Lebenssituation geht. An einem Fallbeispiel stellte Sutter die soziale Praxis des Sprechens als Möglichkeit und Medium vor, über das Stellenwechsel, kurzfristige Verträge und Brüche im Arbeitsleben im Aktiv in das biographische Narrativ integriert werden können. *Ingo Blaich* (Dresden) beschäftige sich unter dem Titel »»Arbeiten ja, aber nicht sofort und um jeden Preis«. Erwerbsarbeit im Spannungsfeld von gesellschaftlicher Normierung und Individualentwicklung« mit der Situation der (Um-)Orientierung im Lebenslauf vor dem Berufseintritt. Welche Alltagsrelevanz haben Optionen und Ansprüche auf eine selbstbestimmte Lebensführung? Aus biographischen Gesprächen mit Abiturienten und Studierenden formierte Blaich eine Typologie, die unterscheidet zwischen Aufschub, Höherqualifizierung und Neuorientierung. Er betonte die Notwendigkeit, diese Reaktionsweisen nicht – wie in bestimmten Öffentlichkeiten der Fall – unter defizitärem Blickwinkel zu sehen, sondern durchaus als Ausdruck von Selbstverantwortung zu verstehen.

Die Facetten simulierter Normalität als Ergebnis der in Deutschland gesetzlich geförderten und unter den Begriffen »Jobperspektive« und »Beschäftigungszuschuss« firmierenden Maßnahmen waren Gegenstand des Beitrages von *Frank Bauer, Manuel Franzmann, Philipp Fuchs* und *Matthias Jung* (Düsseldorf): »Simulierte Normalität in (dauerhaft) geförderter Arbeit«. Die Forschungsgruppe, die für die »Bundesagentur für Arbeit« gesetzliche Maßnahmen evaluiert und auch methodologische Aspekte in ihre Studien einbezieht (was die möglichen Effekte der durch die Forschung angestoßenen Interaktionen anlangt), untersuchte die Produktion von Normalität auf mehreren Ebenen: auf derjenigen der Gesetzesinitiative und in deren Maßnahmenkatalogen, der beteiligten Arbeitgeber, vor allem aber der so geförderten Langzeitarbeitslosen bzw. Arbeitnehmer. An drei Beispielen zeigte die Gruppe, wie diese Simulation in den seltensten Fällen von den Betroffenen aufrechterhalten wurde, vielmehr wurde sie durchschaut und dekonstruiert. Während die Düsseldorfer Forschergruppe Design und Wirkungen staatlicher Maßnahmen hinterfragt, ist es *Roland Grieder* (Basel) darum zu tun, Beratungskonzepte für gut qualifizierte Stellensuchende zu entwickeln. Seine Forschungen zu Haltungs- und Handlungskonzepten dieser Klientel – hier unter dem Titel »Qualifiziert – zu alt – ausgesteuert. Zur Problemlage älterer und gut ausgebildeter Stellensuchender« vorgestellt – haben zum Ziel, die individuellen Konzepte einer Schwellengeneration, in denen sich auch Traditionen spiegeln, zu revidieren und den aktuellen Gegebenheiten in bestimmten Arbeitsfeldern für höher Qualifizierte anzupassen. Instrument einer für ältere Hochqualifizierte geeigneten Beratung ist wiederum die biographische Erzählung. Wie schon Ingo Blaich und Roland Grieder verwies auch *Carina Grosser-Kaya* (Leipzig) in ihrem Beitrag »›In den Schuhen der Väter‹– Chancen und Grenzen beruflicher Mobilität in den Lebensläufen von Migranten aus der Türkei« auf den engen Zusammenhang zwischen Bildungs- und Erwerbsverläufen. In drei Fallrekonstruktionen über Männer der zweiten Generation türkischer Migranten und entlang des theoretischen Modells intergenerativer Mobilität erläuterte sie die Bedeutung von Schulabschlüssen und Sprachausbildung für die biographische Perspektivierung wie für die konkrete Positionierung in Arbeitswelten.

Von der Auseinandersetzung mit Normalität, genauer gesagt: mit der Definition von Normalität handelte der Beitrag von *Inga Haese* (Berlin/Hamburg): »Charisma und Aushandlung neuer Ordnungen?

Über Arbeits-Leben nach dem politischen Umbruch«. Sie präsentierte Ergebnisse aus dem sozialwissenschaftlichen Forschungsprojekt »Social Capital im Umbruch europäischer Gesellschaften – Communities, Generationen, Familie«; am Beispiel der Stadt Wittenberge im Osten Deutschlands, die massiv mit Schrumpfung und Arbeitslosigkeit zu kämpfen hat, wurde das Leben der Bewohnerinnen und Bewohner, deren Strategien im Umgang mit der Veränderung ihrer Stadt untersucht. Haese fokussierte ihren Beitrag auf die Möglichkeiten zum Auf- und Ausbruch aus der sozialistisch definierten Normalitätskonstruktion im Konflikt mit politisch und wirtschaftlich orientierten Akteuren und Akteurinnen, die an dieser Normalitätskonstruktion festhalten. Wie mit grundlegendem Wandel in dem spezifischen Arbeitsfeld Hafen umgegangen wird, dies war Thema der Ausführungen von *Janine Schemmer* (Hamburg) zu »Schicht(en)wechsel – Zum Wandel der Arbeitswelt Hafen am Beispiel der Hamburger Hafenarbeiter«. In historischer Perspektive, deren Dreh- und Angelpunkt die Einführung des Containers Ende der 1960er Jahre ist, interessiert sie sich für die Veränderung der Arbeitssituation, vor allem aber des Bewusstseins von Hafenarbeitern, wie sie in berufsbiographischen Erzählungen zum Ausdruck kommen.

Maria Gross (Hamburg) wählte aus ihrer in Entstehung begriffenen Studie über Künstlerinnen um 1900 Käthe Kollwitz als Beispiel aus. In »Frau als Künstlerin – Profession in Selbstzeugnissen von Käthe Kollwitz« arbeitete sie heraus, dass und wie Geschlecht die zentrale Auseinandersetzungskategorie der künstlerischen Diskurse der Zeit war. Kollwitz selbst befasste sich intensiv mit der Frage der Professionalisierung von Künstlerinnen – mit deutlichen Grenzziehungen gegenüber dem weit verbreiteten dilettantischen Kunstschaffen von Frauen. In ihrem Engagement für eine Normalisierung des Status der Künstlerin allerdings folgte sie der Logik des Geniebegriffs und des klassischen Künstler-Mythos. Der Beitrag von *Jessica Richter* (Wien) zu »Dienste und andere Lebensunterhaltsstrategien in Arbeitsbiographien (Österreich, 1918–1938)« lässt sich in gewisser Weise als Pendant zu Maria Gross verstehen: Denn Richter lenkt den Blick auf jenes Arbeitsfeld, das gerade auch im privilegierten Haushalt einer Künstlerin eine Rolle gespielt haben dürfte, auf den »Dienst« im Haushalt. In einer multiplen Korrespondenzanalyse setzt sie unterschiedlichste Materialien zur Situation von Hausgehilfinnen zueinander in Beziehung,

um grundlegende Verläufe, aber auch Strategien in Arbeitsbiographien rekonstruieren zu können.

Den Bogen zurück zum Beginn der Tagung und zu den ersten Beiträgen, die sich mit sogenannten postfordistischen Arbeitsverhältnissen befassten, schlug Peter-Paul Bänziger (Zürich/Wien), indem er »Das betriebsame Subjekt und das komplexe Verhältnis von Arbeit und Freizeit im Fordismus« diskutierte. Er, wie der große Teil der Referentinnen und Referenten der Tagung, arbeitete mit biographisch geprägten Materialien, in denen sich die Themen Arbeit und Konsum in enger Verschränkung darstellen. Das Konzept des Fordismus ergänzte er durch eine körper- und subjektivationsgeschichtliche Perspektive. Der Anstrengung, Begrifflichkeiten wie »Fordismus« oder »Postfordismus« als Setzungen, Denkbilder und Sinnhorizonte von Normalität zu hinterfragen, unterzogen sich die einzelnen Referentinnen und Referenten unterschiedlich intensiv, doch fehlte diese systematische Kontextualisierung – dies ist zu betonen – nie ganz. Immer wieder aber zeigte sich in Beiträgen wie Diskussionen, wie Begriff und Vorstellung von Normalität auch im wissenschaftlichen Diskurs präsent sind und wie notwendig die Reflexion unseres Begriffsgebrauchs und unserer Positionen ist. Diese Aufgabe stellt sich umso dringlicher, wenn wir »Arbeit im Lebenslauf« verhandeln und damit die Komplexität und Differenziertheit des Arbeitens in den Zusammenhang biographischer Narrative stellen, die zur Vereindeutigung von Erleben und Erfahren tendieren. Reinhart Kosellecks Programm der »Verzeitlichung der Begriffe« als Grundvoraussetzung wissenschaftlichen Arbeitens ist längst noch nicht eingelöst, doch können Fragestellungen wie die im Rahmen dieser Tagung behandelte, wichtige Schritte in diese Richtung setzen.

Klara Löffler

Studienprojekt »Sammlungen ausstellen. Das Museumsdorf Niedersulz«. Sommersemester 2010 bis Wintersemester 2010/11, Ausstellung vom 26.10.2010–31.05.2011

»Praxisorientierung« ist eine Kategorie, die heutige Studienpläne bestimmt. Hinter dieser Kategorie und Anforderung verbirgt sich zumeist eine bestimmte Idee von ökonomischer Anwendbarkeit und Verwertbarkeit von Wissen. »Praxisorientierung« im Sinne des Studienplanes der Europäischen Ethnologie in Wien aber meint anderes: Uns geht es um die Entwicklung nicht von allgemeingültigen Rezepten, die sich auf jede Situation und Frage umlegen lassen, sondern uns geht es um das Erproben von Methoden und Kenntnissen in konkreten, immer situativ variierenden Arbeitsfeldern einer volkskundlich informierten und kulturwissenschaftlich orientierten Alltagswissenschaft.

Zu diesen Arbeitsfeldern gehört nach wie vor das Museum in allen seinen Formaten und Ausprägungen. Das Studienprojekt »Sammlungen ausstellen. Das Museumsdorf Niedersulz« ist Teil des Arbeitsprogrammes im neu entwickelten MA-Studiengang. In dieser Lehrform steht zwar ein Themenvorschlag der Lehrenden – hier die Arbeit im Weinviertler Museumsdorf Niedersulz – am Anfang der Arbeit, doch welche Fragestellungen mit welchen Zugängen erforscht und in welchem Format veröffentlicht werden, dies muss die Gruppe der Studierenden entwickeln.

Da noch nicht allzu viele Studierende in diesen neuen Studiengang gewechselt haben, war die Gruppe, die zu Niedersulz gearbeitet hat, relativ klein. Dies erwies sich als großer Vorteil, weil diese kleine Gruppe besonders intensiv und flexibel zusammenarbeitete. Nach der umfassenden Sichtung der einzelnen Gebäudekomplexe des Museumsdorfes und nach Gesprächen mit der Geschäftsführung, insbesondere aber nach Gesprächen mit dem Museumsgründer und Sammler Josef Geissler entschieden wir uns für die sehr konzentrierte Form des Kommentars an einem exemplarisch ausgewählten Komplex, dem der Hofmühle aus der Herrschaft Walterskirchen.

Um Möglichkeiten des Ausstellens und Erzählens über und im Museumsdorf Niedersulz aufzuzeigen, bedienten wir uns des Prinzips des Kommentars. Ein Kommentar ist grundsätzlich nicht abschließbar, ist offen für den nächsten Kommentar. Ein Kommentar ist ein Text, der auch streunen, abschweifen kann, der Gedanken ausprobiert und

zur Diskussion stellt. Dieses Prinzip wendeten wir im Museum an, indem wir Gedanken und Aspekte, die uns in den Ausstellungen des Museumsdorfes, vor den Objekten aufgefallen sind, an Ort und Stelle in kleinen Ausstellungen sozusagen ins Bild setzten. Ein solches Verfahren wird im künstlerischen und museologischen Arbeitsfeld zumeist als Intervention bezeichnet, als Eingriff in die bestehenden Ausstellungen, der aufmerksam machen soll auf die jeweils sehr unterschiedlichen Logiken des Sammelns im Museum. Mit dem Begriff Intervention gehen wir jedoch eher zurückhaltend um, denn er ist widersprüchlich, steht er doch zumeist für einen in sich geschlossenen, einen abschließenden Text und für durchaus autoritäre Gesten. Wir bevorzugen den Begriff des Kommentars, als eine Form von Text, der in Bewegung bleibt. Wir setzten unsere Kommentare in Gänsefüßchen und kennzeichneten sie damit als direkte Rede, als auch subjektive Rede – und stellten sie damit zur Diskussion.

Kommentare sind nicht erschöpfend, sie arbeiten an und mit Beispielen. Wir haben dazu die Hofmühle als Objekt ausgewählt. Unsere Kommentare machen wir auf Spuren in deren Räumen aufmerksam: Spuren der Arbeit in der Mühle, genauer: der Museumsarbeit an der Mühle. Wir möchten damit die Museumsarbeit als Arbeit und als Engagement konkreter, oft sehr unterschiedlicher Personen vorstellen: hier des Museumsgründers Josef Geissler, und – beispielhaft – der ehrenamtlichen Mitarbeiterin Maria-Theresia Kießling.

An und in jedem Museum zeichnen sich Biographien unterschiedlicher Generationen und damit auch unterschiedliche Vorstellungen von Museumsarbeit ab. Diese Unterschiede sollten als Nebeneinander, dies ist uns wichtig zu betonen, erhalten bleiben. Diese Unterschiede werden sich summieren und relativieren – denn in zehn, zwanzig Jahren wird sich der Blick auf das Museum verändert haben, werden unsere Zugangsweisen heute mit neuen Ideen zur Museumsarbeit konfrontiert werden.

Mit dem Kommentar »Der Werkstattbericht« rückte Isolde Cronenberg die Agenda der Nachrecherche einer Translozierung ins Bild. Dieser Vorgang wurde als komplexes, zeitaufwendiges und schwieriges Unternehmen vorgestellt, das heute hohen Standards und weitgreifenden Reglementierungen unterworfen ist. Sackgassen und Umwege, aber auch Grenzen einer Nachrecherche wurden hierin aufgezeigt. Auch ein Gespräch mit Josef Geissler über dessen Verständnis und Praxis des Ab- und Aufbauens von Gebäuden wird in einem überdi-

mensionierten Heft dokumentiert. Dieser Werkstattbericht war innerhalb einer angedeuteten Baustelle im Vorgarten des so genannten Verwaltergebäudes der Hofmühle installiert und erinnerte somit auch an die Situation jedes Museums als einer Dauer-Baustelle.

Mit dem Kommentar »Das Biographische« verwies Marianne Stocker-Grötz auf die Bedeutung persönlicher Handschriften für die Art und Weise, wie Ausstellungen, auch ganze Museen gestaltet sind. Modelle des Sammelns und Ästhetiken des Ausstellens von Josef Geissler und Maria-Theresia Kießling, einer ehrenamtlichen Mitarbeiterin und Sammlerin, wurden am Beispiel eines Raumes der Verwalterwohnung gegenübergestellt: Der eine steht für pragmatische, handfeste Lösungen, die andere für die feinen, dekorativen Ausgestaltungen der Räume. Neben dem Vergleich arbeitete dieser Kommentar mit der biographischen Methode. Marianne Stocker-Grötz stellte die Biographie von Maria-Theresia Kießling vor, deren Narrativ – im Gespräch mit der Forscherin entwickelt – vom Erzählen über den zunehmend versierten und professionellen Umgang mit dem Textilen bestimmt wurde. Die einzelnen Teile dieses Kommentars pointierten deren sorgsame Arrangements – indem sie beispielsweise mit einem roten Organza-Vorhang wie mit einem Spot einen in der Raummitte positionierten Tisch mit Spitzendeckchen und Blumenvase ausleuchtete – und kontextualisierten diese Wohn-Bilder mit der biographischen Erzählung der Museumsmitarbeiterin.

In den Räumen der Müllerwohnung wird Alltag zitiert: Dinge liegen auf Tischen, sind abgestellt, als ob deren Besitzer gerade den Raum verlassen hätten. Umso mehr fällt in einem Raum eine, die einzige Vitrine auf. Diese machte Monika Hönig zum Gegenstand ihres Kommentars »Die Black Box«. Als Schaukasten steht die Vitrine für das Museale im Museum, mit ihrem Inhalt – Lehrverträge und Lehrbriefe von ehemaligen Bewohnern der Wohnung – repräsentiert sie Ideen und Ideale von Originalität und Authentizität. Als Black Box verkleidet beschränkte die Vitrine den Blick; über Ausschnitte wurde der Blick auf die Handschriftlichkeit gelenkt, die vor allem das Material zum ausstellenswerten Dokument macht. Die anderen Objekte in der Vitrine blieben weitgehend verborgen – auch das ein Hinweis auf die Praxis der Museumsarbeit: Bestimmte Objekte werden herausgehoben, andere bleiben für immer im Magazin.

Ausgehend von einem besonderen Fundstück in einem der hinteren Räume der Müllerwohnung entwickelte Katrin Ecker den Kommentar

»Der Wunderschrank«. Dieses Objekt ist außergewöhnlich, besteht es doch aus einem Stück Holz mit vier hölzernen, als Tierhufe gestalteten Garderobenhaken. Das Kuriose dieser Garderobenleiste lässt an jene Kunst- und Wunderkammern denken, die als Vorläufer der modernen Museen gelten. Das Museumsdorf Niedersulz, stark geprägt von den Vorstellungen und Maßstäben einer Person, gleicht in vielen Punkten solchen Kunst- und Wunderkammern. Durch die Drehung eines Schrankes, durch Texte auf Stoffbahnen und Kleidungsstücken macht Katrin Ecker auf diesen Zusammenhang aufmerksam. Eine Fotoserie über das Kuriose im Museumsdorf war im Schrank als Ausstellung über die Ausstellung inszeniert; an dem Garderobenhaken wurden an Kleiderbügeln ein Hemd und ein T-Shirt aufgehängt und damit auf die Ambivalenzen zwischen Nutzung und Bedeutung von Dingen und deren Transformationen im Museum angespielt.

Alle diese Kommentare waren nicht als Leseanleitungen gedacht. Sie sollten Anregung dazu sein, aufzumerken und zu bemerken, Anregungen zu geben, die Museumsbesucher und Museumsmitarbeiterinnen und -mitarbeiter diskutieren und kritisieren können, über die das Museum, dessen Objekte und die Personen, die dieses Museum in der Vergangenheit und in der Gegenwart ausmachen, ins Gespräch kommen. Unsere Intention war und ist es, dazu einzuladen, weitere Kommentare zu entwickeln, mündliche, schriftliche, bildliche. Das Museum, jedes Museum ist nichts anderes als ein Text, der in Bewegung bleiben muss und der von der Neugier und Aufmerksamkeit derer lebt, die hier arbeiten, aber auch derer, die das Museum besuchen. Schlimm steht es um ein Museum, in dem diese Bewegung nicht mehr spürbar ist, am schlimmsten ist das perfekte Museum.

Isolde Cronenberg, Katrin Ecker, Monika Hönig,
Klara Löffler, Marianne Stocker-Grötz

Literatur der Volkskunde

Siglinde Clementi (Hg.): Zwischen Teilnahme und Ausgrenzung. Tirol um 1800 – Vier Frauenbiographien (= Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs, Bd. 32). Innsbruck: Universitätsverlag Wagner 2010, 176 Seiten, 32 Abbildungen.

Den Fokus auf involvierte Frauen zu richten, war höchst an der Zeit nach einer über Jahrhunderte andauernden Instrumentalisierung der Tiroler Freiheitskämpfe, die vornehmlich an männlichen Protagonisten vollzogen wurde. Mit der Absicht diese Forschungslücke zu schmälern, stellt vorliegender Sammelband exemplarisch vier Tiroler Frauen vor, die allesamt eine bedeutende Rolle in der Tiroler Erinnerungskultur innehaben, deren Biographien bislang jedoch nur randständige wissenschaftliche Beachtung fanden: Katharina Lanz, Giuseppina Negrelli, Margaretha von Sternbach und Anna von Menz. Anhand der vier Beispielfälle zeichnet die Aufsatzsammlung ein differenziertes wie dynamisches Bild der historischen Geschlechterverhältnisse in Tirol, mit einem zeitlichen Schwerpunkt auf der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Durch die Dekonstruktion der Heldinnenmythen findet diese Diskussion auch eine Fortführung bis zur Gegenwart. Für ihre Darstellungen wählten die fünf Historikerinnen aus Italien und Österreich verschiedene Zugänge – die Dekonstruktion des Mythos, die Biographie und die Fallstudie mit einem Schwerpunkt auf den Wandel der Geschlechterverhältnisse, der Liebes- und Ehekonzepte.

Gleich der erste Beitrag (Margareth Lanzinger und Raffaella Sarti) über »Das ›Mädchen von Spinges‹« sprengt den Rahmen einer biographischen Darstellung – und das mit gutem Grund: Denn die historische Authentizität dieser Tiroler Heldin konnte bis heute nicht restlos geklärt werden. Identifiziert mit dem Namen Katharina Lanz findet sich jedoch eine Symbolfigur ins kollektive Bewusstsein der Tiroler eingeschrieben: eine junge Frau, die sich auf einer Friedhofsmauer stehend und lediglich mit einer Heugabel bewaffnet mutig den französischen Angreifern entgegenstellt. Obwohl die Szenerie nicht der Tiroler Erhebung des Jahres 1809, sondern einer Episode von 1797 aus dem ersten Koalitionskrieg entstammt, wurden die beiden Ereignisse in der Erinnerungskultur vielfach miteinander in Verbindung gesetzt. Welche Wendungen die Legendenbildung um Katharina Lanz nahm, zeigen die Autorinnen anhand einer minutiös recherchierten Instrumentalisierungsgeschichte auf, deren Agitatoren sich eines breiten me-

dialen Repertoires bedienten. Es umfasst Erzählungen, Gedichte und Lieder, nutzte Spielkarten, Monumente, Kirchenfenster sowie Festivitäten. Selbst politische Gruppierungen der Gegenwart machen sich den kolportierten Namen Katharina Lanz zu eigen und führen so die Mythenbildung fort. Mitunter ambivalente Charakterisierungen der Symbolfigur zeigen dann im konkreten Vergleich auch auf, welche spezifischen Heldinnenbilder für welche Zwecke dienstbar gemacht wurden. Allerdings wird im Beitrag eine derartige Fülle von Quellmaterial dargeboten, dass während der Lektüre mancherorts die Wahrung des Überblicks über die interessanten Ein- und Ausblendungsmechanismen erschwert wird.

Einer aktiv wehrhaften Frau der 1809er Erhebung widmet sich der zweite und aus dem Italienischen übersetzte Beitrag, »Giuseppina Negrelli zieht in den Krieg« (Cecilia Nubola). Trotz der dürftigen Quellenlage gelingt der Autorin anhand der väterlichen Memoiren ein einfühlsames Psychogramm. Die Annahme maskuliner Züge und Verhaltensmuster durch die Tochter wird entlang des lange unerfüllten väterlichen Wunsches nach einem männlichen Nachfolger (Giuseppina war bereits neun Jahre alt, als ihr Bruder Luigi, der berühmte Ingenieur und Erbauer des Suezkanals geboren wurde) argumentiert. Die biographischen Informationen über Giuseppina Negrelli beschränken sich jedoch vornehmlich auf ihre Kindheit und Ausbildungszeit. Sowohl ihre aktive militärische Karriere als Hauptfrau einer lokalen Schützenkompanie – in den Registern als Guiseppe Negrelli geführt – als auch ihr nachfolgendes Zivilleben wird aufgrund der Quellenlage nur schemenhaft dargestellt. Dafür bietet der Beitrag weitere inhaltliche Schwerpunkte, die insbesondere der Rolle von Frauen im Krieg nachspüren. Ebenfalls werden Fragen des italienischen Anteils an der Tiroler Volkserhebung aufgeworfen sowie deren kontroverse Einschätzung in nationalen Geschichtsschreibungen behandelt.

Die »Biographische Annäherung an Therese von Sternbach (1775–1829)« (Maria Heidegger) weckt aus mehreren Gründen das Interesse, geht es doch um eine Person, die den sozialen Aufstieg von einer Bürgertochter zur Adeligen vollzog und als solche den Freiheitskampf der Tiroler Landbevölkerung unterstützte. Durch die Verleihung der goldenen Ehrenmedaille mit Kette 1821 nach Wiedereingliederung Tirols in die Habsburgermonarchie (außer ihr hatte diese Würdigung nur Andreas Hofer erfahren) eröffnet sich Sternbachs Rolle als Symbolfigur bei der restaurativen Umdeutung der Vorkommnisse von 1809

– insbesondere zur Darstellung eines standesübergreifenden Aufbegehrens. Auskünfte über ihre tatsächliche Beteiligung am Krieg und ihre Gefangenschaft entstammen allerdings zum überwiegenden Teil einem retrospektiv verfassten ›Tagebuch‹ von 1848 und einer Serie von acht Erinnerungsbildern, die von Therese von Sternbach selbst in Auftrag gegeben wurden. Somit liegt auch die Frage nicht fern, inwieweit diese Heldinnentaten einer geschickten Selbstinszenierung erwachsen. Neben der Behandlung dieser Fragen bietet der Beitrag sehr detaillierten Einblick in die wirtschaftlichen Gebarungen und Verhältnisse der Akteurin und stellt sie darüber hinaus auch als Innovationsbringerin der Agrartechnik dar.

Wie schnell eine betuchte Waise aus einer Bozner Kaufmannsdynastie zum Spielball von Interessen der lokalen Wirtschaft und der Aristokratie werden konnte und welch zentrale Rolle dabei neu etablierten Liebes- und Ehekonzepten zukam, ist Thema des Beitrags »Der Lebensweg der Anna von Menz« (Siglinde Clementi). Intrigen, Umgarnungen, Tratsch und diplomatisches Geschick rund um die Anbahnung und Abwendung einer Ehe mit einem hochrangigen französischen Offizier, für den der italienische Vizekönig persönlich interveniert hatte, bilden den Stoff des ersten Abschnittes dieser Fallstudie. Obwohl bei dieser Eheanbahnung den wirtschaftlichen Interessen eine bedeutende Rolle zukam, konnten diese in der Auseinandersetzung zwischen Vormunden und Brautwerbern nicht zur Sprache gebracht werden. Stellvertretend dafür avancierten Argumente aus dem Konzept der Liebesheirat zu ausschlaggebenden Faktoren. Der Biographie folgend setzt sich der Beitrag im weiteren Verlauf zunehmend mit Fragen der innerehelichen Kompetenz- und Vermögensverteilung auseinander. Spannungsreich zeichnet die Autorin dabei das geschickte Agieren der ›emanzipierten‹ Anna von Menz nach, die sich sowohl in erster als auch in zweiter Ehe ihre wirtschaftliche Souveränität sicherte, nach außen hin jedoch weiterhin traditionelle Rollenbilder wahrte.

Im Sinne einer »Gebrauchsgeschichte«[1] erscheint begrüßenswert, dass einzelne Beiträge über den Untertitel des Sammelbandes hinausreichen und sich nicht auf eine biographische Näherung an die Akteurinnen beschränken, sondern zudem die Genese der Heldinnenbilder

1 Guy P. Marchal: Schweizer Gebrauchsgeschichte. Geschichtsbilder, Mythenbildung und nationale Identität. Basel 2006, S. 13–17.

thematisieren, mit Querverweisen zu international bekannten Vorbildern. Gleichzeitig muss an diesem Sachverhalt auch Kritik festgemacht werden, die gewiss ein Klagen auf hohem Niveau darstellt, aber die unterschiedlichen Ausgangsprämissen schmälern die Möglichkeit zur beitragsübergreifenden Deutung der vorgestellten Frauenrollen. Dies ist vor allem deshalb nur ein kleiner Wermutstropfen, da die Publikation andererseits gerade durch die Breite der Aspekte besticht und deshalb beste Voraussetzungen für eine facettenreiche und kontroverse Diskussion von Geschlechterrollen sowie der Ein- und Ausblendungen von ›Heldinnen‹ im Kontext ihres zeitgenössischen ›Gebrauchswertes‹ bietet.

Martin Steidl

Alexandra Schwell: Europa an der Oder.
Die Konstruktion europäischer Sicherheit an der deutsch-polnischen Grenze. Bielefeld: transcript 2008, 348 Seiten.

»Europa an der Oder«, so nennt die Autorin die Publikation ihrer Dissertation, die an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt (Oder) bzw. am Collegium Polonicum in Słubice entstanden ist – und tatsächlich könnte kein Ort besser geeignet sein, der «Konstruktion europäischer Sicherheit an der deutsch-polnischen Grenze« nachzugehen.

Der deutsch-polnischen Kooperation gilt Alexandra Schwells Interesse, einer Kooperation auf verschiedenen Ebenen: Auf der Ebene der Politik, der Polizeiführung und der Grenzschützer. Mit Humor behandelt die Ethnologin diese verschiedenen Ebenen, wobei sie sich am meisten für die Kooperation zwischen deutschen und polnischen Grenzschützern interessiert. Sie führt den Leser an die Oder in die Zeit nach Polens Beitritt zur Europäischen Union, als die ehemalige Außengrenze zu einer Binnengrenze wurde. Der Leser beobachtet, wie sie mit den Grenzschützern zusammen sitzt, raucht und sich Heldengeschichten erzählen lässt. Doch der erste Eindruck täuscht, denn meist geht das Personal der Grenzpolizei schlicht bürokratischen Tätigkeiten nach, in der Regel passiert nichts sonderlich Aufregendes, meist ist Langeweile Gast.

Diese Diskrepanz zwischen Diskurs und Praxis, die der Polizeiforschung lange ein Rätsel war, ist von P.A.J. Waddington genauer untersucht[1] und mit dem Ausdruck *canteen chatter* auf den Punkt gebracht worden. Darunter versteht er all das, was sich Polizisten erzählen, wenn sie unter sich sind – Geschichten von großen Einsätzen und gefährlichen Situationen. Doch statt, wie üblich, lediglich auf das Auseinanderklaffen von Erzähltem und tatsächlich Erlebtem hinzuweisen, richtet Waddington die Aufmerksamkeit auf die grundsätzliche Frage: Wieso erzählen Polizisten, in unserem Fall Mitglieder der Grenzpolizei, überhaupt solche Heldengeschichten? Er erklärt diese Diskrepanz mit dem Bedürfnis, sich und anderen die Wichtigkeit der eigenen Arbeit zu beweisen und dieser Arbeit Sinn zu verleihen.

Doch Alexandra Schwell geht es nicht nur um dieses Rätsel der Polizeiarbeit. Ihr geht es vor allem um die erstaunlich gute Kooperation zwischen Vertretern zweier nationaler Gruppen. Während sie die Grenzschützer beobachtet, hört sie, wie deren Diskurse von nationalen Vorurteilen geprägt sind, Vorurteile, die auf eine lange Geschichte zurückblicken. Und bei ihrer Untersuchung der Polizeiführung stößt sie auf sehr unterschiedliche organisatorische Vorgehensweisen dies- und jenseits der Oder. Angesichts solcher Unstimmigkeiten greift Alexandra Schwell auf Waddingtons Idee zurück. Sie ist der Schlüssel zur Lösung des zweiten Rätsels, das den eigentlichen Kern des Buches bildet: Wie kann es sein, dass trotz aller heterostereotypen Vorstellungen, trotz aller Aversionen und trotz verschiedener Komplikationen die Kooperation an der Grenze letztlich doch so gut funktioniert?

Weil ein Problem zuerst klar gefasst und konturiert werden muss, ehe es erklärt werden kann, ist ein großer Teil der Abhandlung der Definition des Phänomens »Grenze« gewidmet. Die Autorin behilft sich dabei mit drei Begriffen, die zugleich die Struktur des Buches vorgeben: *boundaries*, *borders* und *frontiers*. Unter dem Begriff *boundaries* behandelt Schwell mentale Grenzziehungen, unter *borders* weist sie auf institutionelle und organisatorische Unterschiede und Differenzen auf der jeweiligen politischen und polizeilichen Führungsebene hin, und unter *frontiers* untersucht sie Routinen und Alltagspraxen grenzpolizeilicher Aktivitäten. Während *boundaries* und *borders* trennen,

1 P. A. J. Waddington: Police (Canteen) Sub-culture. An Appreciation [1999]. In: Tim Newburn (ed.): Policing: Key Readings. Cullompton 2005, S. 364–385.

bilden *frontiers* die Grundlage einer Annäherung von Grenzschützern auf beiden Seiten der Oder. Im Bereich der *frontiers* lässt Schwell eine gemeinsame professionelle Identität erwachsen – *cop culture* –, und genau hier finden die gleichfalls mythischen Gespräche unter Kollegen statt, denen Waddingtons Interesse galt. Innerhalb der *frontiers* siedelt die Autorin die Weichenstellungen für eine gute Zusammenarbeit an.

Wenn der Leser beobachtet, wie Alexandra Schwell mit Grenzschützern in einer Kontrollbox sitzt oder an der Grenze patrouilliert, stets hört er das Gleiche, von den Deutschen wie von den Polen: Alle reden über »die Anderen« – ob diese nun in den Führungsetagen sitzen oder am Bahnhof, an der Autobahn oder an der Grünen Grenze. Stets geht es um Konkurrenz und um eine Art Wettkampf: Wer mehr zu arbeiten habe oder wer den schlimmeren Arbeitsbedingungen ausgesetzt sei. Und stets wird dabei eines klar: Hier sind keine nationalen Unterschiede zu vermelden. Zum *canteen chatter* und zur *canteen culture* gehören eben nicht nur Heldengeschichten, sondern auch der Wettbewerb um die »Trophäe der schlechtesten Umstände«.

Grenzen trennen und verbinden zugleich – das betont Alexandra Schwell oft in ihrem Buch. Vielleicht irre ich mich nicht, wenn ich zwischen den Zeilen ein Plädoyer lese – für mehr gemeinsames Zigarettenrauchen, für mehr miteinander geteilte Räumlichkeiten und für ein bisschen mehr Zusammenhalt gegenüber der Führungsebene. Weil gute Zusammenarbeit je nach Akteurskategorien unterschiedlich definiert wird, würde die Polizeiführung solche Vorschläge wohl nicht immer goutieren. Dank ihrer Sprachkompetenz im Deutschen wie im Polnischen, ihrer Schlagfertigkeit und ihrer Nikotingewohnheit hat die Autorin jedenfalls auf Weichenstellungen der Kooperation hingewiesen – und bestimmt selbst ein bisschen dazu beigetragen.

Europa an der Oder ist zweifelsohne eine schöne Dissertation geworden; als Buch erweist es sich manchmal als schwierig zu lesen. Der Leser hat häufig lange Abschnitte zu Forschungsständen zu bewältigen, die vielleicht nicht unbedingt nötig wären, um zum zentralen Rätsel des Buches vorzudringen. Andererseits erlauben es diese Abschnitte der Autorin, eine Reihe von Themen und Untersuchungsebenen anzusprechen, die es ihr ermöglichen, die Ebenen der Politik und der Polizeiführung mit der Ebene der Alltagspraxis zu verknüpfen.

Barbara Thériault

Anton-Joseph Ilk: Die mythische Erzählwelt des Wassertales. Rolle und Funktion phantastischer Wesen im Leben der altösterreichischen Holzknechte, dargestellt in ihren mündlich überlieferten Erzählungen aus den Waldkarpaten (= Schriften zur Literatur und Sprache in Oberösterreich, Bd. 15). Linz: Adalbert-Stifter-Institut 2010, 400 Seiten, zahlreiche Abbildungen, Karten und Pläne.

Der Autor des vorliegenden Buches stammt aus dem nordrumänischen Vişeu de Sus/Oberwischau und befasst sich seit vierzig Jahren mit den Überlieferungen, den Bräuchen und dem Erzählgut seiner – heute bairisch sprechenden – zipserischen Landsleute. Er hat dazu zahlreiche Publikationen veröffentlicht[1] und zuletzt im Mai 2009 an der Universität Wien über »Die mythoepische Erzählwelt des Wassertales« promoviert. Der vorliegende Band ist eine Erweiterung dieser Promotionsarbeit, in der – gestützt auf über 400 Interviews mit 70 Erzählern – die Arbeitswelt der Menschen, die Ende des 18. Jahrhunderts aus dem Salzkammergut in dieses Gebiet kamen, geschildert, das reiche Erzählgut des Maramurescher Wassertales[2] beschrieben und die Rolle phantastischer Wesen im Leben der altösterreichischen Holzknechte anhand mündlich überlieferter Erzählungen in den abgelegenen Waldkarpaten und – zum Vergleich – im ursprünglichen Salzkammergut untersucht wird.

Ilk bietet zunächst eine geographische, historische, ökonomische und demographische Beschreibung des Verwaltungskreises Maramuresch, des Wassertales und der Stadt Oberwischau. Anschließend untersucht er die Erzählsituationen und Erzählformen der Zipser und stellt hierauf sieben Typen von phantastischen Wesen nach Geschlecht, Eigenschaften, Funktionen, Herkunft und Verbreitung vor, wobei diese mit entsprechenden Erzählgestalten im Salzkammergut und im weiteren rumänischen und slawischen Kulturkreis verglichen und auch in Bezug zur Literatur, Musik und Kunst gesetzt werden – insgesamt eine ebenso umfassende wie gelungene Analyse dieses komplexen The-

1 Vgl. u. a. Anton-Joseph Ilk: Zipser Volksgut aus dem Wassertal (= Schriftenreihe der Kommission für ostdeutsche Volkskunde, 48). Marburg: N. G. Elwert Verlag 1990.

2 Wassertal – das bewaldete Gebirgstal in den Ostkarpaten wird von Fluss Wasser, rum. Vasăr, durchflossen.

mas. (Zudem ermöglichen die phonetisch notierten Beispieltexte eine Analyse des »Wischaudeutschen« in seiner Entwicklung von den salzkammergütlerischen und Zipser Grundlagen bis zur heutigen oberösterreichischen Prägung und dem Einfluss der benachbarten Ethnien.)

Das Erzählen gehört zum Leben der Wassertaler Einwohner wie das tägliche Brot. Das Erzählgut der Zipser, besonders der altösterreichischen Holzknechte, ist mehrschichtig: Es umfasst *Mära,* also märchenhafte Erzählungen, *Kaska* (ostslow. ›kazat‹ = ›sprechen‹, ›sagen‹, russ. skaska ›Märchen‹), also sagenhafte Erzählungen, und *Gschichtn,* worunter schwankähnliche, humorvoll-kritische Kurzerzählungen zu verstehen sind. Im Mittelpunkt des Bandes steht die Analyse von etwa vierzig Phantasiegestalten, aufgegliedert in menschliche, tierische, dämonische, geisterhafte und zwergähnliche Wesen jeweils männlichen und weiblichen Geschlechts. Dazu kommen Schreckgestalten und antidämonische Kräfte, die auch als Abwehrzauber bekannt sind. Die Erzählungen handeln von verschiedenen Waldmännern und Pestmüttern, Hexen und Teufeln, Milchräubern und gefährlichen ukrainischen Wahrsagerinnen – aber auch von einer anderen Sichtweise der Oberwischauer Waldarbeiter. So wurde das gefährliche altheidnische *Wilde Gjoad* abgeschwächt und in der *Wildn Jåcht* des Wassertales ihm sogar eine positive Rolle zugesprochen: Im Geheul dieses *Wilden Heeres* wurden nämlich die Seelen ungetauft verstorbener Kinder wahrgenommen, denen man so zur »Taufe« verhelfen konnte. Das obligate Faschingsfeiern, im Salzkammergut als »heilige drei Tage« bezeichnet, wurde im Wassertal sogar auf ein »göttliches Gebot« zurückgeführt und die Faschingstage personifiziert: So überwachten *Ti Fåschingmenner,* das sind *Tär Fåschingsunntåg, -måntåg und -dienståg,* die nötige Ruhepause der schwer arbeitenden Waldarbeiter. Das *Wåldweibl* – um ein letztes Beispiel zu nennen – entwickelte sich im Wassertal zum idealen Frauentypus schlechthin und erlangte auf diese Weise einen wesentlich höheren Stellenwert als die anmutige *Salige,* sein Pendant im Salzkammergut: Ihre positiven Zuschreibungen verdankte sie den im Holzschlag arbeitenden Männern, die sich nach ihren Frauen sehnten, zu denen sie die ganze Woche keine Verbindung hatten.

Die überlieferten Sagengestalten des Salzkammergutes mischten sich mit bodenständigen rumänischen, ukrainischen und anderen Phantasiegeschöpfen wie Hexe, Pestmutter, Werwolf, Eule als Totenvogel, schwarzer Hund, Feuer- und Wassermännchen, Teufelskind usw., welche die einsamen Waldarbeiter in ihrem unübersichtlichen und be-

drohlichen Umfeld personifizierten und so ihre Ängste zu überwinden suchten. Solche und ähnliche Erkenntnisse aus der in vierzigjähriger Forschungstätigkeit betriebenen Analyse der Rolle und Funktion der in diesem Band geschilderten phantastischen Wesen verdienen es, über ein regionales Interesse hinaus einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht zu werden. Zudem ist es wichtig, die sprachlich-kulturellen Besonderheiten des Wassertales wie auch das gesamte Kulturgut der südosteuropäischen »Sprachinseln« vor ihrem unaufhaltsamen Untergang zu dokumentieren und für die Folgegenerationen und die wissenschaftliche Fachwelt zu erhalten.

Die technische Realisierung des Bandes ist lobenswert. Dabei ist auf die zahlreichen dokumentarischen Fotos, die Vielzahl erläuternder und weiterführender Fußnoten, die umfassende Fachliteratur sowie das Erzähler-, Namen- und Sachverzeichnis zu verweisen. Die inhaltsreiche und dennoch preisgünstige Publikation wendet sich an Laien und Wissenschaftler gleichermaßen und sollte in den Bibliotheken, aber auch in den Wohnungen möglichst vieler Leser aus dem Wassertal, dem Banat, aus Siebenbürgen und aus dem Salzkammergut Eingang finden.

Hans Gehl

Eingelangte Literatur

Ahlbäck, Tore [Hrsg.]: Religion and the body. Based on papers read at the Symposium on Religion and the Body held at Åbo, Finland, on 16–18 June 2010. – Åbo: Donner Inst. for Research in Religious and Cultural History, 2011. – 468 S. – (Scripta Instituti Donneriani Aboensis; 23). Literaturangaben

Anderegg, Klaus u.a.: Les maisons rurales du Valais = Die Bauernhäuser des Kantons Wallis. 3,1.: Siedlungsformen und –anlagen im Wandel – die traditionelle Walliser Landwirtschaft und ihre Bauten zwischen Rebberg, Maiensäss und Alp = Les sites et les formes d'habitat au cours du temps – l'agriculture valaisanne et ses bâtiments entre vignes, villages, mayens et alpages. Herausgegeben von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde. Bâle: Krebs, 2011. – 638 S. – (Die Bauernhäuser der Schweiz; 15,1). – Text franz. u. dt. – Literaturverz. S. 613–620

Bilek–Czerny, Edith u.a. [Hrsg.]: Carnuntum und Limes. – St. Pölten: Amt d. NÖ Landesreg., Abt. Kultur u. Wiss., 2011. – 80 S. – (Denkmalpflege in Niederösterreich; 45)(Mitteilungen aus Niederösterreich; 2011, 2). Literaturverz. S. 78

Brandauer, Isabella u.a.: Das Tirol-Panorama. Der Bergisel und das Kaiserjägermuseum. Rund um den Mythos Tirol. Hrsg. v. Tiroler Landesmuseen, Ferdinandeum, Volkskunstmuseum. – Innsbruck: Ed. Alpina, 2011. – 96 S.

Brückner, Wolfgang [Hrsg.]: Arbeitskreis Bild Druck Papier. Tagungsband Modena 2010. – Münster[u.a.]: Waxmann, 2011. – 280 S. – (Arbeitskreis Bild, Druck, Papier; 15). Literaturangaben

Csupor, István: Céhes kerámiák = Guild pottery. – Budapest: Néprajzi Múzeum, 2010. – 231 S. – (Catalogi Musei Ethnographiae; 16)

Edenheiser, Iris u. Claus Deimel: Kallawaya. Heilkunst in den Anden. Sonderausstellung im Grassi-Museum für Völkerkunde zu Leipzig vom 3.12.2010 bis zum 8.5.2011. – Leipzig: Grassi-Museum für Völkerkunde, 2010. – 158 S. – Literaturangaben

Fözy, Vilma: A piaroa gyujtemény = The Piaroa collection. – Budapest: Néprajzi Múzeum, 2010. – 224 S. – (Catalogi Musei Ethnographiae; 15)

Gonseth, Olivier [Hrsg.]: Bruits. Échos du patrimoine immatériel. – Neuchâtel: Musée d'ethnographie, 2011. – 323 S. – (Collection GoLM)

Hoffmann, Andrea: Schnittmengen und Scheidelinien. Juden und Christen in Oberschwaben. – 1. Aufl. – Tübingen: Tübinger Vereinigung f. Volkskunde, 2011. – 327 S. in 1 Teil. – (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts; 110). Zugl.: Universität Tübingen, Diss., 2007

Kaller–Dietrich, Martina: Essen unterwegs. Eine kleine Globalgeschichte von Mobilität und Wandel am Teller. Begleitpublikation zur Ausstellung der Oberösterreichischen Landesmuseen im Schlossmuseum Linz vom 8. Mai bis 28. August 2011. – Weitra: Bibliothek der Provinz, 2011. – 166 S. – (Kataloge der Oberösterreichischen Landesmuseen; N.S., 121). Literaturverz. S. 160–165

Kerezsi, Ágnes: Obi-ugor viseletek = Ob-Ugrian costume. – Budapest: Néprajzi Múzeum, 2010. – 199 S. – (Catalogi Musei Ethnographiae; 17) – Einf. in ungar. u. engl. Sprache

König-Rainer, Julia [Hrsg.]: 60er. Plakate aus der Sammlung der Wienbibliothek. – Wien:

Wienbibliothek im Rathaus, 2011. – 175 S. – (Plakate aus der Sammlung der Wienbibliothek; 3). – Literaturangaben

Krejs, Christiane u. Claudia Marion Stemberger [Hrsg.]: Farewell to longing. Figurationen von Heimat in der Gegenwartskunst. 10. Juni – 23. Juli 2011. Künstler/innen: Philippe Batka, Benjamin Eichhorn, Katharina Gruzei, Conny Habbel, Esther-Judith Hinz, Sven Johne, Eva Kotátková, Zilla Leutenegger, Gerlinde Miesenböck, Monique Pelser, Safia Stodel, James Webb. – Wien: VBK, 2011. – 59 S.

Rorato, Miriam: Leben im Problemquartier. Zwangs- und Möglichkeitsräume. Hrsg. v. d. Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Basel. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2011. – 222 S. – (Culture; 5). Zugl.: Basel, Univ., Diss., 2007

Rottmann, Friedrich J.: Popis svatebních obyčejů u známých národů. Rituale nupturientium: Bremen 1715. – 1. Aufl. – Praha: Etnologický ústav Akademie věd České republiky, 2009. – 200, 450 S., [11] Bl. + 1 Kt. – Kt.-Beil. u. d. T.: Geografický horizont F.J. Rottmanna v knize rituale nupturientium (1715)

Schwarzenbach, Alexis: WWF – die Biografie. Diese Publikation erscheint zur Ausstellung »WWF. Eine Biografie«. – 1. Aufl. – München: Coll. Rolf Heyne, 2011. – 349 S. Literaturverz. S. 338–340

Schwerin, Erhard: Rund ums Ei. Vom Weltenei zum Osterfest. Erschienen zur gleichnamigen Sonderausstellung vom 5.3. bis 18.4.2010 im Grassi-Museum für Völkerkunde zu Leipzig. Red.: Rolf Schwarzer. – Leipzig: Grassi-Museum für Völkerkunde [u.a.], 2010. – 48 S.

Selb, Michael: Die goldene Bodensee-Radhaube. – 1. Aufl. – Hohenems; Wien: Bucher, 2011. – 157 S. Literaturverz. und Linksammlung S. 150–152

Waldstein, Mella [Red.]: Das Industrieviertel. Am Puls der Zeiten. Hrsg. v. Volkskultur Niederösterreich. – Weitra: Verl. Bibliothek der Provinz, 2011. – 287 S. – (Jahrbuch Volkskultur Niederösterreich; 2011). Literaturverz. S. 276–280

Internationale Zeitschriftenschau

Dérive. Zeitschrift für Stadtforschung. Nummer 44, Juli–Sept 2011. Thema: Urban Nightscapes. Die Eroberung der Nacht.

Schweizer Volkskunde. 101. Jahrgang 2011, Heft 2. Dieses Heft ist der Ukraine gewidmet. Die Beiträge: Schweizer Geschäftsleute in der Ukraine – Erwartungen und Erfahrungen (Elisa Frank); »The hero had become fat«. Ein ukrainischer Künstler auf der Spur des Sowjet–Menschen (Lea Brun); Religiöse Praktiken in der Ukraine (Tanja Coray u. Marc Prica); Ukraine-Klischees aus westeuropäischer Sicht (Muriel Müller, Uyen-Binh La, Corinne Perrin); Schweizer Agrikultur in der Ukraine (Elisabeth Wilhelm); Ein Interview mit Georg Zubler, Schweizer Botschafter in Kiew.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde. 107. Jahrgang 2011, Heft 1: Rebecca Niederhauser, »Sich bei Gemüse und Obst amüsieren und in Wasser toastieren?« Lebensreformerischer Vegetarismus in Zürich. 1–34; Maresa Knaus: Globale Nomaden – Mobile Berufspraxen und privilegierte Lebenswelten. 35–56. – [Das Basler volkskundliche Seminar feiert sein 50-jähriges Bestehen]: Christine Burckhardt-Seebass, Manifestes Interesse, erste Strukturen, fachlicher Auf- und Ausbau. 58–76; Walter Leimgruber, Silke Andris, Christine Bischoff, Karoline Oehme-Jüngling, Von der Volkskunde zur Kulturwissenschaft. 77–88. – Christiane Schwab, Sevilla erinnert sich. Annäherungen an das Gedächtnis einer Stadt. 89–108

Zeitschrift für Volkskunde. 107. Jahrgang 2011, Heft 1: Ramona Lenz, Mobilität im Fokus – Modeerscheinung oder Paradigmenwechsel? Überlegungen zum so genannten mobility turn. 1–19; Michi Knecht, Maren Klotz, Nurhak Polat u. Stefan Beck, Erweiterte Fallstudien zu Verwandschaft und Reproduktionstechnologien. Potenziale einer Ethnografie von Normalisierungsprozessen. 21–47; Tonia Davidovic-Walther, Die Herstellung archäologischen Wissens. Praxen und Interaktion. 49–64; Diverse Tagungsberichte.

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Dr.in Maria Fritsche
Department of History
and Classical Studies
Norwegian University of Science and
Technology
7491 Trondheim
maria.fritsche@ntnu.no

Dr. Hans Gehl
Elly-Heuss-Knapp-Straße 23
720740 Tübingen

Univ.-Prof. Dr. Timo Heimerdinger
Institut für Geschichtswissenschaften
und Europäische Ethnologie
Innrain 52
6020 Innsbruck
timo.heimerdinger@uibk.ac.at

ao. Univ.-Prof.in Dr.in Klara Löffler
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
Hanuschgasse 3
1010 Wien
klara.loeffler@univie.ac.at

sowie
Isolde Cronenberg
Katrin Ecker
Monika Hönig
Marianne Stocker-Grötz

Mag. Martin Steidl
Philippine-Welser-Straße 3/7
6020 Innsbruck
martin.steidl@uibk.ac.at

Prof.in Barbara Thériault
Département de sociologie
Université de Montréal
C.P. 6128, succ. Centre-ville
Montréal (Québec)
H3C 3J7
barbara.theriault@umontreal.ca

Mag.a Nora Witzmann
Österreichisches Museum
für Volkskunde
Laudongasse 15–19
1080 Wien
nora.witzmann@volkskundemuseum.at

Abhandlungen

Zur Sozialanthropologie des Stimmklangs[1]

Katrin Pallowski, Bernd Jürgen Warneken

Der Klang der Sprechstimme, dies wirkmächtige Medium der Alltagskommunikation, ist bislang noch kaum in volkskundlich-kulturwissenschaftlicher Perspektive untersucht worden.
Der vorliegende Beitrag will zu einer solchen Beschäftigung anregen. Er behandelt Fragen des historischen Wandels, der sozialen Unterschiede und der kulturellen Moden, denen tiefer und hoher, lauter und leiser, »reiner« und »unreiner« Sprechklang unterliegt, und informiert auch über Bestände an deutschen, österreichischen und schweizerischen Sprechdokumenten, auf die eine soziale und historische Anthropologie des Stimmklangs unter anderem zurückgreifen könnte.

Seit Jahren mehren sich die Beiträge zu einer kulturwissenschaftlichen Erforschung der Stimme und dabei insbesondere auch der Sprechstimme. So legten Karl-Heinz Göttert (1998) und Reinhart Meyer-Kalkus (2001) umfangreiche historische Monographien vor. Die 1996 gegründeten »Stuttgarter Stimmtage«, in denen ebenfalls die Sprechkultur im Zentrum steht, sind inzwischen in sieben Tagungsbänden dokumentiert. Zwischen 2004 und 2009 erschienen die theater-, literatur- und medienwissenschaftlichen Sammelbände »Kunst-Stimmen«[2],

1 Der Aufsatz ist die überarbeitete und leicht ergänzte Fassung eines Beitrags in der von Thomas Phleps und Wieland Reich herausgegebenen OD-Publikation: Musik-Kontexte. Festschrift für Hanns-Werner Heister. Münster 2011.

2 Doris Kolesch, Jenny Schrödl (Hg.): Kunst-Stimmen. Bonn 2004.

»Stimme«[3], »Stimm-Welten«[4] und zuletzt »Laut und Leise«[5]. Eine Ausstellung und ein umfangreicher Katalog des ZKM Karlsruhe widmeten sich ebenfalls der Geschichte und Gegenwart der Sprechstimme[6].

In den genannten Publikationen wird immer wieder mit guten Gründen gegen die Auffassung plädiert, die gesprochene Sprache sei durch den Siegeszug des gedruckten Worts und der Bilder zumindest in den Künsten und in den Massenmedien marginalisiert worden, und auf die besonderen und durch moderne Medientechnik nicht verwischten, sondern sogar hervorhebbaren und tatsächlich auch genutzten Qualitäten der menschlichen Stimme verwiesen. Dabei ist von der Stimme als Identitätsmerkmal die Rede, das mehr Authentizität besitze, mehr über eine Person verrate als deren Aussehen. Gern wird hierfür die Sokrates zugeschriebene Aufforderung »Sprich, damit ich dich sehe« zitiert – und die Überzeugung von Roland Barthes: »Das Hören einer Stimme eröffnet die Beziehung zum anderen: Die Stimme, an der man die anderen wiedererkennt (...), zeigt uns deren Wesensart, deren Freud oder Leid, deren Befindlichkeit an; sie transportiert ein Bild ihres Körpers und darüber hinaus eine ganze Psychologie (man spricht von einer warmen Stimme, einer eisigen Stimme usw.).«[7] Phonograph, Telefon, Radio sind demnach keine Medien der Anonymisierung, nur weil sie die körperliche Erscheinung des Sprechenden ausblenden; sie ermöglichen vielmehr die Konzentration auf einen einzigartigen Stimmausdruck, aus dem man zudem – teils irrtümliche, teils zutreffende – Rückschlüsse auf die Person dahinter zieht.[8]

An diese These, man darf sagen: Erkenntnis der persönlichkeitsgebundenen Merkmale der Stimme schließt sich die Aufmerksamkeit für

3 Doris Kolesch, Sybille Krämer (Hg.): Stimme. Annäherung an ein Phänomen. Frankfurt/M. 2006.

4 Doris Kolesch, Vito Pinto, Jenny Schrödl (Hg.): Stimm-Welten. Philosophische, medientheoretische und ästhetische Perspektiven. Bielefeld 2009.

5 Erika Meyer-Dietrich (Hg.): Laut und Leise. Der Gebrauch von Stimme und Klang in historischen Kulturen. Bielefeld 2011.

6 Brigitte Felderer (Hg.): Phonorama. Eine Kulturgeschichte der Stimme als Medium. Berlin 2004.

7 Roland Barthes: Der entgegenkommende und der stumpfe Sinn. Kritische Essays III, Frankfurt/M. 1990, S. 258.

8 Diese Erkenntnis stammt schon aus dem frühen Radiozeitalter. Das zeigt die stimmpsychologische Forschung der frühen 1930er Jahre, die in breit angelegten Experimenten prüfte, welche persönlichen Merkmale Rundfunkhörer im Radio

die »Musik hinter den Worten«,[9] für die vielfältigen außersprachlichen Potentiale der Sprechstimme an: Tonhöhe, Lautstärke, Stimmfülle, Klangfarbe, dazu Artikulation und Melodie. Die Betonung der Eigenständigkeit der Stimme gegenüber der Sprache geht dabei zu der Beobachtung weiter, dass die Stimme die Rede nicht immer unterstützt, sondern ihr zuweilen zuwiderläuft.[10] Das wissenschaftliche Interesse an den Qualitäten des gesprochenen Worts wird von kunstpraktischen Trends beflügelt: Dazu gehören der große Erfolg des Hörbuchs, das Wiederaufleben von Dichterlesungen, die spoken poetry-Bewegung.[11] Auf die Ausdrucks- und Eindrucksfähigkeit der Sprechstimme setzt man überdies beim »auditiven Marketing«, das die zur Ware passende Werbestimme zu finden oder zu erfinden sucht, und auf dem Markt der Arbeitskräfte: Zahlreiche Stimmtrainerinnen und -trainer inserieren sich mit dem Slogan, dass »die Stimme ein Karrierefaktor ersten Ranges« sei.[12]

Das kulturwissenschaftliche Interesse gilt nicht nur der Stimme hinter dem Text, sondern auch der Stimme ohne Text. Thematisiert werden dabei allerdings nicht deren Alltagsgebrauch – beim Lachen, Stöhnen, Schreien –, sondern deren künstlerische Verwendungsweisen: in »Stimmperformanzen« und »Stimminstallationen«, in Dichtungen oder besser Kompositionen »phonetischer Poesie«, und bei phasenweise sprachlosen und doch stimmhaften Theateraufführungen. Bekannte Beispiele aus der jüngeren Vergangenheit sind Joseph Beuys mit seinen »akustischen Plastiken« oder Peter Stein, bei dessen In-

übermittelten Stimme attestierten und welche davon zutrafen. Vgl. dazu T.H. Pear: Voice and Personality. London 1931 und Herta Herzog: Stimme und Persönlichkeit. In: Zeitschrift für Psychologie 130, 1933, S. 300–369.

9 »Das Verständlichste an der Sprache ist nicht das Wort selbst, sondern Ton, Stärke, Modulation, Tempo, mit denen eine Reihe von Worten gesprochen wird, kurz die Musik hinter den Worten.« (Friedrich Nietzsche: Die Unschuld des Werdens. Der Nachlaß, ausgewählt und geordnet von Alfred Baeumler, Bd. 1, Stuttgart 1956, S. 190)

10 Paul Zumthor: Körper und Performanz. In: Hans Ulrich Gumbrecht, Ludwig K. Pfeiffer (Hg.): Materialität der Kommunikation. Frankfurt/M. 1988, S. 703–713, hier S. 709.

11 Reinhart Meyer-Kalkus: Literatur für Stimme und Ohr. In: Felderer (wie Anm. 6), S. 173–186.

12 Arno Fischbacher: Geheimer Verführer Stimme. 77 Fragen und Antworten zur unbewussten Macht der Kommunikation. Paderborn 2010, S. 7.

szenierung der Orestie streckenweise nur Heulen, Stöhnen, Jaulen, Wimmern, Jammern, Klagen die Bühne füllten.[13] Heute sind es Künstler wie die Regisseure Laurent Chétouane oder Luc Perceval, Installationskünstler wie Janet Cardiff[14] und George Bures Miller oder die Sängerin und Klangkünstlerin Franziska Baumann[15], welche brüllend, stöhnend, gurgelnd, keuchend, röchelnd, zischelnd, fauchend, brabbelnd, summend, hauchend, schnalzend, krächzend, zwitschernd von allen Möglichkeiten, die Kehle und Mund hergeben, Gebrauch machen und die Grenzen zum Kindlichen, zum Tierischen, zum »Häßlichen« überschreiten. Dabei liegen, wie etwa bei der Schweizer Band »Stimmhorn« oder der russischen Musikgruppe »Huun Huur Tu«, artifizielles Experiment und ethnologische Innervation oft nahe beisammen:[16] Hier werden auch regional- und berufsspezifische Jubel- und Klagetöne, Locklaute und Warnschreie reproduziert, die aus dem Alltagsleben längst verschwunden sind, und neue Töne vorgetragen und vorgeschlagen, wie sie z. B. in heutigen Jugendmilieus mit und ohne Migrationsvordergrund kreiert werden.

Die Vielfalt von ›Mundarten‹, die hier von Künstlern vorgeführt wird, zeigt mithin nicht nur, was ein Einzelner mit seiner Stimme alles machen kann, sondern verweist auch auf historische Veränderungen und soziale Unterschiede des Stimmgebrauchs und Stimmklangs. Das konvergiert mit Einsichten und Erkenntnisinteressen des heutigen wissenschaftlichen Stimmdiskurses: Die allgemeine Phonologie und Phonetik muss durch eine soziale und sozialhistorische Anthropologie der Stimme ergänzt oder erweitert werden.[17] Theoretische Ansätze und empirisches Material, auf das sich ein solches Unternehmen stützen könnte, sind durchaus vorhanden, doch die Wissenslücken sind noch

13 Jens Roselt: Monströse Gefühle: Die Kunst der Klage. In: Kolesch, Pinto, Schrödl (wie Anm. 4), S. 157–169, hier S. 162.

14 Philip Ursprung: Whispering Room: Janet Cardiffs erzählerische Räume. In: Kolesch, Pinto, Schröder (wie Anm. 4), S. 67–77.

15 Jenny Schrödl: Erfahrungsräume. Zur Einführung in das Kapitel. In: Kolesch, Pinto, Schrödl (wie Anm. 4), S. 145–156.

16 Vgl. die CD »echoes of home/heimatklänge« von 2007, gesprochen/gesungen von Erika Stucky & Sina, Stimmhorn, Noldi Alder und Huun Huur Tu.

17 Reinhart Meyer-Kalkus: Stimme und Sprechkünste im 20. Jahrhundert. Berlin 2001, S. 446 f.; Thomas Kopfermann: Natürlich? Künstlich? Historisch! In: Helmut K. Geissner (Hg.): Das Phänomen Stimme. Natürliche Veranlagung und kulturelle Formung. St. Ingbert 2008, S. 23–30, hier S. 29.

enorm. Wo in der bisherigen Literatur verschiedene Sprechstimm-Geschmäcker, wechselnde Stimm-Moden oder medientechnische Einflüsse auf den Stimmklang thematisiert werden, geht es allermeist um die öffentliche Rede und um professionelle Sprecher. Nur wenig ist über die Geschichte und Gegenwart der vox populi bekannt: über den Stimmklang der Vielen, speziell der unteren Klassen, und seine Bedeutung in deren Alltag. Einiges weiß oder ahnt man über klassen- und gruppenspezifische Normen, doch kaum etwas über die tatsächlichen Praktiken des Sprechausdrucks.

Im Folgenden sollen einige Überlegungen zu einer sozialen Anthropologie der Sprechstimme vorgestellt werden: zunächst die Skizze eines theoretischen Rahmens, danach drei empirische Miniaturen. Wir konzentrieren uns dabei auf Fragen des Stimmklangs: auf Stimmlage, Stimmstärke und Stimmqualität, d.h. auf Eigenschaften, die habitualisiert sind und in denen sich mithin strukturelle soziale Unterschiede und Ungleichheiten auf besondere Weise niedergeschlagen haben.[18]

Abriss eines theoretischen Rahmens

Ererbtes

Den Stimmklang einer Person als habitualisiert, als zweite Natur zu betrachten, darf nicht bedeuten, den Anteil erster, ererbter Natur an seinem Zustandekommen zu übergehen. Die Grundfrequenz, die mittlere Lage einer Stimme wird zweifellos davon beeinflusst, ob jemand kürzere oder längere, breitere oder schmalere Stimmlippen besitzt; auch die hormonelle Konstitution spielt hierbei offenbar eine Rolle. Die Größe und Länge der Resonanzhöhlen und die körperliche Verfassung insgesamt entscheiden über die Stimmkraft oder Stimmstärke mit. Und die Stimmqualität, das Timbre einer Stimme hängt unter anderem mit der Beschaffenheit der Stimmlippen, mit der Form des Kehlkopfs und des Gaumens zusammen. Diese generellen Feststellungen

18 Ausgeklammert werden dabei Stimmmerkmale, die mit der Landessprache verbunden sind (z. B. unterschiedliche Kurven der Satzmelodie im Deutschen und Französischen), und solche Eigenschaften der Intonation, die mit Sprechthema und -genre, Sprechsituation, Medientechnik u. ä. variieren.

helfen freilich nur begrenzt weiter. Es bleibt eine schwierige Aufgabe, das Zusammenspiel und die Einflussgrade der vielen beim Stimmklang beteiligten physischen Eigenheiten von Personen zu bestimmen – und dann auch noch den Stellenwert der physischen gegenüber den sozialen Faktoren abzuschätzen. Wir werden also weiter mit unscharfen Alltagstheorien leben müssen, wie sie die »Süddeutsche Zeitung« am 19./20.6.2010 unter dem Titel »Die Choreaner kommen« offerierte: Die zunehmende Präsenz von Südkoreanern auf den Opernbühnen der Welt wird hier zunächst damit erklärt, dass die Wangenknochen von Ostasiaten höher lägen als bei Europäern, was weitere Resonanzräume bedeute und die Schönheit der Stimme fördere; dann aber wird auf die starke Verbreitung des Singens im koreanischen Alltag hingewiesen und schließlich noch darüber informiert, dass es in und um Seoul mehr als 200 Ausbildungsinstitute für Gesang gebe. Immerhin: Auch wenn hier nur einige vermutbare Faktoren hilflos nebeneinandergestellt sind, sind doch drei an der Stimmbildung beteiligte Instanzen erwähnt: angeborene Fähigkeit, alltägliche Einübung und professionelle Schulung.

Äußere Natur

In der Geschichte des Stimmdiskurses spielten immer von außen kommende Natureinwirkungen auf die Stimmorgane eine Rolle. In der Antike finden sich klimatheoretische Ansätze wie die von Vitruvius, wonach die Menschen unterhalb des Nordpols tiefer sprächen, da der Atem die Stimme mit mehr Feuchtigkeit anfülle.[19] Noch 1961 schrieb Friedrich Herzfeld in seiner Monographie »Die Magie der Stimme«: »Gewiß ist die Stimmbegabung vom Klima abhängig. Nasse und kalte Luft regt die Schleimhäute zur Absonderung an, und die Passage der Luft zur Mundhöhle wird gehemmt. Dunkle und kräftige Töne sind die Folge. Daher also die berühmten nordischen Stimmen, männliche und weibliche, und die russischen Strohbässe aus Landstrichen hinter dem Ural. Noch ihr Summen bezaubert durch ungewöhnliche Leuchtkraft und wird daher in der Volksmusik wie in der Kunstmusik stimmungsvoll ausgenutzt. Heißes Klima trocknet die Schleimhäute aus. Die Passage der Luft zu den Nasenhöhlen wird begünstigt. Daher die hohen und hellen Stimmen der Südländer. Mit Tenören war Italien stets

19 Karl-Heinz Göttert: Geschichte der Stimme. München 1998, S. 233.

gesegnet.«[20] Das ist zweifellos ein klimatistischer Exzess. Doch abusus non tollit usum: Dass feuchte oder trockene Luft Wirkfaktoren für den Stimmklang darstellen, ist kaum bestreitbar. Noch mehr gilt es für Ess- und Trinkgewohnheiten. Und dass Raucher öfter eine »rauchige« Stimme bekommen und viele »Altjunkies« raue bis brüchige Stimmen haben, ist wohl nicht nur ein Vorurteil. Schwierig ist es allerdings zu entscheiden, ob hierfür primär das Heroin oder eben das Rauchen und der schlechte Körperzustand insgesamt verantwortlich zu machen sind.[21] Auch Experten für stimmverändernde Stoffe waren sich nie einig, ob als »Emollentia«, als Weichmacher, nun Glyzerin, Tragant oder rohe Eier und als »Stimulantia« Cayennepfeffer oder Eukalyptus zu bevorzugen seien.[22] Enrico Caruso, so wird erzählt, vertraute keinem einzelnen Hilfsmittel, sondern nahm vor seinen Auftritten einen Mix aus Schnupftabak, Whisky, Sprudel und Äpfeln zu sich; um sicher zu gehen, steckte er noch ein Korallenhorn, Heiligenmedaillen und alte Münzen ein und rief zuletzt seine verstorbene Mutter an.[23] Ein irrationales Verhalten, veranlasst durch die rationale Einsicht in die Komplexität und teilweise Unerhelltheit der Faktoren, die einer Stimme einen bestimmten Klang geben.

Stimmsozialisation

»Each person's voice is a creature of the shape of one's skull, sinuses, vocal tract, lungs, and general physique. Age, geography, gender, education, health, ethnicity, class, and mood all resound in our voices.«[24] Im Stimmklang vereinen sich Natur und Kultur, aber auch Individuum

20 Friedrich Herzfeld: Magie der Stimme. Die Welt des Singens, der Oper und der großen Sänger. Berlin, Frankfurt/M. 1961, S. 16.

21 Vgl. dazu die Diskussion bei www.drogen-forum.net/index.php?/topic/4780-stimme- bei-altjunkies/ (Zugriff: 20.12.2010).

22 Richard Luchsinger: Die Stimme und ihre Störungen. Wien, New York 1970, S. 303.

23 Horst Gundermann: Phänomen Stimme. München, Basel 1994, S. 63.

24 John Durham Peters: The voice and modern media. In: Kolesch, Schrödl (wie Anm. 2), S. 85–100. Oft wird der Stimmklang mit einem Fingerabdruck verglichen und als Identifikationsmerkmal betrachtet, das weniger ›umgeschminkt‹ werden könne als ein Gesicht. Was ja die Polizei auch bei Fahndungen nutzt, allerdings mithilfe von Computeraufzeichnungen, die mehr hören als das »unbewaffnete« Ohr.

und Kollektiv, zu einem inkorporierten Habitus. In diesem drückt sich eine einmalige Persönlichkeit aus, doch diese Individualität ist gesellschaftlich vermittelt. »Der Tonfall unserer Stimme«, schreibt Marcel Proust, zeigt an, dass »das Individuum in etwas webt, das allgemeiner ist als es selbst.«[25] Das gilt etwa für Gewohnheiten der Intonation, die sich mit den verschiedenen Landessprachen und Regionaldialekten verbinden: Schon mit drei bis fünf Monaten, so ergab ein Stimmvergleich französischer und deutscher Babys, lässt sich bei den einen die ansteigende Satzmelodie des Französischen, bei den anderen die absteigende Melodie des Deutschen feststellen.[26] Auch Merkmale des Stimmklangs beruhen offenbar auf Nachahmung. Es lässt sich nicht ausschließlich auf anatomische Ähnlichkeiten zurückführen, dass Söhne oft wie ihre Väter und Töchter wie ihre Mütter klingen.[27]

Für einige Prozesse der Klangsozialisation durch die Nahumgebung liegen empirische Erkenntnisse vor. Erhebungen in den USA zeigten einen Zusammenhang von Lehrer- und Schülerstimmen: »Durch die überwiegende Besetzung mit Lehrerinnen in den Elementarschulen ist eine höhere Grundfrequenz der Sprechstimmen bei den Knaben festgestellt worden.«[28] Und eine Studie in zwei chinesischen Dörfern, in denen ein ganz ähnlicher Dialekt gesprochen wird, ergab deutliche Unterschiede in der Tonhöhe – zurückführbar wohl nur auf die Anpassung an einen lokalkulturellen Sprechstil.[29] Naheliegend, aber nur partiell belegt ist es, dass gruppentypische Stimmeigenschaften sich vor allem in sprechintensiven Berufen und insbesondere in deren Aus-

25 Marcel Proust: Auf der Suche nach der verlorenen Zeit, Bd. 3: Im Schatten junger Mädchenblüte 2. Frankfurt/M. 1979, S. 1194.

26 Birgit Mampe, Angela D. Friederici, Anne Christophe u.a.: Newborns' Melody is Shaped by Their Native Language. In: Current Biology 19, H. 23 vom 15.12.2009, S. 1994–1997.

27 Einer der Pioniere dieser Sozialisationstheorie der Stimme, der US-amerikanische Psychoanalytiker Paul J. Moses, sagte es 1956 so: »Obwohl der potentielle Stimmumfang konstitutioneller Natur ist, so unterliegt der Sprech-Stimmumfang den Einflüssen der Erziehung, der Landessitten und der persönlichen Vorliebe.« (Paul J. Moses: Die Stimme der Neurose. Stuttgart 1956, S. 48).

28 Gundermann (wie Anm. 23), S. 42.

29 Diana Deutsch, Jinghong Le, Jing Shen u.a.: The pitch levels of female speech in two Chinese villages. In: Journal of the Acoustical Society of America 125 (5), 2009, online-Version vom 14.4.2009, 6 S., http://www.ncbi.nlm.nih.gov/pubmed/19425624 (Zugriff: 23.11.2011).

bildungsstätten finden lassen: bei Schauspielern, Geistlichen, Lehrern, Vertretern, Verkäufern, Politikern. Dasselbe gilt für gesellschaftliche Stimm-Moden, die sich über ihren sozialen Ursprung hinaus verbreiten.[30] Ein solches Phänomen ist bekanntlich immer wieder für den »Leutnantston« im deutschen Kaiserreich behauptet worden – z. B. von Friedrich Nietzsche: »Etwas Höhnisches, Kaltes, Gleichgültiges, Nachlässiges in der Stimme, das klingt jetzt den Deutschen ›vornehm‹ – und ich höre den guten Willen zu dieser Vornehmheit in den Stimmen der jungen Beamten, Lehrer, Frauen, Kaufleute; ja die kleinen Mädchen machen schon dieses Offizierdeutsch nach. Denn der Offizier, und zwar der preußische, ist der Erfinder dieser Klänge (...).«[31] Die pathetisch-vibrierende Rednerstimme wiederum, deren sich Hitler häufig bediente, lässt sich, wie frühe phonographische Aufnahmen von Schauspielern, Rezitatoren und Politikern belegen, als Spielart des Wiener Burgtheaterstils begreifen, der zu Anfang des 20. Jahrhunderts »die Bühne verließ und in die Vortragssäle und politischen Lokale drang.«[32] Freilich ist bei solchen Aussagen immer zu klären, inwieweit sie sich tatsächlich auch auf den Stimmklang oder nur auf Merkmale des Sprechstils, z. B. Rhythmus, Tempo, Satzmelodie beziehen, die eher mit der Sprechsituation wechseln können als die inkorporierten Eigenschaften der Stimmlage, Stimmstärke und Stimmqualität.

Dass sich bei Schauspielern, Politikern und ähnlichen Sprechberufen zu bestimmten Zeiten einige ähnliche Stimmmerkmale finden, ist nun allerdings nicht nur die spontane Folge von Anpassungsprozessen. Es handelt sich hier teilweise um Ergebnisse bewusster Schulung und bestimmter Schulen des Sprechens. Dabei geht es nicht nur um die Einübung einer Atemtechnik und einer Körperhaltung, welche z. B. das Durchhalten eines kräftigeren Stimmausdrucks fördert. Man kann sich auch angewöhnen, eher im oberen oder eher im unteren Bereich des

30 Von solchen Moden spricht bereits Moses: »(...) Stimm-Moden ändern sich heutzutage rascher denn je. Mehr Menschen denn je werden rascher beeinflußt. Die enorme ›Stimmerfahrung‹ durch so viele neue Quellen der Stimmreproduktion ist wohl die Ursache.« (Moses [wie Anm. 27], S. 48 f.)

31 Friedrich Nietzsche: Die fröhliche Wissenschaft. In: Ders.: Werke in drei Bänden, hg. von Karl Schlechta. Bd. 2, München 1955, S. 7–274, hier S. 110 f.

32 Burkhard Müller: Wahre Redekunst bedarf des Streits. In: Süddeutsche Zeitung, 14./15.11.2009.

individuellen Stimmumfangs zu sprechen, und sogar die Stimmfarbe lässt sich in gewissem Umfang beeinflussen, wie das vom Singen her bekannt ist: »Viele Sänger können (...) mit ihrem Organ einen Umfang oder eine Klangfarbe erzeugen, der gar nicht mit der vorhandenen anatomischen Anlage ihres gesamten Stimmorgans übereinstimmt. So kann ein Bariton dem Gehör nach die glänzende Höhe eines Tenors vortäuschen und ebenso der Mezzosopran die hohen Töne einer Sopranstimme. Im Gegensatz zur landläufigen Meinung vieler Stimmpädagogen ist die Klangfarbe nicht unveränderlich, sondern kann willkürlich erhellt oder verdunkelt werden.«[33] Der persönliche Stimmklang ist mithin, so könnte man sagen, erste, zweite und dritte Natur: ererbte Anlage, unbewusst angeeigneter Habitus und gezielte, bewusste Formung, die sich ebenfalls habitualisieren kann.

Soziotypen

Aufgabe einer sozialen Anthropologie der Stimme ist es zum einen, die synchrone Ausfächerung und den historischen Wandel von »Soziotypen« des Stimmklangs näher zu untersuchen; zum andern hat sie zu klären, von wem und in welchem Ausmaß Stimmen im Sprechalltag einem Kollektivtypus zugeordnet und, vor allem: ob und von wem sie in zutreffender Weise sozial verortet werden. Dieser Frage ist schon 1931 das von dem Wiener Psychologen Karl Bühler geleitete »Massenexperiment« nachgegangen, bei dem neun Personen unterschiedlichen Alters, Geschlechts und Berufs einen Text im Radio vorlasen und etwa 2700 RundfunkteilnehmerInnen auf einem Fragebogen von ihnen vermutete Persönlichkeitsmerkmale der SprecherInnen notierten. Dabei wurden nicht nur der einzige Unterschichtler im Ensemble von mehr als drei Viertel der HörerInnen als solcher herausgefunden, sondern auch ein Privatdozent, ein Priester, ein Mittelschüler, ein Lehrer und eine Stenotypistin – nicht mit multiple choice, vielmehr in freier Benennung – mit der größten Prozentzahl (zwischen 35% und 45%) als Akademiker, Mittelschüler, Lehrer und Beamtin erkannt.[34] Die Berufe der mit ihnen gleichgeschlechtlichen Sprecher wurden dabei jeweils

33 Richard Luchsinger, Gottfried E. Arnold: Lehrbuch der Stimm- und Sprachheilkunde. Wien 1959, S. 98.

34 Herzog (wie Anm. 8), S. 328.

besser diagnostiziert.[35] Freilich muss bedacht werden, dass bei solchen Untersuchungen nicht nur Stimmeigenschaften beurteilt werden: Dialektfärbung, Flüssigkeit, Artikulation, Wortbetonung kommen hier ja ebenfalls ins Spiel. Validere Ergebnisse über das Erkennen gruppenspezifischer Elemente speziell des Stimmklangs liefert das »random splicing«: das zufällige Zusammenfügen kleiner Sprechstrecken, die durch das Zerschneiden von Tonbändern gewonnen werden. Mit dieser Methode arbeitende Untersuchungen ergaben ebenfalls, dass die soziale Herkunftsgruppe der ›Fetzensprecher‹ relativ gut und besser als andere Persönlichkeitsmerkmale identifiziert wurde.[36]

Distinktionsarbeit

»Gruppenstimmen« existieren also nicht nur an sich, als akustisches Phänomen, sondern auch für uns, als Höreindrücke. Als solche sind sie einbezogen in den Kampf um Positionen in der gesellschaftlichen Hierarchie. Der stimmliche Habitus stellt einen Teil des kulturellen Vermögens dar, mit dem die einen wuchern können und die andern schlechte Geschäfte machen. Der Stimmklang gehört zum gruppenkulturell verschiedenen »Stil des Mundgebrauchs«, der sich beim Sprechen, Lachen, Gähnen, aber auch beim Essen und Trinken zeigt.[37] Wo die Forschung sich diesen Prozessen zuwendet, erweitert sich die soziale Anthropologie zu einer politischen Anthropologie des Stimmklangs.

Dass der stimmliche Habitus über die soziale Anerkennung einer Person mitentscheidet, muss nicht eine Hörkultur implizieren, in der alle oder viele die soziale Herkunft bestimmter Stimmeigenschaften zu verorten wissen. Die Bemessung des persönlichen Stimmkapitals geschieht vielmehr mithilfe eines Stimmgeschmacks, der bestimmte Klänge als »zivilisiert« oder »unzivilisiert«, als »überkandidelt« oder »prollig«, als »selbstbewusst« oder »unterwürfig« etikettiert oder sie einfach instinktiv als »daneben«, als kulturell illegitim empfindet. Dabei kann es sein, dass das Stimmkapital eines Sprechers inkongruent

35 Ebd., S. 347.

36 Eberhard Stock, in Zus.arb. mit Jutta Suttner: Wirkungen des Stimm- und Sprechausdrucks. In: Eva Maria Krech u.a.: Sprechwirkung. Grundfragen, Methoden und Ergebnisse ihrer Erforschung. Berlin 1991, S. 59–142, hier S. 69.

37 Pierre Bourdieu. Was heißt sprechen? Die Ökonomie des sprachlichen Tausches. Wien 1990, S. 67.

zu seinem kulturellen Gesamtkapital ist. Und häufig ist es so, dass bestimmten Gruppen ganz fälschlicherweise negativ bewertete Stimmeigenschaften zugeschrieben werden.[38] Hierbei kann natürlich der Stellenwert des Stimmklangs bei der Personenbeurteilung und -zuordnung in verschiedenen Gesellschaftsformen und Nationen einigermaßen verschieden sein. In England und in Frankreich, wo man ganz offenbar sehr auf den »Soziotyp« der Sprechweise im Allgemeinen achtet, dürften auch die Sanktionen für »unfeinen« Stimmklang größer sein als in deutschsprachigen Ländern.

Bourdieu sieht im Diskurs über legitime und illegitime Sprechweisen ein Beispiel für »Klassenrassismus«: »Wie alle Äußerungen des Habitus, dieser Natur gewordenen Geschichte, sind für die Alltagswahrnehmung die Aussprache und ganz allgemein das Verhältnis zur Sprache Offenbarungen des naturhaften Wesens einer Person: In den inkorporierten Merkmalen findet der Klassenrassismus die Rechtfertigung par excellence für seine Neigung, soziale Unterschiede zu natürlichen Unterschieden zu erklären.«[39] Allerdings gibt es neben dem von Bourdieu kritisierten Natürlichkeitstheorem auch das Machbarkeitstheorem: Ein Heer von RhetoriktrainerInnen, SprecherzieherInnen, StimmbildnerInnen bietet seine Dienste mit dem Argument an, dass die persönliche Sprechweise sowie der Stimmklang eben nicht Schicksal, sondern jeder seiner Stimme Schmied sei. Eine genauere Analyse solcher Werbeversprechen hätte zu klären, in wieweit sie realistisch über die Veränderbarkeit von Stimmen aufklären und in wieweit sie

38 Es gibt natürlich auch positive Vorurteile. Rudolf Schenda – einer der wenigen Volkskundler, die sich mit der Geschichte der popularen Singstimme beschäftigten – bringt zahlreiche Belege für die Enttäuschung deutscher Italienreisender des 19. Jahrhunderts, die Volkslieder im Belcantoton erwarteten und sich dann über die »gehörzerreißende italienische Näselei« (Heinrich Hansjakob), die »starke, oft fast kreischende Stimme« der Römer (Wilhelm Müller) oder »rauh, schreiend und übellautend« singende Neapolitaner (Karl August Mayer) entsetzten. (Rudolf Schenda: Völlig naive Empfindung. Die deutschen Reisenden und die italienische Volksliteratur. In: Fabula 32, 1991, S. 187–203. Vgl. auch Ders.: Zügel für kühne Sprünge. Überlegungen zur Disziplinierung des Singens. In: Christoph Ballmer (Hg.): Tradition und Innovation in der Musik. Festschrift für Ernst Lichtenhahn zum 60. Geburtstag. Winterthur 1993, S. 97–113.) Für den Hinweis auf Schendas Beschäftigung mit der ›Volksstimme‹ sowie zahl- und hilfreiche Anregungen danken wir Barbara Boock.

39 Bourdieu (wie Anm. 37), S. 69.

in illusionistischer Weise eine schnelle und eine vollständige Auslöschbarkeit langgewohnter Ausdrucksmuster behaupten – wozu noch die Frage kommt, ob sie den Wirkeffekt eines bloßen Sprechtrainings ohne ein umfassendes Habitustraining nicht übertreiben, so wie das Professor Higgins bei Eliza Doolittle passiert.

Gehen wir nun von den Rahmenüberlegungen über zu den konkretisierenden Miniaturen, welche sich jeweils mit einem der drei Aspekte Stimmlage, Stimmstärke und Stimmqualität beschäftigen.

Sie oben, er unten?

Frauenstimmen sind zumeist höher als Männerstimmen. Das kann jeder Esel hören und jeder HNO-Arzt erklären: Der Kehlkopf ist bei Männern im Durchschnitt größer und ihre Stimmlippen sind demnach länger als bei Frauen, weshalb sie langsamer schwingen. Die männliche Stimme, so liest man in einer neueren Einführung in die Phonetik, kann zwischen 80 Hz (Bass) und 700 Hz, die weibliche zwischen 100 und 1200 Hz (Koloratursopran) variieren.[40] Doch bei diesen Zahlen kommt die Geschlechter-Dichotomik schon ins Stolpern, zeigen sie doch neben dem Unterschied der Spannbreiten auch einen großen Überschneidungsbereich, der von 100 bis 700 Hz. reicht. Wenn Frauen sich daran gewöhnen würden, in ihrem unteren Tonbereich zu sprechen und Männer in ihrem oberen, wären die Stimmhöhen der Geschlechter gleich[41], durch eine entsprechende muskuläre Einstellung der Stimmlippen und des Ausatemdrucks wäre das – bei entsprechender Übung – durchaus ohne Überbelastung möglich.[42] In der Alltagspraxis sieht es jedoch eher umgekehrt aus: Frauen sprechen oft höher, als es aufgrund ihrer Stimmlippenlänge erwartbar wäre[43], Männer dagegen bewegen sich eher im unteren Bereich ihrer Bandbreite.[44] Schon in der Kindheit, wo die durchschnittliche Kehlkopfgröße bei

40 Bernd Pompino-Marschall: Einführung in die Phonetik. Berlin, New York 2003, S. 36.

41 David Graddol, Joan Swann: Gender Voices. Oxford, Cambridge 1989, S. 20.

42 Pompino-Marschall (wie Anm. 40), S. 35.

43 Sylvia Moosmüller: Die Stimme. Ausdruck geschlechtlicher Individualität oder sozialer Aneignung? In: Wilhelm Richard Baier, Franz Manfred Wuketits (Hg.): Mann und Frau. Der Mensch als geschlechtliches Wesen. Graz 2002, S. 118–132, hier S. 125.

Mädchen und Jungen noch nicht so verschieden ist wie nach der Pubertät, sprechen Mädchen deutlich höher, als es aus Unterschieden im Körperbau ableitbar wäre.[45] Offenbar hat das mit der Nachahmung des jeweils gleichgeschlechtlichen Elternteils und anderer Bezugspersonen zu tun. Kurzum: Wo ein großer Tonhöhenabstand zwischen den Geschlechtern besteht, ist er eingeübtes doing gender, das herrschenden Geschlechternormen entspricht.[46]

Überzeugende Belege für diese These und zugleich für interkulturelle Unterschiede im Ausmaß der erlernten Genderdifferenz liefern mehrere Erhebungen aus den 1980er und 1990er Jahren, welche die Sprechhöhe von JapanerInnen, EuropäerInnen und AmerikanerInnen maßen. Dabei bestätigte sich immer wieder, dass japanische Frauen höher sprachen als die Vergleichsgruppen.[47] Besonders ausgeprägt zeigte sich das bei Höflichkeitsformeln, wo Japanerinnen Spitzen zwischen 310 und 450 Hz und englischsprachige US-Amerikanerinnen nur zwischen 160 und 320 Hz produzierten.[48] Dass diese Unterschiede mit dem Körperbau oder mit landessprachlichen Faktoren (etwa der Rolle der Tonhöhen im Japanischen) zusammen hängen, wurde durch die gleichzeitige Vermessung der binnennationalen Geschlechterdifferenzen

44 Graddol, Swann (wie Anm. 41), S. 22.

45 Nancy M. Henley: Körperstrategien. Geschlecht, Macht und nonverbale Kommunikation. Frankfurt/M. 1988, S. 113 f.

46 Gut zusammengefasst wird die hier vertretene Position von Jenny Schrödl: »Mit der konstruktivistischen Perspektive auf Stimme, Wahrnehmung und Geschlecht ist nicht gemeint, dass es keine gegebenen Körper- und Stimmunterschiede zwischen Menschen gäbe, sondern vielmehr, dass die Wahrnehmung und Einteilung von verschiedenen Körperlichkeiten bzw. Stimmlichkeiten innerhalb eines normativen Systems von Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität geschieht, das kulturell konstituiert, produziert und mithin potentiell verschiebbar oder veränderlich ist.« (Jenny Schrödl: Franziska Baumann »Stimme und Raum« (CD): Eine Einführung. In: Kolesch, Pinto, Schrödl (wie Anm. 4), S. 215–221, hier S. 152 f.)

47 Eine Studie von Marc Dolson stellte 1994 bei Japanerinnen eine Stimmgrundfrequenz von 225 Hz fest, bei Spanierinnen waren es 217 Hz und bei Sprecherinnen von US-Englisch 214 Hz. Bezooijen maß 1995 bei Schwedinnen und Niederländerinnen jeweils 191 Hz. (Marc Dolson: The Pitch of Speech as a Function of Linguistic Community. In: Music Perception 11 [3], 1994, S. 321–331; Reneé van Bezooijen: Sociocultural Aspects of Pitch Differences between Japanese and Dutch Women. In: Language and Speech 38 [3], 1995, S. 253–265.)

48 Bezooijen (wie Anm. 47), S. 254.

ausgeschlossen: Danach waren z. B. bei den niederländischen und den US-amerikanischen Versuchspersonen Männer und Frauen in ihren Grundfrequenzen deutlich näher beieinander als die Japanerinnen und die Japaner.[49] Die von der Vergleichsstudie Niederlande-Japan miterhobenen Aussagen zu den jeweils herrschenden Geschlechtsrollenidealen korrelierten mit diesem Befund. Auch diese wiesen in Japan weiter auseinander: Frauen sollten sich hier – so befanden die Befragten beiderlei Geschlechts – eher schwach, abhängig und bescheiden geben, was man in hohen Stimmen ausgedrückt fand, während die Attribute »groß, stark, unabhängig, arrogant« deutlich mehr dem idealen japanischen als dem idealen niederländischen Mann zugesprochen wurden.[50] Yumiko Ohara stellte 1993 und 1997 bei japanischen ProbandInnen ganz ähnliche Zuschreibungen fest: Sowohl Männer wie Frauen stuften hoch sprechende Frauen als »cute, soft, gentle, kind, polite, quiet, young, and beautiful« ein, während tiefere Frauenstimmen mit den Eigenschaften »stubborn, selfish, straightforward, and strong« verbunden wurden. Zudem traute man Frauen mit hohen Stimmen eher zu, den Mann zu bekommen, den sie sich wünschten.[51]

Was westliche Gesellschaften angeht, so stellt die Genderforschung für die Höhe der Männerstimme rigidere Normen fest als für die der Frauenstimme. 1978 schrieb Nancy M. Henley, dass (US-amerikanische) Männer mit hohen Stimmen in Gruppengesprächen überhört würden und man sich hinter ihrem Rücken über sie lustig mache.[52] Edith Slembek, die Stimmuntersuchungen in Europa und den USA durchführte, kam zu dem Ergebnis, dass Männer nach wie vor unter dem Zwang stünden, tief zu sprechen.[53] Untersuchungen zur Synchronisationspraxis bei Film und Fernsehen passen zu diesen Befunden: Offenbar werden hier des öfteren, wie Gereon Blaseio sagt, in ihrer

49 Ebd., S. 254, 263.

50 Ebd., S. 256, 263.

51 Yumiko Ohara: Performing gender through voice pitch: A cross-cultural analysis of Japanese and American English. In: Ursula Pasero, Friederike Braun (Hg.): Wahrnehmung und Herstellung von Geschlecht. Perceiving and Performing Gender. Opladen 1999, S. 105-116, hier S. 112.

52 Henley (wie Anm. 45), S. 114.

53 Vgl. Karin Bischl: Warum Frauenstimmen immer männlicher werden. Der stimmliche Ausdruck ist nicht angeboren, sondern sozial und kulturell geprägt. In: Psychologie heute, Juni 2000, S. 8 f.

geschlechtlichen Semantik changierende Stimmen »vereindeutigt.«[54] Während der US-Schauspieler Tom Selleck eine helle, leicht piepsige Stimme hat, spricht er in der deutschsprachigen Version dunkel und brummig; und Thomas Danneberg, der Silvester Stallone auf Deutsch synchronisiert, klingt deutlich tiefer als dieser und produziert überdies nicht die Kiekser, die bei Stallone manchmal zu hören sind.[55] Doch zweifellos wäre zum Thema Männerstimmgeschmack ebenfalls eine breitere empirische Forschung nötig – zu gruppen- und genrespezifischen Unterschieden ebenso wie zu der Frage, ob sich mit der (gewiss zaghaften) Verbreitung neuer Männerrollen und einer androgynen Körperkultur auch die Vorstellungen von einer »echten« Männerstimme pluralisieren.[56]

Vieles spricht dafür, dass die heutigen Höhenunterschiede der Geschlechterstimmen nicht zuletzt mit dem Schub für eine »Polarisierung der Geschlechtscharaktere« (Karin Hausen) zusammenhängt, der ab dem 18. Jahrhundert in Europa zu beobachten ist. Die These, dass die veränderte Aufgabenteilung in der bürgerlichen Familie und die ihr entsprechenden neuen Frauen- und Männerbilder auch die Stimmkultur und die Stimmlage beeinflusst haben könnten, wird von einem gewiss nicht feministischen Zeugen unterstützt: Es ist Wilhelm Heinrich Riehl, der 1855 in seiner Studie »Die Familie« eine Verbindung zwischen geringer geschlechtlicher Arbeitsteilung und geringer ›geschlechtlicher Stimmteilung‹ behauptet. In »niederen Volksschichten« (von ihm auch »die rohen Urschichten der modernen Gesellschaft« genannt) sei die »Absonderung der beiden Geschlechter im geschäftlichen Beruf« noch gering entwickelt, und entsprechend finde man hier auch im Körperbau, in der Physiognomie, in den Sitten weit größere Ähnlichkeiten zwischen Frauen und Männern als bei den »verfeinerten Klassen«. »Selbst die Klangfarbe der Stimme der beiden Geschlechter ist bei einfacheren Zuständen der Gesittung im Allgemeinen gleichmä-

54 Gereon Blaseio: »Gendered Voices« in der Filmsynchronisation. »First Blood« versus »Rambo«. In: Cornelia Epping-Jäger, Erika Linz (Hg.): Medien/Stimmen. Köln 2003, S.160 –175, hier S. 165.

55 Ebd., S. 163, 169.

56 Ist z. B. der heutige Publikumserfolg von Countertenören eine auf die Konzert- und Opernbühne beschränkte Sonderentwicklung oder Ausdruck eines neuen Stimmgeschmacks bei Frauen und Männern, der auch eine größere Akzeptanz für hohe männliche Sprechstimmen impliziert?

ßiger. Der hohe Tenor, als die weibliche Mannesstimme, und der tiefe Alt, als die männliche Frauenstimme, sind bei den Culturmenschen viel seltener als bei den Naturmenschen, wo männliche und weibliche Art noch unterschiedsloser in einander übergreift. Unsere Kapellmeister reisen nach Ungarn und Galizien, um helle, hohe Tenöre zu suchen, und für den tiefen Alt wird fast gar nicht mehr componirt, weil die mannweiblichen Contra-Altistinnen bei den civilisirten Völkern aussterben. Herrschend wird dagegen der bestimmteste Gegensatz der geschlechtlichen Klangfarbe: Sopran und Baß. Diese Thatsache ist bereits bestimmend geworden für unsere Gesangschule (...).«[57]

In den letzten Jahrzehnten hat sich, wiederum mit Veränderungen in der geschlechtlichen Arbeitsteilung verbunden, die Höhe von Männer- und Frauenstimmen (zumindest) in den westlichen Ländern wieder ein wenig angenähert. Sicherlich ist in bestimmten Milieus –noch und wieder – das Ideal der sanften, leisen, piepsigen »Kleine-Mädchen-Stimme« zu finden[58], doch tiefere und vollere Frauenstimmen sind in den letzten Jahrzehnten zweifellos häufiger und ›gesellschaftsfähiger‹ geworden. Das gilt nicht nur für die hier oft genannten Frauenstimmen im Film, sondern es ist auch für Frauen in etlichen ehemaligen Männerberufen nachgewiesen worden: bei Nachrichtensprecherinnen, Politikerinnen, Managerinnen. Sie sprechen tiefer als der Frauendurchschnitt, was anscheinend von den Hörern beiderlei Geschlechts mit Autorität und Seriosität verbunden wird. Dabei ist es offenbar nicht so, dass in solchen Berufssparten tätige Frauen die tiefere Stimme immer schon mitbringen: Oft senke sich erst im Laufe ihrer Karriere ihre Tonlage deutlich ab.[59] Manchmal geschieht das mit professioneller Hilfe. So wird von Margaret Thatcher berichtet, dass sie sich einem Stimmtraining unterzog, wonach sie 46 Hz tiefer gesprochen habe.[60] Das Problem ist, dass auch hier wieder eine – zudem an männlichen Vorbildern orientierte – Stimmnorm zum Tragen kommt, die Frauen und Männer mit höherer Stimme bzw. höherem

57 Wilhelm Heinrich Riehl: Die Familie. Stuttgart, Augsburg 1855, S. 26 f., 30 f.

58 Hartwig Eckert, John Laver: Menschen und ihre Stimmen. Aspekte der vokalen Kommunikation. Weinheim 1994, S. 8.

59 Vgl. Die Macht der Akustik. In: Bild der Wissenschaft online, 28.4.2010 (http://www.wissenschaft.de/wissenschaft/hintergrund/310719.html, Zugriff: 23.11.2011)

60 Graddol, Swann (wie Anm. 41), S. 38.

Stimmhabitus diskriminiert. (Übrigens ohne dass man dafür mit besserer Hörbarkeit argumentieren könnte. Nicht umsonst sind bei Durchsagen in Zügen, Bussen und U-Bahnen relativ hell sprechende Frauen üblicher als männliche Sprecher.[61]) Im Falle einer heterosexuellen Partnersuche und -beziehung könnte freilich die hohe, feine Stimme immer noch gefragt sein. Wobei gewiss einzubeziehen ist, dass die Geschlechter in ihrem Frauenstimmideal mehr oder weniger auseinanderliegen. Einen kleinen Hinweis darauf gibt eine von Regina Bendix geleitete Studie unter SchülerInnen aus der 9. bis 12. Klasse. Dabei zeigte sich bei den Stimmbeschreibungen der Mädchen eine deutliche Selbstabwertung: Sie nannten ihre Stimmen weit öfter als die Jungen »quietschend, hysterisch, kreischend«; als »rein« und »süß« lobten die Mädchenstimmen etliche Jungen, aber kein einziges Mädchen.[62] Die zitierten Studien beleuchten wiederum nur einen kleinen Ausschnitt der heutigen Sprechwirklichkeit und Sprechnormen. Sowohl über das Spektrum von Stimmanforderungen, denen sich Frauen in ihren (meist ja nicht-leitenden) Berufspositionen gegenübersehen, als auch über die Diversifikation und die Entwicklung gesellschaftlicher Frauenstimmideale – wobei die Tonhöhenfrage ja nur eine unter vielen ist – wissen wir genau genommen noch sehr wenig.

61 Hierzu eine kleine ethnographische trouvaille: Eine der ersten Feuerwehrkommandantinnen Baden-Württembergs sagte in einem Interview über die in ihrem Job nötigen Qualifikationen »Was oft angenehm ist für die Männer: wenn eine Frau funkt, von der Stimme her. (...) Weil man uns besser verstanden hat. Einfach von der Stimmlage her kam das anders rüber als bei manchen Männern, wenn die gegrummelt haben oder so was, dann ist das durch den Funk stellenweise schlechter rübergekommen.« (Interview mit einer studentischen Projektgruppe des Ludwig-Uhland-Instituts für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen, 6.8.2009)

62 Projektgruppe Zuhören (Hg.): Über das (Zu-)Hören (=Schriftenreihe der Volkskundlichen Kommission für Niedersachsen e.V., 18). Göttingen 2003, S. 72 f.

Brüllochsen und Leisetreter

Laute Menschen sind unzivilisiert, im Schreier steckt noch das Tier. Diese Überzeugung begleitet die europäische Geschichte. Einen »Brüllochsen mit Donnerstimme« nannte Aristophanes den athenischen Politiker Kleon, Sohn eines Gerbers.[63] »Gewaltige Stimmen« und die »Heiserkeit von Säufergurgeln« attestiert der Römer Johannes Diaconus um 870 den Galliern und Germanen, weshalb sie zart gedachte Melodien nur »mit Holpern und Stolpern und Schreien« ausführen könnten.[64] Und Friedrich Kainz ordnet 1969 in seiner »Psychologie der Sprache« das Schreien den Naturvölkern, den Kindern, den Wütenden und Betrunkenen zu: Leuten, die ihre Triebe nicht im Zaum haben.[65]

Freilich muss man genauer hinsehen, was jeweils unter einem lauten Laut verstanden wird. Situatives Lautwerden, z. B. der Ruf über Entfernungen hinweg, wird nicht ebenso sanktioniert wie Schimpfen oder Grölen – und ist hier auch nicht das Thema. Gemeint ist vielmehr zum einen ein »lautes Organ«, dessen Stärke über die angenehm-volltönende Stimme hinausgeht, zum andern die Neigung, seine Stimme hemmungs- und rücksichtslos zu erheben, die sich mitunter durchaus körperlich sedimentieren kann, z. B. in chronischer Heiserkeit. Dass Schreien gesund ist, gilt höchstens für Babys: In den 1930er Jahren, so ein in der phonologischen Forschung kolportiertes Fallbeispiel, schaute man an einer Münchner Unteroffiziersschule 22 Kommandeuren in den Hals und fand bei der Mehrzahl »stark gerötete Stimmlippen mit Gefäßzeichnung.«[66]

Über Motive, Feinheiten und Widersprüche der Zivilisationsbemühungen, die der Regulation der Stimmstärke gelten, erfährt man besonders viel aus bürgerlichen Erziehungs- und Anstandsschriften des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts. Zwei Autoren seien hier ex-

63 Göttert (wie Anm. 19), S. 64.

64 Friedrich Klausmeier: Belcanto und Pop. Zwei Arten des Singens. Augsburg 1999, S. 56.

65 Vgl. Christine Bischoff: Zum Schreien. Anmerkungen zu einer vernachlässigten Ausdrucksform. Unveröff. Magisterarbeit im Fach Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen, 2002, S. 47.

66 Luchsinger (wie Anm. 22), S. 289.

emplarisch herangezogen: J.C. Siede (1797)[67] und C.F. Pockels (1817)[68]. Die unstrittige Grundmaxime ist: Laut, hart, donnernd zu reden ist in aller Regel unschicklich. Dies schon deshalb, weil der Mund dabei eine unschöne Form annehme und das Gegenüber zu tief blicken lasse: »Die bloße weite Öffnung des Mundes« ist demnach nicht nur, wie Lessing sagt, »in der Malerei ein Fleck und in der Bildhauerei eine Vertiefung, welche die widrigste Wirkung von der Welt tut«[69], sondern ebenso im Alltag – zumal es auch hier zu der bildnerischen Fixierung kommen kann, die Lessing kritisiert: »Durch das zu weite Dehnen und Schiefziehen des Mundes beim Sprechen oder Lachen ist manches Gesicht verzerrt und häßlich (...) geworden«.[70] Der psychologische Sinn des Lautheitsverbots ist Triebkontrolle: Der Ausdruck von Lust und Schmerz, von Freude und Zorn soll gedämpft werden. Der »solide Mann fährt nicht auf, wird nicht hizzig« und bricht nicht »in so laute Verwunderung und in trunkene Begeisterung« aus.[71] Der soziale Sinn des Verbots ist Distinktion. Der laute Ton, sagt Pockels, atme »Gemeinheit und Uncultur«: »Wir finden ihn daher auch am häufigsten bey gemeinen Leuten, oder auch bey solchen, die selbst auf den höheren Stufen der Societät gemein geblieben sind. – Man bemerkt, daß die Landleute gemeiniglich mit einander sehr laut reden, als ob ihr Gehör krank sey. Ihre Leidenschaften sind heftiger; sie verstecken sich nicht gegeneinander; sie lassen also ihre Lunge so frey athmen als sie will. Sie kennen die peinlichen Gesetze des Wohlstandes nicht«.[72] Doch das Postulat der Stimmmäßigung hat auch einen politischen Sinn; es zielt, bürgerlich-fortschrittlich, auf gleiche Rechte: »Das zu laute Reden (...) ist durchaus ein Fehler gegen den guten Ton und die urbane Sitte, weil es den andern Mitgliedern der Societät, die einerley Rechte des Vortrags haben, gewissermaßen Stillschweigen gebiethet und nur allein

67 J.C Siede: Versuch eines Leitfadens für Anstand, Solidität, Würde und männliche Schönheit. Dessau 1797.

68 C.F. Pockels: Ueber die Kleinigkeiten im Umgange. Bd. 3 von: Ders.: Ueber Gesellschaft, Geselligkeit und Umgang. Hannover 1817. Hg. nach dessen Tode von Carl August Pockels.

69 Gotthold Ephraim Lessing: Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie. In: Lessings Werke, hg. von Kurt Wölfel, Bd. 3, Frankfurt/M. 1967, S. 7–171, hier S. 19 f.

70 Siede (wie Anm. 67), S. 59.

71 Ebd., S. 18, 10.

72 Pockels (wie Anm. 68), S. 18.

gehört seyn will – nicht zu gedenken, daß eine gute Lunge nichts Verdienstvolles ist, und sich mehrere Thierarten vor dem Menschen hierin laut auszeichnen.«[73]

Allerdings gilt für die Aufklärer keineswegs die Maxime »Je leiser, desto zivilisierter«. Sie wenden sich auch gegen das »Kleinlautsein«, den »kriechenden Anstand« von Menschen, »deren Ton immer so klein und sacht ist«[74]. »Fest« und »voll« soll der Bürger sprechen[75] – nicht flüsternd wie bei Hofe mit seiner »oft gewaltsame(n) Unterdrückung unseres natürlichsten Bedürfnisses, nehmlich einer offenen und verständlichen Rede«. Sobald einer lauter werde, fragten die Höheren sofort neugierig, »was der oder jener mit seinem lauten Tone gemeint habe.«[76] Pockels wendet sich dabei nicht nur gegen den Leisetreter, sondern ebenso gegen die Leisetreterin. Zwar predigt er den Frauen die Unschicklichkeit des Lautseins deutlich lauter als den Männern (nichts, meint er, sei »unausstehlicher im Umgange, als das öftere Lautseyn eines Frauenzimmers, besonders junger Mädchen«[77]), doch gleichzeitig lehnt er die schwächlich hauchende Frauenstimme als modische Affektiertheit ab – die Bürgerin soll zwar zurückhaltend sein, aber doch Gesundheit und Tüchtigkeit ausstrahlen: »Ziererey ist (das Leisereden, d.V.) oft wirklich bey Frauen, welche sich selbstbeliebig eine besonders feine Organisation des Körpers angedichtet haben. Sie wollen durch jenes Leisereden interessiren, eine zarte Bildung dadurch andeuten – oder halten es wohl gar für den echten Diskant, für Schönheit und Lieblichkeit der weiblichen Sprache. Oft ist es auch nur Empfindeley, der wehmüthige Ausdruck eines eingebildeten stets leidenden Gefühls, welches nicht einmahl das R. aussprechen mag – als ob die Todesstunde der guten Seele vorhanden sey und der Athem nach und nach auslösche – wie ich dergleichen Frauen mit einer sterbenden Stimme genug gekannt habe, die dennoch meilenweite Spaziergänge machen, und ganze Nächte hindurch mit der größten Anstrengung walzen konnten.«[78]

73 Ebd., S. 16.
74 Siede (wie Anm. 67), S. 31.
75 Ebd., S. 76 f.
76 Pockels (wie Anm. 68), S. 13.
77 Ebd., S. 8.
78 Ebd., S. 12 f.

Lehrreich sind die Ratgeber zudem, weil sie auf divergente, teilweise schwer auszutarierende Stimmanforderungen für die herrschenden Klassen eingehen. So macht Pockels deutlich, dass Machtansprüche sich auch in betont leisem Sprechen ausdrücken können. Als einen »vornehmlich in den höheren Ständen« verbreiteten Übelstand kritisiert er »das zu feine, zu leise und piepende Sprechen so vieler Leute, welches nicht sowohl ein Fehler des Organs, als vielmehr einer (sic) lächerlichen Angewohnheit ist (...). Im Umgange mit Höheren ist man wegen ihrer oft so unverständlichen Aussprache in großer Verlegenheit, wenn man sie fragen und wieder fragen, und dadurch an die Pflicht und Schicklichkeit, deutlicher zu reden, erinnern muß, (was oft sogar übel genommen wird, weil die Großen auch hierin nicht gern Winke vertragen, und zu verlangen scheinen, daß man ihren undeutlichen Vortrag augenblicklich vernehmen soll.)«.[79] Was Pockels dagegen toleriert, sind gewisse laute Berufsstimmen – sie mögen nicht schön sein, seien aber zweckmäßig: »Das nehmliche Lautseyn (wie bei Landleuten, d.V.) beobachten wir selbst oft bey gebildeten Frauen und Männern, welche viel in ihren Geschäftskreisen zu reden haben, und oft wider ihren Willen ihre Stimme anstrengen müssen, z. B. bey Hausmüttern, die einer großen Wirthschaft und vielem Gesinde vorstehen müssen; bey Erzieherinnen und Schulmeisterinnen; bey Criminal- und andern Richtern, die öffentliche Vorträge halten; bey Geistlichen, welche, wie man sagt, die Kirche füllen sollen; bey Schullehrern, die nicht eher zu Worte kommen können, bis sie den Bienenschwarm ihrer Classe überschrieen haben; bey commandirenden Kriegsleuten, und wie die comischen oder tragischen Ueberschreiungen aller Art heißen mögen.«[80] Als Problem wird es jedoch empfunden, dass diese Berufspraktiken zur Habitualisierung tendierten: »Man kennt Männer und Weiber dieser Art,« schreibt Pockels, »welche Versuche machten, dieses Lautreden abzulegen; aber dann reden sie wieder in einigen Perioden in weichen Tönen; dann verfallen sie auf einmahl in das geräuschvolle Lautseyn, so daß die Variation ihrer Stimme für das Gehör lächerlich wird.«[81] Siede sieht dieselbe Gefahr einer déformation professionelle: »Leute, die in ihrem Beruf oft streng und barsch seyn müssen, gewöhnen sich

79 Ebd., S. 9 f.
80 Ebd., S. 18 f.
81 Ebd., S. 19.

diesen Ton leicht an; er klingt bei ihnen leicht unsanft, mürrisch, zänkisch, gebieterisch, verweisend, hizzig, auffahrend.«[82]

Das Lautstärke-Dilemma, das Pockels und Siede ansprechen, ist dem gesellschaftlichen Führungspersonal im Prinzip bis heute geblieben. Allerdings schuf die Entwicklung der Phonotechnik Möglichkeiten, das Problem zumindest in bestimmten Kommunikationssituationen zu entschärfen. Wollte man vordem Kommandogewalt ausüben, ohne das Herrscherantlitz zur Fratze zu verziehen, delegierte man das Lautwerden an Mediatoren, musste dabei aber auf die Wirkung persönlicher Überzeugungskraft verzichten. Mit der Erfindung und Ausbreitung von Mikrophon, Schallplatte, Radio, Tonfilm und Fernsehen kann die »Stimme des Herrn« nun direkt zu einer potentiell unbegrenzten Masse von Adressaten durchdringen, ohne dabei unfein und undemokratisch zu donnern. (Unterstützt von Lautsprechern, kann der Kundgebungsredner nun sogar den Stiel umdrehen und Zwischenrufer, die nach wie vor ihre Stimme erheben müssen, um hörbar zu werden, des wilden Schreiens statt sachlichen Debattierens bezichtigen.) Bei einer deutschen Radiotagung im Jahre 1929, so berichtet Reinhart Meyer-Kalkus, waren sich die Teilnehmer einig, dass überhaupt jeder »theatralische Ton« im Radio deplatziert sei.[83] Als Beispiel für eine adäquate Nutzung des neuen Mediums wird öfter Gottfried Benn genannt, der seine Verse unpathetisch, verhalten vorgetragen, besser: vorgelesen habe.[84] Als stilbildend gilt der quasi-private Ton der Rundfunkansprachen, die Franklin D. Roosevelt seit 1933 an die US-Amerikaner richtet: Sie gingen als »fireside chats«, als Kaminplaudereien, in die Mediengeschichte ein. Die Gewaltpolitiker des Faschismus griffen auch im Rundfunk zu anderen Tönen und drohten dröhnend, ihre Feinde zu zerrrschmetterrrn. Allerdings, Hitler hatte nicht nur »brünstiges Geheul«[85] und krampfhaftes Schreien[86] im Re-

82 Siede (wie Anm. 67), S. 82.

83 Meyer-Kalkus (wie Anm. 17), S. 367.

84 Reinhart Meyer-Kalkus: »Diese preußische Stimme zittert nicht«. Gottfried Benn liest vor. In: Lothar Müller (Hg.): Stimmenzauber. Von Rezitatoren, Schauspielern, Dichtern und ihren Zuhörern. Göttingen 2009, S. 36–47, hier S. 38.

85 Theodor Lipps, zit. nach Göttert (wie Anm. 19), S. 438.

86 Victor Klemperer: »LTI«. Die unbewältigte Sprache. Aus dem Notizbuch eines Philologen. München 1969, S. 59.

pertoire, sondern war durchaus zu Modulationen in Stimmklang und Stimmstärke fähig. »(...) Hitler nutzte nicht nur die Lautstärke aus, ohne die eine ausgeprägte Prosodik nicht möglich ist, sondern verwendete auch einschmeichelnd-melodische Muster in tieferer (›wärmerer‹) Lage.«[87] Dass man von Hitlerreden heute, wie Wolfgang Schivelbusch zu Recht moniert, meist nur die aggressiven Staccato-Fortissimo-Passagen vorspielt[88], leistet dem Zerrbild vom plebejischen Hitler und von der Unbürgerlichkeit des Faschismus Vorschub.

Nur ausschnitthaft belegt, aber doch evident oder besser gesagt audibil ist die verbreitete These, dass im postfaschistischen Deutschland die öffentliche Stimme gedämpfter klinge[89], was einerseits mit der massenmedialen Entwicklung (z. B. den Großaufnahmen im Fernsehen), andererseits mit einer Bemühung um einen moderateren und sachlicheren Politikstil zu tun gehabt habe: gewissermaßen demokratisch-parlamentarischer Nüchternheit[90] – wobei in der Rundfunk-, vor allem der Reportersprache zumindest der 1950er Jahre noch vielfach das »pompöse Trara des Naziansagers« (Edward Rothe) weiterklingt.[91] Auch hier fehlt es allerdings an Untersuchungen, die hinter die großen politischen und massenmedialen Bühnen schauen und der sicherlich uneinheitlichen und auch keineswegs geradlinigen Geschichte des Vorgesetzten-Tons in Familie, Schule, Kaserne, Fabrik, Büro und Sportverein nachgehen.

Noch weniger als über den früh- bis spätbürgerlichen Comment bei der Stimmstärke weiß man über lautes und leises Sprechverhalten in der arbeitenden Bevölkerung. Sicher ist nur die Permanenz der herrschenden Meinung, dass unterschichtlich = unzivilisiert = laut

87 Göttert (wie Anm. 19), S. 439.

88 Vgl. Wolfgang Schivelbusch: Entfernte Verwandtschaft. Faschismus, Nationalsozialismus, New Deal. 1933-1939. Frankfurt a. M. 2008, S. 62.

89 Johannes Schwitalla: Vom Sektenprediger- zum Plauderton. Beobachtungen zur Prosodie von Politikerreden vor und nach 1945. In: Heinrich Löffler, Karlheinz Jakob, Bernhard Keller (Hg.): Texttyp, Sprechergruppe, Kommunikationsbereich. Studien zur deutschen Sprache in Geschichte und Gegenwart. Festschrift für Hugo Steger zum 65. Geburtstag. Berlin, New York 1994, S. 208–224.

90 Vgl. Gundermann (wie Anm. 23), S. 86.

91 Vgl. Hans-Ulrich Wagner: Sounds like the Fifties. Zur Klangarchäologie der Stimme im westdeutschen Rundfunk der Nachkriegszeit. In: Harry Segeberg, Frank Schätzlein (Hg.): Sound. Zur Technologie und Ästhetik des Akustischen in den Medien. Marburg 2005, S. 266 –284, S. 271.

sei, gehe es nun – siehe Pockels – um Bauern oder um Industriearbeiter. Als laut, zu laut betrachtet(e?) die Mittelklasse in den USA die afroamerikanische Unterschicht;[92] dasselbe sagen Deutsche über italienische und türkische Immigranten. Das weckt den Verdacht, dass Einheimische wie Zugewanderte mit niedrigem Status den etablierten Gruppen immer zu laut erscheinen, das heißt, dass diese es womöglich schon als Störung ihrer legitimen akustischen Vorherrschaft empfinden, wenn die anderen ihre Stimme auch nur in der gleichen Lautstärke zu erheben wagen. Dennoch muss die Fama von den lauten bzw. habituell stimmstarken Unterschichten nicht aus der Luft gegriffen sein, sondern kann Teilwahrheiten enthalten. So lässt sich bei bestimmten Sozialmilieus eine Anpassung an eine geräuschvolle Umgebung vermuten: an überbelegte Wohnungen, an Werkstätten und Fabrikhallen. Auch die Notwendigkeit, Körperkraft auszubilden, und die Lust daran, diese Kraft auszuspielen, dürften sich auf die Stimmen bestimmter werktätiger Gruppen auswirken. Damit verbindet sich ein antiasketischer Körper- und Lebensstil, der sich nicht zuletzt in der Stimme zeigt: Der Mund darf weit geöffnet werden, darf lauthals lachen und lauthals sprechen.[93] Die betont »männliche« Männerstimme steht, so Bourdieu, für »Freimütigkeit«, für die »ruhige Gewissheit der Stärke«, aber auch für die Fähigkeit zur verbalen und die Androhung physischer Gewalt.[94] Freilich: Die von Bourdieu nachgewiesene durchschnittliche Habitusdifferenz zwischen Oben und Unten ist zum einen natürlich dem historischen Wandel unterworfen, zum andern schließt sie gravierende Unterschiede innerhalb der popularen Kultur nicht aus: Was für Seeleute und Bauarbeiter zutrifft, gilt nicht für Verkäufer und Büroangestellte und schon gar nicht für Verkäuferinnen und Stenotypistinnen. Überdies ist unterstellbar, dass lohn- und sonstwie abhängige Sozialgruppen in ihrer Arbeitsumgebung, aber auch bei ihren Behör-

92 Henley (wie Anm. 45), S. 108.

93 Bourdieu (wie Anm. 37), S. 67 f.

94 Ebd. Das heißt nicht, dass die bürgerlich-ängstliche Gleichung laut = gewalttätig prinzipiell richtig ist. »Die Stimme des Mannes aus dem Volke ist rauh; er war Soldat und strebt noch immer nach der militärischen Kraft. Der Bürger schließt daraus auf gewaltthätige Sitten und irrt sich in den meisten Fällen.« So Jules Michelet, der große Volksfreund unter den französischen Historikern des 19. Jahrhunderts, in seinem ethnographie-nahen Buch »Le Peuple«. (Jules Michelet: Das Volk. Mannheim 1840, S. 183.)

dengängen, ihren Arztbesuchen usw. häufiger als privilegierte Gruppen zur äußeren Anpassung, zur Mimikry gezwungen sind. Das dürfte zu spannenden Kombinationen und Kompromissbildungen des Stimmklangs führen: Wie klingt ein eigentlich stimmmächtiger Vorarbeiter, wenn er sich vor dem Meister wegen Fehlzeiten rechtfertigt? Wie lacht die Serviererin eines Rotaryclubs mit dem Küchenpersonal über einen Herrenwitz, und wie lacht sie darüber mit Gästen? Gute Schauspieler könnten einem da sicher auf die Sprünge helfen; aber letztlich müssen diese Sprünge hinaus in die Feldforschung führen.

Reinheit, Rauheit

Das klassische, zumindest klassisch-bürgerliche Ideal des Stimmklangs ist die »reintönende Stimme« nicht nur beim Singen, sondern auch beim Sprechen, nicht nur bei Frauen, sondern auch bei Männern. »Ein vorzügliches Erforderniß des männlich schönen Sprechens ist Reinheit«, heißt es 1797 bei J. C. Siede, der im »reinen, glatten Ton« zugleich einen Ausweis anständiger Lebensführung sieht: Sofern sie nicht krankheitsbedingt sei, so sei für eine unreine Stimme »Versäumung, üble Gewohnheit und Nachläßigkeit« verantwortlich: »Am gewissesten verdirbt Lüderlichkeit und Ausschweifung die Stimme und den Sprachton des Jünglings (...); der Ton wird heißer (heiser, d.V.), schwach, bebend und völlig unrein.« Deshalb die Mahnung: »Verderben Sie sich Ihre Stimme nicht, durch zu sehr anstrengende Erhizzungen, durch wüstes rohes Geschrei und Ueberschreien, durch viele hizzige Getränke, durch zu frühes Tabakrauchen, durch unvorsichtige Erkältungen.«[95]

In heutigen Stimmratgebern klingen die Verhaltensempfehlungen freundlicher, doch auch hier findet sich häufig noch dasselbe Belcanto- bzw. Belparlando-Ideal der reinen oder klaren Stimme, die man sich zum Besten der Karriere aneignen solle – was unter anderem eine Sache der »Ess- und Trinkgewohnheiten« sei.[96] Im kulturwissenschaftlichen Stimmdiskurs wird dies Reinheitsgebot immer öfter kritisiert: Das hier waltende Schönheitsverständnis sei puristisch; hier werde al-

95 Siede (wie Anm. 67), S. 74–76.
96 Fischbacher (wie Anm. 12), S. 28.

les ausgemerzt und abgeschliffen, was auf die singuläre Körperlichkeit einer Person verweise.[97] Als Referenz wird dabei häufiger Roland Barthes herangezogen, der in seinem – auf Normen in der Gesangskunst gemünzten – Essay »Die Rauheit der Stimme« und am Beispiel des Baritons Dietrich Fischer-Dieskau die »gefühlsmäßig klare, von einer Stimme ohne ›Rauheit‹, ohne signifikantes Gewicht getragene Kunst« als zu glatt, zu arm bewertet und die Ausdruckskraft einer »körnigen« Stimme lobt: »Bei F.D. glaube ich nur die Lungen zu hören, niemals die Zunge, die Stimmritze, die Zähne, die Innenwände, die Nase.«[98] Ausgeschaltet werde dabei vieles von dem, was die Materialität des Körpers selbst zu sagen habe. Barthes verortet diese gereinigte Stimme in der Mittelstandskultur – und damit in der bürgerlichen Tradition der Unterdrückung oder Sublimierung des »Animalischen«.

Solche theoretischen Positionen sind vermittelt mit kunstpraktischen Strömungen, die gegen die Herrschaft des reinen Wohlklangs aufbegehren. Diese gibt es nicht erst seit kurzem. Was die Sprechkunst angeht, so erinnert Lothar Müller in seinem Durchgang durch die »Vortragskunst von Goethe bis Kafka« daran, dass vor gut 100 Jahren mit dem Naturalismus auch raue, schroffe Stimmen auf den Theaterbühnen einzogen. In Gerhard Hauptmanns »Die Ratten« wird der Kampf um diese anderen Töne thematisiert: Als dort der Theologiestudent Spitta im 1. Akt einem Theaterdirektor mit dem klingenden Namen Hassenreuther vorspricht, senkt dieser den Daumen: Mit diesem »heiseren und scharfen Organ« könne er nicht Schauspieler werden. Spitta wehrt sich: »Wenn es im Leben solche Käuze gibt wie mich, warum soll es nicht auch auf der Bühne solche Käuze geben! Und ich bin der Ansicht, ein wohlklingendes Organ, womöglich verbunden mit der Schillerisch-Weimarischen Schule der Unnatur, ist eher schädlich als

97 »In der ausgebildeten Stimme werden die subjektive Prägung und die unbewussten Markierungen des Körpers zugunsten eines kulturellen Idealbilds zurückgenommen bzw. der bewussten Kontrolle unterworfen. In der nicht ausgebildeten Stimme werden solche unbewussten Markierungen des Körpers, Rauheiten, Spuren der subjektiven Geschichte gewissermaßen ›ungesäubert‹ hörbar. Die Hervorhebung der nicht ausgebildeten Stimme streicht so auch diese singulären, körperlichen Anteile in ihr hervor.« (Miriam Dreysse: »Was erzählt eine alte Stimme, was eine junge Stimme nicht erzählt?« In: Kolesch, Schrödl (wie Anm. 2), S. 70–78, hier S. 71.)

98 Barthes (wie Anm. 7), S. 273 f.

förderlich.«[99] Weit bekannter und weit einschneidender ist das Vordringen »unschöner« Stimmen auf den Musikbühnen. Schon Verdi verstößt zuweilen gegen die Belcanto-Norm[100], in den veristischen Opern von Puccini, Mascagni, Leoncavallo, wo auch öfters Figuren aus dem Volk auftreten, wird der runde, volle, weiche Ton noch häufiger und noch deutlicher verlassen – heftig bekämpft von den Sachwaltern des Wahren, Schönen und Guten.[101] Und ab den 1920er Jahren reüssiert in der Unterhaltungsmusik die heisere, gepresste, »schmutzige« Stimme der Jazz-SängerInnen (wogegen die Schlager jener Zeit noch das Belcanto pflegen). Auch in Liedern und Chorliedern der Arbeiterbewegung wurde die raue Stimme nicht nur nolens-volens belassen, sondern z.T. bewusst herausgestellt: »Dieses Lied singt man am besten so«, schrieb Hanns Eisler 1929 zu seinem »Lied der Arbeitslosen«: »Zigarette im Mundwinkel, Hände in den Hosentaschen, lässige, etwas gebeugte Haltung, leicht gröhlend, damit es nicht zu schön klingt und niemand erschüttert wird.«[102] Der breite Durchbruch der »schreienden«, »schmutzigen« Singstimme kommt dann, wie jeder weiß, mit den neuen Jugendkulturen seit den 1960er Jahren, gesteigert in der nicht zuletzt von jugendlichen Migranten getragenen Hip-Hop-Bewegung, bei denen die Rapper – nicht nur darin avantgardistischen Stimm-Experimentatoren ähnlich – auch vielfach mit stimmverzerrender Aufnahmetechnik arbeiten. Anfang der 1980er Jahre ergab eine Umfrage

99 Zit. nach Lothar Müller: Die zweite Stimme. Vortragskunst von Goethe bis Kafka. Berlin 2007, S. 61.

100 »Die Tadolini hat eine fantastische, klare, reine, kraftvolle Stimme; und ich möchte für die Lady (Macbeth, d.V.) eine raue, erstickte,dumpfe Stimme.« (Guiseppe Verdi an Salvatore Cammarano, Paris 23.11.1848. In: Ders.: Briefe, hg. von Werner Otto. Kassel, Basel 1983, S. 68 f.)

101 »Besonders ist uns das Gefühl, daß im Gesange höchste Schönheit nur in der Weichheit der Stimme zu suchen ist, abhanden gekommen. Das moderne Ohr findet sein Singideal in der Tonstärke und rohen Brustkraft. Tadelte doch kürzlich die Kritik einer modernen Oper, dass einige Sänger zu schön gesungen hätten! Singen und Schreien ist zweierlei; Singen ist eine schwere, gesunde Kunst, Schreien leichter, ungesunder Naturalismus. (...) Nach den veristischen italienischen Opern und den perversen Motiven, welche in einigen modernen Opern kraß-realistisch hervortreten, lechzt die Seele geradezu nach einfacher Harmonik und minder aufreizenden Stoffen.« (W. Reinecke: Ist die Klage über den Verfall der Gesangskunst berechtigt? In: Die Stimme 7, 1912/13, S. 38–41, hier S. 39 f.)

102 Hanns Eisler: Anmerkungen zu den zwei Männerchören op. 14. In: Ders.: Musik und Politik. Schriften 1924–1948. Leipzig 1973, S. 102.

zum Stimmideal von Hannoveraner SchülerInnen (n = 1379), dass 48% sich bei allen vorgespielten Hörbeispielen für die »populäre Stimmqualität« entscheiden und nur 15% für den Belcanto. (Die anderen urteilen nach der Einzelstimme.) Bezeichnend hierbei die Unterschiede zwischen den Bildungsschichten: Für die Popstimmen votierten 68% der HauptschülerInnen, 48% der RealschülerInnen und 30% der GymnasiastInnen.[103]

Das Streben nach Wohlklang, ja sogar der »physiologisch korrekte« Stimmgebrauch werden in den populärkulturellen Szenen abgelöst von einer Orientierung auf »Identität und Individualität«.[104] Diese Identität, auch die körperliche, wird dabei teils ausgedrückt, teils hergestellt, wobei das Mischungsverhältnis sehr unterschiedlich sein kann und es oft nicht klärbar ist, wie weit hier eher eine durch Tabak, Alkohol, Heroin oder einfach: durch das Leben beschädigte oder geadelte Stimmnatur, ein eingeübter Stimmhabitus oder ein ad hoc eingesetztes Stilmittel vorliegen. »Eine raue, unkontrolliert kieksende oder brechende Stimme«, sagt Christian Bielefeldt, könne »ein einfaches gesangstechnisches Misslingen signalisieren, genauso gut aber auch stilgerecht, gewollt und eine mit spezifischer Semantik besetzte Angelegenheit sein«. Bielefeldt warnt – in Absetzung von Roland Barthes – davor, die in der Popmusikologie viel beschworene »Materialität der Stimme« mit einem »Jenseits des Sinns« gleichzusetzen: Es sei untunlich, »das Körperliche der Stimme gegen die Standards expressiven Gesangs auszuspielen, weil das Körperliche in den meisten populären Stilen selbst ein ebenso standardisiertes Ausdrucksmittel darstellt wie stimmliche Limits und Kontrollverluste.«[105] Gegen dieses Postulat verstoßen besonders gerne Charakterisierungen von jeweils exotischen, bei uns z. B. von »schwarzen« Popstimmen. So ist immer wieder von der »keh-

103 Peter Brünger: Pop-Stimmen als neues Stimmideal. In: Musik und Unterricht 3, 12, 1992, S. 37 f.; vgl. auch Ders.: Geschmack für Belcanto und Pop-Stimmen. Eine repräsentative Untersuchung unter Jugendlichen in einer norddeutschen Großstadt. Diss. Hannover 1984.

104 Christoph Herold: Identität und Individualität im Rock- und Popgesang. In: Thomas Kopfermann (Hg): Das Phänomen Stimme: Imitation und Identität. 5. Stuttgarter Stimmtage 2004. Hellmut K. Geissner zum 80. Geburtstag. St. Ingbert 2006, S. 165–168.

105 Christian Bielefeldt: Voices of Prince. Zur Popstimme. In: Ders., Udo Dahmen, Rolf Grossmann (Hg.): PopMusicology. Perspektiven der Popwissenschaft. Bielefeld 2008, S. 201–219, hier S. 210 f.

ligen Stimme afrikanischer Sänger« die Rede, wobei diese zumindest implizit als angeboren und weder als zweite, biographie-erzeugte Natur noch gar als Stilmittel verstanden wird. Einige Studien zu einzelnen Popkünstlern suchen dieser Hör- und Denkgewohnheit entgegenzuwirken. Fernand Hörner z. B. kommt in seiner Analyse eines Videos der französischen Rapper Joey Starr und Kool Shen zu dem Schluss, dass die beiden in Paris aufgewachsenen Sänger in Sprachakzent und Stimmklang auf ihren portugiesischen bzw. karibischen Hintergrund anspielen: Hier sehe man, dass »die Stimmgestaltung immer auch eine bewusste Inszenierung ist, verbunden mit jahrelanger Übung, um ihr eine charakteristische Ausprägung und den Schein der Natürlichkeit zu geben.«[106] Ganz ähnlich argumentieren Johannes Ismaiel-Wendt und Susanne Stemmler in einem Aufsatz über den aus Somalia stammenden Rapper K'Naan. Dessen raue und nasale Stimme werde ständig mit »Afrika« assoziiert, wo doch der unterschiedliche Stimmklang von Sängern mit gleicher Migrationsgeschichte die Existenz eines solchen Kollektivmerkmals falsifiziere: »Wir hören in K'Naans Stimme nicht etwa Somalia und auch nicht eine somalische Stimme, sondern nur eine Inszenierung und vokale ›Übersetzung‹ seines Erlebens. Wir hören ebenso wenig eine migrantische Stimme, sondern nur eine Stimme, die das diasporische Erleben mit dem Körper auszudrücken versucht.«[107]

Die Erfolgsgeschichte des sei's ungeschulten, sei's kunstvoll gepflegten rauen Gesangs hat zweifellos eine politische Dimension. Dass dieser »unzivilisierte« Ton, der vornehmlich – einheimischen wie zugewanderten – Mitgliedern der unteren Klassen zugeschrieben und mit ihnen diskriminiert wurde, inzwischen als legitime Alternative zum Belcanto akzeptiert ist, ist eine Geschichte kultureller Demokratisierung. Zu fragen wäre nun, ob sich ein ähnlicher Geschmackswandel wie bei der Singstimme auch bei der Sprechstimme nachweisen lässt – wobei dieser Wandel sich sowohl als paralleler wie als von der

106 Fernand Hörner: Je suis authentique. Die Rolle der Stimme für die Behauptung von Authentizität. In: Ders., Oliver Kautny (Hg.): Die Stimme im Hiphop. Untersuchungen eines intermedialen Phänomens. Bielefeld 2009, S. 89–112, hier S. 98.

107 Johannes Ismaiel-Wendt, Susanne Stemmler: Barfußästhetik einer afrikanischen Diaspora: Das Körnige der Stimme K'Naans. In: Fernand Hörner, Oliver Kautny (Hg.): Die Stimme im Hiphop. Untersuchungen eines intermedialen Phänomens. Bielefeld 2009, S. 73–87, hier S. 81.

Popkultur beeinflusster Prozess denken lässt. Unser Alltagsohr meint solche Zusammenhänge irgendwie bestätigen zu können, die wissenschaftlichen Ohren aber haben sich für diese Frage noch nicht hinreichend gespitzt. Die soziologische und ethnologische Forschung über heutige Jugendkulturen, die hier gefordert ist, kümmert sich zwar auch um Jugendsprachen, aber nur ganz am Rande um Jugendstimmen; die phonologische Forschung wiederum hat soziale, zumal klassen- und milieubezogene Dimensionen ihres Gegenstands noch allzu wenig fokussiert, und das Forschungsinstitut für die Sozialanthropologie der Stimme ist noch nicht gegründet.

Zur Quellenlage

Die großen Forschungslücken der Stimmanthropologie resultieren nicht einfach aus Desinteresse, sie haben auch und vor allem mit Problemen der Materialbeschaffung zu tun. Was Gegenwartsstimmen betrifft, so steht zwar die notwendige elektroakustische Technik für eine genaue und dauerhafte Tonkonservierung sowie die Abbildung feinster Stimmeigenschaften bereit. Der Aufwand ist jedoch hoch, zumal wenn es um die hier angeschnittene Frage gruppenspezifischer Stimmklänge geht, wozu repräsentative, d.h. umfangreiche Stichproben vonnöten sind.

Weit schwerer hat es selbstverständlich die historische Forschung, zumal wenn sie sich für Stimmen interessiert, die vor der Erfindung des Phonographen anno 1877 erklangen. Was sind die indirekten Quellen, die hier einspringen könnten? Bildliche Darstellungen, die eine Nahsicht auf Sprechende zeigen, könnten einige, sicherlich aber begrenzte Dienste leisten. Notationen von Vokalmusik sagen etwas über die Stimmhöhe bzw. -tiefe, die Sängern bzw. Sängerinnen abverlangt wurde, aber wenig über die zeitgenössischen Sprechstimmenhöhen. Die wichtigste Quelle bleiben hier Texte, die von Stimmfragen handeln, wobei deren Validität – zumindest in puncto Sprechwirklichkeit – sicherlich höchst unterschiedlich und oft schwer zu bewerten ist. Am ehesten wird man neben Literatur über Kunstgesang und KunstsängerInnen solche über die öffentliche Rede (Rhetorik, Homiletik), dazu über Schauspiel- und Rezitationskunst finden. Informationen zur Geschichte der Alltagsstimme muss man sich aus verschiedensten Textgattungen zusammensuchen: aus medizinischer, psycholo-

gischer, pädagogischer und Ratgeberliteratur; aus ethnographischen Werken wie Reise-, Landes- und Ortsbeschreibungen, aber auch der volkskundlichen Lied- und Erzählforschung; aus Biographien und Autobiographien (auch Arbeiterautobiographien[108]) und sicherlich aus Gesellschaftsromanen – eine einschlägige Proust-Passage haben wir bereits zitiert.

Ganz andere Möglichkeiten hat die Stimmhistorik für das 20. Jahrhundert. Um 1900 wurden im deutschsprachigen Raum (auf den wir uns hier beschränken) die ersten phonographischen Sammlungen angelegt. Das Phonogramm-Archiv der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien, das 1899 gegründet wurde und 1901 mit Erhebungen begann, verfügt heute über rund 34 000 Tonaufnahmen von gesprochenem Deutsch: Sammlungen zu Dialekten und Soziolekten (z. B. zur Offiziierssprache), aber auch von Prominenten- und von Kinderstimmen. Einzelne Sprecher sind über Jahrzehnte hinweg dokumentiert.[109] Auf das Jahr 1910 geht das Schallarchiv am Seminar für Sprechwissenschaft und Phonetik der Universität Halle-Wittenberg zurück; es besitzt mehr als 12 000 Sprachaufnahmen, die für die Disziplinen Phonetik, Rhetorik, Sprach-, Sprech- und Stimmstörungen sowie sprechkünstlerische Kommunikation gesammelt wurden. Das seit 1920 existierende Berliner Lautarchiv, heute dem Musikwissenschaftlichen Seminar der Humboldt-Universität angegliedert (es wird derzeit in die Datenbank IMAGO überführt), besitzt neben Musikaufnahmen an die 3800 Sprachplatten, u.a. mit Mundartbeispielen (aus den 1920ern), Prominentenstimmen (1917 bis 1944) und im Ersten Weltkrieg aufgenommenen »Völkerstimmen« aus 250 Nationen.

108 So enthalten z. B. Ludwig Tureks Erinnerungen »Ein Prolet erzählt« zahlreiche Passagen über laute Stimmen: Fast immer ist es die von Vorgesetzten, die Arbeiter dagegen werden bei ihm vornehmlich in Situationen kollektiver Gegenwehr laut. Natürlich sind solche Schilderungen primär Beiträge zur Geschichte von Erzählkonventionen zu diesem Thema; gleichwohl können sie auch die Hypothesenbildung zum realen Sprechverhalten anregen. (Vgl. Ludwig Turek: Ein Prolet erzählt. Leipzig 1968.)

109 Ausführlichere Angaben zu den hier genannten Sammlungen finden sich auf den websites der jeweiligen Institutionen sowie in: Peter Wagener, Karl-Heinz Bausch: Tonaufnahmen des gesprochenen Deutsch. Dokumentation der Bestände von sprachwissenschaftlichen Forschungsprojekten und Archiven (=Reihe Phonai, Texte und Untersuchungen zum gesprochenen Deutsch, 40). Tübingen 1997.

Seit 1932 arbeitet das Archiv für gesprochenes Deutsch (bis 2004: Deutsches Spracharchiv), angesiedelt am Institut für Deutsche Sprache der Universität Mannheim, das umfangreiche Bestände zu deutschen Dialekten, zu Standardsprache, Umgangssprache und Kindersprache enthält, wozu auch größere Sammlungen in vivo aufgenommener alltäglicher Kommunikationssituationen gehören: Familiengespräche, Beratungsgespräche, Gerichtsverhandlungen und »Aufzeichnungen des sozialen Lebens in Mannheim«. Und nicht nur die Sprach- und Kommunikationswissenschaft, auch Mediziner und Psychologen haben seit langem schon Sprechakte tonarchiviert. So hält die Ulmer Textbank der Abteilung Psychotherapie am Klinikum Ulm etwa 10 000 Arzt-Patient-Gespräche von Ende der 1960er Jahre bis in die Gegenwart bereit; und das Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin besitzt eine umfangreiche Sammlung von Videobändern, auf denen die Veränderung von Zweier- und Tischgesprächen in 43 Familien über dreieinhalb Jahre hinweg dokumentiert wurde[110].

Für historische bzw. generationenvergleichende Forschung lassen sich zudem die zahlreichen auf einzelne deutsche Dialekte spezialisierten Sammlungen heranziehen (hier seien nur einige der größeren Sammlungen genannt): Das Phonogrammarchiv der Universität Zürich z. B. dokumentiert seit 1909 Schweizer Dialekte und Soziolekte. Die Tübinger Arbeitsstelle für Sprache in Südwestdeutschland besitzt etwa 2000, seit 1952 entstandene Tonbandaufnahmen gesprochener Sprache. Ebenso weit zurück reichen die Tonarchive des Preußischen Wörterbuchs (Kiel); der Kernbestand des Thüringischen Wörterbuchs (Jena) stammt aus den Jahren 1963/64, der des Bayerischen Wörterbuchs (München) von 1960–1964. Ein besonders wertvolles Merkmal der Dialektarchive ist, dass sie eine hohe Quote von SprecherInnen aus unteren Bildungsschichten aufweisen (zumeist sind die Berufe der ProbandInnen miterhoben worden). Das ist bei den Beständen von Medienarchiven anders, in denen dafür die Geschichte des öffentlichen Sprechens, des politischen wie des künstlerischen, studiert werden kann: Beinahe unendliche Forschungsmöglichkeiten bieten hierfür die Österreichische Phonothek (neuerdings: Österreichische Mediathek), unter deren rund 98 000 Aufnahmen etwa 20 000 Sprechdokumente

110 Manuela Ullrich: Wenn Kinder Jugendliche werden. Die Bedeutung der Familienkommunikation im Übergang zum Jugendalter. Weinheim 1999.

sind (die ältesten stammen von 1900), und das Deutsche Rundfunkarchiv in Frankfurt am Main, das über Aufnahmen der deutschen Sendegesellschaften bzw. der Reichsrundfunk-Gesellschaft ab 1929 verfügt.

So heterogen die Zweckbestimmungen der aufgeführten Sammlungen auch waren: zu einer Sozialanthropologie des Stimmklangs können sie alle beitragen – und die zunehmende Digitalisierung der Bestände vereinfacht die Benutzung. Parallele oder divergente Moden sei's bei der Sing- und der Sprechstimme, sei's bei der Bühnen- und der Alltagsstimme; die Stimmhöhe und Stimmstärke bei zwischengeschlechtlichen Dialogen in verschiedenen Sozialmilieus; der habitualisierte Berufston bei Lehrern, Priestern, Offizieren und seine historischen Veränderungen; Mädchen- und Jungenstimmen sowie deren Unterschiedsgrade in der Nachkriegszeit und heute – das Material und die Technik, diese Themen zu untersuchen, sind vorhanden.

Katrin Pallowski, Bernd Jürgen Warneken:
On the Social Anthropology of the Sound of the Voice

The sound of the voice in normal speech, this powerful medium of everyday communication, has from a folkloristic and cultural studies perspective received little attention to date. This paper intends to encourage such research. It addresses issues pertaining to the historical changes, social differences, and cultural trends to which lower and higher, louder and softer, »purer« and »impurer« vocal sound are subject. It also informs about the existing body of German, Austrian, and Swiss speech documents to which a social and historical anthropology of the sound of the voice, among other fields, has access.

»Nicht zum Geld Verdienen, sondern zu Ehren des Christkindleins«? Absatzmarketing als Ursache der Krippenverbreitung[1]

Markus Walz

Die Forschungsliteratur zu Krippen behandelt Marktbeziehungen, wenn überhaupt, als schlichte Nachfragesteuerung – so meinen beispielsweise Karasek und Lanz, dass die Andachtsbild- und Bilderbogendrucker in die Krippenherstellung einsteigen, sobald die Nachfrage bei handgemalten Papierkrippen markant wächst.[2] Solche Argumentationen vergessen, dass die Mangelwirtschaft bis ins 20. Jahrhundert reicht: Nicht die Nachfrage der Konsumentinnen und Konsumenten dominiert die Märkte, sondern das Verhalten der Produzenten und bestenfalls noch dasjenige des Handels.

Sicherlich trifft es zu, dass sich die häusliche Weihnachtskrippe faktisch im 19. Jahrhundert weit verbreitet. Anliegen dieses Beitrags ist herauszustellen, dass das Absatzmarketing von Herstellern und Händlern die Krippenverbreitung markant begünstigt oder behindert hat. Zur Veranschaulichung der Fragestellung seien zwei bekannte Schlüsselereignisse der Krippengeschichte vorangestellt und deren Marktbeziehung

1 Überarbeitete Textfassung von Referaten am 14.06.2003 auf Einladung der Landesgemeinschaft der Krippenfreunde in Rheinland und Westfalen in der Akademie des Bistums Rottenburg-Stuttgart, Weingarten, sowie am 10.12.2009 auf Einladung der Fachschaft Volkskunde/Kulturgeschichte an der Friedrich-Schiller-Universität Jena.

2 Alfred Karasek, Josef Lanz: Krippenkunst in Böhmen und Mähren vom Frühbarock bis zur Gegenwart. Hg. Erhard Riemann. Marburg 1974, S. 36.

geklärt: der Krippenversand von Gustav Jahn und die Krippenherstellung der Holzschnitzschule Bad Warmbrunn.

Verhüllter Kommerz – kirchliches Beschaffungsmarketing

Als ein wesentlicher Förderer der evangelischen Hauskrippe gilt Gustav Jahn (1818–1888). In der von ihm geleiteten Erziehungsanstalt Züllchow bei Stettin betreibt Jahn seit 1858 ein Versandgeschäft für Christbaumschmuck; diesen – von ihm »Weihnachtsindustrie« genannten – Betrieb betrachtet er als einen Verbreitungsweg der christlichen Botschaft, damit als Aufgabe der Inneren Mission.[3]

Als erstes Angebot soll Jahn – um »rechte kirchliche Sitte« in den pommerschen Familien, denen bis dahin solche Festdekorationen fehlen, zu fördern – kurz vor Weihnachten 1858 vierzig Dutzend Engelfiguren beschafft und zu einem Engelreigen als Christbaumspitze montiert haben.[4] Zweifellos eine Legende: Der gelernte Weißgerber Jahn wird im März 1858 aus seiner anhaltinischen Vaterstadt Sandersleben zum Vorsteher der Züllchower Anstalten berufen[5] – entweder ist der Bericht zurückdatiert oder aber Jahn beginnt den Versandhandel, ohne pommersche Weihnachtsfeiern zu kennen.

1868 beliefert Züllchow eine Krippenausstellung des evangelischen Gesellenvereins Breslau mit Krippenfiguren und Papierkrippen.[6] Kommerzielle Aspekte lässt Jahn nicht anklingen: »Wir haben es von vornherein nicht aufs Geldverdienen abgesehen, sondern in erster Reihe darauf, zu Ehren des Christkindleins den Weihnachtsbäumen einen geeigneten Schmuck zu geben.«[7] Gleichwohl gestaltet er dadurch die wirtschaftliche Grundlage dieses 1831 gegründeten Fürsorgeheims, das seit 1850 mit der drittältesten deutschen Diakonenanstalt verbunden

3 Werner Dicke: Gustav Jahn. Ein Leben im Dienst der Inneren Mission Pommerns 1818–1888. In: Pommersche Heimatkirche (Heimat und Gemeinde). Berlin-Steglitz, Nrn. 27 v. 02.07.1939–51 v. 17.12.1939 (ohne Nrn. 35, 42, 45), o. Pag., hier: Nr. 48.

4 Ebd., Nrn. 32, 48.

5 Ebd., Nrn. 30 f.

6 Josef Lanz: Krippenkunst in Schlesien. Hg. Erhard Riemann. Marburg 1981. S. 6.

7 Dicke (wie Anm. 3), Nr. 48.

ist. Die anstaltseigene Landwirtschaft erweitert er um eine Gärtnerei, der Versuch mit dem Versandgeschäft spricht für Risikostreuung. Gute Umsätze im Versand bringen ihn dazu, nun auch Spielzeug und Krippenfiguren, Geschenkartikel und Bücher anzubieten. »Missionarisch« sind darunter nur die Krippen und Ausschneidebogen zu biblischen Themen.[8]

Kluges Kalkül zeigt Jahn mit der Gründung einer Samenhandlung: Sie ergänzt die Gärtnerei und beschäftigt die Buchhaltung im Sommer – wenn das Weihnachtsgeschäft nicht läuft. Jahns Sohn und Nachfolger, Pastor Fritz Jahn, errichtet 1903 in Züllchow ein »Geschäftshaus« für den Produktmix seines Vaters: Kunstverlag und Samenstube, Krippenschau und Weihnachtsausstellung.[9] Offensichtlich liegt hinter der vorgetragenen religiös-missionarischen Motivation klare Kapitalbeschaffung: Jahn sichert die finanzielle Basis seiner Anstalt, die scheinbar beliebige Produktauswahl orientiert sich an der Auslastung des Personals.

Krippe oder Kasperle – Schnitzen will gelernt sein

Das zweite Fallbeispiel bietet die Holzschnitzschule von Bad Warmbrunn im Riesengebirge, deren Krippenschaffen in den 1920er-, 1930er-Jahren in kirchlichen Zeitschriften, aber auch bei Krippenfreunden, wegen der Orientierung am aktuellen Heimatschutzstil erhebliche Aufmerksamkeit erfährt. Die 1902 eröffnete Schule zieht regional und überregional Schüler an, die in Holzbildhauerei oder Tischlerei aus- und weitergebildet werden. Seit 1903/04 unterrichten dort zwei Holzbildhauer, Joseph Fink aus Ebensee in Oberösterreich und Cyrillo dell'Antonio aus St. Ulrich im Grödnertal.[10]

Den Anstoß zur Gestaltung von Krippenfiguren gibt 1922 der Warmbrunner Pfarrer mit dem Auftrag, für die katholische Pfarrkirche eine Weihnachtskrippe herzustellen. Derartige Auftragsarbeiten sind keine Einzelfälle, die Schule hat bereits eine Kirchenausstattung

8 Hugo Stelter: Geschichte der Gemeinde Züllchow bei Stettin. Züllchow 1936, S. 55 f.; Dicke (wie Anm. 3), Nr. 48.

9 Stelter (wie Anm. 8), S. 56.

10 Cyrillo dell'Antonio: Die Holzschnitzschule in Bad Warmbrunn, von Bruce Stiftung. Hirschberg im Riesengeb. [1927], S. 15, 27 f.

für Liegnitz/Legnica, Skulpturenschmuck für den Ratssaal in Posen/Poznań und – nach dem Ersten Weltkrieg – mehrere Gefallenen-Ehrentafeln gemeistert. Weitere Kirchen- und Hauskrippen folgen. Wie Gustav Jahn setzt dell'Antonio einen religiös-empfindsamen Akzent, sind doch »die Wochen vor Weihnachten die schönsten im ganzen Jahr, weil Lehrer und Schüler gemeinsam an einer dankbaren Aufgabe arbeiten«.[11]

Der Blick auf die Arbeitsergebnisse übersieht, dass die Holzschnitzschule eine Ausbildungsstätte ist. Der Krippenauftrag kommt didaktisch höchst gelegen, weil er, trotz der Einheit der Aufgabe, unterschiedlich anspruchsvolle Lern- und Leistungsgelegenheiten mit umgrenzbaren Einzelergebnissen und Erfolgserlebnissen enthält: »Das Schnitzen von Krippen ist eine der dankbarsten Aufgaben für unsere Schüler. Es kommt dabei nicht darauf an, ob eine Figur zuerst mißlingt; es wird dabei gelernt, und dann kann aus einem frischen Stück Holz eine neue, bessere geschnitzt werden.«[12]

Die didaktische Eignung des Krippenschnitzens gleicht derjenigen der Gestaltung von Kasperlefiguren, die in der Warmbrunner Schule mehrfach »als gern ausgeführte Aufträge ... mit höchstem Vergnügen entworfen und hergestellt« werden.[13] Die konkrete Nachfrage durch Auftraggeberinnen und Auftraggeber wandelt sich zum Ansporn für Schülerinnen und Schüler, bei einer Praxisaufgabe ihr Bestes zu geben. Die Bedeutung dieser Lernstoffe für die Verbreitung des Artikels lässt sich nicht abmessen, da keine Stückzahlen der Krippen- und Kasperlefiguren veröffentlicht sind.

Zum Thema: Absatzmarketing

Die beiden Beispiele haben gezeigt, dass bekannte Ereignisse der Krippengeschichte auf völlig anderen Interessen beruhen und in ihrem tatsächlichen Beitrag zur Krippenverbreitung fragwürdig sein können.

11 Ebd., S. 32 f., 37; Lanz (wie Anm. 6), S. 112.

12 Cyrillo dell'Antonio: Die Weihnachtskrippen der Holzschnitzschule in Bad Warmbrunn. Warmbrunn 1932, zit. in: Günther Grundmann: Die Warmbrunner Holzschnitzschule im Riesengebirge (Silesia: Publikationen des Kulturwerks Schlesien e.V., 1). München 1968, S. 34.

13 Grundmann (wie Anm. 12), S. 33.

Die Dampf-Chocoladen-, Bonbons- und Zuckerwaaren-Fabrik von Franz Stollwerck, Hof-Lieferant in Köln,

beehrt sich, ihren zahlreichen Kunden die Eröffnung eines

WEIHNACHTS-BAZARS

am Dinstag den 15. d. Mts., gegen Abend, ergebenst anzuzeigen.

Die außerordentlich günstige Aufnahme, welche die Ausdehnung des Detail-Verkaufs-Magazins im verflossenen Jahre gefunden, veranlaßte eine Wiederholung zum bevorstehenden Weihnachtsfeste in bedeutend erweiterten Räumen.

Der Bazar bietet eine übersichtliche, nach Preisen und Gattung geordnete Zusammenstellung aller zur Bescheerung für Groß und Klein sich eignenden Gegenstände. Ganz besonders reich ist die Auswahl an Confecten zur Christbaum-Verzierung in: Schaum-Decors, Tragant- und Mandel-Auflauf, Macedoine, Candits d'ornement et brillants, Figuren- und Fantasietheile in Glasur, Liqueur, Conserve und Chocolade. Alles zum Anhängen geeignet.

In Bonbonnières von ½ bis 50 Thalern ist das Neueste aus den ersten französischen, schweizer und deutschen Fabriken in feinem Korb- und Strohgeflecht, Carton, Leder, Metall, Sammt, Seide, Perlmutter, Holzschnitzarbeit mit Mechanik und Musik vertreten, alles auf das Geschmackvollste ausgeführt.

Ganz besondere Aufmerksamkeit ist dem Bestande an Attrapen, Ueberraschungs- und Gelegenheits-Geschenken zugewendet, welche Brauche wohl als eine Specialität des Geschäftes bezeichnet zu werden verdient; hauptsächlich sind hervorzuheben:

a. Bücher-Attrapen, als: Davids Kochbuch, Briefsteller für Liebende, Baedecker's Rheinlande, Lahrer Bote, Schiller's, Göthe's, Klopstock's Werke, Jugend-Album, Volks-Kalender u. s. w. b. Gebäck-, Früchte-, Fisch-, Fleischwaaren- und Delicatessen-Imitationen. c. Geld-Attrapen, als: Silberthaler, Geldpakete, Briefe, Säcke, Rollen, Körbchen u. s. w. d. Sujets à surprise, als: Bouquets mit Fächern, Springfiguren, Caricaturen, Besenruthen, Manufacturen, Haushaltungs-Gegenstände aller Art.

An Etui-Chocoladen ist die Auswahl nicht minder reichhaltig und besonders zu empfehlen: Rhein-, Schweizer-, Fürsten- und Künstler-Albums, religiöse Sujets, Vie parisienne, délices des dames, bâtons royaux, Chocolat des dames, demoiselles, Napolitain, Karten und Geduldspiele u. s. m.

Von Bonbonnièrefüllungen und Tafeldessertis in vielseitigster Wahl sind zu nennen: Mandel-, Liqueur- und Fondant-Dragées, Chocolade-Pastillen, chocolats pralinés, au liqueur, à la duchesse, au nougat, à la crème, à Pavaline, fondants simples, pour boîte, à la pâtes, d'amande, rafraîchissants, parisiens, panachés et decorés; bonbons bourgeois; Noisettes au liqueur, à la crème, Trocaderos, Bonbons du Nord, fruits gelés, etc. etc.

Glacirte und candirte Früchte.

Lübecker und Königsb. Marzipan in 500 Dessins.

Lager engl. Biscuits von Peek, Frean & Co., London.

☛ Die hauptsächlichsten auswärtigen Conditoren Rheinlands und Westfalens können auf Verlangen mit einer Auswahl vorbenannter Fabricate dienen.

NB. Zur Notiz der Auswahl wird jedem Besucher eine Karte behändigt, wovon ein Coupon der Ordnung wegen beim Verlassen getrennt wird.

Neu ausgestellt: „Die Krippe zu Bethlehem" ganz in Zucker gefertigt.

Abb. 1 Ein frühes Beispiel für Krippe und Kommerz, aber kein Beleg für Krippenverkäufe: Breitestes Angebot aller erdenklichen Artikel als Süßwarenerzeugnisse der Firma Stollwerck, Köln – mit einer Zuckerkrippe als unverkäufliches Schaustück (Anzeige in: Kölnische Blätter, 1868, Nr. 347 v. 16.12.)

Umso interessanter erscheinen konkrete Bemühungen von Herstellern oder Händlern, Weihnachtskrippen abzusetzen. Allerdings betreffen bis weit ins 20. Jahrhundert die Absatzbemühungen von Produktions- und Handelsfirmen kaum einzelne Produkte oder gar Produktvarianten, sondern ganze Bündel von Gegenständen – möglicherweise ohne die Nachfragesituation eines einzelnen Artikels zu berücksichtigen. Deshalb werden nachfolgend die Aktivitäten der mit Krippen befassten Branchen nicht anhand der Krippen beleuchtet (z. B. Umsatz Oberammergauer Krippenschnitzer), sondern auf der relevanten Ebene der Produktgruppen (z. B. Oberammergauer Holzschnitzwaren), in deren Zusammenhang die Chancen des Einzelartikels Krippen(figuren) zu suchen sind.

Solche Produktvielfalten veranschaulicht das sächsische Erzgebirge. Drechslerwaren aus Seiffen finden schon 1785 europaweite Verbreitung, doch füllen Haushaltswaren wie Teller, Gebrauchsartikel wie Nadeldosen und diverses Spielzeug das Programm. Krippenfiguren als Massenware sind erst um 1850 mit dem Musterbuch des Spielwarenverlegers Carl Heinrich Oehme, Waldkirchen, nachweisbar.[14] Bei nicht enden wollender Nachfrage können Seiffener Drechsler ihre Produktpalette in verschiedene Richtungen ausdehnen und verwalten eher Mangel, als dass sie an Nachfragegrenzen stoßen. Schon für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts sieht Fritzsch es als typisch an, dass nicht die Kreativität des Drechslers Novitäten erbringt, sondern die Großhändler und Verleger von den Messen oder aus den Großstädten Neuheiten mitbringen, die sie als die Nachgestaltung lohnend beurteilen.[15] In der Vielfalt von Weihnachtsartikeln greifen sie erst nach dem Lichterengel (um 1830), dann nach Nussknackern (um 1840) und Räuchermännchen (um 1850).[16]

Eine durchgehende Linie in derartigen Produktpaletten ist markant und besitzt in mehreren analysierten Beispielen große Bedeutung: Kleinformatige, preiswerte Krippenfiguren – wie sie für die weite Ver-

14 Manfred Bachmann: Holzspielzeug aus dem Erzgebirge. 4. Aufl. Dresden 1994, S. 24–26; Claus Leichsenring: Erzgebirgische Weihnachtspyramiden. Entwicklung, Herstellung und Gestaltung (=Weiß-Grüne Reihe [der] Landesstelle für erzgebirgische und vogtländische Volkskultur, 2). Dresden 1993, S. 53.

15 Karl-Ewald Fritzsch: Erzgebirgische Spielzeugmusterbücher. In: Deutsches Jahrbuch für Volkskunde 4, Teilbd. 1, 1958, Berlin, S. 91–128, hier S. 98.

16 Bachmann (wie Anm. 14), S. 204, 213, 228.

breitung als Hauskrippen notwendig sein dürften – ordnen viele herstellende oder handelnde Unternehmen der Gattung Spielzeug zu. Ein typisches Beispiel liefert folgender Anzeigentext: »Kinder-Spielwaaren in schöner und großer Auswahl, vollständige heil. Krippen, sowie alle Sorten Puppen-Gestelle, nebst allen dazu passenden Köpfen mit und ohne Haare, zu ganz billigen Preisen empfiehlt Kath. Junck, Seidmacher 2«.[17]

Wegen der Vorgehensweise als Sekundäranalyse reicht der Blick nur so weit, wie einschlägige Untersuchungen tragen. Tragfähiges Material steht bereit für Holzschnitzwaren aus dem oberbayerischen Oberammergau und dem Südtiroler Grödnertal, Papiermaché-Figuren aus Thüringen und Papier-Ausschneidebogen aus dem brandenburgischen Neuruppin oder dem württembergischen Esslingen. Eine für die Analyse nachteilige blinde Stelle der Forschung betrifft die im 19. und frühen 20. Jahrhundert beliebten Gipsgussfiguren.

Krippenverbreitung gleich Marktareal-Ausdehnung

Der Fokus auf Absatzmarketing mag zunächst nur als Neuakzentuierung von Bekanntem erscheinen: Was die Volkskunde als räumliche Diffusion, als Verbreitungsgeschichte betrachtet, erscheint in der Marketing-Sichtweise als Ergebnis einer Absatzsteigerung durch Erweiterung des räumlichen Absatzgebiets; wegen der Bearbeitung von Produktgruppen oder -gattungen ergeben sich jeweils Marktareal-Ausdehnungen mehrerer Artikel.

Derartige Anstrengungen ermöglichen den Geschäftserfolg der Grödner Holzschnitzerei. Die dortige Schnitzerei von Massenartikeln setzt im zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts mit der Anfertigung hölzerner Bilderrahmen ein; die Produktpalette reicht um 1800 von Kinderspielzeug über Kruzifixe bis zu Heiligen- und Krippenfiguren, wobei nun das Holzspielzeug an erster Stelle steht. Erfolgreichstes Einzelprodukt während des gesamten 19. Jahrhunderts ist die hölzerne Gliederfigur in diversen Größen (zwischen 1,4 und 64 cm), ihr folgen Tierfiguren; die Krippenfiguren haben keine Bedeutung. Ältester Absatzkanal sind örtliche Wanderhändler und -händlerinnen, die (außer

17 Kölnische Blätter, 20.12.1866, Nr. 355.

ihren handgearbeiteten Spitzen) auch Schnitzprodukte verhausieren. Um 1750 sind die ersten Grödner nachweisbar, die auswärts, etwa in Perugia, Neapel, Pavia, Cadiz oder Lissabon, Krämerläden – für Holzschnitzwaren, Textilien oder auch Gebrauchtgüter – betreiben. 1807 betätigen sich 348 Grödner in 130 auswärtigen Orten; davon leben 229 Händler in 69 Städten der italienischen Halbinsel, 52 in 30 österreichischen Städten, 28 in 15 spanischen, 13 in vier französischen Städten. Anscheinend bevorzugen die (mehrheitlich ladinischen) Grödner romanische Sprachräume und das benachbarte Österreich. Im frühen 19. Jahrhundert entwickeln sich aus Warenaufkäufern der auswärtigen Grödner Handelshäuser mehrere Verleger, die Erzeugnisse von abhängigen Heimarbeitern auch anderwärts weiterverkaufen. Hauptabsatzgebiete bleiben Italien, Frankreich, England und Nordamerika.[18]

Der Geschäftskreis für Oberammergauer Holzschnitzwaren hat interessante Berührungspunkte mit den Grödnern. Die schon 1508 nachgewiesenen Ausgangsprodukte in Oberammergau sind »feine Bildschnitzereien und Cruzifixe«; seit 1681 ist die Bildschnitzerei als zunftfreies, aber örtlich begrenztes Gewerbe reguliert. Um 1800 besteht das Sortiment aus Krippen, Kruzifixen, Heiligenfiguren, Gnadenbildkopien und verzierten Gebrauchsgegenständen, unter denen Spielzeuge dominieren. Der Spielzeugmarkt ist umkämpft, doch Oberammergau besetzt erfolgreich das obere Preissegment, während die anderen Holzspielzeugzentren eher zum preisgünstigen Massenmarkt tendieren.[19] Die erwähnten auswärtigen Grödner Händler setzen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch große Teile der Oberammergauer Holzschnitzproduktion ab; möglicherweise regen sie als Hauptabnehmer auch die vermehrte Spielzeugproduktion in Oberammergau an, wenn sie ihr Warenangebot neben Grödner Produkten mit anderen Erzeugnissen abrunden wollen.

Anhand relativer Zahlen will Zull zeigen, wie die Bedeutung des von Grödnern ausgelösten Umsatzanteils immer mehr abnimmt. In den

18 Marina Demetz: Hausierhandel, Hausindustrie und Kunstgewerbe im Grödental vom 18. bis zum beginnenden 20. Jahrhundert (=Tiroler Wirtschaftsstudien, 38). Innsbruck 1987, S. 21–23, 91–97; Rita Stäblein: Altes Holzspielzeug aus Gröden. Die Entwicklung einer Heimindustrie. Bozen/Bolzano 1980, S. 13–16, 101, 110.

19 Gertraud Zull: Oberammergauer Schnitzereien. Gewerbe und Handel in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (=Bayerische Schriften zur Volkskunde, 4). München 1995, S. 13–15, 92 f.

Tab. 1 Relative Anteile der einzelnen Holzschnitzprodukte und -produktgruppen an der Gesamtabsatzmenge beim Verlag Georg Lang sel. Erben, Oberammergau, im Geschäftsjahr 1839 (Quelle: Zull, Oberammergauer Schnitzereien, Tab. 1)

Tab. 2 Warenumsatz des Verlags Georg Lang sel. Erben, Oberammergau, zwischen 1800 und 1839: Gesamtumsatz im Vergleich zum Umsatzanteil aus der Belieferung von aus dem Grödnertal stammenden Händlern (jeweils in Gulden) (Quelle: Zull, Oberammergauer Schnitzereien, Tab. 16 f.)

absoluten Umsatzzahlen des Verlags Georg Lang sel. Erben lässt sich allerdings viel markanter ablesen, dass der Verlauf des Gesamtumsatzes und des Grödner Umsatzanteils von 1800 bis 1823 in hohem Maß übereinstimmen, danach aber der ohne Grödner Hilfe erzielte Absatz in drei Stufen (ab 1824, ab 1829, ab 1833) emporklettert und sich dadurch der Gesamtumsatz binnen fünfzehn Jahren mehr als vervierfacht.[20]

Demnach lassen sich die Absatzmöglichkeiten durch Grödner Händler in Italien und Frankreich nicht beliebig steigern; Firma Lang erhöht ihren Gesamtumsatz, indem sie sich unverändert der Grödner bedient und eigene Absatzbemühungen in den von Grödnern schlecht erreichten Gebieten aufsattelt: Der Firmeninhaber Johann Evangelist Lang stellt seit 1832 auf der Messe in Offenbach am Main aus, ab 1839 arbeitet ein freier Handelsvertreter auf Provisionsbasis zu; Aachen und Bielefeld, Schwäbisch Hall und Regensburg sind als Lieferadressen bekannt. Gegen 1850 umreißt Lang sein Absatzgebiet mit Preußen, Sachsen, Frankfurt, Hamburg, Schweiz, Frankreich, England, Belgien, den Niederlanden, ferner mit Nord- und Südamerika und Ostindien.[21]

Die detaillierten Untersuchungen von Zull gestatten, die positive Geschäftsentwicklung auch mit Produktgruppen zu belegen. 1838/39 sind »Fadengaukler« (Hampelmänner) und »Steckengaukler« die wichtigsten Waren bei Lang mit einem Absatzanteil von fast der halben Gesamtstückzahl; alle Spielsachen zusammengenommen bestreiten rund vier Fünftel, während religiöse Plastiken nur ein gutes Sechstel der Absatzmenge dieser beiden Jahre bringen. Ein verbreitertes, in den Absatzmengen aber nicht greifbares Sortiment zeigt sich, wenn Firma Lang ihre Preisliste um 1850 in Galanteriewaren, Kinderspielwaren, religiöse Gegenstände und Christusbilder – allein von diesen hält man 250 »Sorten« vor – gliedert.[22]

Mit einem Prozent des Gesamtabsatzes (1838/39) spielen Krippenfiguren offensichtlich keine Rolle, obschon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts etliche Varianten geläufig sind: Einzelfiguren und starre Szenen, angekleidete Gelenkglieder- und Drahtfiguren, auch Sätze von Köpfen, Händen und Füßen, aus denen man selbst eine Figur erarbei-

20 Ebd., S. 332 u. Tab. 16, S. 311–313, Tab. 17, S. 332 f.

21 Karl Gröber: Alte Oberammergauer Hauskunst. Rosenheim 1980, S. 34; Zull (wie Anm. 19), S. 295 f.

22 Zull (wie Anm. 19), S. 92 f. u. 94, Tab. 1: Jährliche Produktionszahlen [1830–1839], S. 295 f.

ten muss. Der Firmengründer Georg Lang stellt 1819 in Augsburg ein raumgreifendes Einzelstück zur Schau, ein Modell der Heiligen Stätten mit Figuren – von der Geburt Christi bis Gethsemane – dieses selbstgefertigte Objekt erscheint wie ein Leistungsbeweis und ein Alterswerk des 72-Jährigen. Von Massenabsatz ist nie die Rede, am ehesten noch bei den »Kripl«, fest montierten Anbetungen des Christuskindes durch Hirten und die Drei Könige, die in Italien geschäftsansässige Grödner Händler dutzendweise ordern – sodass die Annahme berechtigt ist, dass »Kripl« im Grödnertal gar nicht oder nicht in ausreichender Menge angefertigt werden.[23]

Portfolioanalyse – Produkte als Stars und Sternchen

Ein Unternehmensberatungskonzept aus den 1960er-Jahren, die so genannte Vier-Felder-Portfolio-Analyse, fragt nach dem relativen Marktanteil und der erwarteten Marktentwicklung der verschiedenen Erzeugnisse einer Firma. Erstrebt sind »Star-Produkte«, bei denen hohes Marktwachstum für den Artikel und ein hoher Marktanteil des untersuchten Unternehmens zusammentreffen, während blühende Produkte, an denen das Unternehmen nur einen geringen Marktanteil erreicht, genau zu prüfen sind. Vergleichbare Produktbeurteilungen kennt auch das 19. Jahrhundert.

Dass eine Durchsicht der Produktpalette die Marktchancen der Weihnachtskrippe übersehen kann, präsentiert die Vielfalt der Papiermaché-Erzeugnisse, unter denen Krippenfiguren sehr spät vorkommen. Papiermaché ist eine teigige Masse mit den Grundstoffen Papierfasern und Klebmittel, die bereits um 1750 im nordböhmischen Grulich/Králiky zur Figurenproduktion eingesetzt wird.[24] Papiermaché-Fi-

23 Zull (wie Anm. 19), S. 26, 32, 35 f.

24 Erk Baumann: Krippenfiguren aus Industrieproduktion im Thüringer Raum. In: Spiel- und Krippenfiguren aus dem thüringisch-fränkischen Raum. Beiträge zur Geschichte der Massefiguren. Begleitheft zu den Sonderausstellungen »Kleine Welt in Masse«, »Thüringer Weihnachtskrippen«. Sonneberg, 1995, S. 67–102, hier: S. 71 f., 76. (Erstveröffentlichung, ohne den firmengeschichtlichen Anhang. In: Krippe – Ausdruck des Glaubens. Volkskunst und religiöses Brauchtum. 75 Jahre Bamberger Krippenfreunde [=Schriftenreihe der Pressestelle des Erzbischöfl. Ordinariats, 14]. Bamberg 1994, S. 27–40.)

Christbaumschmuck und Puppen
sind meine diesjährigen Spezialitäten, die in meinem Zweiggeschäft
Brückenstraße 46
ausgestellt sind. Bitte beobachten Sie in meiner Schaufenster-Ausstellung die konkurrenzlos billigen Preise. Besonders verweise ich in Christbaumschmuck auf meinen Schlager-Karton:
12 Kugeln zu 10 Pfg.
Außerdem gebe ich bei Einkauf von Mk. 5.—
eine Krippe gratis.
Sie schädigen sich selbst, wenn Sie bei Einkäufen in Christbaumschmuck und Puppen nicht zuvor die billigen Preise in meinen Schaufenstern prüfen.
An Wiederverkäufer kann meiner billigen Auszeichnung wegen in diesem Jahre nicht geliefert werden.
Johs. Radermacher, Weltversandhaus.
Zweiggeschäfte:
Brückenstr. 46 (an der Wenzelgasse) | Ecke Max- u. Breitestr. (3 Minuten vom Markt)
Telefon 2607.

Abb. 2 Der Saisonartikel Christbaumschmuck dient dem Bonner »Weltversandhaus Rademacher« als Blickfang für sein Spielzeugangebot; die aggressive Preisgestaltung setzt die Draufgabe nicht näher beschriebener Krippen als zusätzlichen Kaufanreiz ein (Anzeige in: Deutsche Reichszeitung, 1912, Nr. 760 v. 07.12.)

gurenherstellung kennzeichnet insbesondere das »Spielzeugland« im Herzogtum Sachsen-Meiningen. Dort wird 1781 eine überörtliche Bossierer- und Puppenmacherzunft zugelassen, die Puppen und Spieltiere aus einer Masse auf Schwarzmehlbasis, dem so genannten »Brotteig«, anfertigt. Dieses Handwerk darf laut Innungsstatut auch Puppenteile drechseln und seine Produkte selbst bemalen; bei den Meisterstücken (je ein Pferd, Soldat und ein »jederzeit nach der neuesten Mode frisiert und gekleidetes Frauenzimmer«) liegt großer Wert auf der Vorschrift »alles aus freier Hand, und ohne eine Form dabei zu gebrauchen«.[25] Der anspruchsvolle, auf Einzelfertigung setzende Charakter des Bossiererhandwerks ist deutlich.

1805 werden die ersten beiden Bossierer privilegiert, nun aus dem schädlingsresistenten Papiermaché zu arbeiten. Den Durchbruch zur Produktion großer Mengen ermöglichen Modeln, in denen Papiermaché-Halbfiguren gedrückt werden, um sie anschließend zur vollrunden Figur zusammenzufügen; um 1818 stehen Gipsformen zur Verfügung, zwischen 1823 und 1832 werden haltbarere Schwefelformen entwickelt. 1840 zählt Sachsen-Meiningen 224 Bossierer, aber schon 527 »Drücker« (Papiermaché-Arbeiter).[26] Zu dieser Zeit haben bereits die angrenzenden Länder andere Papiermaché-Rezepturen privilegiert (1806 Sachsen-Hildburghausen, 1822 Sachsen-Gotha), mit denen Puppenproduktionen in Hildburghausen und Waltershausen aufblühen.[27]

Erfolgsgrundlagen gedrückter Papiermaché-Erzeugnisse sind die standardisierten, in hoher Stückzahl herzustellenden Produkte und die billigen Arbeitskräfte: Die Arbeit erfordert keine Ausbildung – die Bossiererzunft nimmt keine Drücker auf – und geschieht in Heimarbeit (also ohne Gebäude- und Ausstattungskosten); die Gesundheitsgefähr-

25 Innung[sstatut] des Handwerks derer Pußirer und Puppenmacher in denen drey Herzogl. Sächsisch Aemtern Sonneberg, Schalckau und Neuhauß. Meiningen, 24.08.1781. Wiedergabe, S. 401–404, in: Emmy Lehmann: Die Sonneberger Puppenmacher. In: Deutsches Jahrbuch für Volkskunde 4, Teilbd. 2, 1958, Berlin, S. 393–424, hier S. 402 f.

26 Gudrun Volk: Auf dem Weg zum Erfolg (Von den Anfängen bis 1862). In: Thüringen. Spielzeug aus Sonneberg. Die Tradition der Herstellung von Spielzeug in Stadt und Land Sonneberg. Eine Ausstellung i. Zsarb. m. d. Dt. Spielzeugmuseum. Hamburg 1997, S. 38–50, hier S. 48 f.

27 Gudrun Volk: Zur Geschichte der Thüringer Puppenindustrie. In: Puppen aus Thüringen vom 18. bis 20. Jahrhundert. Mit Beitr. v. Torkild Hinrichsen [u. a.]. Hg.: Altonaer Museum in Hamburg. Königstein 1998, S. 3–10, hier S. 4.

dung durch Schwefelformen – Drückerinnen und Drücker haben eine Lebenserwartung von 30 Jahren – bleibt unbeachtet. Der Sonneberger Papiermaché-Produkte-Export steigt von 18.000 (1826) über 40.000 (1840) auf mehr als 200.000 Zentner pro Jahr (um 1900).[28]

Das Produktportfolio des »Spielzeuglandes« regieren nicht die Produzenten, sondern Großhändler: Seit 1735 sind europaweit vermarktende Holzspielzeug-Großhändler belegt, die sich zugleich als Spielzeug-Verleger betätigen; von 1789 bis 1869 haben dreißig Kaufleute das Handelsmonopol für Sonneberger Erzeugnisse, sie dürfen seit 1817 Produkte zurückweisen, für die sie keinen Absatz finden.[29] In den Nachbarländern entwickeln sich vergleichbare Unternehmen ohne Monopolstellung. In Waltershausen dehnt Johann Daniel Kestner junior zwischen 1815 und 1820 seine Warenpalette (von Hemdknöpfen und Schreibtafeln kommend) auf Puppen, Spielfiguren, Papier, Leder, Pergament, Tabak, Kaffee, Gips, Gummi, Leim, Garn und Batist aus. 1822 erhält er eine Konzession zur Pappeherstellung aus »Papierspänen und Maculatur«, 1824 beschafft er die ersten Papiermaché-Druckformen. Noch 1833 stehen bei Kestner im Warenwert Knöpfe an erster Stelle, doch nehmen Puppen mehr und mehr vom Geschäftsumfang ein.[30]

Die Orientierung auf Spiel-, Haushalt- oder Galanteriewarenhändler veranlasst die Großhändler, entsprechend geeignete Produkte in ihr Angebot aufzunehmen, etwa Blechspielzeug, Gesellschaftsspiele, Schiefertafeln, Griffel, Korbwaren, Glas- und Porzellanwaren.[31] Bei dieser Abrundung der Produktpalette stehen Waren aus anderen Gegenden neben Erzeugnissen aus dem »Spielzeugland« (dort florieren zwischen 1835 und 1880 auch der Abbau und die gebrauchsfertige Bearbeitung

28 Lehmann (wie Anm. 25), S. 409, 411; Udo Leitner: Spezialisten der Puppenmacherei. In: Altonaer Museum in Hamburg (wie Anm. 27), S. 11–14, hier S. 12.

29 Volk (wie Anm. 26), S. 41, 43 f.

30 Thomas Reinecke: Johann Daniel Kestner jun. und die Anfänge der Waltershäuser Puppenproduktion. Leipzig: Fachschule für Museologen, Abschlussarbeit, 1990, S. 8 f., 13–16 und Anlage (Kopie der Konzessionsurkunde v. 30.1.1822).

31 Jutta Arsenova: Sonneberger Spielfiguren aus Masse des 18. und 19. Jahrhunderts. In: Spiel- und Krippenfiguren aus dem thüringisch-fränkischen Raum. Beiträge zur Geschichte der Massefiguren. Begleitheft zu den Sonderausstellungen »Kleine Welt in Masse«, »Thüringer Weihnachtskrippen«. Sonneberg 1995, S. 7–36 hier S. 27–29.

von Griffelschiefer[32]). So ist anzunehmen, dass auf Druck der Großhändler im Sonneberger Raum vorwiegend technisch oder preislich konkurrenzlose Artikel entstehen, die den Produktgattungen der belieferten Groß- und Einzelhändler entsprechen. Nach 1840 – passend zur Innovation der Schwefelformen – vermehren sich die Spielfiguren aus Masse (Papiermaché) in den Musterbüchern der Handelshäuser.[33] Die breite Produktpalette reicht von diversen Tierfiguren über Soldaten bis zu Weihnachtsmännern und Krippenfiguren. Großabnehmer sitzen in England; der Export reicht von Frankreich bis Russland, von Italien bis Schweden, außerdem nach Nordamerika.[34]

Die besten Voraussetzungen für eine expandierende Krippenfigurenproduktion, wären da keine Produktionsgrenzen: Die Konzentration auf Spielzeug lenkt den Hauptabsatz der Waren auf das wesentliche Geschenkfest, Weihnachten (in den Niederlanden Nikolaus), sodass eine Heimarbeitssaison für Spielwaren ab Mai bis November, mit Höhepunkt im August/September entsteht.[35]

Eine sinnvolle Programmabrundung wären demnach Waren ohne weihnachtliche Terminbindung. Brauchbare Ideen kommen aus Neustadt bei Coburg: 1846 entstehen dort die ersten »Attrappen«, Papiermaché-Figuren als dekorative Warenverpackungen; besonders erfolgreich sind die in den 1880er-Jahren entwickelten Artikel für das amerikanische Halloween-Fest sowie Osterhasen. Zur Ausnutzung der arbeitslosen Monate Dezember bis Februar laufen nun, trotz geringerer Nachfrage, Osterartikel. Masken für Silvesterball und Karneval verschaffen keine Entlastung, da die Produktionszeit nur unwesentlich von der »Weihnachtsartikel-Zeit« abweicht. Ganzjahresprodukte, zumeist Artikel für Erwachsene, bleiben die Ausnahme: karikaturartige Aufstellfiguren von Berühmtheiten oder von vorgeblichen Nationalcharakteren, Scherzfiguren wie »Dukatenmacher« (Menschen in Goldesel-Tätigkeit), Hunde mit Katzen-Wickelkind im Arm (und umgekehrt), ferner Behältnisse (für Streichhölzer, Fidibusse, Bonbons

32 Ernst R. Fugmann: Der Sonneberger Wirtschaftsraum. Beiträge zur Wirtschafts- im bes. Industriegeographie des Südthüringer Waldes und seines Vorlandes. Würzburg, Univ., naturwiss. Diss. 1939, S. 114–116.

33 Arsenova (wie Anm. 31), S. 13.

34 Ernst Hofmann: Sonneberger Spielzeug erobert die Welt (1862–1945). In: Volk (wie Anm. 26), S. 51–77, hier S. 53.

35 Ebd., S. 65.

usw.) als Figuren mit einem Aufbewahrungsfach im Sockel oder als Männerkopf, der aus einem Fass, als Frauenkopf, der aus einem Pantoffel schaut.[36]

Die Entwicklungsfähigkeit des speziellen Marktes für Krippenfiguren fällt in der Vielfalt universell verkäuflicher Spielwaren und Geschenkartikel kaum auf. Der älteste bekannte Krippenfigurenhersteller ist Rudolf Apel in Oberlind (1844). Der Familienüberlieferung zufolge haben Apel und dessen Frau in Heimarbeit mit Krippenfiguren begonnen; 1855 kann er sich ein eigenes Wohnhaus leisten, ein separates Werkstattgebäude fehlt noch. Selbst wenn dies eine eigenständige Firma und nicht bloß eine Heimarbeiterfamilie gewesen ist, veranschaulicht diese Zimmerproduktion die regionale Geringschätzung der Krippenproduktion. Ein konkreter, auswärtiger Auftraggeber lässt den Beleg noch zufälliger erscheinen: »Pastor Jahn, der Leiter der Züllchower Anstalten«, soll Apel zur Krippenherstellung angeregt haben. Wie wir aus dem Leben von Gustav Jahn (nicht Pastor Jahn) wissen, kann dies erst um 1860 erfolgt sein. So hätte Gustav Jahn auf der Suche nach zusätzlichen Weihnachts-Versandartikeln einen kleinen Papiermaché-Verarbeiter gefunden und zur Auftragsarbeit verpflichtet. Anscheinend vermag eine kirchliche Anstalt Waren en gros zu bestellen, ohne dass die Handelsmonopolisten das unterbinden. Die in Apels Todesjahr 1886 beschriebene Spezialisierung der Firma auf Missionssammeldosen und Krippenfiguren spricht für eine erfolgreiche Zusammenarbeit im kirchlichen Milieu. Ein weiteres Indiz für Erfolg in der Marktnische geben die erzgebirgischen Produzenten von Weihnachtspyramiden, die von Apel große Mengen Papiermaché-Krippenfiguren zur Bestückung der Pyramiden beziehen.[37]

36 Arsenova (wie Anm. 31), S. 15; Fugmann (wie Anm. 32), S. 255, 260; Hofmann (wie Anm. 34), S. 53, 65, 71; Reinecke (wie Anm. 30), S. 22 f.

37 Baumann (wie Anm. 24), S. 73, 82–84; Leichsenring (wie Anm. 14) S. 55.

Früchte des Erfolgs: horizontale oder vertikale Unternehmensausdehnung

Sofern Gewinne nicht abgeschöpft werden, stehen erfolgreiche Unternehmen vor der Entscheidung, angesammeltes Kapital einzusetzen. Zeittypische Verhaltensweise erfolgreichen Managements ist zunächst die Erhöhung der eigenen Fertigungstiefe, um unabhängiger zu werden oder knapper kalkulieren zu können; anhaltende Reingewinne finanzieren möglicherweise ein Breitenwachstum des Unternehmens in neue Geschäftsfelder, auch über ein für das Kerngeschäft sinnvolles Maß hinaus.

1870 eröffnet Franz Hermann Bercker seine Buchbinderei in Kevelaer; mit der Idee für Zelluloid-Buchdeckel kommt 1874 Hermann Butzon in dieses Geschäft. Um 1900 legen sich Butzon & Bercker einen eigenen Buchverlag zu, 1918 eine Druckerei. Nun ist für Bücher eine hohe Fertigungstiefe erreicht. Aus der Ledereinband-Werkstatt entfaltet sich eine Täschnerei, die Taschenkalender-Umschläge, aber auch Kassetten und Portemonnaies herstellt. Eine Schreinerei verwandelt hauseigene Kunstdrucke in gerahmten Wandschmuck. Der örtliche Markt des Wallfahrtsorts Kevelaer kann derartige handliche Gegenstände als Pilgerandenken aufnehmen und regt zur Produktionsverbreiterung an: Butzon & Bercker verfügen in der Zwischenkriegszeit über eine Bronzegießerei für Plaketten und Medaillen und über eine Bildschnitzerei, die unter anderem Krippenfiguren fertigt. Der Kundenkreis reicht bis Skandinavien: 1929 beliefern Butzon & Bercker eine lutherische Kirche in Malmö, die so die älteste Kirchenkrippe Schwedens erhält.[38]

Der J.-F.-Schreiber-Verlag in Esslingen wird 1831 als lithografische Anstalt gegründet, er beginnt mit Stadtansichten, Andachtsbildchen und Bilderbogen, entwickelt sich zum erfolgreichen Kinderbuch- und Schulwandbild-Produzenten. Der wachsende Lehrmittelmarkt absorbiert Schreibers Expansionsneigungen. 1877 nimmt Schreiber ein neues Geschäftsfeld auf, indem er die Lithosteine des vorwiegend Pa-

38 Karl Krug: 1870–1970 Butzon & Bercker Graphischer Betrieb Kevelaer. Kevelaer 1970; Nils-Arvid Bringéus: Die Einführung der Weihnachtskrippe in schwedischen Kirchen. In: Edith Ennen, Günter Wiegelmann (Hg.): Festschrift Matthias Zender. Studien zur Volkskultur, Sprache und Landesgeschichte. Bd. 1. Bonn 1972, S. 182–194, hier S. 185.

piertheater druckenden Stuttgarter Verlags E. Roth und die Papiertheater-Steine des dort weiter bestehenden Verlags Halder & Cronberger aufkauft. In Absatzmarkt-Segmenten gesprochen, wendet sich Schreiber neben Lehrmittel- und Buchhandlungen nun zusätzlich an Schreib- und Spielwarenhandlungen. Bei den Rothschen Steinen finden sich auch Krippen-Ausschneidebogen. Vernetzungen der Produktionen zeigt das »Media-Cross-Over« einer fast fünfzig Jahre im Angebot gehaltenen, zehn Druckbogen umfassenden Krippe, die Schreiber 1888 auch fertig montiert als Aufstellbuch verbreitet. Nach 1910 kauft Schreiber noch eine Produktreihe hinzu, »Teubners Künstler-Modellierbogen«. Das sind Militaria-Bögen, aber auch hier steckt eine Krippe dazwischen. Schreiber verlegt bis 1958 Krippenbogen.[39]

Ein ähnlich breites Wachstum führt Oberammergaus dominierendes Handelshaus, Georg Lang sel. Erben, in entlegene Geschäftsfelder, weitab von Krippen und Kruzifixen: Firma Lang betreibt, angeregt durch den aufblühenden Passionsspiel-Tourismus, nicht nur Fremdenzimmer im Firmensitz sowie ein privates Naturfreibad, sondern errichtet einen Berggasthof, den man heute Wellness-Hotel nennen würde; ferner gliedert sich 1890 eine Buchhandlung an, seit 1900 tritt man als Verlag für die englische Übersetzung des Passionsspieltextes und eigene Ansichtskarten auf.[40]

Marketing in der Not – die Krippe als Ersatzartikel

Nicht jede Marketing-Entscheidung beruht auf Geschäftserfolg und Gewinnstreben; der hoffnungsvolle Ausbau einer unklaren Chance mangels Alternativen gehört ebenfalls zum Geschäft. Einen

39 Heike Gall: Krippen aus Papier. Begleitheft zur gleichnamigen Ausstellung im Museum für Volkskultur in Baden-Württemberg, Schloß Waldenbuch, 27.11.1993–16.01.1994 (=Veröffentlichungen des Museums für Volkskultur in Württemberg, Waldenbuch, 2). Stuttgart 1993, S. 4 f.; Sigrid Metken: Geschnittenes Papier. Eine Geschichte des Ausschneidens in Europa von 1500 bis heute. München 1978, S. 44; Wolfgang Brückner: Populäre Druckgraphik Europas. Bd. Deutschland vom 15. bis zum 20. Jahrhundert. München 1975, S. 228 f.

40 Gertraud Zull: Ein Museum entsteht. Das Verleger Lang'sche kunst- und kulturgeschichtliche Oberammergauer Museum und die Entdeckung der Volkskunst um 1900 (=Bayerische Schriften zur Volkskunde, 6). München 1998, S. 68 f.

prägnanten Fall für ein altbekanntes, aber randständiges Produkt, das plötzlich in einer rettenden Ersatzartikel-Palette aufblüht, führen die Papierkrippen vor.

Figuren-Ausschneidebogen gelten als eine für Weihnachtskrippen im 17. Jahrhundert entwickelte Form. Gedruckt erscheinen Krippenbogen erstmals 1610 in Mailand/Milano als Kupferstich und bald nach 1700 in Augsburg als Holzschnitt. Grundvoraussetzung preiswerter, farbiger Bilderbogen ist zweifellos der Einsatz der lithografischen Drucktechnik. Die älteste Neuruppiner Offizin, Gustav Kühn, expandiert seit dem Erwerb einer Lithopresse 1825. Der Jahresausstoß beträgt 1824/25 nur 24.815 Bogen, 1828/29 sind es 480.300 Bogen, 1832/33 schon 1.140.000 Bogen, hergestellt mit etwa tausend Holzdruckstöcken oder Lithosteinen (1832). Unter den frühen Bilderbogen sind andere Themen wichtiger; Krippen-Ausschneidebogen der Offizin Kühn sind zwischen 1837 und 1925 nachgewiesen.[41]

Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts halten Bilderbogen mit Konkurrenzprodukten nicht mehr Schritt – illustrierte Tageszeitungen machen »Aktualitätenbogen« uninteressant; nach 1880 verdrängen die attraktiveren Chromolithografien die Bilderbogen aus dem Wandschmuck. Das Lithostein-Verzeichnis der Neuruppiner Offizin Oemigke & Riemschneider (1835–1936) zeigt, wie sich dieses Unternehmen zwischen 1866 und 1898 von den Erwachsenen verabschiedet und ganz auf kindliche Interessengebiete konzentriert. Letzte Verkaufserfolge für Erwachsene scheinen Bilderbogen zum Krieg von 1870/71 zu sein, von denen die Offizin Kühn drei Millionen absetzt.[42]

Den wegbrechenden Erwachsenen-Markt müssen andere, noch ausbaufähige Produkte ausgleichen, darunter die Krippenbogen: J. F. Schreiber bietet »Modellierbogen« insbesondere zu Architektur, Luftfahrt, Schifffahrt und Technik an, bei den Neuruppiner Bilderbogen dominieren Ausschneidebogen als »Anziehpuppen« – allein die Offizin

41 Wilhelm Fraenger: Materialien zur Frühgeschichte des Neuruppiner Bilderbogens. In: Jahrbuch für historische Volkskunde 1, 1925, Berlin, S. 232–306, hier S. 252; Gall (wie Anm. 39), S. 3; Metken (wie Anm. 39), S. 41, 43 f.; Lisa Riedel: Zur Geschichte der Neuruppiner Bilderbogen. Mit e. Aufsatz »Gustav Kühn« v. Theodor Fontane. Neuruppin 1984, S. 15 f.

42 Stefan Brakensiek: Einleitung. In: Stefan Brakensiek u. a. (Hg.): Alltag, Klatsch und Weltgeschehen. Neuruppiner Bilderbogen. Ein Massenmedium des 19. Jahrhunderts. Bielefeld 1993, S. 11–23, hier S. 19 f.; Fraenger (wie Anm. 41), S. 252.

Kühn druckt zwischen 1846 und 1925 (neben Soldatenbogen für Jungen) mindestens 110 verschiedene Anziehpuppen. Krippen-Ausschneidebogen mischen sich unter solche Bastelangebote; Maßstabsveränderung oder Neuzusammenstellung einzelner Elemente entwickelt sie bei minimalen Herstellungskosten zu »neuen« Produkten weiter. Nur so erklären sich Angebotsbreiten wie 35 verschiedene Krippen (auf eins bis zehn Druckbogen) beim Mainzer Verlag Josef Scholz (1912).[43]

Die Expansion der Krippenfigurenherstellung als Ersatzartikel scheint auch bei den Holzschnitzern im nordböhmischen Grulich/Králiky durch. Ausgangsprodukte sind einfache Spielwaren und Heiligenfiguren. Der lukrative Absatzmarkt für Devotionalien an der örtlichen Wallfahrtskirche versiegt durch das Wallfahrtsverbot 1780 – die Ausdehnung der vorhandenen Krippenproduktion mag diese Lücke füllen. Im 19. Jahrhundert werden Grulicher Krippen in ganz Ostmitteleuropa abgesetzt (genannt sind Slowakei, Polen und Ungarn); große Verlagshäuser verbreiten sie als »Erzgebirgsware« nach Westeuropa und Amerika oder als »Wiener Krippen« nach Südosteuropa.[44]

Neue Produkte, ein neuer Markt – und ein kleiner Artikel läuft mit

Was die Volkskunde als Novationen betrachtet, ergibt sich im Marketing aus der Diversifikation, der Einführung neuer Produkte, die zugleich das Betreten neuer Märkte bedeutet. Guido Lang, seit 1881 Alleineigentümer des Familienunternehmens Georg Lang sel. Erben, eröffnet einen manufakturartigen Geschäftszweig, neben der Schnitzerei in Heimarbeit. Im Hause Lang entstehen nun ganzheitliche Produkte aus Schreiner-, Schnitzer- und Fassmaler-Werkstatt, beispielsweise Altaraufsätze. 1898 wird das Stammhaus aufgestockt für einen doppelgeschossigen Ausstellungsraum, etwa 1905 erscheint ein Katalog zur umfassenden Kircheneinrichtung; unter dem Namen »Georg Lang sel. Erben – Anstalt für kirchliche Kunst« bietet man neben Schnitzkunst und Tischlerprodukten dem »hochwürdigen Kun-

43 Manfred Bachmann: Das große Puppenbuch. 6., veränd. Aufl. Leipzig 1991, S. 108; Melanie Blank u. a.: Die Frauen. In: Brakensiek (wie Anm. 42), S. 59–85, hier S. 73; Gall (wie Anm. 39), S. 3, 5.

44 Max Pachel: Kleine Heimatkunde des Gerichtsbezirkes Grulich. Ober-Erlitz 1919, S. 30 f.; Karasek, Lanz (wie Anm. 2), S. 167–170.

Abb. 3 Krippen als übergreifendes Warenangebot für ansonsten differente Kundenkreise: Die Bonner Manufaktur sakraler Kunstgegenstände Fritz Hoegen entdeckt die Krippennachfrage als Schnittmenge der an Devotionalien interessierten Privatpersonen mit den Ausstattungsstücke nachfragenden Kirchengemeinden und Klöstern (Anzeige in: Bonner Volkszeitung, 1898, Nr. 460 v. 7.12.)

denkreis« auch Kirchenfenster aus der Hofglasmalerei F. X. Zettler, München, »zu Originalpreisen«. 1900 heißt es in einer Anzeige: »In den letzten Jahren wurde besonders Gewicht auf die Ausdehnung des Teiles der Holzschnitzerei und Bildhauerei für kirchliche Kunst gelegt und zu diesem Zwecke eine eigene große Werkstätte errichtet, in welcher von in der Schnitzschule herangebildeten jungen Kräften alle in dieses Fach einschlagenden Arbeiten – von kleinen Statuen und Christuskörpern bis zu überlebensgrossen Gruppen – teils auf Vorrat, teils nach Bestellungen gefertigt werden.«[45]

Das Grödnertal macht eine ähnliche Entwicklung, ohne ein marktbeherrschendes Vorbildunternehmen, mit. Qualifizierte Holzbildhauer stehen lange Zeit im Schatten der Spielzeugproduktion; um 1850 leben im Grödnertal dreizehn »Statuen- und Christusschnitzer«, um 1900 sind es schon 270 Meister, Gesellen und Lehrlinge. In dieser Zeit hat das Verlagsmodell auch die Bildhauerei ergriffen. Typisch sind Mischunternehmen (eigene Werkstätten mit Stammpersonal, zuliefernde Selbstständige), die einfachere Teilprodukte auch zur Massenfertigung in Heimarbeit vergeben. Einige Spielwarenverleger wechseln in die ertragreichere Sparte, die den Ausstattungsbedarf katholischer Kirchen, Klöster und Missionen ausschöpft. Krippen waren für die Spielzeugverleger kein nennenswertes Thema, für die Kirchenbedarfs-Verlagshäuser sind sie es aber ebenso wenig – die Firma Ferdinand Stuflesser liefert in einem Jahr 49 Altäre, 957 Skulpturen, zwölf Sätze Kreuzwegstationen, aber nur acht Weihnachtskrippen aus.[46]

Eine Erfolgsbasis dieser Werkstätten für christliche Kunst ist die Entstehung von Fachgeschäften, die sich sowohl an Kirchengemeinden als auch an Privatleute richten. Damit ergibt sich ein neuer Absatzkanal für geschnitzte Hauskrippenfiguren. Nach wie vor erscheinen die Krippen als nachrangige Artikel, sie fallen aber eher auf als in der Breite des Spielzeugrepertoires. Im rheinischen Einzelhandel bestreiten nach 1890 »Anstalten für kirchliche Kunst«, Devotionalien-, Kirchenbedarfshandlungen und christliche Buchhandlungen mehr und mehr das inserierte Krippenangebot.[47] In den 1930er-Jahren finden sich Sonne-

45 Zull (wie Anm. 40), S. 41–43, 56 f., Zitat: Abb. 27, S. 55.

46 Demetz (wie Anm. 18), S. 133–136, 142 f., 153–155.

47 Markus Walz: Weihnachtskrippen im Kölner Raum. Verbreitungsgeschichte – Funktionszuweisungen – Gestaltung (=Rheinisches Archiv, 120). Köln 1988. S. 55.

berger Krippenfiguren im Programm christlicher Versandhandlungen, so bei den Gebrüdern Dyx in Kevelaer oder beim Salesianer-Verlag, München.[48]

Produktlebenszyklus – Krippen als Waisenkind im Produkt-Altersheim

Nicht jedes Erzeugnis kann Star oder Sternchen sein; die Portfolioanalyse identifiziert auch wenig zukunftsträchtige Umsatzstärken. Bei solchen »Melkkühen« wird empfohlen, Gewinne abzuschöpfen, ohne weiter in das Produkt zu investieren. Das biologistische Bild, dass jedes Produkt von seiner »Geburt« unweigerlich auch einem Lebensende entgegengehe, formt das Modell des Produktlebenszyklus'. Ganz modellkonform, aber ohne Kenntnis der negativen Prognosen aus der heutigen Marketinglehre, präsentiert das Grödnertal dieses Abnutzen der eigenen Produktpalette mit einer scheinbaren Erfolgsgeschichte: Mit dem Aufschwung der Verleger vervierfacht sich der Export von Holzspielzeug zwischen 1802 und 1849, der erzielte Umsatz schwindet aber um ein Drittel. Während das Exportvolumen noch bis in die 1870er-Jahre wächst, sinken die erzielten Preise, mit 21 fl pro Zentner (1900) nominal unter die Hälfte des Preises von 1802 (47 fl). Diese Spirale aus Absatzsteigerung und Gewinnminderung bietet keinen Boden für Innovationen, sondern verlangt billigste Produktion; Vergleiche der Produkte von 1828 und 1900 zeigen, dass die Angebotsverbreiterung um fast das Doppelte auf etwa dreihundert Artikel nur Variationen bereits bekannter Artikel enthält.[49] Hintergrund dieser Entwicklung ist, dass in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts industriell erzeugtes Blech- oder Papiermaché-Spielzeug das handgeschnitzte ablöst.[50]

Interessant ist die Rolle der Konkurrenz: Mehrheitlich, so etwa in Oberammergau fast ganz, geht die Holzspielzeugproduktion nieder. Preisgünstiges Kleinspielzeug, wegen der satzweisen Verpackung »Schachtelware« genannt, verbilligt eine erzgebirgische Erfindung des frühen 19. Jahrhunderts: Aus einem gedrechselten Reifen werden

48 Baumann (wie Anm. 24), S. 74.
49 Demetz (wie Anm. 18), S. 108, 111–113.
50 Gröber (wie Anm. 21), S. 37.

Scheiben als prägnante Silhouettenfiguren geschnitten, die nur noch überschnitzt werden müssen. Erfolgreiche Schachtelwaren des Erzgebirges sind derartige Tierfiguren.[51] Marktrückzüge oder Zurückhaltung anderer Anbieter gestatten den Grödnern eine Marktdominanz für eine gleichzeitig durch preiswertere Materialien langsam vom Markt gedrängte Produktgattung, deren Preise rapide verfallen.

Ob ein einzelner Artikel – die Krippenfigur – erst am Anfang seines Produktlebenszyklus' steht (und so die Branche zukunftsfähig macht), haben die Grödner in der Menge aussterbender Produkte offensichtlich nicht überlegt. Die Grödner Holzspielzeugherstellung, und mit ihr die (marginale) Anfertigung schlichter Krippenfiguren aus Holz, endet in den 1930er-Jahren. Die Heimarbeiterschaft schwindet durch Vergreisung.[52]

Das Leid der Einen ist die Chance der Anderen

Das Sachsen-Meininger »Spielzeugland« präsentiert die Belebung einer zum Aussterben verurteilten Produktionsform zum Zweck einer – nachrangigen – Krippenherstellung. Das Leitprodukt dieses Produktionsgebiets heißt Puppen – parallel zum Branchenwachstum dominieren Puppen immer stärker die Produktpalette, von etwa 30 (um 1840) bis zu 60–70 Prozent (um 1900) Anteil an der Gesamtproduktion.[53] Erfolg und scharfe Konkurrenz schließen sich nicht aus, fordern aber engagiertes Schritt-Halten mit Novationen.

Im Zusammenhang mit Krippenfiguren interessieren nicht die neu entwickelten Einbauten in Puppenkörper – von selbstschließenden Schlafaugen (Heinrich Stier, Sonneberg, um 1880) über trinkende Flaschenkind-Puppen bis zu »Phonograph-Puppen« mit auswechselbaren Geräuschdarbietungen (Thomas Edison, um 1878) –, sondern die Werkstoffe der Puppenkörper. Neben den schon im Spätmittelalter nachgewiesenen Holzpuppen kennt das 18. Jahrhundert mit Papiermaché oder mit anderen Massen überformte Holzfiguren, aber auch Puppen mit sichtbaren Körperteilen aus Wachs oder Porzellan; im 19.

51 Fritzsch (wie Anm. 15), S. 112.
52 Stäblein (wie Anm. 18), S. 107.
53 Lehmann (wie Anm. 25), S. 411.

Jahrhundert kommen die marmorartige Parianmasse, Biskuitporzellan, Gummi (Firma Goodyear, USA, 1851) und Zelluloid (Firma Hyatt, USA, 1880) hinzu.[54]

Marktverändernde Innovationen nehmen Thüringer spät auf, so Puppen mit Porzellanköpfen (Johann Daniel Kestner junior, Waltershausen, 1840) und Zelluloidpuppen (Bruno Schmidt, Waltershausen, 1913), andere neue Materialien, so Chromalith, Terralith, Honigmasse oder Guttapercha, können sie nicht durchsetzen; jedenfalls verschwindet bis etwa 1850 die gedrechselte und bemalte Holzpuppe. Das Papiermaché-Bossieren und -Drücken hält sich neben diesen Produktionsalternativen; zwischen 1855 und 1885 erleben sogar hochpreisige wachsbossierte Puppen eine Blütezeit.[55]

1898 macht der Papiermaché-Guss das Zusammenfügen gedrückter Halbfiguren überflüssig. Diese neue Technik ist werkstattgebunden, sodass Verleger und Großhändler ihr Angebot neu strukturieren, die heimarbeitenden Drückerinnen und Drücker jedoch arbeitslos werden.[56] Statistisch ändert sich nichts: Die Fabriken bieten im »Spielzeugland« mit seinem dauernd hohen Bevölkerungsüberschuss zusätzliche Arbeitsplätze und verändern die Altstandorte der Spielzeugherstellung zu Industrieagglomerationen, ohne dass die Heimarbeit niederginge.[57] Offensichtlich werden die Arbeitslosen dieses Sektors absorbiert. Eine Alternative zum Wechsel in die Fabrikarbeit bietet ein kleiner Kreis neuer Arbeitgeber: die aufkommende Krippenfiguren-Produktion, deren Standorte – anders als die Industriestandorte – über das »Spielzeugland« streuen. Der zweite Krippenfigurenproduzent, Christoph Berger in Steinach, beginnt 1873 als Haushaltswarenhändler und Kleinkrämer; 1911 bezieht er ein eigenes Wohnhaus mit Werkstatt, der Beginn der Figurenproduktion ist ungewiss. Louis Ender befasst sich seit 1909 in Mengersgereuth-Hämmern mit Krippenfiguren, stellt im Ersten Weltkrieg auf Soldatenfiguren um, produziert seit den 1920er-Jahren gegossene Heiligen- und Krippenfiguren.[58]

54 Bachmann (wie Anm. 43), S. 56, 113, 127 f., 143.

55 Lehmann (wie Anm. 25), S. 414; Volk (wie Anm. 27), S. 5, 8.

56 Baumann (wie Anm. 24), S. 79; Hofmann (wie Anm. 34), S. 71.

57 Fugmann (wie Anm. 32), S. 260, 264.

58 Ernst Schnug: Über die Produktion von Spielfiguren aus Masse im Raum Sonneberg/Thüringen im 20. Jahrhundert. In: Spiel- und Krippenfiguren aus dem thüringisch-fränkischen Raum, S. 37–66, hier S. 55 f.

Dass die Krippenproduktion zulasten der arbeitslosen Drückerinnen und Drücker auflebt, belegt deren verzögerter Einstieg in die zeitgemäßere Gusstechnik. Firma Apel beginnt damit erst um 1920; in den 1930er-Jahren beschäftigt sie zehn Papiermaché-Gießer in der Firma, aber 120 Personen in Heimarbeit (Drücken, Bemalen). Firma Berger bietet seit 1920 gegossene Krippenfiguren an, beschäftigt aber nur 40 Personen in der Firma, das Drücken geschieht in Heimarbeit. Die 1902 in Steinach gegründete, unter dem Markennamen Marolin bekannte Firma Richard Mahr erweitert 1924 und 1936 ihr Betriebsgebäude; 1939 beschäftigt man etwa 70–80 Arbeiter – und außerdem 64 Heimarbeiterinnen und acht Heimarbeiter, die arbeitsteilig Krippenfiguren herstellen (z. B. 16 Drückerinnen, zwei Frauen zum Ausstreichen von Unebenheiten, sieben Frauen zum Einleimen von Ansatzteilen). Anders spezialisierte Firmen loten den Krippenmarkt erst nach dem Ersten Weltkrieg aus; die 1923 gegründete Firma Meusel in Oberlind produziert Puppen und vertreibt – in Heimarbeit gedrückte! – Figuren, darunter auch Krippen.[59]

Der im Vergleich zu Puppen geringere Produktionsumfang und der Variantenreichtum der Figuren scheint die langsamere Drücktechnik zu verkraften; es ist anzunehmen, dass die ohne Alternative dastehenden heimarbeitenden Personen mit schmalsten Lohnforderungen die Wettbewerbsfähigkeit der eigentlich altmodischen gedrückten Figuren stärken.

Altertümermode macht den Marketer zum Konservator

Seit der Romantik und den Mittelalterbegeisterungen des 19. Jahrhunderts erfahren einzelne Produktionszweige oder Produkte überraschendes Wiederaufleben. Voraussetzung für erfolgreiche Reanimationen sind (noch) leistungsfähige Hersteller und Erzeugnisse, denen ein besonders zu würdigender Vergangenheitswert, trotz Nutzbarkeit in der betreffenden Gegenwart, zugemessen werden kann. Entgegen allen Regeln des Produktlebenszyklus' können solche Produzenten ihre unmodernen Artikel als überlebende Werte feilbieten und dadurch zu einer zweiten Blüte führen.

59 Baumann (wie Anm. 24), S. 84 f., 90–92; Schnug (wie Anm. 58), S. 60 f.

Plastisches Fallbeispiel ist die Oberammergauer Holzschnitzerei, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nur die bescheidenen Möglichkeiten des »Dauerbrenners« Kruzifix verblieben sind. Neu sind die örtlichen Absatzchancen für Devotionalien, Krippen- und Heiligenfiguren durch den aufkommenden Tourismus zu den Oberammergauer Passionsspielen. Im 18. Jahrhundert gab es (nahezu) alle zehn Jahre zwei Vorstellungen auf dem Kirchhof, die etwa 10.000 Personen aus dem Umland anzogen. Seit 1830 wird ein großes Freigelände verwendet, auf dem 1840 etwa 35.000 Personen in 13 Aufführungen zuschauen, 1860 sind es bereits 100.000 Zuschauerinnen und Zuschauer. Seit 1880 hat der englische Reisekaufmann Thomas Cook Oberammergau im Programm. Für das Spieljahr 1900 entstehen eine elektrifizierte Bahnverbindung, eine überdachte Zuschauerhalle mit 4.200 Sitzplätzen und eine professionelle Zimmervermittlung mit Pauschalarrangements (Zimmer, Verpflegung und Passionsspielbillet) – 174.000 Gäste kommen zum Passionsspiel. Einzigartige Wechselwirkungen verursachen allseitige Vorteile: Der besondere Reiz eines Spiels »nach alter Väter Sitte« lockt Gäste; steigende Spieleinnahmen gestatten, höhere Honorare an immer mehr Mitwirkende zu zahlen – von 387 (1840) zu 942 Personen (1910), wobei die Gemeinde 1.269 Einwohner zählt (1878). Die Mitwirkenden können besonders begehrte Privatquartiere bei »biblischen Personen« anbieten; Rädlinger spricht von einem frühen Starkult, insbesondere von englischen Touristinnen in Bezug auf die männlichen Hauptdarsteller. Seit 1840 fallen Reingewinne an; aus den ersten Gewinnen erhält die (1802 zur Schnitzer-Fortbildung gegründete) Zeichenschule ein eigenes Gebäude. Holzschnitzer finden Kundinnen und Kunden vor der Haustür, die bei Darstellern biblischer Personen eigenhändig geschaffene religiöse Objekte erwerben wollen. Der Ort ist voller Straßenhändlerinnen und -händler für Speisen, Souvenirs oder religiöse Kleinskulpturen aller Art. 1900 wird dieses Treiben durch fliegende Bauten ersetzt, in denen professionelle Handelsunternehmen, unter anderem aus München, den Bedarf decken.[60] Georg Lang sel. Erben beteiligt sich 1900 an diesem Kommerz mit der

60 Gottfried O. Lang: Die Wechselwirkung wirtschaftlicher und nichtwirtschaftlicher Faktoren im Fortbestand der Oberammergauer Passionsspiele. In: Michael Henker u. a. (Hg.): Hört, sehet, weint und liebt. Passionsspiele im alpenländischen Raum. Katalogbuch zur Ausstellung im Ammergauer Haus, Oberammergau, 28.5.–30.9.1990 (=Veröffentlichungen zur Bayerischen Geschichte und

Kombination aus Einzelhandel und einer historischen Ausstellung »sehenswerter alter und neuer Krippen«, darunter die alte Oberammergauer Kirchenkrippe (18./19. Jahrhundert).[61]

Im frühen 20. Jahrhundert gibt Guido Lang den (kleinformatigeren) Schnitzwaren ein völlig neues Vorzeichen: Er ist Gründungsmitglied des Münchener Vereins für Volkskunst und Volkskunde (1902); dieser Verein betreibt auf dem Münchener Magdalenenfest einen Jahrmarktstand, an dem Verkäuferinnen in Tracht »Volkskunst« anbieten – geliefert unter anderem von Georg Lang sel. Erben. 1905 versucht man sich mit einer dauerhaften »Verkaufsstelle für Erzeugnisse der Volkskunst und Hausindustrie«. Zum Passionsspiel 1910 eröffnet das »Verleger Lang'sche kunst- und kulturgeschichtliche Oberammergauer Museum« samt einem separaten Verkaufsraum der Firma Lang. Im selben Jahr finden die Münchner ein örtliches Ladengeschäft von Georg Lang sel. Erben vor, 1918 öffnen weitere Direktverkäufe im Erholungsort Partenkirchen und im bekanntesten bayerischen Wallfahrtsort, Altötting.[62]

Nach dem Ersten Weltkrieg haben die rund hundert in Oberammergau lebenden Holzschnitzer erhebliche Absatzprobleme, sowohl über die Verleger als auch auf eigene Rechnung. Mit Unterstützung von zwei Kaufmännern aus USA unternehmen sie eine erhebliche Anstrengung zur Absatzsteigerung. Die 1923 gegründete »Vereinigung Heimatkunst Oberammergau e.V.« vermittelt zwischen Schnitzern und den amerikanischen Partnern, die gegen 25 Prozent Gewinnbeteiligung Oberammergauer Produkte 1923/24 in New York, Cleveland, Baltimore, Pittsburgh, Detroit, St. Louis und Boston ausstellen und verkaufen. Werbewirksam treten drei Hauptdarsteller aus dem Passionsspiel 1922 – auf Wunsch der amerikanischen Partner in Bühnenkleidung – auf, die ihre Holzschnitzwaren selbst verkaufen.[63]

Die Durchschlagskraft dieser Selbstinszenierung als Produzenten schützenswerten Kulturguts ist ablesbar an den problembeladenen Bemühungen zeitgleicher Mitbewerber. Die Schnitzschule im wei-

Kultur, 20). München 1990, S. 203–214, hier S. 206 f.; Christine Rädlinger: Zwischen Tradition und Fortschritt, Oberammergau 1869–2000. Oberammergau 2002, S. 28, 33–36.

61 Zull (wie Anm. 19), S. 14 f.

62 Ebd., S. 17, 28–30, 57 u. Abb. 60, S. 107.

63 Rädlinger (wie Anm. 60), S. 107 f.

marischen Empfertshausen eröffnet 1887 eine Abteilung für kirchliche Kunst; nur einzelnen in der Rhön ansässigen Schnitzern gelingt es aber, Aufträge von umliegenden Kirchengemeinden für Kruzifixe, Marienskulpturen oder Krippenfiguren zu erhalten. Die Literatur unterstellt, dass die Marktmacht der Oberammergauer Holzschnitzer den Anbietern aus der Rhön entgegenwirkt.[64] Dell'Antonio, seit 1922 bis zu seinem Ruhestand 1940 auch Direktor der Holzschnitzschule Warmbrunn, betrachtet sorgenvoll die künftigen Absatzmärkte seiner Absolventinnen und Absolventen, »da seit den letzten … Jahren die Holzbildhauerei infolge der veränderten Geschmacksrichtung sehr darnieder liegt«. Für einen internen Wettbewerb erfindet er eine neue Aufgabe: Wegweiser-Tafeln mit Figuren, die das Ziel veranschaulichen. Die Erstaufstellungen im Park von Bad Warmbrunn veranlassen weitere Kurorte, derartige Schmuckwegweiser zu beschaffen. Als kostengünstigere Flachschnitzerei verbreitet sich diese neue Objektgattung in Kurorten und Wandergebieten ganz Deutschlands.[65]

Zusammenfassung

Die Popularisierung der Weihnachtskrippe basiert nicht nur auf der Diffusion eines Festrequisits, sondern ebenso auf dessen Bereitstellung durch den Markt. Wäre das 19. Jahrhundert ein Nachfragemarkt, so sollten neue, billige Produktionsarten rasches Marktwachstum bewirken – wir erwarten schließlich als Endergebnis die Akzeptanz der Weihnachtskrippe gerade in den vermögensschwächeren Kreisen.

Stattdessen läuft aber im 19. Jahrhundert die Weihnachtskrippe in verschiedenen Produktpaletten marginal mit. Das sächsische Erzgebirge setzt kaum Kapazitäten frei, die lange Zeit am Rande des Untergangs wirtschaftenden Grödner Holzschnitzer engagieren sich ebenso wenig. Oberammergauer Erzeugnisse erreichen Aachen oder Bielefeld nicht wegen wachsender Nachfrage, sondern weil die weitere Umsatzsteigerung von Georg Lang sel. Erben nur über Ausdehnung des Marktareals erreichbar ist; Langs Erfolgsprodukt in der ersten Hälfte

64 Herbert Clauss: Schnitzen in der Rhön. Hg. v. d. Institut f. Volkskunstforschung. Leipzig 1956, S. 19.

65 Dell'Antonio (wie Anm. 10), S. 45 f.; Grundmann (wie Anm. 12), S. 33.

des 19. Jahrhunderts heißt Hampelmann, nur einige Krippen stecken in den Lieferungen. Der seit dem 17. Jahrhundert bekannte Krippen-Ausschneidebogen verbreitet sich nicht schneller, seitdem die preiswertere Lithographie zur Verfügung steht, sondern erst, wenn die Offizinen im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts einen wegbrechenden Erwachsenenmarkt mit vielfältigen Kinderartikeln kompensieren müssen. Nur der J.-F.-Schreiber-Verlag vertreibt seine Krippenbogen ohne jede Not, da er sie im Konvolut erwirbt, eigentlich um mit Militaria-Bögen und Papiertheatern den Schreib- und Spielwarenhandel zu erschließen. Eine – mangels eingehender Forschungen – nicht einschätzbare Größe sind die Gipsgussfiguren, die zumindest in den Kirchenausstattungen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nachweisbar sind.

Das Sachsen-Meininger »Spielzeugland« lädt zu der kontrafaktischen Frage ein, ob die Papiermaché-Krippe schon im frühen 19. Jahrhundert Erfolg gehabt hätte, wenn sie keine Weihnachts-, sondern eine Osterkrippe gewesen wäre. So aber gedeiht dieses Erzeugnis erst, als um 1900 ein Industrialisierungsschub Heimarbeiterinnen und Heimarbeiter arbeitslos macht, die nun ausgebeutet werden können.

Im frühen 20. Jahrhundert entwickelt sich ein umfassender Massenmarkt an Krippenfiguren, quer durch die Preis- und Qualitätsstufen. An der Spitze steht die neue Produzentengattung der Kirchenausstatter. Das mittlere Preissegment besetzen Oberammergauer Holzschnitzer, die mit religiösen Objekten als Passionsspiel-Souvenirs den Untergang des Holzspielzeugs überlebten. Die preisgünstige Papiermaché-Krippe steht nach 1900 variantenreich im Angebot. Konkurrenzlos billig sind die Krippen-Ausschneidebogen; sie verdanken ihren (im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts einsetzenden) großen Absatz der Einbettung in vielfältige Bastelangebote für einen kindlichen Konsumentenkreis.

Die bedeutendsten ökonomischen Schubkräfte zur Krippenverbreitung entfalten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts auf Seiten des Einzelhandels die neue Branche der christlichen Kunst- und Buchhandlungen und die Neuakzentuierung von Holzschnitzwaren als angebliche, traditionsreiche Volkskunst. Auf der Großhandels- und Herstellerseite tritt das flexible und kapitalstarke Verlagshaus Georg Lang sel. Erben in Oberammergau markant heraus, das Weihnachtskrippen in drei Facetten seines Absatzmarketings vorstellt: bei der Kirchenausstattung, unter der wohnungsformatigen »Volkskunst« und zwischen den mit musealen Ausstellungen aufgewerteten Souvenirangeboten für Passionsspielgäste.

Markus Walz: »Not to Make Money but to Honor the Baby in the Manger«? Marketing as the Reason for the Spread of the Nativity Scene

Research literature on nativity scenes regards market relations, if at all, as mere demand management – thus Karasek and Lanz, for example, contend that the printers of devotional pictures and color illustrations ought to get into the nativity scene business as soon as demand for the hand-painted paper versions rises markedly. Such reasoning neglects to consider that the economy of scarcity extends well into the 20th century: it is not demand on the part of the consumers that dominates the market but the behavior of the producers and at best also that of commerce.

Neuerscheinung

Claudia Peschel-Wacha, Katharina Richter-Kovarik (Hg.):
Figurale Keramik aus der Slowakei.
Der Nationalkünstler Ignác Bizmayer
Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde von 26. Oktober 2011 bis 12. Februar 2012

Der Katalog zur gleichnamigen Ausstellung erscheint im Rahmen von »creating the future – Programm zur grenzüberschreitenden Zusammenarbeit Slowakei-Österreich 2007–2013«. Der Katalog (deutsch/slowakisch) würdigt den slowakischen Figuralisten und Nationalkünstler Ignác Bizmayer in mehreren Beiträgen von österreichischen und slowakischen EthnologInnen. Mit seinen volkstümlichen Sujets reiht er sich unter jene KünstlerInnen, die das Bild der Slowakei im Verlauf des 20. Jh.s geprägt haben. Die Vorbilder für seine Fayencen und seine Vorstellung von zeitlosen kulturellen Werten liegen in der vormodernen Zeit. Im Sozialismus wurde die populäre Volkskultur als Gegensatz zur bürgerlichen Kultur gefördert und auch im Bereich der Volkskunst wurde der Ehrentitel »Nationalkünstler« in der Tschechoslowakei zwischen 1945 und 1989 für herausragende Leistungen verliehen. Nationalkünstler wie der Keramiker F. Kostka, der Maler M. Benka sowie der Fotograf und Filmemacher K. Plicka trugen dazu bei, dass im Ausland ein stark romantisierendes Bild der Slowakei entstehen konnte. Im Jahre 1982 erhielt auch Ignác Bizmayer diesen Ehrentitel.

Inhalt
Margot Schindler: Vorwort; *Autorenteam:* Künstlerbiografie; *Katharina Richter-Kovarik, Claudia Peschel-Wacha:* »Hirten, Räuber, Trachtenpaare«. Selbst- und Fremdbilder der Slowakei und deren Prägung durch bestimmte Nationalkünstler; *Marta Pastieriková:* Das Keramikschaffen von Ignác Bizmayer; *Ján Botík:* Das Phänomen »Nationalkünstler«; *Autorenteam:* Zeitleiste; Katalogteil von *Claudia Peschel-Wacha* und *Katharina Richter-Kovarik.*

Wien, Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde, 2011
166 Seiten, zahlreiche Farbabbildungen, 22×28, brosch., ISBN 978-3-902381-18-7
(= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, Band 94)
€ 24,– (exkl. Versand), € 16,– (für Mitglieder des Vereins für Volkskunde, exkl. Versand)

Bestellungen
Verein für Volkskunde/Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15-19, A-1080 Wien
Tel. +432/4068905, Fax +431/408 53 42
E-mail: office@ volkskundemuseum.at

neuerDings

Als der Quirl noch ein Christbaum war

Im Zuge der Recherchearbeiten für das weihnachtliche Vermittlungsprogramm wurde ich auf die Homepage der Firma *KWIRL Design Geschenk Souvenir* mit Sitz in Graz aufmerksam.[1] Dort wurde ein »Quirl aus Christbaum« mit dem Zusatz »zweites Leben für den Christbaum« angeboten. Das Österreichische Museum für Volkskunde hat 2010 zur Erweiterung der bestehenden Sammlung einen solchen erworben.[2] Als Option zum fertigen Produkt hätte es auch einen Gutschein für die nachweihnachtliche Weiterverarbeitung der eigenen Christbaumspitze gegeben.

Hinter dieser Idee steht die Grazer Graphikerin und Designerin Ulla Klopf, die im Jahr 2008 den Quirl als Beispielprodukt ihres Projektes RE.TRA.DE (Recycling. Tradition. Design) beim Wettbewerb *creative: graz award 2008* eingereicht und damit in der Kategorie Strategie gewonnen hat.[3] Nomen est omen, fand sie für den Quirl in der Firma Kwirl eine Vertriebspartnerin. Die Nachfrage war groß und ein Zeitungsartikel brachte auch Bestellungen aus Deutschland ein.

Ein Quirl oder Sprudler, wie dieses Küchengerät in Österreich auch genannt wird, fehlte früher in keinem Haushalt – zumindest bis zur Einleitung von Strom und der damit möglich gewordenen Verwendung von elektrischen Küchenmaschinen. Es gab sie ganz aus Holz oder aus Holz mit Drahtspiralen. Feine Stücke hatten einen Porzellankopf. Man verwendete sie zum Bearbeiten von Flüssigkeiten, insbesondere von Milch und gebundenen Suppen, wovon auch die Bezeichnung Suppensprudler kommt. Sie eigneten sich weiters für lockere Teige wie etwa für Palatschinken. Aber auch im Zusammenhang mit den Thüringer Klößen finden sie Erwähnung. Da für Geschirrspüler nicht tauglich, wurden sie bald durch Kunststoffprodukte ersetzt. Oder sie sind gar nur mehr aus Metall für die elektrischen Handmixer oder Küchenmaschinen vorhanden.

1 http://www.kwirl.at (Zugriff: 10.11.2010)
2 Inventarnr. ÖMV/85.237, L = 33,7 cm, D = 8,2 cm
3 http://www.ulla.at (Zugriff: 26.9.2011), http://www.re-tra-de.at (Zugriff: 26.9.2011)

Abb. 1: Quirl © Ulla Klopf

Für die Herstellung hölzerner Quirle wurde sowohl Laub- als auch Nadelholz verwendet. Die Sprudler aus den Astkränzen oder -quirlen der Tannen- und Fichtenbäume sind dabei eine weitere Besonderheit. Die natürlich gewachsenen Astkränze bieten sich hierfür an, da die in gleicher Höhe am Stamm gebildeten Äste im Querschnitt sternförmig erscheinen. Darauf wird bereits in der Oeconomischen Encyclopädie (1773–1858) von J. G. Krünitz[4] hingewiesen: »Querl, in den Küchen ein abgeschältes Holz, an welchem die kurz abgeschnittenen Aeste am Ende in einem Kreuze herum stehen, flüssige Körper durch Umdrehen des Stiels zwischen den Händen damit in Bewegung zu setzen. Weil man dieses Werkzeug aus den obersten Gipfeln der jungen Fichtenbäume zu machen pflegt, so wird im Forstwesen auch der Gipfel alles Tangelholzes der Querl genannt. Ein Schlag Tangelholz steht im dritten, fünften etc. Querl, wenn er so viele Jahre alt ist, wofür man von dem Laubholze das Wort Laub braucht.«

Dennoch sind sie selbst in bäuerlichen Haushalten auf dem Land nicht oder nicht mehr überall bekannt. Wer sich aber heute noch daran

4 http://www.kruenitz1.uni-trier.de (Zugriff: 13.10.2011)

Abb. 2: Von links nach rechts: unbehandelte Christbaumspitze, Quirl aus Galizien, Quirl aus der Semmering-Gegend
Österreichisches Museum für Volkskunde © Nora Witzmann

erinnert, verbindet sofort die Christbaumspitze damit. Ich besitze selbst einen solchen Sprudler, den ich von einem Bauern aus dem Waldviertel geschenkt bekommen habe, mit der Garantie, dass er seine Stücke aus Christbäumen herstelle. Auch eine Gewährsperson aus dem südlichen Burgenland erinnerte sich and die Verwendung der Sprudler und deren Herstellung aus den trockenen Weihnachtsbäumen. Die Sprudler wurden zwar nicht nur ausschließlich aus Christbäumen hergestellt, aber diese waren zur winterlichen Verarbeitungszeit gerade vorhanden, das Holz richtig trocken und die Stämme von der Größe her bestens geeignet. Dieser Meinung ist auch Ulla Klopf, die ebenfalls durch einen geschenkten Sprudler auf die Weiterverwendung der Christbaumspitze aufmerksam geworden ist.

Über einen bereits 2004 dem Museum geschenkten Quirl berichtet die Wiener Vorbesitzerin, dass sie den sechsstrahligen Quirl in Handarbeit aus der Spitze einer Christbaumtanne hergestellt hat. Sie hat die Idee und Technik bereits von ihrer Mutter übernommen und preist die Vorzüge dieser Art von Quirl: »Funktioniert besser als jedes Industrieprodukt. Wenn er kaputt ist, mach´ ich mir nach Weihnachten einen neuen.«

Leopold Schmidt schreibt in seiner Volkskunde von Niederösterreich[5], dass selbst kleinere Küchengeräte wie Sprudler und Kochlöffel kaum im Haus hergestellt wurden, sondern man diese eher bei Wanderhändlern kaufte. Dies widerspricht jedoch den vorherigen Schilderungen, insbesondere den publizierten Forschungsergebnissen aus Niederösterreich und dem Burgenland. Treffend ist an dieser Stelle ein von Helmut Schöbitz[6] 1965 in Wolfau im südlichen Burgenland aufgezeichnetes Zitat: »Mir håm no kan kaft«[7], welches sich auf Kochlöffel und wohl auch auf die Sprudler bezieht. Es war vielfach Notwendigkeit und Sparsamkeit, anderen wiederum machte die winterliche Beschäftigung Freude und sie hatten die Begabung, solche Dinge für den Eigenbedarf und die Nachbarschaft herzustellen. Kåroly Gaål bestätigt dies in einer 1969 publizierten Untersuchung[8] des bäuerlichen Gerätebestandes im Dreiländereck Ungarn, Burgenland und der Steiermark ebenfalls. Die oft viele Jahre verwendeten Sprudler wurden dort von den Männern bei der Waldarbeit aus Fichtenwipfeln hergestellt. Überdies erwähnt er, dass erst um die Zeit des Ersten Weltkrieges in einigen Orten um Oberwart die Christbaumwipfel zur Herstellung von Sprudlern verwendet wurden, es aber nicht allgemein üblich war.

Elfriede Hanak[9] hielt in Windhag bei Waidhofen an der Ybbs das Schnitzen der Astsprudler und eines der neben den Öfen an der Wand montierten Brettchens für deren Aufbewahrung fotografisch fest. Darin steckten sie griffbereit und konnten gut trocknen. Solche fand auch Hermann Zucker[10] im niederösterreichischen Furth bei Böheimkir-

5 Leopold Schmidt: Volkskunde von Niederösterreich, Band 2. Horn 1981, S. 60.

6 Helmut Schöbitz: Waldarbeit und Holzgeräte. In: Wolfau. Bericht über die Feldforschung 1965/66 (=Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, 42). Eisenstadt 1969, S. 320–339.

7 Wir haben noch keinen gekauft.

8 Kåroly Gaål: Zum bäuerlichen Gerätebestand im 19. und 20. Jahrhundert. Forschungsergebnisse zur vergleichenden Sachvolkskunde und volkskundlichen Museologie. Wien 1969, S. 170–171.

9 Elfriede Hanak: Niederösterreich. Traditionelles Handwerk – Lebendige Volkskunst in Beispielen. Wien 1995, S. 46–52.

10 Hermann Zucker: Änderungen bei Nahrung und Wirtschaftsform in Furth bei Böheimkirchen (NÖ.) ab 1900 (=Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde der Universität Wien, 6). Wien 1978, S. 110 und 114). Ders.: Änderungen bei Nahrung und Wirtschaftsform in Furth (BH St. Pölten). In: Sammeln und Sichten. Beiträge zur Sachvolkskunde. Festschrift für Franz Maresch zum 75. Geburtstag. Wien 1979, S. 446.

chen vor. In seiner 1978 publizierten Forschungsarbeit wies er auf die damals noch in Verwendung stehenden Sprudler, die von der Großmutter des Hauses aus Christbaumwipfeln gemacht worden waren.

Keineswegs aber soll der Eindruck entstehen, dass das Verwendungsgebiet der Astquirle auf den Osten Österreichs beschränkt war. Im Museum findet sich ein Vergleichsstück aus Galizien, das einem historischen Objekt vom Semmering ganz ähnlich ist. Neugierig geworden, googelt man den Begriff Quirl und findet Einträge und Abbildungen aus Deutschland. Im Museum des Ortes Jänickendorf (Brandenburg) wird berichtet, dass früher die Männer Quirle aus der Christbaumspitze für ihre Frauen anfertigten. Die unteren Astkränze verarbeiteten sie zu größeren und dickeren Stücken, die zur Hauptschlachtzeit im Februar zum Quirlen bei der Blutwurstherstellung verwendet wurden.[11] Aus der Umgebung von Scheibbs blieb im Volkskundemuseum ein ebenfalls aus den stärkeren Stammteilen gearbeiteter »Sausprudl« erhalten, der dort zum Zerstoßen des Schweinefutters verwendet wurde. Neben den natürlich gewachsenen Astquirlen gibt es übrigens auch welche, deren Seitenästchen länger belassen werden und nach oben gebogen sind. In den Griff eingezapft, entsteht so ein bauchiger Quirlkopf.

Wie aktuell der handgefertigte Sprudler heute ist, zeigen nicht nur der Quirl von Ulla Klopf, sondern auch die vielen Webseiten mit Anleitungen zum Selbermachen vor dem Hintergrund des Recycling-Gedankens. Da gibt es Pferdefreunde, die zuerst die Nadeln des Weihnachtsbaumes durch die Pferde abnagen lassen und dann noch einen Sprudler daraus machen oder auch Tipps für den Werkunterricht.[12]

Die natürliche Wuchsform der Bäume fand einst nicht nur bei Küchenutensilien Anwendung. Elfriede Hanak[13] dokumentierte beispielsweise, dass für selbstgemachte Sensengriffe gewachsene Teile bevorzugt wurden, weil diese nicht so leicht brachen und man sie nicht einzapfen musste. Hiltraud Ast[14] nennt die Verwendung bei weiteren

11 http://www.jaenickendorf.de (Zugriff: 17.10.2011)

12 Die Zeitschrift Kraut und Rüben widmete diesem Thema ebenfalls einen Artikel mit Anleitung, s. Christine Widmayr-Falconi: Vom Christbaum zum Rührquirl, 2008/1, http://www.krautundrueben.de (Zugriff: 17.10.2011).

13 Hanak (wie Anm. 9), S. 50.

14 Hiltraud Ast, Handwerk und Fuhrwerk der Waldbauern. Das Museum in der Alten Hofmühle zu Gutenstein. Gutenstein 1989, S. 25.

Erzeugnissen. Für die Haken der Dachrinnen, den Rechenstielen aus Astgabeln sowie bei Teilen der Pferdekummete, Schlittenkufen oder der Heinzelbänke bediente man sich ebenfalls gerne der naturgewachsenen Hölzer. Neben Gebrauchsobjekten kann daraus auch einfaches Spielzeug entstehen. Schöne Beispiele dafür gibt es im Österreichischen Museum für Volkskunde aus der Sammlung von Eugenie Goldstern[15], die in der Schweiz und im Aostatal geforscht hat. Bei den Spielzeugkühen wurden die Astquirle der Nadelhölzer oder die Gabelungen der Laubhölzer als Hörner stehen gelassen. Findige Bastler fertigen heute aus den Astkränzen große Quirle zum Kräutertrocknen und machen aus halbierten Stücken Garderobehaken.

Die Verwendung von Geräten aus nachwachsenden Rohstoffen war in früheren Zeiten nicht unbedingt eine bewusst schonende Nutzung der Ressourcen, sondern resultierte vielmehr aus Sparsamkeit und Notwendigkeit, auch weil keine anderen Materialien vorhanden waren. Außer den erwähnten Kochlöffeln und Sprudlern wurden auch Reisigbesen, einfaches Werkzeug und Gerätestiele selbst oder in der Nachbarschaft hergestellt. Der Rest wurde von Wanderhändlern oder auf Märkten erstanden.

Der Sprudler aus dem Holz eines Christbaums war demnach ein echtes Recyclingprodukt traditioneller Machart, eigentlich ein recyceltes Naturprodukt. Ging er kaputt, kam er ins Feuer und wärmte die nächste gequirlte Suppe. Und da die Astquirle nie ganz in Vergessenheit geraten sind, erleben sie nun, passend zur derzeitigen Klimadiskussion, eine kleine Renaissance.

Nora Witzmann

15 Vgl. Franz Grieshofer, Kathrin Pallestrang, Nora Witzmann (Red.): Urethnographie. Auf der Suche nach dem Elementaren in der Kultur. Die Sammlung Eugenie Goldstern. (=Kataloge des Österreichischen Museum für Volkskunde, 85). Wien 2004.

Chronik der Volkskunde

Bericht über den 38. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Tübingen

Die Deutsche Gesellschaft für Volkskunde lud vom 21. bis 24. September 2011 zum 38. dgv-Kongress mit dem Titel »Kultur_Kultur. Denken. Forschen. Darstellen.« nach Tübingen ein. An einen Ort, der noch nie einen solchen Kongress ausgetragen hat; einen Ort, der in diesem Jahr den 85. Geburtstag Hermann Bausingers feiern durfte und einen Ort, an dem für die Empirische Kulturwissenschaft alles, für die heutige deutsche Volkskunde letztlich sehr vieles begann. 40 Jahre nach der Falkensteiner Tagung erschien es konsequent, nach Tübingen zu kommen, um erneut über Kultur nachzudenken und damit über das, was sich seit geraumer Zeit als das deutungsmächtigste Paradigma unserer disziplinären Landschaft erwiesen und durchgesetzt hat. Es ging also darum – und das typographische Detail des Unterstrichs deutet all dies an – vermeintlich Altvertrautes neu zu denken, den zentralen Begriff unseres Faches neu zu vermessen. Und somit über unseren Umgang mit Kultur zu reflektieren, ihn auf seine Tragweite, Anwendbarkeit und Deutungsmacht zu befragen und letztlich einen Beitrag zum Selbstverständnis der Volkskunde zu leisten sowie deren Kompetenzen zu prüfen und sie im weiten Feld der verschiedenen Kulturwissenschaften zu verorten. Das Kongressprogramm bot neben der unten aus Platzgründen bedauerlicherweise verkürzten Wiedergabe der Panel und Plenarvorträge eine Vielzahl unterschiedlicher Veranstaltungen. Diese steckten, angefangen beim Wissen und Erleben der Volkskunde, dem Argumentieren mit Kultur, über die Wissensbestände der Volkskunde und (Il)legitimes Wissen bis hin zum Repräsentieren und Denken von Kultur, das weite Feld volkskundlich-kulturwissenschaftlicher Forschung ab und präsentierten verschiedene Zugänge, Perspektiven und Methoden.

»Kultur_revisited« – Ein Institut stellt sich aus

Neben dem dichten Programm des Kongresses wurde in den Räumlichkeiten des Ludwig-Uhland-Instituts für Empirische Kulturwissenschaft eine auf den Kongress bezogene Ausstellung gezeigt, die sich bestens als Untertitel des Kongresses verstehen ließe. Inner-

halb eines Seminars mit elf teilnehmenden Studentinnen aus den BA-, MA- und Magisterstudiengängen und unter der Leitung von Bernhard Tschofen und Reinhard Johler entstanden, widmet sich »Kultur_revisited – Ein Institut stellt sich aus« einer Neubetrachtung der 40-jährigen Geschichte des Instituts. Die Frage danach, wie die ›Kultur‹ ans LUI kam, aber auch, ob sich eine ›Institutskultur‹ entdecken lässt und wenn ja, welche Formen sie annimmt, ist zentral. Somit ist die Ausstellung nicht nur der Erforschung und Abbildung von Wissenspraxis gewidmet, sondern ist selbst Teil dieses Reflexionsprozesses. Anhand eines Einführungstextes und den Schwerpunktthemen »Kultur_Konflikt«, »LUI_Kultur«, »EKW_Arbeitsweisen«, »Projekt_Kultur«, »LUI_kommunikativ«, »EKW_Studierende«, »LUI_LUIse«, »EK_Wachschaft« und »LUI_Räume« eröffnet sich den BesucherInnen eine Perspektive, die gegenwärtig zu Entdeckendes in einen historischen Fachkontext einbettet und Eigenheiten des LUIs nicht nur präsentiert, sondern auch diskutiert. Gleichzeitig lädt sie dazu ein, jene Räume ins Visier zu nehmen, die prominente Orte der fachlichen Veränderung, und somit der Kulturalisierung des Gegenstandes, waren.

Eröffnungsvortrag

Rolf Lindner (Berlin): »›Zwei oder drei Dinge, die ich über Kultur weiß.‹ Eine Reprise«

Lindners Vortragstitel war programmatisch für die Tagung, die er eröffnete. Er resümierte über Kultur, darüber wie und warum mit Kultur argumentiert wurde und wird. Es wurde deutlich, dass die Konjunktur von »Kultur« als analytisches Werkzeug und schließlich als Paradigma eines ganzen Wissenschaftszweigs in enger Verbindung steht zu einer schon früh einsetzenden kritischen Befragung des Eigenen. Der Weg zum heutigen Interesse am »Fremden im Eigenen« führt, so Lindner, beinahe zwangsläufig über alle Arten von kulturellen Dissidenten wie etwa Margaret Mead, Ruth Fulton Benedict etc. und »cultural hybrids« oder »halfies« wie Hall, Spivak, Bhabha oder Appadurai – all jene, die immer wieder die Gegenstandslosigkeit eines statischen, essentialistischen Kulturverständnisses am eigenen Leib beweisen, begründet auf ihrer eigenen »in-betweenness« oder »outofplaceness«. Ihnen dient der Verweis auf die eigene Biographie als Authentizitätsbeweis und sie alle etablieren eine auch wissenschaftliche Gegenkul-

tur, die ihren Bestand im epistemischen Kapital von Erfahrungswissen (Beck) hat. Mit Lindner und Schiffauer gesprochen ermöglicht uns das Argumentieren mit und von Kultur eine radikale Kritik am Eigenen – und dies ist letztlich auch der Grund für die permanente Notwendigkeit zur Auseinandersetzung mit dem Kulturbegriff, als Gegenstand und Mittel der Volkskunde.

Plenarvorträge I und II

Andreas Reckwitz (Frankfurt/ Oder): »Kulturtheorien im Zeitalter ihrer Materialisierung«

Reckwitz begann die Reihe der Plenarvorträge, indem er Lindners Eröffnung aufgriff und theoretisch tiefgehender über die Entwicklungen in den Geisteswissenschaften, die alle in unterschiedlichen Zugängen und Ausprägungen Subjekt und Objekt des »cultural turns« geworden sind, resümierte. Er blieb jedoch nicht beim Rückblick, sondern versuchte konsequent zu untersuchen, warum und inwiefern die verschiedenen kulturtheoretischen Ansätze der letzten Jahrzehnte nun zu ihrer eigenen Materialisierung drängen und sich befreien aus der Welt des rein »Sinnhaften«. Vier Punkte sind dabei wegbereitend: 1. Die Medientheorien, wie sie beispielsweise von Kittler erarbeitet worden sind und die sich, eigentlich als Theorie der Medientechnologien, von der Reduktion von Medien auf Inhalte lösen. 2. Die Akteur-Netzwerk-Theorie. 3. Der »spatial turn«, der dazu beitrug, Räume als Arrangements von Artefakten und Körpern zu begreifen. Und 4. der »affective turn«, der Emotionen als zwar kulturell geprägt, aber in ihren Affekten körperlich über diese kulturelle Sinngebung hinausgehend versteht. Mit Butlers Arbeiten zur Einschreibung kultureller Repräsentationen in den menschlichen Körper, mit Foucaults »Dispositiv«, also Arrangements von Wissensordnungen, die ebenso Objekte beinhalten, und schließlich mit dem Begriff des »Gefüges«, also die Verkettung von sozialen, semiotischen und materiellen Aspekten (vgl. Deleuzes »nomadische Kriegsmaschine«), versuchte Reckwitz, Ansätze aufzuzeigen, die die materielle Sphäre explizit in die Analyse von Kultur einbeziehen. Nun gilt es, diese Konzepte neu zu vermessen, sie viel stärker in den Horizont der zeitgenössischen kulturtheoretischen und -wissenschaftlichen Wissenslandschaft zu integrieren und gewis-

sermaßen Fragen nach den Materialisierungen materialisierter Kulturtheorien auf der Ebene der Praktiken nachzugehen.

Sabine Kienitz (Hamburg): »Helden des Alltags? Konzepte und Konzeptionalisierungen historisch-kulturwissenschaftlicher Arbeit«

Sabine Kienitz ging in ihrem Vortrag einer Historisierung des historischen Arbeitens und den damit verbundenen kulturellen Konzepten und Konzeptionalisierungen nach. Sie fragte nach bestimmten Narrativen, die der historischen Perspektive unseres Faches schon immer eigen waren, wie beispielsweise die Tendenz zur Subjektivierung: Die volkskundliche Wissenschaft sei eine Wissenschaft, die sich hauptsächlich der Mikroperspektive von Geschichte, also des close-ups verschrieben hat. Dies sei nicht zuletzt eine Folge der gewählten Perspektive auf Alltag, deren Ziel es ist über den Einzelnen einen Zugang zu Geschichte der Vielen zu erhalten. Allerdings werden durch unterschiedliche Strategien der Subjektivierung historischer Quellen, diejenigen, die im Fokus der Betrachtung stehen – Marginalisierte, Verlierer, Opfer – im historischen Erzählen beinahe zwangsläufig zu Helden aufgewertet. Der Grund dafür ist hauptsächlich in ihrem Status als Experten ihres historischen Alltags zu finden, ebenso wie in der disziplinären Affinität zu den Randständigen und schließlich in der Tatsache, dass auch Wissenschaft ihre Helden bräuchte.

Die vorgestellten Arbeiten der *Studentischen Sektion* boten vielseitige Einblicke in die innovative und produktive Leistung von Studierenden während oder kurz vor Ende ihres Studiums. Sowohl das Masterprojekt »From a Mess to the Masses – Popdiskurs revisited« (*Steffen Greiner, Rebekka Hofmann, Lukas Lassonczyk,* Marburg) und die Diplomarbeit »›Klangerinnerungen‹ – Versuch einer Ethnographie des Hörens« (*Thomas Felfer,* Graz) als auch die Ausstellung »Bilder von Menschen, Bilder vom Menschen – fantastische Blicke in das Innere des Körpers« (*Hemma Übelhör, Julia Lechner, Lukas Filzer,* Innsbruck) zielen auf eine methodisch innovative und praxisorientierte Forschung ab. Dabei sollen wissenschaftliche Reflexionsprozesse nach außen sichtbar gemacht werden. Mit ihrer Darstellung eines ›fantastischen‹ – da meist imaginierten – Blicks auf und in den Körper des Menschen von der Neuzeit bis ins frühe 19. Jahrhundert reflektieren sie dabei auch kulturwissenschaftliche Arbeitsprozesse. Pop – ein Phänomen, das in seiner Ungreifbarkeit verschwimmt – wurde von einer Gruppe von Masterstudierenden aus Marburg mit Hilfe eines aus Zitaten und

bildlichen Assoziationen zusammengestellten experimentellen Films hinterfragt. Der anfänglichen Idee des ›Pop‹ folgend – dem Versuch, Gedanken vielmehr anzuregen, als auszusprechen und keine Antworten zu geben – stellte der Film sich selbst eine Falle: Er ist vielmehr eine Reinszenierung von ›Pop‹ geworden; und wirft damit allerdings die zentrale Frage danach auf, ob ›Pop‹ überhaupt ›authentisch‹ sein kann oder als Phänomen nicht erst in seiner Diskursivität und Reinszenierung entsteht. Methodisch ungewöhnlich gestaltete sich auch der Versuch, die Lebenswelten und Milieuzugehörigkeit von InterviewpartnerInnen anhand ihrer ›Klangerinnerungen‹ zu ermitteln. Die Art und Weise, wie jemand etwas hörend wahrnimmt und mit welchen (normativen) Assoziationen er/sie beispielsweise die Geräuschkulisse eines Kaffeehauses versieht, kann Aussage darüber geben, welche ›auditiven Sozialisierung‹ der/die Befragte durchlaufen hat. Dieser erlernte und reproduzierte Klangalltag ist allerdings kein gefestigter Habitus; Hörstrategien können sich ändern.

Im *Panel III* »Aneignung – Zur Aktualität eines kulturwissenschaftlichen Begriffs« wurde der Begriff der »Aneignung« auf seine Anwendbarkeit und seine Bedeutungen für die kulturwissenschaftliche Forschung in vier unterschiedlichen Dissertationsprojekten befragt. Ausgangspunkt war der gemeinsame Vortrag von *Caroline Merkel* (Tübingen), *Judith Blume* (Frankfurt), *Linda Waack* (Weimar), der die theoretische Rahmung des Panels bildete: Umgangsweisen mit und Theoretisierungsversuche von Aneignung sollte nachgespürt und dabei drei Dimensionen ausgemacht werden: 1. Die marxistisch-ästhetische: Aneignung versus Entfremdung. 2. Die kulturwissenschaftlich-postkoloniale: Aneignung als Machterhalt oder -stärkung. Und 3. die performativ-materialbezogene: Aneignung im Verhalten zu den Dingen, als aktives Durchdringen. Nach der theoretischen Aufarbeitung des Begriffes folgten drei Vorträge, die mit dem Begriff der Aneignung arbeiteten. *Mirjam Nast* (Tübingen) zeigte auf, wie sehr die LeserInnen der Heftromanreihe »Perry Rhodan« sich im kreativen Umgang mit dem vorgefundenen Material üben und erläuterte mit dem Stichwort »produsage« wie KonsumentInnen erheblichen Einfluss auf das von ihnen schließlich konsumierte Produkt nehmen. Carmen Weith (Tübingen) untersucht inwiefern durch unterschiedliche Prozesse der Nutzung und Erfahrung die Natur der Schwäbischen Alb mehr als eine bloße Projektionsfläche kulturkritischer Sehnsüchte darstellt, sondern sie viel eher als ein erfahr-, erleb- und begehbarer Gegenentwurf zur

als negativ erlebten Gesellschaft angeeignet wird. Den Abschluss des Panels bildete ein weiteres Tübinger Projekt von *Melanie Keding*, die untersucht, inwieweit die Kategorie des leiblichen und sinnlichen »Erlebens« maßgeblich sein kann für prozessuale Aneignungen von Stadträumen.

In der *Ma(gi)stersektion* wurden Abschlussarbeiten vorgestellt, die sich mit Herangehensweisen an Raumtheorien und dem zeitlichen Überdauern beschäftigen. *Svenja Reinke* (Hamburg) betrachtete die Raumproduktion und den zeitlichen Einfluss innerhalb einer Grabmalanlage am Beispiel des alten Kaliningrader Stadtfriedhofs. Ihre Arbeit stellt einen neuen Zugang zur Thanatologie dar, der auch mit dem osteuropäischen Forschungsobjekt einen neuen Raum in der europäischen Ethnologie eröffnet. Dabei gelang es ihr, durch die Beschreibung von alltäglicher Praxis bei Nutzung, Pflege und Umsorgung der Grabanlagen auf der einen Seite die Raumperspektive zu beleuchten. Auf der anderen Seite wurde durch die Dokumentation von Verfall und Verunreinigungen aber auch durch die Erfassung wiederkehrender ritueller Ereignisse wie Totenehrungen und -gedenktage die zeitliche Ebene veranschaulicht. Richard Schwarz (Wien) untersuchte in einem fächerübergreifenden (medienwissenschaftlichen) Ansatz den virtuellen Raum des Internets am Beispiel von Amateur-Homepages aus der Anfangszeit des World Wide Web. Er stellte die Frage nach der Vergänglichkeit der digitalen Welt im Web und dem gemeinsamen immateriellen Wert des Netzes. Das Internet fungiert dabei in erster Linie als Kulturtechnik, die als gemeinsame Schöpfung entstanden ist. Gleich einem städtischen Raum dient das Netz als soziale Umgebung, beeinflusst die UserInnen und deren Kultur und prägt damit nicht zuletzt die Welt. – Die Technik beeinflusst die Kultur ebenso wie sich die Kultur in Technik ausdrückt. *Charlotte Räuchle* (Hamburg) wertete für ihre Analyse Briefwechsel aus dem 19. Jahrhundert aus. In den Briefen werden Trennungen durch Raum und Zeit negiert, indem Raum durch die AkteurInnen mittels Wahrnehmung, Vorstellung und Erinnerung konstituiert wird. Moderne raumtheoretische Überlegungen lassen sich so auf die Reflexion des materiellen, physikalischen und geographischen Raums in diesen Egodokumenten anwenden und bieten somit einen interdisziplinären, historischen Zugang mit innovativen neuen Fragestellungen an bekannte Quellen.

Panel IV »Nach der Dekonstruktion: Neuere kulturtheoretische Überlegungen in der Migrationsforschung« beschäftigte sich mit den

historischen Phasen des Verständnisses eines Kulturbegriffs und deren Auswirkung auf die Gesellschaft sowie mit Perspektiven für einen aktuellen Kulturbegriff in der Migrationsforschung. *Brigitta Schmidt-Lauber* (Wien) und *Regina Römhild* (Berlin) plädierten für eine weitere Ausarbeitung eines postnationalen, postethnischen und praxeologischen Kulturbegriffs. Römhild forderte eine migrantisierte Gesellschaftsforschung, die durch »studying up« und »studying through« zu erreichen ist. Diese könne das paradoxe Zurückbleiben der Migrationsforschung hinter der eigenen Kritik am in Politik und Gesellschaft immer noch vorherrschenden essentialistischen Kulturbegriff aufheben. Gegen eine auf den Kulturbegriff zentralisierte Migrationsforschung sprach sich *Sabine Hess* (Göttingen) aus und stellte ihr Konzept einer akteurszentrierten Forschung »aus der Perspektive der Migration« vor.

Im *Panel V* »Forum Historische Ethnographie: Ein Modus des Denkens, Forschens und Darstellens« stellten *Jens Wietschorke* (Wien), *Sabine Imeri* und *Franka Schneider* (Berlin) sowie *Leonore Scholze-Irrlitz* (Berlin) Perspektiven vor, wie aus den Verbindungen von historischer und gegenwartsorientierter Forschung der Begriff »Historische Ethnographie« konturiert und profiliert werden könnte. Indem man Geschichte als vergangene Gegenwart versteht und historische Quelle als »frozen targets«, als »geronnene« Geschichte begreift, wird es möglich, die eigene Reflexion bei der Forschungsarbeit zur inhaltlichen Erschließung zu nutzen. Das Archiv als Wissensgedächtnis für die Nachwelt wird somit um die eigene sinnliche Wahrnehmung der Quellen erweitert. Das Archiv als Ressource vergrößert einerseits das Reservoir von Handlungsmöglichkeiten; dabei darf andererseits die archivalische Methode nicht alleine stehen, sondern beide Zugänge – die Arbeit im Archiv sowie die Feldforschung – erweitern gemeinsam den Horizont des Forschenden. Die Impulsreferate wurden im Anschluss kontrovers diskutiert – einerseits ist die Ethnographie ein methodischer Zugang, der per se eine historische Perspektive weder erfordert noch ausschließt. Für bestimmte Fragestellungen aber ist die Verwendung des Archivs als zusätzliches oder gar primäres Forschungsfeld eminent; erschließt sich doch hier Wissen, das bei der rein gegenwartsbezogenen Betrachtungsweise nicht wahrgenommen würde.

Panel VII »Künstlerische und ethnographische Forschung« machte es sich zur Aufgabe, Schnittmengen und Wechselseitigkeit zwischen ethnographischer Wissensproduktion und künstlerischem Arbeiten

nachzugehen. *Klaus Schönbergers* (Zürich), *Katherine Eisch-Angus'* (Regensburg) und *Elke Bippus'* (Zürich) Vorträge führten in das Thema ein. Schönberger stellte die Kontroverse in den Kunstwissenschaften vor, die in der Angleichung von Kunst und Wissenschaft eine Gefahr und in der »Verwissenschaftlichung« der Kunst das Ende derselben erkennen will. Der Aufruf zum »liberating the ethnographic imagination« versteht das Verhältnis von Kunst und Wissenschaft als gegenseitige Befruchtung – mehr als Koproduktion, denn als Kooperation. Man plädiert für ein Aufweichen der Grenzen zwischen beiden Disziplinen – auch wenn das Gefühl bleibt, diese Differenzen müssten vor ihrer Aufweichung erst mühsam errichtet werden. Allerdings gibt es Gemeinsamkeiten, die sich im Interesse an lebensweltlicher Erfahrung, an Interpretation, an Objekten, Bildern und Symbolen manifestieren. Es wurde verwiesen auf das Potential der Kunst zur ästhetischen Reflexion über Wissensproduktion und Medialität und eine stärkere Nutzung des der Kunst inhärenten »Verunsicherungskapitals« gefordert, also Momente der Irritation und des Befremdens in den Prozessen ethnographischer Wissensproduktion. Nach theoretischen und methodischen Vorüberlegungen folgte die Überführung in die Praxis: *Eva Paulitsch* und *Uta Weyrich* (Stuttgart) präsentierten ihr Kunstprojekt, das im Untersuchen, Sortieren, Zerlegen und Neumontieren von Handyfilmen besteht und starke ethnographische Elemente aufweist. Nach einer Einführung von *Ullrich Kockel* (Derry) präsentierte *Victoria Walters* (Bristol) ihre Arbeit über Beuys und zeigte auf, dass es lohnt, seine Arbeiten mit stärkerer Beachtung für die von ihm verwendeten Elemente volkskundlichen Wissens neu zu lesen.

Panel VIII »Forschen und Darstellen – Zur Visualisierung von Kultur« widmete sich vor allem dem Feld der neuen Medien und hierbei dem Phänomen der (digitalisierten) Amateurfotografie beziehungsweise der Fotografie und des Films als ethnographischer Quelle. Die zunehmende Vereinfachung des Fotografierens macht Alltagskultur und vor allem die Akteursperspektive auf neuem Wege einfacher zugänglich und beforschbar. Am Beispiel der Onlineplattform »flickr« hielt *Manuela Barth* (München) den bedeutendsten Unterschied von analoger und digitaler Fotografie fest: Die elektronischen Bilder können in einer »community of practice« immer wieder neu gedeutet werden. Die größte Problematik bei solch hypermedialen Objekten aber ist, dass Hypertexte keinen Anfang und kein Ende haben, dass Visualisierung und ihre Deutung einen hohen Grad an Prozessualität

aufweisen – beziehungsweise gerade diese ein Hauptmerkmal darstellt – und so die Position der ForscherInnen erschwert wird. *Ulrich Hägele* (Tübingen) erforscht die (Amateur-)FotografInnen bei eBay. Hierbei fragt er nach der Bedeutung der fotografischen Illustrationen und stellte fest, dass ein Zusammenhang zwischen ansteigender digitaler Amateurfotografie und der Etablierung von Onlineverkaufsplattformen auszumachen ist. In einem weiteren Schritt beabsichtigt er, die Motivation und Praxis der Bebilderung von ebay-Auktionen mit Hilfe qualitativ ausgerichteter Fragebögen zu erforschen. Für *Thomas Overdick* (Flensburg) ist die Fotografie neben Quelle ethnografischer Forschung vor allem von methodischem Interesse. So betont er die zunehmende Zusammenarbeit der visuellen Ethnographie mit AmateurfotografInnen zur Dokumentation von Lebenswelten. Die kritische Reflexion der Hierarchie von Fotografierendem und Fotografiertem ist eine der zentralen Motivationen, den Beforschten selbst die Kamera in die Hand zu geben. So kann das Fotografieren zum Repräsentieren von Innensichten und zur Selbstrepräsentation von Lebenswelten werden – allerdings reproduzieren die entstandenen Fotografien oftmals die Bildkonventionen der Beforschten und somit wird die Ästhetik der AmateurInnen zum Analysemoment. Medienwissenschaftler *Sven Stollfuß* (Marburg) konzentriert sich auf die Filmbildpraxis in der psychiatrischen Forschung. Krankheit und Wissen über Körper werden durch den Gebrauchsfilm konstruiert und konstituiert. In diesem instrumentellen Film werden Machtstrukturen zwischen Arzt und Patientin, aber auch zwischen Filmendem und Gefilmten visuell inszeniert, technisch festgehalten und reproduziert. *Irene Ziehe* (Berlin) erläuterte wie Fotografien in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu zentralen Objekten der »Welterforschung« wurden, da vor allem die sogenannten »Zimmertouristen« zur dieser Zeit auf die Visualisierung des Unbekannten angewiesen waren.

Plenarvortrag III

Bernhard Tschofen (Tübingen): »Selbstbeschreibungen beschreiben? Zur Kulturanalyse des Kulturgebrauchs«

Wie der Kongress (im Untertitel – Denken. Forschen. Darstellen. – angedeutet) verbindet auch das Ludwig-Uhland-Institut in Tübingen die theoretische mit der praktischen Dimension von Kultur und

Kulturwissenschaft. Aktuelle Projekte im LUI spiegeln dies wider. So werden geographische Indikationen als kulinarisches Erbe untersucht und wie sie in der Europäischen Union als Ressource begriffen und markenrechtlich geschützt werden. Das Projekt »Sprachalltag« nimmt mit der Fortsetzung der ehemaligen »Tübinger Arbeitsstelle für Sprache in Südwestdeutschland« eine Tradition im LUI wieder auf. Hier werden anhand von Dialektaufnahmen die lebenswirkliche Sprachpraxis und die dadurch entstehende regionale Identität untersucht. Im Projekt »Wissen und Museum« werden die Materialität und Emotionalität bei der Entwicklung von Ausstellungen beobachtet, mit dem Ziel der theorie- und praxisorientierten Ausbildung des Museumsnachwuchses. Zusammengefasst werden diese Forschungsansätze unter dem Leitwort »Heritage und Propertisierung« – Kultur erhält einen reflexiven Status, die Grenze zwischen habitueller und sekundärer Kultur verschwimmt.

Abendvortrag

Barbara Kirshenblatt-Gimblett (New York): Lecture zu Ehren Prof. Dr. Hermann Bausingers

In ihrem öffentlichen Vortrag anlässlich des 85. Geburtstags von Hermann Bausinger stellte Barbara Kirshenblatt-Gimblett dem Publikum das von ihr betreute Museumsprojekt vor und erläuterte eingehend das architektonische und inhaltliche Konzept des »Museum of the History of Polish Jews« (MHPJ). Gebaut wird das MHPJ an einem authentischen Ort, dem Warschauer Ghetto – ein Areal, das mit diesem Museum seine erste eigentliche Bebauung seit Ende des Zweiten Weltkriegs erfährt. Ausgehend von diesem authentischen Ort, ist das MHPJ untergebracht in einem beeindruckenden, formen- und materialsprachlich präzise durchdachten Neubau – eine »box of light«. Das Museum beherbergt eine Ausstellung, die ohne Meistererzählung auskommt. Diese Ausstellung bedient oder nutzt nicht gängige Muster zur Erzählung der Geschichte europäischer Juden, sondern setzt viel eher, und hier liegt das ambitionierte und herausfordernde dieses Museums, auf deutungsoffene Narration, oder eher auf Deutung ohne Narration. So stellt der Holocaust nicht das Zentrum der Ausstellung, nicht den Startpunkt noch das Ende der möglichen Erzählungen dar. »Beyond Representation« – so hat Kirshenblatt-Gimblett ihren Vortrag beti-

telt, und so versteht sich das MHPJ als ein Museum, das weiterdenkt als in dingliche Ordnungen überführte Bedeutungen. Der Mangel an dinglicher Repräsentation spricht für sich: Wie stellt man aus, was vernichtet wurde? Wie lässt sich ausgelöschtes materielles Erbe in sinnlich erfahrbares »Heritage« transformieren? Eine Lösung sieht Kirshenblatt-Gimblett im verstärkten Einsatz neuer Medien, der jedoch über die Funktion als Informationsdisplay hinausgeht und viel eher in großangelegten, begehbaren Raumarrangements nach einer von den eigentlichen Objekten abgelösten Evidenzerzeugung strebt. Und dies ist es letztlich, was sie mit »beyond representation« meint und am Beispiel einer Holzsynagoge erläuterte, die mit Hilfe von alten, traditionellen Techniken nachgebaut wurde: Eine Aktualisierung von überliefertem, der Vernichtung und dem Vergessen ausgesetzten Wissen an einem »site of consciousness«, einem Ort des Bewusstseins und -werdens.

Plenarvortrag IV

Beate Binder (Berlin): »Grenzüberschreitungen: Kultur als Wissensgenerator und Argumentationsstrategie in der feministischen Kulturanthropologie«

Am Beispiel der feministischen Kulturanthropologie widmete sich Beate Binders Vortrag dem Spannungsverhältnis zwischen wissenschaftlichem Erkenntnisinteresse und Kritik engagierter Wissenschaft. Die mit ihm verbundenen Grenzüberschreitungen zeigte sie an Elsie Clews Parsons (1875–1941), Zora Neale Hurston (1891–1960) und Gloria Anzaldua (1942–2004) auf. Dabei interessierte sich Binder dafür, wie kulturanthropologische Kulturkonzepte genutzt werden, wie Geschlecht mit anderen sozialen Kategorien verbunden wird, wie Konventionen wissenschaftlicher Praktiken unterlaufen und wie die Gattungsgrenzen zwischen wissenschaftlichen und literarischen Texten überschritten werden. So verband Parsons feministische Politik mit Forschung und bettete ihre Geschlechterkritik in eine Sozialkritik ein. Hurstons Blick des »outside within« und das Aushandeln von Selbst- und Fremdwahrnehmung in wissenschaftlichen und literarischen Publikationen führte sie zu einem jenseits von Opferdiskussion stehenden authentischen Bild schwarzer Kultur in den Südstaaten. Die ethnographische Autodidaktin Anzaldua wiederum lotete in ihrer

Autoethnographie »Borderlands« das Leben an der Grenze zwischen Mexiko und den USA aus.

Das *Panel X* gab einen vergrößerten Blick auf das Tagungsthema mit dem Untertitel »Sammeln, zeigen, deuten – Museen als Orte und Medien des Kulturtransfers«. *Stefan Krankenhagen* (Trondheim), *Thomas Thiemeyer* (Tübingen) und *Joachim Baur* (Berlin) veranschaulichten an den Beispielen »Europa« (sammeln), und »Museum« (zeigen, deuten) wie eng die einzelnen Begriffe doch zusammenhängen. Durch die Verschränkung von »Europäisierung« und »Musealisierung« wird deutlich: was Europa ist, sein will, sein soll, formiert sich durch die Sammlung europäischer Objekte. Nicht das Ausstellen von europäischen Alltagsobjekten, sondern der gemeinsame Erwerb derselben durch die Museen in grenzüberschreitender Zusammenarbeit macht ein Museum zu einem europäischen Museum. Der Spielraum des »Zeigens« lässt dem Museum die Möglichkeit einer Ausstellung ohne primäre Interpretation, die sich den BesucherInnen durch Schauen und Entdecken selbst erschließen und mit Hilfe von multimedialen Begleittexten individuell gestalten kann. Die Deutung ist ein hiervon nicht abgegrenzter Prozess. Vielmehr begleitet sie immer das Sammeln und Zeigen. Oft liegt trotz Vermittlung zwischen Objekt und BesucherIn die letzte Deutungskompetenz bei den BesucherInnen, wenn durch Bedeutungskaskaden, -konflikte, -konstellationen und -kontraste Deutung durch Herstellung von *Be*deutung stattfindet.

In der *Sektion VI* »Kultur_nutzen: Kultur als soziale Ressource des Alltags« verhandelte *Reinhard Bodner* (Innsbruck) am Beispiel eines ausgebliebenen Bergsturzes vier semantische Felder des Kompromisses: der Kompromiss als Handlung, der implizit tagtäglich praktiziert wird; als Handel unter ökonomischen Aspekten und als Verhandlung im Hinblick auf soziale Ungerechtigkeit, politische und wissenschaftliche Repräsentation, weiters der Kompromiss als Behandlung, als bewusste Bestrebungen von beiden Konfliktseiten. Darüber hinaus diskutierte Bodner die Reaktion verschiedener Öffentlichkeiten wie von Bürgern, Wissenschaft und Presse. *Rebekka Bürkle* (Tübingen) beschrieb in ihrem Beitrag die Möglichkeiten von Sprachvariation einzelner SprecherInnen am Arbeitsplatz. In ihrer fächerübergreifenden Arbeit erforscht sie die soziolinguistisch-ethnologische Reichweite, den Status und die Funktion des Dialekts. Das Dialektkontinuum zwischen der Standardsprache und der Grundmundart im süddeutschen Sprachraum lässt strukturell mögliche, praktisch anwendbare und der

Situation angemessene Dialektvarianten zu, die den Gebrauch der Sprache als soziales Handeln ermöglichen. Die AkteurInnen können sich dabei durch die Wahl ihrer sprachlichen Variante zwischen kon- und divergentem Verhalten oder Schaffung von Nähe und Distanz entscheiden.

Abschlussvortrag

Walter Leimgruber (Basel) übernahm die Aufgabe, den Schlussvortrag zu halten und all die Fäden aufzunehmen und wieder einzuholen, die in den drei Tagen des Kongresses ausgelegt wurden. In seinem dichten und sprachlich beeindruckenden Vortrag stellte Leimgruber fest, dass sich die verschiedenen volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Disziplinen mit einem wiedererstarkenden Kulturbegriff auf ein bereits eingeläutetes postkulturelles Zeitalter einlassen sollten. Es gilt mit einem neuen Bewusstsein für einen praxeologischen Ansatz, Kultur als Zugangsweise zu menschlichem Handeln und Denken weiter zu etablieren, dabei jedoch auf Diskussionen zu verzichten, die ins Leere laufen. So hilft das Namenschaos der volkskundlichen Wissenschaften wenig weiter, um die eigene Position in den Kulturwissenschaften zu behaupten, wenn man sich nicht auf mehr Gemeinsamkeiten verständigt. Leimgruber forderte neben dem gesteigerten Bewusstsein für die breite methodische und inhaltliche Aufstellung eine stärkere Hinwendung zur Empirie, die die bedeutendste Kompetenz des Faches ausmacht – von der Diskursanalyse zur Dispositivanalyse. Zwei Aspekte bildeten den Abschluss seines Vortrags, die sich zwar thematisch nicht stärker unterscheiden könnten, aber beide derselben Argumentation folgen. Zum einen muss unserem Verhältnis zur Öffentlichkeit und zur Kulturpolitik mehr Beachtung geschenkt werden und dabei auch das Feld der Einflussreichen als eines der unseren abgesteckt werden. Zum anderen sollte der starke Bezug zu den, im Kienitz'schen Sinn, »Verlierern« neu durchdacht werden. Wandte sich die Volkskunde sehr oft den Verlieren der Moderne, den Machtlosen und Randständigen zu, lenkt ihr Blick nun vielfach auf andere Schichten – der Grund ist das Fehlen der homogenen Mitte einer Gesellschaft, in der sich nur allzu viele als Verlierer sehen. Dies lässt eine stringente Trennung von Oben und Unten, von Verlierern und Gewinnern und in Konsequenz auch von Mikro- und Makroebene obsolet werden. Dies als notwen-

dige Einsicht mitdenkend und auf eine entmigrantisierte Migrationsforschung verweisend, plädierte Leimgruber für eine Entgrenzung unseres Faches und unseres Zugangs.

Was bleibt vom 38. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde? Auch wenn viele der Vorträge Kultur nur implizit verhandelten, so verstärkt sich die Erkenntnis der Notwendigkeit, das uns selbstverständlich Vorkommende, also das sich im Fach vollständig etablierte Deutungsmuster gesellschaftlicher Realität, immer wieder aus den Klammern der Selbstverständlichkeit zu heben, es neu zu betrachten, auszuloten und weiterzudenken. Nicht zuletzt liegt ja genau in der reflektierten Auseinandersetzung mit dem Eigenen und Vertrauten die größte Stärke der volkskundlichen Kulturwissenschaft – und somit ist es eine logische Konsequenz, Kultur nicht einfach nur zu analysieren, sondern eben auch unseren Umgang mit dieser Kategorie. Kultur ist also immer doppelt zu lesen: als Subjekt und Objekt der Volkskunde.

Rudolf Bühler, Pia Hilsberg, Jan Hinrichsen, Verena Hünig, Susanne Pledl

Bericht über das 44. Internationale Symposium des Arbeitskreises für Keramikforschung im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg vom 19. bis 23. September 2011.

Mehr als 90 KollegInnen aus zehn europäischen Ländern kamen in das Germanische Nationalmuseum nach Nürnberg, um keramische Fragen zu diskutieren. Das Germanische Nationalmuseum selbst beherbergt herausragende Keramiksammlungen, z. B. von Böttger Steinzeug, Steingut und italienischen Fayencen, die vor kurzem von der Keramikkustodin und Tagungsorganisatorin Silvia Glaser publiziert worden sind. Die Kulturreferentin der Stadt betonte zur Begrüßung die enge Verbindung von Nürnberg zu Keramik, beispielsweise durch die Nürnberger Fayencen. Der Eröffnungsredner *Uwe Mämpel*, Professor für technische und ästhetische Bildung an der Hochschule Bremen, rollte in seinem Vortrag über »Kunst oder Handwerk« – ein Widerspruch der Moderne?« die enge Verbindung der beiden Begriffe bis in die 2. H. des 19. Jh.s auf (siehe Kunst im Verständnis von Wissenschaft im 17.

Jh. oder die Arts and Crafts Bewegung des späten 19. Jh.s). Eine Trennung lässt sich seit der Bauhaus-Bewegung der 1920er Jahre feststellen, deren Vorstellungen von modernem Industriedesign nicht mehr mit den herkömmlichen handwerklichen Fertigungstechniken korrelierten. *Christoph Kühne* berichtete über Steinzeug der Westerwälder Art des 17. Jhs in Britisch-Nordamerika am Beispiel der Kolonie Virginia. Bei Grabungen in der Siedlung Jamestown, einem frühen englischen Warenumschlagplatz, wurden vor allem Krüge aus grauem Steinzeug gefunden. Das in großen Mengen aus Europa importierte Steinzeug Westerwälder Art hat die amerikanische Volkskunst nachhaltig beeinflusst. *Harald Rosmanitz* sprach über Nürnberger Kacheln im Spiegel der Stadtarchäologie. Viele Kunsthistoriker und Sammler haben sich mit Nürnberger Kacheln beschäftigt, darunter auch Alfred Walcher von Molthein um 1900. Die Nürnberger Hafnerwerkstätten waren im 16. Jh. formgebend, sie entwickelten Kachelmotive. Wegen Rohstoffmangel in Nürnberg selbst erfolgte die Massenproduktion in der Umgebung. *Kirsten Remky* zeigte Renaissanceofenkacheln im Bestand des Suermondt-Ludwig-Museums in Aachen und fand dazu auch grafische Vorlagen. *Matthias Henkel*, Direktor der städtischen Museen in Nürnberg, gab seinemVortrag den Titel »Massenhaft individuell. Keramische Produktion im Zeitalter des globalisierten Manufakturwesens«. Die Porzellanindustrie entdeckte die Henkeltasse als innovativen »Raum« für freie Gestaltung. Der Dekor auf Bürotassen kann von den BenutzerInnen selbst gestaltet werden. Passend dazu wurden beim Abendempfang im Hirsvogelsaal des Museums Tucherschloss die TeilnehmerInnen zur Erinnerung an die Tagung mit einer eigens dafür entworfenen Tasse (österreichisch: Häferl) beschenkt. Ein rätselhaftes Objekt, eine hochmittelalterliche Henkelflasche aus dem frühen 13. Jh mit einem gefälschten Kaisersiegel stellte *Gerald Volker Grimm* vor. Hat ein dilettantischer Töpfer dieses Gefäß erst im 19. Jh hergestellt? Auch die ZuhörerInnen konnten diese Frage nicht beantworten. *Thomas Schindler*, Volkskundler, bearbeitet derzeit die handwerksgeschichtliche Sammlung am Germanischen Nationalmuseum. In seinem Vortrag beschäftigte er sich mit der Funeralkultur von Handwerkern und zeigte Grabkreuze mit Töpfersymbolen, Epitaphe zum persönlichen Gedenken und Bahrtuchschilder von Handwerkerorganisationen. Die klassische Archäologin *Claudia Merthen* sprach über die Deutung der Bildsprache auf attisch-griechischer Grabkeramik vom 8. bis 5. Jahrhundert v. Chr. Diese Grabkeramik zeigt Bildrituale zur zeitlosen Trau-

er um die Verstorbenen. Die drei wichtigsten Bildthemen waren die Aufbahrung des Toten, der Leichenzug zum Grab und der Besuch am Grab. Bemalte Gefäße stellte man zur Grabmarkierung auf das Grab, z. B. Lutrophoren. *Petra Hanauska* und *Thorsten Sonnemann* analysierten hoch- bis spätmittelalterliche Funde aus dem Abfallberg der Töpferwüstung Dippenhausen im Rheingau, wo Frühsteinzeug mit manganvioletter Scherbenfarbe hergestellt wurde. Die genaue Lage der Tongrube ist jedoch noch nicht gefunden worden. Qualitätsmerkmale auf Passauer und Obernzeller Graphit-Keramik des 15. und 16. Jh.s erforschte *Herbert Böhmer*. Das eingeschnittene Andreaskreuz, das V im Ring und der stilisierte Widderkopf wurden vom Töpfer neben der Herstellermarke angebracht und kennzeichneten für den Käufer den Anteil an Graphit im Ton. *Volker Ellwanger* brachte unter dem Titel »Die gescheiterte Institutionalisierung – eine Dissertation von Dr. Walter Lokau« den Niedergang der keramischen Kunst zur Sprache. In der Diskussion wurde bemerkt, dass es heute sehr wohl gute Kunst in der Keramik gäbe, was man auch auf den Töpfermärkten verfolgen kann.

Der zweite Tagungstag begann mit einer Posterpräsentation von *Tünde Kaszab-Olschewski, Stephan Sauerland und Gerald Volker Grimm* über »Das fremde Ethnikum als Thema keramischer Darstellungen«. Sie analysierten die Abbildungsart von Menschen mit schwarzer Hautfarbe auf Keramiken seit der Antike bis in die Gegenwart. *Claudia Peschel-Wacha* stellte den Figurenofen »Annamirl« aus dem Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien vor und zeigte Vergleichsobjekte aus dem süddeutschen und böhmischen Raum, wo diese sog. Überschlagöfen zur Zeit des Rokoko in Mode waren. *Wolf Matthes* berichtete über die Auswertung des Rezeptbuchs für Fayenceglasuren der Töpferfamilie Herrmann in Langnau, Schweiz, aus dem 18. und 19. Jh. Ein neues Eulengefäß aus Arnstädter Fayence von 1730 stellte *Ulrich Lappe* vor. Es stammt – wie die meisten der 25 bekannten Eulengefäße – aus dem Antiquitätenhandel. *Horst Klusch* (der Referent ließ sich krankheitshalber vertreten) brachte Hafnerordnungen der Habaner mit der Dekorweise ihrer Fayencen in Verbindung. Zwei Vorträge widmeten sich neuen Forschungsergebnissen zur Bunzlauer Keramik im Rahmen von EU-Projekten. *Barbara Glinkowska* berichtete über die derzeitigen Ergebnisse archäologischer Forschungen nach den Anfängen des Bunzlauer Steinzeugs. Die Gefäßfunde können in die 2. H. des 16. und 1. H. 17. Jh.s datiert werden. *Anna Bober-Tubaj* untersuchte den Einfluss der keramischen Fachschule in Bunzlau

auf die Entwicklung des Designs und die Technologie des Bunzlauer Steinzeugs in der 1. H. des 20. Jh.s. Technologische Verbesserungen ermöglichten den Firmen, die Produktivität zu erhöhen und die Kosten zu senken. Die Entwicklung neuer Glasuren und Dekortechniken verbesserte die Qualität der Waren und im Rahmen von zahlreichen Ausstellungen zeigten Bunzlauer Firmen die Ergebnisse der Neuerungen. Am Nachmittag hatten die TagungsteilnehmerInnen die Gelegenheit zu Depot- und Museumsbesuchen innerhalb des Germanischen Nationalmuseums.

Die Exkursion am folgenden Tag führte zuerst nach Weiden in der Oberpfalz zum Rundgang in der seit 1910 bestehenden, heute hochtechnisierten und ausschließlich in Deutschland produzierenden Porzellanfabrik Seltmann. Im Historischen Museum Bayreuth wurde die Fayencesammlung Burkhardt besichtigt.

Der vierte Tagungstag begann mit einer Posterpräsentation von *Gabriele Scharrer-Liska* aus Wien. Sie stellte keramische Grabbeigaben im awarischen Gräberfeld von Frohsdorf in Niederösterreich vor. Grabungen offenbarten eine Selektion von Grabbeigaben im 8. und 9. Jh.: In Männergräbern war wenig Keramik zu finden, in Kindergräbern sehr viel. Die beigelegten Töpfe lassen sich vermutlich mit Breispeisen in Verbindung bringen. Der erste Vortrag beschäftigte sich mit der Rolle der Steingutmanufaktur Boch in Luxembourg im Rahmen der europäischen Keramikproduktion des 18. Jahrhunderts. *Jean-Luc Mousset* berichtete über die Erfolge der ersten Steingutfabrik in den damaligen österreichischen Niederlanden (heute Belgien und Luxemburg), die seit 1767 in Septfontaines oft nach englischen und lothringischen Vorlagen und Vorbildern aus Tournai produzierte. Einen Bogen von der Meissner Großplastik im 18. bis in das 20. Jh. spannte *Barbara von Orelli* in ihrem Vortrag mit dem Titel »Porzellanplastik: Ganz groß«. Kirchner und Kaendler entwarfen im 18. Jh. Tiergroßplastiken, deren Ausführung erhebliche technische Probleme bereitete (Verformungen, Brennrisse, Glasurfehler u.a.m.). 1988 schuf der Künstler Jeff Koons die Großplastik von Michael Jackson und Bubbles. Sie wurde in der italienischen Manufaktur CapodiMonte gebrannt, ein Plastiküberzug soll nun die Brennfehler verdecken. *Marion Roehmer* berichtete über Thüringer Porzellan für die Nordseeküste. In den nach Ostfriesland exportierenden Porzellanmanufakturen orientierte man sich am Bedarf des Nordwestens an Kannen und Tassen und der Vorliebe für Darstellungen in roter Farbe, allen voran der

Rose Centifolia. *Saskia Gresse* zeigte malhornverzierte Irdenware und andere Funde aus einem Nürnberger Handwerkerhaus. Fehlbrandstücke und Brennhilfen weisen auf eine Hafnerwerkstatt in der Zeit um 1600 hin, jedoch fehlen bis dato konkrete archivalische Quellen. *Lutz Grunwald* gab einen Überblick über die spätmittelalterliche und neuzeitliche Keramikproduktion in Mayen an der Eifel. Im Stadtgebiet ist die Töpferproduktion seit römischer Zeit bis in die 1940er Jahre belegt. Um 1300 gesellte sich die Produktion von Steinzeug zur Irdenware. *Bärbel Kerkhoff-Hader* nannte ihren Vortrag »Ars plastica. Der keramische Werkstoff – exemplarisch«. Sie spannte einen vergleichenden Bogen von Frauenfiguren der Antike über die Figuren der Schallaburg und die Krippenfigur der Mireille in der Provence bis zu rezenten Werken aus Kinderhänden. Die Erfahrung der Bildsamkeit des Tones kann zu jeder Zeit gemacht werden, doch wo beginnt der Kunstbegriff? Die Referentin brachte Beispiele von zeitgenössischen Künstlerinnen wie Theresia Hebenstreit, Marita Windemuth-Osterloh und Hilde Würtheim. Diese modellieren Figuren aus Ton und verarbeiten in ihren Werken spannende aktuelle Alltagsthemen. Nachmittags standen wiederum Depotbesuche und ein Besuch im jüngst eröffneten Handwerkermuseum Kühnertsgasse auf dem Programm. Drei mittelalterliche Fachwerkhäuser, die von den Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs verschont geblieben sind, wurden so renoviert, dass die historische Bauweise ablesbar ist.

Der letzte Tagungstag begann mit einem Vortrag von *Andreas Heege* über archäologische und archivalische Studien in der Hafnerei Staub in Langenthal (1730–1870) im Kanton Bern, Schweiz. Bei den Untersuchungen der Brennöfen fand man einen Nebenofen vermutlich zur Herstellung der Blei-Zinn-Asche für die Fayenceglasur, des sog. Äschers. Neben Geschirr aus Irdenware stellte man Fayenceöfen her, die von Fayencemalern dekoriert und signiert wurden. *Carla Rosca* aus Sibiu, Rumänien, berichtete über Handwerk und Kunst in der Familie Colibaba aus Rădăuţi in der ehemaligen Bukowina und zeigte Beispiele der Konturenritztechnik in weißer Engobe. Die figürlichen Dekore wurden in grünen und gelben Glasuren ausgemalt. *Holger Klein* analysierte Unterschiede zwischen Triebel und Muskau und berichtetete über Forschungen zur Provenienzbestimmung in Zusammenarbeit mit polnischen Kollegen. Muskauer Steinzeug ist braun, der Ton aus Triebel und den umliegenden Orten ergibt einen grauen Scherben, der mit Auflagen belegt, durch Kerben verziert und

blau bemalt wurde. *Rainer Richter* aus Dresden spannte in seinem Vortrag über die Farbe Schwarz und die »Faience noire de Namur« einen Bogen von China zum Böttgersteinzeug nach Meissen bis in die Gegenwart. Englische Blackware bildete das Vorbild für Produkte in Europa. In Andenne in der Provinz Namur in Belgien, erreichte die Herstellung von hochgebrannter Irdenware mit schwarzer stark glänzender Bleiglasur und Silbermontierung um 1800 ihren Höhepunkt. *Ludwig Kreiner* berichtete über neuzeitliche Funde aus Niederbayern. An einem unscheinbaren Ort wurden bei Baggerarbeiten Ziegel-, Fliesen-, Geschirrscherben und Gartenzwerge gefunden. Man konnte daraus den Komplex einer Ziegelei mit Gasthaus und Brauerei aus dem späten 19. Jh.s rekonstruieren. Auf dem Areal steht heute ein Automobilzulieferbetrieb für Rolls-Royce. Ein ganz besonderes Objekt aus der Zeit des Historismus stellte *Belinda Petri* in den Mittelpunkt ihrer Forschungen, eine Steinzeug-Prunkkanne von Hubert Schiffer. Seine Intention war, das aussterbende Raerener Steinzeuggewerbe wiederzubeleben. Für den Produktionsprozess von braunen Steinzeuggefäßen im Stil der Renaissance (Modelanfertigung nach alten Raerener und neuen von Schiffer selbst entworfenen Motiven, Gipsabguss und Brand von Steinzeug) mussten extra Experten nach Raeren geholt werden. *Werner Endres* stellte in Vertretung des Autors Lambert Grasmann das Buch »Die Hafner auf dem Kröning und an der Bina« vor. Alte Fotos zeigen die Verwendung der urtümlichen Blockscheibe in den Werkstattstuben noch am Beginn des 20. Jh.s. Gefäße, Vorratstöpfe und Kopfurnen wurden in Schwarzware gefertigt. Zur Glasurware gehören blau glasierte Kannen und braune Krüge und Teller mit einfacher Malhornverzierung, darunter auch Kacheln. Weithin bekannt sind die Flechtwerkkörbchen mit den geschnittenen Dekoren. Dabei werden oft Stücke dem Kröning zugeordnet, die aus der weniger bekannten Region an der Bina stammen. *Tünde Kaszab-Olschewski* untersuchte Keramikgefäße bei rituellen Handlungen aus der Zeit der Römer. Bei Matronenheiligtümern wurden Gefäße aus kultischen Mahlen gefunden. Im Mithraskult, einem reinen Männerkult, verwendete man bei Zusammenkünften spezielle Kultgefäße mit der Darstellung der Mithras-Legende, von Initialriten oder Inschriften und grenzte sich durch spezielle Gefäße von anderen Kultgruppen ab. Von Ziegeleiprodukten abseits von Baukeramik sprach *Ralf Kluttig-Altmann* und stellte den Typus des Zieglerdeckels aus Wittenberg in den Mittelpunkt. Die Deckel wurden neben Feuerböcken und Kienspanhaltern

in Ziegelscheunen produziert. Die vorgestellten verzierten Flachdeckel von 10–17 cm Durchmesser haben unterschiedliche Handhaben. Der Referent schlägt eine mögliche Verwendung als Heizungsdeckel vor. Im folgenden Vortrag gab *Michaela Hermann* einen ersten Überblick über die Keramik aus zwei frühneuzeitlichen Massenfunden aus Augsburg. Obwohl Augsburg keine Hafnerhochburg war, geben die Funde aus Abfallgruben Auskunft über ein umfangreiches Spektrum an keramischer Ware: Plutzer mit antropomorphen und Aquamanile mit zoomorphen Ausgüssen, Steinzeugkrüge, Importfayencen und die beliebten Krausen (Beutelbecher). *Ludwig Döry* erforschte die Verbindung der Familie Vest zu Wendel Dietterlin. Die Vest waren Nürnberger Modelbauer, die zwischen 1598 und 1625 Kacheln nach Vorlagen des Ornamentstechers und Malers Wendelin Dietterlin fertigten. *Ralph Mennicken* beschäftigte sich im letzten Vortrag der Tagung näher mit dem berühmtesten Raerener Meistertöpfer Jan Emens Menneken und berichtete über die Facetten eines rheinischen Keramikkünstlers des 16. Jh.s. Der Spross einer Töpferfamilie entwarf Auflagen von höchster Qualität auf groß dimensionierten Schnellen, Bartmannskrügen und Schnabelkannen. Interessant ist die Frage, warum der Kunsttöpfer in den Westerwald auswanderte. Seine Werke befinden sich heute in den bedeutendsten Museen zwischen London und München. Die nächste internationale Tagung des Arbeitskreises zur Keramikforschung wird vom 24. bis zum 28. September 2012 am Badischen Landesmuseum in Karlsruhe stattfinden.

Claudia Peschel-Wacha

Die Galerie am Splügenpass. Saumwege und Kunststraße – Geschichte, Forschung, Tourismus. Tagung, Splügen/Graubünden, 13. August 2011

Die Fertigstellung der Restaurierungsarbeiten an der 312 m langen Winter-Straßengalerie aus dem Jahre 1843 an der Splügen-Nordseite nahm das Institut für Kulturforschung Graubünden in Chur zum Anlass, eine Tagung über die Erforschung und Inwertsetzung des Splügenpasses zwischen der Schweiz und Italien auszurichten.

Der Splügen darf in Anspruch nehmen, einerseits zu den am besten erforschten Passübergängen im Alpenbogen zählen zu können, andererseits weist er eine intensive touristische Nutzung auf. Ziel der Tagung war es daher auch, die Beziehungen zwischen Forschung und nachfolgender touristischer Umsetzung zu beleuchten. Die Tagung wurde demnach in drei Themenblöcke geteilt: 1) Archäologie und historische Verkehrswege; 2) rechtliche, wirtschaftliche Aspekte und der Straßenbau und 3) Vom internationalen Verkehrsweg zum touristischen Marketingobjekt. Die Tagung selbst vermittelte einen Eindruck von der kultur-verbindenden Passlandschaft: Die Beiträge wurden entweder auf Deutsch oder in Italienisch gehalten, wobei der Kulturforscher und Moderator *Chasper Pult* Zusammenfassungen in der jeweils anderen Sprache anfügte. Zudem waren alle Vorträge in beiden Sprachen als Kurzfassungen gedruckt verfügbar.

Die Begrüßung nahmen der nunmehrige Leiter des Instituts für Kulturforschung Graubünden, *Marius Risi* und sein Vorgänger, *Georg Jäger*, vor. Sie würdigten dabei den ersten Erforscher des Splügenpasses, Armon Planta (1917–1986), dessen 25. Todestag auf den der Tagung folgenden Tag fiel.

Den ersten Tagungsabschnitt eröffnete *Francesco Fedele* (Universität Neapel) mit Überlegungen zur Mobilität der Menschen im Umkreis des Splügen. Ausgehend von prähistorischen Funden auf der Südseite des Passes führte er aus, dass die Wahrnehmung von Pässen (Verbindung zweier – eventuell kulturell unterschiedlicher – Räume) wie auch von Gebirgen erst in der Römerzeit aufkam. Wenig sei über vorrömische Gesellschaften als Begeherinnen der Pässe bekannt, wobei der Einfluss von Klimaschwankungen und Dauersiedlungsgrenzen noch einer genaueren Forschung bedarf. *Hansjürg Gredig* (Fachstelle für Tourismus und nachhaltige Entwicklung [ZHAW], Wergenstein) referierte über die Saumwege am Splügenpass vor 1817. Nachdem bereits seit der Römerzeit Wege zur Verfügung standen, erfolgte nach dem Ausbau der Straße durch die Viamala-Schlucht 1473 eine großzügige Verbreiterung. Die schwierigen Geländeverhältnisse auf der Südseite verhinderten aber den Einsatz von Wagen, wodurch bis 1817 – dem Baujahr der Straße – der Splügen Saumtieren vorbehalten blieb. *Hanspeter Schneider* (ViaStoria – Zentrum für Verkehrsgeschichte, Bern) erläuterte das Inventar historischer Verkehrswege der Schweiz IVS und das Projekt Kulturwege Schweiz. Das IVS[1] stellt das Beispiel eines langfristig angelegten Vorhabens (1984–2003) auf solider

rechtlicher Grundlage[2] mit konsequent gewährter Finanzierung (50 Mio. Franken) dar. Das Ergebnis: 25.000 kartierte historische Wege und Straßen in der gesamten Schweiz, dient nun nicht nur als Entscheidungshilfe der Planungsbehörden, sondern erweist sich auch als weltweit einzigartiges Beispiel, die Zeugnisse des Weg- und Straßenverkehrs als Kulturgut zu würdigen. Seit 2003 arbeitet die »ViaStoria«, neben der Erforschung der Mobilitäts- und Verkehrsgeschichte der Schweiz auch an der Vermittlung eines Netzes von zwölf Routen als »Kulturwege Schweiz« als Ausführungsprojekt des IVS. Diese Kulturwege erzielen – in Zusammenarbeit mit den Schweizer Wanderwegen – hohe touristische Wertschöpfung, was sich durch die Mobilisierung des »Qualitätsgastes« auch am Beispiel der »ViaSpluga« zeigt.

Giordano Sterlocchi (Archivar a.D., Chiavenna) eröffnete mit »Die Talgemeinde des Val San Giacomo und der Straßenunterhalt im Spiegel der Dokumente« den zweiten Abschnitt. Für diese Transitgemeinde besaß die Regelung sowohl des Transportgewerbes als auch des Wegunterhalts grundlegende Bedeutung. Letzteres oblag dem »Vegheri« (auf Deutsch »Wäger«) als Mitglied der »Comunità«, die aus gewählten Mandataren bestand. Die »Porten« (Vereinigungen zur Leitung des Warentransports) waren in Erhaltungsangelegenheiten ihr untergeordnet – was oftmals zu schwierigen Situationen bei Fragen der Zuständigkeit und Durchsetzung führte. Sterlocchi unternahm zudem eine kritische Würdigung der Textquellen (talschaftseigene Aufzeichnungen als auch Dokumente von jenseits des Passüberganges). *Gugiliemo Scaramellini* (Universität Mailand) befasste sich in seinem Vortrag mit den Vereinigungen zum Warentransport (»Die Porten in der Valchiavenna: Fakten und Mutmaßungen«). Die verschiedenen talschaftsweit (sowohl im Norden als auch im Süden des Passes) organisierten »Porten« hätten die Monopolstellung der einheimischen Transporteure bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts sichern sollen. Allerdings konnten auswärtige Säumer ebenfalls Transporte durchführen, sofern sie eine Steuer auf Handelswaren (»Fuhrleit«) als Ausgleichszahlung für entgangene Dienste der Einheimischen entrichteten. Den letzten Beitrag für den zweiten Abschnitt steuerte *Cristina Pedrana*

1 IVS: http://ivs-gis.admin.ch/; ViaStoria: http://www.viastoria.ch/d/Willkommen.htm (Zugriff: 24.08.2011)

2 Art. 5 Schweizer Bundesgesetz über den Natur- und Heimatschutz (NHG)

Proh (Sondrio) bei (»Carlo Donegani und die Handelsstraße über den Splügenpass«). Die Straße über den Splügen geht auf den Ingenieur Carlo Donegani zurück, der eine Reihe von Passstraßen in der ersten Hälfe des 19. Jahrhunderts in Norditalien konstruierte. Die Straße selbst mit ihrer Infrastruktur (Serpentinen, Galerien, Brücken und Wärterhäuser) konnte rasch zwischen 1818 und 1821 vom Süden her erbaut werden. Zu bemerken ist, dass der Bau vollständig vom Kaiserreich Österreich finanziert wurde, um der Konkurrenz durch den San Bernardino-Pass (dessen Ausbau auf das Königreich Sardinien zurückging) zu begegnen.

Den letzten Abschnitt der Vorträge widmete der Veranstalter der praktischen Umsetzung der Inventarisierungs- und Forschungsaktivitäten. *Paolo Mantovani* (Bonaduz/Soazza) erläuterte die Entstehung und die Rettung der Galerie am Splügenpass, die im Rahmen der anschließenden Exkursion besucht wurde (»Zur Geschichte der Galerie auf dem Pass«). Die Galerie, zwischen 1843 und -46 mit Hilfe von österreichischen Steuermitteln zum Schutz vor Schneeverwehungen und Lawinen erbaut, verlor nach dem 2. Weltkrieg ihre Funktion, da seither die Wintersperre die Überfahrt nicht mehr zulässt. *Kurt Wanner* (Splügen) berichtete über die Entdeckung des alten Saumweges über den Splügen (»Junge Spuren auf alten Wegen – Aus den Anfängen der ViaSpluga«). Der Vortragende selbst entdeckte in den 1970er Jahren den Verlauf des alten Weges. Armon Planta stellte damals grundlegende Forschungen an, das IVS nahm danach eine systematische Kartierung vor. Seit rund 20 Jahren zählt der Weg als »ViaSpluga« als vielbegangene Kulturwanderung zu den touristischen Höhepunkten der Gegend und dient als gelungenes Beispiel des Kultur- und Qualitätstourismus. *Stefan Forster* (ZHAW Wergenstein) stellte generelle Überlegungen über das Verhältnis zwischen Tourismus und Kulturlandschaft an (»Die ViaSpluga als Kulturtourismusangebot – Kulturwerte erhalten, entwickeln und verkaufen«). Auf Basis des Erfolgs der ViaSpluga als Tourismusdestination plädierte er dafür, dass Konzepte für nachhaltige Kulturtourismus-Angebote nicht nur auf die Steigerung regionaler Wertschöpfung abstellen, sondern auch ganzheitliche Entwicklungsansätze und Zielsetzungen verfolgen sollen: Die Kulturwerte sind mit Hilfe lokaler Auskunftspersonen zu erschließen und der Bevölkerung zum Zweck der Identitätsbildung zu vermitteln, was wiederum zu neuen Impulsen und Entwicklungsideen führen kann. Mit *Denise Dillier* (Geschäftsführerin Viamala Ferien) kam

schließlich eine Praktikerin zu Wort (»Das Projekt ViaSpluga – eine Zwischenbilanz nach 10 Betriebsjahren«). Seit 2001 wird das Wanderarrangement »ViaSpluga« angeboten. Das Pauschalangebot enthält Übernachtungen, Gepäcktransport, Wanderdokumentation sowie Eintritte zu Sehenswürdigkeiten entlang der Strecke. Der Erfolg für den Tourismus beläuft sich pro Jahr auf rund 600 verkaufte Arrangements für 2000 Gäste, wodurch ein Umsatz von einer Million Franken erzielt werden kann.

Den Abschluss der Tagung bildete eine Busexkursion auf die Nordrampe, wo Brücken und das alte Zollhaus besichtigt werden konnten. Den Höhepunkt bildete der Besuch der 1843 errichteten, 312 m langen Galerie, die nach einer umfassenden Restaurierung im Frühjahr 2011 wieder der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden konnte. Nun ist sie als Wanderweg begehbar. Eine Reihe von Schautafeln an ihrem Nordportal, die auch als Broschüre erschienen sind, informieren über ihre Geschichte und über ihren neuen Zweck.

Durch die Tagung konnten auch zwei weitere Erkenntnisse vermittelt werden: zum einen ermöglichen ein klarer gesetzlicher Auftrag, ein wissenschaftlich fundiertes Projektmanagement sowie eine gesicherte Finanzierung durch zwanzig Jahre hindurch die Erstellung einer weltweit einzigartigen Sammlung von Grundlagendaten (25.000 Weg- und Straßenabschnitte – IVS). Andererseits führt die Arbeit von ViaStoria auf der Grundlage des IVS heute vor Augen, dass Inventarisierung und Forschung nicht Selbstzweck (in diesem Fall) geisteswissenschaftlicher (vielleicht »elfenbeinturmartiger«) Tätigkeiten sind, sondern dass der Einsatz geisteswissenschaftlicher Disziplinen sich auch »rentieren« kann: für die regionale Wertschöpfung durch den Tourismus und durch die Vermittlung geschichtlicher Hintergründe an die dort ansässige Bevölkerung.

Peter Strasser

Literatur der Volkskunde

Kurt Luger, Karlheinz Wöhler (Hg.): Kulturelles Erbe und Tourismus.
Rituale, Traditionen, Inszenierungen.
Innsbruck: Studienverlag 2010, 416 Seiten, s/w-Abb.

Nach dem Innsbrucker Bricolage-Zeitschriftenband »Kulturelles Erbe« (2005), dem Göttinger Tagungsband »Prädikat ›Heritage‹« (2007), der umfangreichen Vortragssammlung der österreichischen Volkskundetagung 2007 »Erb.gut? Kulturelles Erbe in Wissenschaft und Gesellschaft« (2010) liegt mit »Kulturelles Erbe und Tourismus« (2010) nunmehr eine weitere Anthologie zu einem Thema vor, von dem gesagt wird, dass es gerade Konjunktur hat oder, moderner ausgedrückt, boomt. Man könnte auch von einem »Hype« sprechen, einem gezielt von Interessensträgern zur Werbung für bestimmte Ideen und Produkte lancierten Trubel. Als Verursacher wird oft die Tourismuswirtschaft vermutet, die auf der ständigen Suche nach Alleinstellungsmerkmalen für touristisch aufzuwertende Regionen das nach Überwindung der Moderne wieder attraktive Label »kulturelles Erbe« liebend gerne verwertet. Damit sind wir mitten im Fokus des vorzustellenden Buches.

Das Titelbild des in dunkelbraun gehaltenen Hardcoverbandes zeigt eine Frau, die mit durchgestreckten Händen über die Köpfe anderer Touristinnen hinweg zu filmen versucht. Nur in dieser uns allen bekannten, anstrengenden Pose kann ihre Kamera die Inszenierung einer tanzenden Trachtengruppe einigermaßen unverdeckt aufzeichnen. Das öffentlich vorgeführte kulturelle Erbe entzieht sich dem Blick der Touristen, wenn die Masse an Interessenten zu groß wird. Mit einer ähnlichen Problematik befassen sich auch einige der 25 Beiträge dieses Buches. Sie sind eingegliedert in vier Hauptkapitel, die mit den Übertiteln »Immaterielles Kulturerbe und touristisches Potential«, »Alpine Tradition zwischen Praxis und Inszenierung«, »Vermittlung lokalen Wissens und kulturelle Identität« und »Traditionelle Formen und Methoden als touristische Ressource« die Struktur vorgeben. Jedes der vier Hauptabschnitte erfährt eine eigene kurze Einleitung der Herausgeber, die den Sinn und die Zusammensetzung der Kapitel erklären und gleichzeitig eine Klammer über das Gesamtwerk setzen soll. Da das Autorenfeld sich aus »Praktikern und Wissenschaftlern«, »Touristikern« sowie »Vermittlern des Kulturerbes« (S. 10) zusammensetzt, wohl mit dem Hintergedanken, Theorie und Praxis aneinanderzustellen, ist diese Verknüpfung auch nötig, wenngleich sie offenbar nicht

gelingen kann. Zu unterschiedlich sind die Denkstile, Sprachformen und Motive.

Der Kommunikationswissenschaftler Kurt Luger eröffnet mit einer interessanten Erörterung des Begriffsfeldes »Tradition, Ritual, Inszenierung« den langen Reigen der Hauptbeiträge. Er sieht seine Aufgabe darin, die »zentralen Begriffe sowie die Verbindungslinien zu klären, die für den komplexen Zusammenhang von Kultur, Tradition, Ritual, Authentizität und Identität von Bedeutung sind« (S. 44). Da er sich auch der historischen und symbolischen Deutung von Heimat, Volks- und Regionalkultur annimmt, erhält seine weit ausholende Eröffnung ein wenig den Charakter einer Einführung in die Grundbegriffe der Volkskunde.

Mit der Frage »Kulturelles Erbe – Ausstieg aus der Moderne?« tritt Karlheinz Wöhler in eine kritische Auseinandersetzung mit der UNESCO-Konvention zum immateriellen Kulturerbe ein. Von einer systemtheoretischen Position ausgehend, knüpft er an der geschichtsphilosophischen Kompensationstheorie Odo Marquards an, um anhand von Beispielen zu behaupten, dass die Konvention einen Beitrag zum Erhalt der Moderne liefert, indem sie in ihrer beabsichtigten Bewahrungs- und Schutzhaltung Modernisierungsschäden ausgleicht.

Die Leiterin der österreichischen Nationalagentur für das Immaterielle Kulturerbe Maria Walcher verspricht, in ihrem Artikel die Chancen und Herausforderungen ihrer Organisation »im Implementierungsprozess des Übereinkommens« zu erläutern. Ihr Beitrag verlässt aber kaum den Rahmen einer kurzen historischen und inhaltlichen Darstellung der UNESCO-Konvention und einer Aufzählung der im österreichischen Verzeichnis angeführten 18 Eintragungen und endet mit der unkonkreten Absichtserklärung, »die Vernetzung und Kommunikation der verschiedenen Interessensgruppen zu fördern« (S. 78).

Bemerkenswert, weil authentisch, sind die Aussagen des Tourismus-Werbefachmanns Christian Knöbl, der das österreichische Kulturerbe »fast als Grundnahrungsmittel«, »in manchen Fällen sogar« als »die Grundlage« (S. 81) des Tourismus bezeichnet. Er repräsentiert in seinem Beitrag zum »Welterbe-Tourismus« den geschickten Tourismuspraktiker, der eine »sensible Angebotspolitik« fordert, bei gleichzeitig »mit Bedacht« eingebrachter »Inszenierung«. Für ihn bietet das immaterielle Kulturerbe Ressourcen und Möglichkeiten, um den Tourismus zu bereichern, vor allem wenn die »eigene Bevölkerung« ebenfalls einen Nutzen daraus trägt.

Der steirische Landtagsabgeordnete Josef Ober präsentiert in seinem Artikel »Die Inwertsetzung einer Region« ein Beispiel für die gezielte politische Intervention zur Schaffung neuen kulturellen Erbes. In einer oststeirischen Region, die durch ihre Grenzlage und Wirtschaftsdefizite nach dem 2. Weltkrieg relativ »entwertet« wurde, startete er »eine neue Politik der Inwertsetzung« (S. 99) durch die Kreation der Marke »Steirisches Vulkanland«. In der neu gebildeten Vulkanlandregion, der heute 79 Gemeinden mit 104.00 Einwohnern angehören, soll das positive Empfinden der Bewohner, einer lebenswerten Region anzugehören, vermittels Wirtschafts- und Kulturförderung gestärkt werden. Zur Steigerung des Selbstwertgefühls empfiehlt Ober aber vor allem auch die Rückbesinnung auf das ›Eigene‹.

Der zweite Hauptabschnitt des Buches ist dem alpinen Raum gewidmet, dessen wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung besonders stark vom Tourismus geprägt erscheint. Mit der von ihm schon gewohnten drastischen Wortwahl beginnt Hans Haid seine Abhandlung über »Altes und neues Leben in den Alpen«. Der Massentourismus als Zerstörer der eigenständigen Volkskultur ist nicht zum ersten Mal sein Thema, und in der 68er-Bewegung wie auch bei Literaten und Liedermachern findet er eine Fülle an Zitaten, die seinen Widerstand und Eigensinn gegen den »Brutaltourismus Marke Sölden oder Ischgl« stützen. Positiver stimmen die von ihm vorgestellten Projekte, in denen Umweltschutz und Bewahrung der regionalen Kulturformen Hand in Hand gehen.

Max Spielmann schreibt über »Kleinviehzucht im Oberwallis« und greift dabei auf Bruno Latour zurück, um methodisch und theoretisch der Auflösung ganzheitlicher Erfahrungen durch die strikte Trennung von Kultur und Natur sowie Materiellem und Immateriellem entgegenzutreten. Gelebtes Erbe ist für ihn immer eine Gesamtheit, und in der gezielten Ausdifferenzierung von Geist und Materie sieht er die Gefahr und den Ausgangspunkt von Musealisierung und reiner Inszenierung von Kulturgütern.

Schlaglichtartig bringt Franz Rest seine 13 Mutmaßungen zum »Urlaub am Bauernhof« in die Kulturerbe-Diskussion ein. Es ist ein bewusst ambivalentes Bild, das er vom nach wie vor stark propagierten Erfolgsmodell des Agrotourismus malt. Er pendelt in knappen Darstellungen zwischen den Pros und Kontras des Modells »Urlaub am Bauernhof« hin und her und zeigt, wie mit qualitativ als auch quantitativ erhobenem Datenmateriel sowohl die eine wie auch die andere Seite der Medaille in gutes oder schlechtes Licht gerückt werden kann.

Dem Anteil der Medien an der Bewahrung von Volkskultur und Kulturerbe geht der Medienpraktiker Hans Kutil nach. Als inzwischen pensionierter Leiter der ORF-Volkskulturredaktion und von TV-Großproduktionen im einschlägigen Feld erfuhr er sich als »Gralshüter« im Spannungsfeld von Veranstalterwünschen und Vermarktung. Er erzählt von »Auswüchsen des Volkskulturellen« ebenso wie von der für ihn erfreulichen »Beharrlichkeit des Traditionellen«. Und er weist auf die Verantwortlichkeit der Medienmacher hin, die mit der öffentlichen Präsentation von Bräuchen »tausende Besucher« anlocken, die dann den »schönen Brauch zu ersticken drohen« (S. 166).

Der nächste erwähnenswerte Artikel stammt von Nikola Langreiter und Klara Löffler und trägt den Titel: »Zeitgenössische Plausibilitäten: das Manual, der Tourismus und das kulturelle Erbe«. Sie binden darin den Akt des Bewerbungsverfahrens zur UNESCO-Konvention in die Überlegung ein, wieweit die Fülle an Unterlagen, Präambeln, Leitfäden, Fragebögen und Ausfüllhilfen, durch die sich allfällige Anwärter kämpfen müssen, einen Prozess der Vereinheitlichung, Festschreibung und Plausibilisierung in Gang bringt. Die beiden Autorinnen machen deutlich, dass »das Einfügen in Vorgaben und Maßstäbe, die auf Vergleichbarkeit hin konzipiert sind«, eine »erhebliche Anpassungsleistung« erfordert und die Übernahme einer bestimmten Logik, die oft nicht die der BewerberInnen ist (S. 186 f.). Sie kommen zum Schluss, dass das Verfassen eines »Manuals zum Manual« eine zentrale Forschungsaufgabe der Kulturwissenschaften sein könnte, weil damit die »zeitgenössische Variante der Verwaltung von Kultur« deutlich werde (S. 189).

Danach folgt die Kurzpräsentation einer Ausstellung, in der Fotos zur Arbeit, zum Alltagsleben und zu Symbolen des Glaubens in der Himalaya-Region mit historischen Aufnahmen ähnlicher Sujets in den Alpen verglichen werden, um damit die offensichtlichen, zeitversetzten Ähnlichkeiten zu dokumentieren. Es geht Patricia East und Kurt Luger im kurzen Textteil aber auch darum, bewusst zu machen, dass viele Bewohner der Himalayaregion die ihnen von den fotografierenden Touristen zugeteilte Rolle als »Akteure im Museum glückseliger Rückständigkeit« entschieden ablehnen und, wie sie meinen, eher »sehnsüchtig auf die Errungenschaften der westlichen Zivilisation schauen« (S. 204).

Reinhard Bachleitner eröffnet den dritten Hauptabschnitt, indem er sich der Problematik von Inklusion und Exklusion – also den Grund-

lagen der Aufnahme oder Ablehnung in den Kanon des immateriellen Erbes – stellt. Für ihn sind vor allem die konstituierenden Kriterien zu den Erinnerungs- und Gedächtnisleistungen, auf denen letztendlich das Kulturerbe fußt, bislang zu wenig thematisiert und erforscht. Dieser Umstand gestaltet den »Entscheidungsprozess für oder gegen ein Element« als besonders schwierig. Bachleitner bietet zwar eine »Matrix für die Einschätzung als Erbeelement« an, gesteht aber auch ein, »dass vieles wohl erst im Prozess von Inklusion und Exklusion erkannt [und] situativ entschieden werden muss« (S. 230).

Mit der Thematik des Kommunizierens, Speicherns und Vergessens von Kulturerbe befasst sich auch Anja Saretzki in ihrem Beitrag »Das Gedächtnis eines Ortes«. In der ostspanischen Stadt Elx sind innerhalb von zwei Jahren ein im 9. Jahrhundert angelegter Palmengarten und ein Mysterienspiel mit dem Weltkulturerbetitel der UNESCO versehen worden. Saretzki stellt in einer empirischen Studie die unterschiedlichen Gedächtnisformen, die die Bewohner dieser Stadt dem prämierten Kulturerbe entgegenbringen, einander gegenüber. Während der Palmerar von den Einwohnern als touristisch verwertbare Ressource angesehen wird, die man »besitzt«, aber nicht »benutzt« (S. 246), wird die touristische Vermarktung des Mysterienspiels von einem Großteil der Bewohner abgelehnt, weil sie sich noch selbst damit verbunden fühlen und daran teilhaben wollen.

Der Musikethnologie Gert Matthias Wegner geht in seinem Beitrag zum »Wandel der Musiktradition im Kathmandu-Tal« über die Beobachtung der Veränderungen in der newarischen Kultur hinaus. Er versucht über ein *Departement of Music* in Bhaktapur bei den SchülerInnen und StudentInnen das Interesse an den traditionellen Musikkulturen Nepals zu wecken und damit »den Wandel in weniger destruktive Bahnen zu lenken« (S. 257). Ebenso praktisch ausgerichtet ist die Projektvorstellung von Günther Marchner, der in Bad Mitterndorf ein digitales »Dokumentationsarchiv für Geschichte« eingerichtet hat. In ihm soll auch der Wandel, der vor Ort durch den Tourismusboom in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts ausgelöst wurde, historisch nachvollziehbar gemacht werden. Im Sichtbarmachen dessen, »wie und unter welchen Bedingungen Neues entsteht und sich ein Ort verändert«, sieht er Innovationspotential für die zukünftige Entwicklung in der obersteirischen Region. Im nächsten Artikel von Nhamo Mhiripiri und Keyan Tomaselli erfolgt wieder ein geographischer Sprung, diesmal nach Südafrika, wo als »Buschmänner« bezeichnete Darsteller

für Touristen »Performances« bieten, die den Mythos aufrechterhalten sollen, diese Völker befänden sich noch in ursprünglicher »Übereinstimmung mit der Natur«.

Im abschließenden Hauptkapitel geht es dann nochmals um die Aufbereitung kulturellen Erbes als touristische Ressource. Die ersten beiden Aufsätze rücken das bis hierher noch nicht angesprochene kulinarische Erbe in den Mittelpunkt. Christoph Kirchengast zeigt an einigen anschaulichen Beispielen, »wie und in welchen Bereichen Essen zu Kulturerbe bzw. Kulturerbe zu Essen (gemacht) wird« (S. 324). Kirchengast schreibt – mit zeitweise etwas sarkastischem Unterton – über die *Heredifizierung* von Nahrungsmitteln, die von einer Vielzahl an Diskursen begleitet wird: »Globalisierung, Nachhaltigkeit, Umwelt, Natur, Biodiversität, Heimat und Zugehörigkeit, Kultur, Gesundheit sind nur einige davon.« (S. 319) Stefan Mikinovic hingegen erklärt in »Kulinarische Identität durch Regionalität und Tradition« die Marketingstrategie des AMA-Gütesiegels. Hedda Stützl-Klein wiederum verbindet in »Lokales Wissen als Wellnessdimension« die starke Nachfrage nach Wellnessangeboten gekonnt mit Formen tradierten Heilwissens, lokaler Kulinarik und fernöstlicher Spiritualität. Sie fordert einen gezielten Ausbau der öffentlichen Forschung zur Erhaltung und Evaluierung des tradierten Wissens in Österreich, um der Entwicklung des Wellness-Sektors und der Nachfrage im Gesundheitstourismus die nötigen faktischen Grundlagen zu sichern.

Vielversprechend klingt der Aufsatztitel von Diana Oberreiter, die sich der »Aufbereitung des immateriellen Kulturerbes für den Tourismus« stellen will. Für sie ist der Tourismus das schon bekannte »zweischneidige Schwert«, »das sowohl Segen als auch Fluch für das kulturelle Erbe bedeutet«. Ein Konsens könne aber gefunden werden, wenn »Leitsätze einer nachhaltigen Entwicklung« beachtet werden und sich die »Tourismuspolitik um den Erhalt des Erbes kümmert« (S. 356). Sie führt drei Praxisbeispiele aus dem Salzburger Land vor, die zeigen sollen, »wie sich eine touristische Nutzung positiv auf den Erhalt des immateriellen Kulturerbes auswirken kann«. Diese Erkenntnis schließt sie mit vier unkommentierten Ausschnitten aus Mitteilungen der Presseagentur des Landes Salzburg zum »Almsommer auf der Vögeialm« (S. 370–372). Spätestens bei der hymnischen Veranstaltungsbeschreibung von »G'sungen, g'spielt, tanzt und plattelt« fragt man sich, wofür die PR-Texte an dieser Stelle dienlich sein sollen. Zur

Verifizierung dafür, dass kulturelles Erbe, Tourismus und Politik in Salzburg so unglaublich harmonieren?

Zum balinesischen Tanztheater und dessen Aufbereitung für Touristen führt der Artikel von Shiva Rijal »Performing Traditional Dance and Drama Forms for Tourists«. Rijal beschreibt die Motive und Bemühungen balinesischer Künstler, die klassischen Tanzformen von ihrer vergangenheitsorientierten, monolithischen Starre zu befreien und mit kreativen Mitteln Dynamik und Wandel in die traditionellen Kunstformen zu bringen. Das touristische Verlangen nach balinesischen Tanzdarbietungen sieht er als Chance und Möglichkeit, dass die Politik und die Beherbergungsindustrie diese künstlerischen Aktivitäten unterstützen und fördern und damit in einer zeitgemäßeren Form erhalten.

Auch Montira Horayangura Unakul beschreibt in »Trading Culture« das Phänomen einer kulturellen Erweckungsbewegung, die ohne den Tourismus in Thailand nicht möglich gewesen wäre. Am Beispiel der schwimmenden Märkte versucht Unakul zu dokumentieren, wie die touristische Nachfrage Hand in Hand mit Initiativen aus der lokalen Bevölkerung zu einer Welle der Wieder- und Neubelebung dieser traditionellen Wirtschaftsform führte, die an vielen Orten negative Auswirkungen nach sich zog. Sie plädiert für die Einbeziehung möglichst vieler Akteure und Experten, um vom bloßen »heritage management« zu einem holistisch orientierten »living heritage approach« zu gelangen.

Der letzte Beitrag stammt von Susan Høivik und ist ein einfühlsamer, persönlich gehaltender Bericht über Beobachtungen, die sie in der nepalesischen Himalaya-Region gemacht hat. Durch die Öffnung und Erschließung des ehemals buddhistischen Königreichs Mustang für den Trekkingtourismus ist die Zahl der Touristen in dieser verkehrsmäßig abgeschiedenen Region merkbar gestiegen. Aber Høivik widerspricht der Ansicht, dass primär der Tourismus die indigenen Kulturen bedrohe. Ihre Erfahrungen zeigen, dass vielmehr die Arroganz der Mehrheitsgesellschaft gegenüber den Bergbewohnern, die Hinduisierung und die allgemeine Modernisierung die traditionellen Lebensweisen beeinflussen.

Das als Band 10 der Reihe »Tourismus: transkulturell & transdisziplinär« herausgebrachte Werk vermittelt vor allem in seinem letzten Teil die nicht überraschende Botschaft, dass der Tourismus nicht pauschal als potentieller Totengräber kulturellen Erbes verurteilt werden kann. Über diese Erkenntnis hinaus bietet die Aufsatzsammlung aber

auch zahlreiche Einblicke in unterschiedliche Konstruktionen der Patrimonialisierung von Kulturformen. Auch die Vielschichtigkeit des Diskurses über »kulturelles Erbe« wird an genügend Stellen deutlich gemacht. Für alle, die auf der Suche nach Gedankenanstößen zum Thema sind, ein damit sicher lesenswertes Buch. Die transkulturelle Ausrichtung ist etwas eingeschränkt, fast alle Beiträge beziehen sich auf den österreichischen oder nepalesischen bzw. südostasiatischen Raum. Diese räumliche Schwerpunktsetzung birgt in sich aber auch den positiven Effekt, dass der manchmal auch verwirrenden, transdisziplinären Perspektivenvielfalt eine gewisse wohltuende Verortung zur Seite gestellt wird.

Trotzdem hinterlässt der Sammelband den wissenschaftlich orientierten Leser mit dem nicht wirklich befriedigenden Gefühl, bloß Einblicke gewonnen zu haben; vielleicht auch ein paar durchaus wichtige Ideen für Forschungsfragen zu dieser Thematik. Die hochgesteckte Erwartung, wirklich neue und tiefgreifende Erkenntnisse in einem Themenfeld zu liefern, erfüllen ja nur wenige Sammelwerke, vor allem bei gerade modern gewordenen Sujets, die schon lang und breit theoretisch ausgeweidet wurden. Die angestrebte disziplinäre und thematische Breite lässt den Autorinnen und Autoren zu wenig Raum, um von der Oberfläche auch wirklich zu Kernpunkten vorzudringen. Das Defizit, dass es aufgrund fehlender empirischer Forschungsarbeiten noch wenig fundierte Antworten zum Gegenstandsbereich gibt, können die Beiträge natürlich auch nicht ausgleichen. Wirklich irritierend wirkt aber an einigen Stellen die Mixtur aus wissenschaftlich ambitionierten Texten und teilweise beinahe reinen PR-Manuskripten. Dieses »Genre-Mixing« kann natürlich den positiven Effekt haben, dass sich ein breit gestreutes Leserpublikum dem Werk zuwendet, birgt in sich aber auch die Gefahr, dass geschickt formulierte Werbetexte von vielen Lesern nicht mehr als solche erkannt werden.

Johann Verhovsek

Sönke Neitzel, Harald Welzer: Soldaten.
Protokolle vom Kämpfen, Töten und Sterben. Frankfurt a.M.: S. Fischer Verlag, 3. Aufl. 2011, 521 Seiten, s/w-Abb.

Zweimal – 1991 und, in überarbeiteter Form, 2001 – hatte die Ausstellung »Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941–1944« ein breites mediales und gesellschaftliches Echo gefunden und heftige Kontroversen nach sich gezogen. Sie beförderte auch die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Frage nach der Beteiligung der Wehrmacht an Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit, wie sie an praktisch allen Fronten des Zweiten Weltkriegs verübt worden waren. Angesichts der nach wie vor aktuellen wissenschaftlich und politisch motivierten Kontroversen zwischen verschiedenen Interessengruppen, z.B. ehemaligen Wehrmachtsangehörigen, PolitikerInnen und auch HistorikerInnen, kommt den Arbeiten des derzeit an den Universitäten Mainz und Saarbrücken forschenden und lehrenden Historikers Sönke Neitzel insofern besondere Bedeutung zu, als Neitzel sich in seinen letzten größeren Publikationen auf eine Quelle stützt, die eine gehaltvolle Basis für die angesprochene Thematik liefert: Hatte Neitzel in seinem 2005 erschienen Buch[1] die Abhörprotokolle gefangengenommener deutscher Generäle bearbeitet, erschließt er in der hier vorgestellten Publikation aus dem Jahre 2010 gemeinsam mit dem Essener Sozialpsychologen Harald Welzer Abhörprotokolle im Umfang von insgesamt 150.000 Seiten, die ab 1939 in englischen und amerikanischen Kriegsgefangenenlagern angefertigt worden waren, welche man zum Zwecke des Abhörens mit den entsprechenden Einrichtungen ausgestattet hatte.

Es handelt sich bei den ausgewerteten Transkripten um Auszüge aus Gesprächen niederer Dienstgrade der verschiedensten Waffengattungen, die meist an mehreren Kriegsschauplätzen, darunter auch an der Ostfront, im Einsatz gestanden hatten. Die Abgehörten wussten nicht, dass ihre Gespräche belauscht wurden – und entsprechend gestalteten sich die Dialoge: »Der Drang, sich auszutauschen, war offenbar größer als jede Vorsicht.« (S. 429) Die Transkripte geben Einblick in die

1 Sönke Neitzel: Abgehört. Deutsche Generäle in britischer Kriegsgefangenschaft 1942–1945. Berlin: Propyläen, 2. Aufl., 2006.

Alltäglichkeit der Gefangenschaft, und es wird von einer Alltäglichkeit der Front, abseits des Lebens im Frieden, erzählt: von einer Alltäglichkeit, die aus ziviler Perspektive kaum nachvollziehbar, verstörend und ungeheuerlich hätte wirken müssen – und in der hier gebotenen Form auch nicht nachhause mitgeteilt wurde. Die Gesprächsinhalte unter Kameraden hatten in ihrer Selbstverständlichkeit, mit der vom Kämpfen, Töten und – fremdem – Sterben erzählt wurde, nichts mit den üblichen Nachrichten auf Feldpostkarten und in Briefen an die Angehörigen gemeinsam. Das mag zum Teil an Zensurvorgaben gelegen haben, jedenfalls offenbart sich darin auch die Kluft zwischen den Welten der Front und der Heimat. Die Gefangenen waren unter sich, und entsprechend gestalteten sich ihre Unterhaltungen mit Witzeleien, Angeberei, effektvollen Pausen und Spannungsbögen. Neitzel und Welzer stellen die These auf, dass es sich im Referenzrahmen des Krieges um ganz normale Unterhaltungen über ganz normale Vorgänge handelt. Damit ist eine erste zentrale Aussage des Buches genannt, und von Interesse ist dabei das Bezugssystem: Die Soldaten tauschen sich über Geschehnisse des Kriegsalltags aus, und »diese erzählen und interpretieren sie in historisch, kulturell und situativ spezifischen Rahmen: den Referenzrahmen.« (S. 13) Selbige umfassen mehr als das, was üblicherweise mit dem Begriff Kontext gemeint ist: Während Kontext die mehr unmittelbaren Zusammenhänge meint, die in einer konkreten Situation zum Wirken kommen, erfassen die Referenzrahmen das Gesamtgefüge. Neitzel und Welzer unterscheiden dabei vier Ordnungen, beginnend beim (unbewussten) soziohistorischen Hintergrundgefüge (das wäre die unhinterfragte Selbstverständlichkeit der Normen und Verhaltensregeln, in die man hineinsozialisiert wurde) als erster Ordnung, über die zweite Ordnung des soziohistorischen Raums (das wäre z.B. die Herrschaftsdauer des »Dritten Reichs«) und die dritte Ordnung (das wäre hier der soziohistorische Geschehenszusammenhang des Krieges) bis hin zur vierten Ordnung, der Ebene persönlicher Dispositionen und der individuellen Entscheidungsfindung (vgl. S. 19). Zu dieser vierten Ordnung wäre zu sagen, dass Neitzel und Welzer damit zur Diskussion über die Bedeutung individualpsychologischer Disposition als Motivation zur äußersten Gewalt gegen andere Menschen im Kontext von Kriegsverbrechen beitragen, indem sie etwa Sadismus als fallweise auftretenden Bestandteil, aber nicht als treibende Kraft hinter dem Großteil der Gräueltaten im Kriegsalltag erklären: »Psychologisch betrachtet, waren die Bewohner des nationalsozialistischen Deutschland so normal

wie die jeder anderen Gesellschaft jener Zeit.« (S. 46) Innerhalb eines Referenzrahmens, der prosoziales Verhalten als »nach zeitgenössischen Maßstäben [...] abweichend [...] und das gegenmenschliche Verhalten als konform« (S. 45) wertet, muss der »Anteil der von ihrer psychischen Ausstattung her persönlich zu Gewalt, Ausgrenzung und Exzessen neigenden Menschen [nicht mehr als die] unter allen anderen gesellschaftlichen Bedingungen auch etwa fünf bis zehn Prozent« (S. 46) betragen, um das dennoch deutlich häufiger anzutreffende gewalttätige Verhalten von Menschen zu erklären, die Kriegsverbrechen begingen, obwohl sie zuvor als unauffällige BürgerInnen ein normales Leben geführt hatten – und nach dem Krieg auch wieder führten.

Was sich dem Referenzrahmen des Dritten Reichs, einem Referenzrahmen zweiter Ordnung im Sinne der Autoren, verdankt, ist die Ausbildung eines Zusammengehörigkeitsgefühls durch Gewalt und Ausgrenzung als Vergemeinschaftungsmittel – durch die »Entjudung« (S. 56): »Genau darüber vollzieht sich eine Umformatierung moralischer Standards, eine deutliche Veränderung in dem, was man im Umgang mit Menschen für normal und anormal, für gut und böse, für angemessen und empörend hält« (S. 56). Darüber hinaus hatte sich »ein Rahmen ausgebildet [...], der sie [die deutschen Männer, Anm. H.H.] das Wertesystem des Militärs teilen oder doch zumindest nicht in Frage stellen ließ« (S. 67) – es hatte sich »in den Jahrzehnten zuvor eine Radikalisierung des Militärischen vollzogen, worauf die Nationalsozialisten aufbauen konnten.«(S. 67).

Neitzel und Welzer widmen sich in ihrer Analyse ausführlich den Erzählkonventionen und erschließen damit Interpretationswege jenseits statistischer oder schwerpunktmäßig faktenorientierter Betrachtungs- und Schlussfolgerungsweisen – es geht ihnen nicht um Wahrheitsfindung im Sinne des Belegs bestimmter Verbrechen, und es geht ihnen auch nicht um statistische Aussagen, z.B. über den Verbreitungsgrad des Wissens um bestimmte Verbrechen als Beweismittel. Anhand zahlreicher Transkriptionsbeispiele arbeiten sie vielmehr Charakteristika heraus und veranschaulichen den Referenzrahmen des Kriegs und die ihm innewohnende Dynamik. Und sie schreiben damit auch Mentalitätsgeschichte, indem sie besonderes Augenmerk auf die »zeitspezifischen Wahrnehmungskontexte« (S. 28) legen: »Wenn man das Handeln von Menschen erklären will, muss man rekonstruieren, innerhalb welcher Referenzrahmen sie gehandelt haben – was ihre Wahrnehmungen geordnet und ihre Schlussfolgerungen nahege-

legt hat.« (S. 17) Harald Welzer bemerkt außerdem: »Hier, in Neitzels Fund, sprachen Männer in Echtzeit über den Krieg und was sie darüber dachten [...]« (S. 9). Es sind also keine nachträglichen Geschichten, deren ErzählerInnen das Ende des Kriegs und die Bedeutung bereits kennen, die künftige Generationen dem Geschehenen geben werden.

Wie wird vom Krieg erzählt? Es sind »Abenteuergeschichten« (S. 94). Da berichtet man, wie »auch im zivilen Alltag [...], nicht von den Routineverrichtungen des Arbeitstages oder vom Frühstücksei, das man morgens gegessen hat« (S. 95) – es geht um »die Ungewöhnlichkeit des Berichteten, das Herausgehobene, sei es besonders ärgerlich oder erfreulich, witzig, grausam oder heroisch« (S. 95). Töten und Sterben-Lassen gehören – als Kriegs-Alltäglichkeit – über das Ergebnis hinaus nicht zum Erzählten. Ebenso wenig ist vom eigenen Tod und dem eigenen Sterben die Rede: »Sie sind zu nah an ihm dran.« (S. 95)

In den Erzählungen finden sich auch Widersprüchlichkeiten, die »für den Verlauf von Gesprächen nicht die Bedeutung haben, die man ihnen gewöhnlich beimisst. [...] Aber Widersprüche kommen in Alltagsgesprächen permanent vor und stören die Sprecher erstaunlich selten.« (S. 150) Die Autoren weisen anhand dieser Auffälligkeit darauf hin, dass Kommunikation stets zwei Funktionen hat: »[...] neben dem berichteten Inhalt geht es immer jeweils um die sozialen Beziehungen der Sprecher untereinander.« (S. 150) Dazu gehören auch die besonders unter Luftwaffenangehörigen gepflegten Fachgespräche über Flugzeugtechnik. Sexuelle Prahlereien nehmen breiten Raum in den Gesprächen ein.

Die systematische Ermordung der Juden ist vergleichsweise selten Gegenstand der Unterhaltungen. Die Autoren schließen es aus der geringen Anzahl an protokollierten Gesprächspassagen: »Da man davon ausgehen kann, dass die alliierten Abhöroffiziere daran interessiert waren, etwas über die Vernichtungsaktionen zu erfahren, werden Kommunikationen darüber sicher überproportional häufig aufgezeichnet worden sein.« (S. 156) Neitzel und Welzer führen das darauf zurück, dass die kämpfende Truppe nicht über die Vorgänge in den besetzten Gebieten informiert war. Und außerdem: »[...] was hatte das mit der Kriegsarbeit zu tun, die man selber zu verrichten hatte?« Wird aber doch darüber gesprochen, handelt es sich um präzise Beschreibungen, die nicht in der Absicht geschehen, z.B. ein Gerichtsverfahren zu beeinflussen, und damit als zeitnahe, ungefilterte Aussagen gelten können. Damit ist auch ein wesentlicher Aspekt der Dynamik des Kriegsgeschehens angesprochen: Im Referenzrahmen des Krieges bedeuten

Kampf und Tötung nichts anderes als die zu verrichtende Arbeit. Dieselben Männer, die in Friedenszeiten ihre Arbeit verrichten, verrichten im Krieg ihre Kriegsarbeit.

Die zweite zentrale Aussage des Buches ergibt sich aus der Fragestellung, »was an diesem Krieg und vor allem an den Wahrnehmungen und Taten der Wehrmachtsoldaten, die ihn geführt haben, spezifisch nationalsozialistisch oder aber nur spezifisch für den Krieg gewesen ist« (S. 395). Um diese Frage zu beantworten, ziehen Neitzel und Welzer Protokolle der Verständigung amerikanischer Hubschrauberbesatzungen aus dem Irak-Krieg im Jahre 2007 heran und analysieren die Dialoge zwischen den Soldaten während des Ablaufs einer militärischen Aktion, der Beschießung einer Gruppe von Personen. Sie bewegen sich damit, wie auch bei den Erzählungen der gefangenen Wehrmachtsoldaten, im Referenzrahmen dritter Ordnung, dem unmittelbaren Kampfgeschehen. Neitzel und Welzer kommen zu dem Schluss, dass Ideologie zwar Ursache und Auslöser politischer Entscheidungen und militärischer Aktionen bis hin zum Weltkrieg sein kann, dass jedoch in der Kampfsituation eine (Gruppen-)Dynamik das Geschehen und die handelnden Personen bestimmt, die jenseits aller weltanschaulichen Aspekte identische Phänomene und Prozesse bewirkt – sei es unter Soldaten der Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg, sei es unter AmerikanerInnen im Jahre 2007 im Irak-Krieg. In allen Fällen zeigt sich, »wie die Anwendung der Gewalt selbst die Regeln modifiziert und die Grenzen des Zulässigen sukzessive erweitert« (S. 117). Wahrnehmungen werden im Sinne der zu verrichtenden Arbeit konsequent umgedeutet, Irrtum wird als Möglichkeit nicht zugelassen: »Immer ist es die aus der Definition folgende Gewalthandlung, die die Richtigkeit der Definition nachträglich bestätigt. Gewalt fungiert somit als Medium der Beweisführung, dass man eine Situation zutreffend beurteilt hat.« (S. 400–401)

Mit ihrem Modell der Referenzrahmen zeichnen Neitzel und Welzer ein Bild vom Zusammenspiel verschiedener Faktoren, das in seiner Differenziertheit den wichtigen Schritt über die pauschale Fragestellung nach einem Weltanschauungskrieg hinausgeht, indem es kenntlich macht, dass es keiner speziellen Ideologie bedarf, um Kriegsverbrechen zu erklären – wo es Krieg gibt, sind sie allgegenwärtig. Die vorgelegte Arbeit spricht damit ein gewichtiges Wort in der Diskussion um Verbrechen der Wehrmacht, wie sie Thema der eingangs vorgestellten Ausstellungen waren. Dennoch erkennen die Autoren auch den weltanschaulichen Anteil im Gesamtgefüge der kämpfenden

Truppe: In Teilen der Waffen-SS finden sie »ein in dieser Form einmaliges Amalgam von Rassismus, Härte, Gehorsam, Opferkult und Brutalität. [...] Jeder dieser Bestandteile lässt sich gewiss auch in der Wehrmacht finden. [...] Doch bei Heer und Luftwaffe verdichteten sich diese radikalen Phänomene nicht zu einem stabilen, in sich kohärenten Gesamtkörper« (S. 389 f.).

Schließlich bestimmen die Autoren noch ein drittes Element in der Gesamtschau der nationalsozialistischen Verbrechen, nämlich die Arbeitsteiligkeit als Grundlage und Garant der Effizienz der nationalsozialistischen Tötungsmaschinerie. In der Zusammenschau der angesprochenen Ebenen und Elemente ermöglicht das Modell von Neitzel und Welzer ein Verstehen der herrschenden Dynamik sowohl des unmittelbaren Kriegsgeschehens als auch der ideologisch motivierten und gleichsam industriellen Ermordung der Juden und anderer diskriminierter Bevölkerungsgruppen. Es ist wichtig, dieses Zusammenspiel im Auge zu behalten – wo es aus dem Blickfeld gerät, wird Kritik an einer vermeintlichen Verharmlosung der NS-Verbrechen laut. So spricht Peer Heinelt in seiner Rezension von einer Darstellung der Angehörigen der NS-Truppe als »Soldaten wie andere auch«[2] und verkennt dabei eben jenes Zusammenspiel der Referenzrahmen. Damit entgeht ihm aber das Wesentliche des Buches: Es handelt sich um eine Mentalitätsgeschichte des Zweiten Weltkriegs in der Tradition der Annales-Schule (z.B. Emmanuel Le Roy Ladurie), gestützt auf eine umfangreiche und hochwertige Quellenlage, aus der ausgiebig zitiert wird.

Das Buch bietet sich als gelungenes Beispiel für einen transdisziplinären Zugang an: Ein Historiker und ein Sozialpsychologe, der sich in seiner Forschung ausführlich der Frage widmet, wie Geschichten tradiert werden, haben unter Einbeziehung von Erkenntnissen aus der Erzählforschung ein Werk vorgelegt, das neben seiner historischen Aussagekraft auch handwerklich als Orientierungspunkt in der Europäischen Ethnologie gelten kann.

Herwig Hinterhofer

2 Peer Heinelt: Total normal. Ein hochgelobtes Werk über das Selbstverständnis deutscher Soldaten im Zweiten Weltkrieg erweist sich bei näherem Hinsehen als Schrift zur Relativierung des deutschen Vernichtungskriegs. In: konkret: Politik & Kultur 6/11 (2011), S. 31.

Michi Knecht, Anna Frederike Heinitz, Scout Burghardt, Sebastian Mohr (Hg.): Samenbanken – Samenspender. Ethnographische und historische Perspektiven auf Männlichkeiten in der Reproduktionsmedizin. Berliner Blätter: Ethnographische und ethnologische Beiträge. Sonderheft 51/2010, 202 Seiten.

Schätzungen sprechen von über 100.000 mit Spendersamen gezeugten Kindern in Deutschland – jährlich kommen etwa Tausend dazu. Ein zentrales Register und exakte Daten existieren allerdings nicht und auch in der sozialanthropologischen Forschung blieben Samenbanken und ihre zentralsten Akteure bislang weitgehend unbeachtet. Die vorliegende Publikation gibt erste explorative Einblicke in dieses vernachlässigte Feld und identifiziert darüber hinaus den weiteren Forschungsbedarf.

In den fünfzehn kommerziellen Samenbanken Deutschlands wird Samen gegen eine Aufwandsentschädigung produziert, angekauft, gewaschen, qualitativ geprüft, in ›straws‹ (Plastikröhrchen) verpackt, tiefgefroren, vermarktet, mit EmpfängerInnen ›gematched‹ und an Reproduktionswillige verkauft. Dieser ambivalente Status von Samenbanken zwischen medizinischer Therapie und Wirtschaftsunternehmen (S. 171) nimmt einen dementsprechenden Reflexionsraum in der Publikation ein. Mit historischen und ethnographische Analysen der Praktiken von Samenbanken spüren Knecht et al. der Kommerzialisierung einer generativen Substanz v.a. in Deutschland nach und nehmen die »Disziplinierung männlicher reproduktiver Zeitlichkeit« und die kulturelle Produktion von Männlichkeiten und sozialen Beziehungen in und durch Samenbanken in den Blick. Mit dem etwas sperrigen Begriff »Kund_innen-Patient_innen« verweisen die AutorInnen dabei auf die Verflechtungen von Handel, Konsum, Dienstleistung und Behandlung im Tätigkeitsfeld von Samenbanken. Denn medizinische und profitorientierte Logiken durchdringen hier gleichermaßen die Praktiken und restrukturieren klassische Beziehungen und Interaktionen zwischen MedizinerInnen und PatientInnen (S. 25 f. und 110). Darüber hinaus müssen Samenbanken Verwandtschaft über drei Jahrzehnte hinweg managen und Angaben zum Spender für spätere Anfragen aufbewahren. Während donogen gezeugte Kinder (und ihr Recht auf Kenntnis der genetischen Abstammung) rund um die Aufhebung der anonymen Samenspende 2007 als soziale Wesen ins Blickfeld der

Öffentlichkeit rückten, werden Samenspender oft immer noch als bloße Lieferanten generativer Substanzen angesehen, argumentieren die AutorInnen.

Gegliedert ist der Band in eine umfassende Einleitung von *Michi Knecht* und sieben Beiträge unterschiedlicher Länge: Wissenschaftshistorisch beschreiben *Anna Frederike Heinitz* und *Rickmer Roscher* jene Akteure, Forschungen und Verfahren, die sich vor dem Hintergrund des Nationalsozialismus zum »Making of German Sperm« formierten. In dieser Verschränkung medizinischer, gesellschaftlicher und politischer Bedingungen wurden zwei für die weitere Karriere von Samenbanken zentrale Techniken entwickelt: Das Spermiogramm, das zum integralen Diagnoseinstrument der modernen Fortpflanzungsmedizin wurde, und die Kühlkonservierung von Sperma, die eine räumlich-zeitliche Trennung von Samenspender und -empfängerin und damit die spätere Kommerzialisierung von Samenzellen ermöglichte. Obwohl qualitativ nachteilig gegenüber frischem Sperma setzte sich die Insemination mit kryokonservierten Samenzellen (die, bei minus 196°C in flüssigem Stickstoff gelagert, Inkubationszeiten überdauern) in den 1980er Jahren mit der Verbreitung von HIV/AIDS durch. Auch die mediale Präsenz von Samenspendern hat sich mit zunehmender Institutionalisierung vom Samenbanken und donogener Insemination in der Repromedizin ab den 1980er Jahren intensiviert. Aber immer noch spiegelt sich die gesellschaftliche Nicht-Präsenz des Samenspenders im deutschen Film und Fernsehen wieder und seine Motivation und die Relevanz seiner Spende für sein soziales Umfeld bleibt weiterhin unterbeleuchtet, analysiert *Kristina Schneider*. Dass die Motivationen zur wöchentlichen Masturbation in der Samenbank vom attraktiven studentischen Zusatzverdienst bis hin zur humanistischen Analogie zu Blut- und Plasmaspenden reichen, zeigen *Katja Baumeister-Frenzel, Michi Knecht, Markus Langenstraß* und *Matthias Schöbe* anhand von Interviews mit Samenspendern. Eine Reflexion resultierender sozialer Beziehungskonstellationen setzt meist erst später im Leben ein. *Anna Hartung, Sebastian Mohr* und *Sylvi Paulick* spüren dem zugrunde liegenden Verständnis von Männlichkeiten in der lesbischen Familienplanung mit Spendersamen nach. Diese Familiengründungsstrategien vermögen zwar heteronormative Denkstrukturen zu durchbrechen, halten aber oft auch an konventionellen Konzepten wie phänotypischer Ähnlichkeit und der Notwendigkeit einer männlichen Identifikationsfigur fest. *Scout Burghardt* und *Kerstin Tote* diskutieren

die Prozesse der Auswahl von Spendern durch Samenbanken und des matching von Samenspender und künftigen Eltern. 70 bis 100 € zahlen Samenbanken als Aufwandsentschädigung ihren Spendern für die wöchentliche Samenabgabe (S. 174); rund 2.000 € verrechnen sie ihren KundInnen. In ihrer Reflexion von Bioökonomien und im Vergleich zur Kommodifizierung von Eizell- und Organspenden bemerkt *Michi Knecht*, »dass männliche Gameten möglicherweise diejenige menschliche Körpersubstanz darstellen, die heute am weitestgehenden und zugleich wenig skandalträchtig ökonomisiert ist« (S. 164). Europas erfolgreichster Samenbank ist die den Band abschließende Reportage von *Sebastian Mohr* gewidmet: Weltweit versendet das dänische Unternehmen »Cryos International« tiefgefrorenen »Viking Sperm« und hat mittlerweile Filialbetriebe in Übersee.

Der gut recherchierte, ansprechend geschriebene und editorisch sorgfältig bearbeitete Band resultiert aus Gesprächen mit Samenspendern und -empfängerinnen sowie aus Besuchen von Samenbanken, welche Studierende im Magisterstudiengang Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität zu Berlin unter der Leitung von Michi Knecht 2007 und 2008 durchführten. *Samenbanken – Samenspender* stellt damit gleichermaßen eine Ethnographie einer kommerzialisierten Körpersubstanz wie auch einen Bericht universitärer Lehre im Sinne einer angewandten Forschung dar. Es handelt sich um eine höchst gelungene Form der Förderung und Integration des wissenschaftlichen Nachwuchses in den Forschungs- und Publikationsbetrieb.

Eva-Maria Knoll

Hubert Knoblauch: Populäre Religion.
Auf dem Weg in eine spirituelle Gesellschaft.
Frankfurt, New York: Campus Verlag 2009, 311 Seiten.

Angezeigt sei ein Beitrag zu einer Thematik, die seit langem in unserer Disziplin unter der Bezeichnung »Volksfrömmigkeit« oder (später) »populare Religiosität« behandelt worden ist. Religion und (als deren individuell-subjektive Praxis) Religiosität waren ja bereits Thema der sich um 1900 konstituierenden Volkskunde – damals vor allem im Sinne einer pastoraltheologisch motivierten »religiösen Volkskunde« und damit einer christlichen Vorstellungen verpflichteten Religionsdefinition, in deren Konsequenz man an zumeist katholisch geprägten Haltungen und deren überlieferten, mehr-weniger institutionalisierten Äußerungen des ritualisierten Lebens- und Jahreszyklus interessiert war. Mit Berücksichtigung eines für jeden empirischen Zugang zu religiösen Phänomenen erforderlichen »methodologischen Atheismus« (Peter L. Berger) ging im Weiteren nicht nur die Abkehr von theologischer oder sonstiger weltanschaulicher Motivation einher, sondern zugleich eine Verlagerung des thematischen Skopus: So wird zum einen in heutiger volkskundlicher Religiositätsforschung Religion nicht als Instanz der Lösung kollektiver und individueller Problemlagen, sondern als deren Artikulation gesehen; und zum anderen wird auch all den religiösen Äquivalenzen Beachtung geschenkt, wie sie sich nicht nur in (kirchlich-orthodoxe Schranken oft übersteigenden) Mutationen von »religiös Eingelebtem (G. Korff) manifestieren, sondern vor allem in den Transformierungen ehedem institutionalisierter religiöser Vorstellungen in individuell geprägte und ›privatisierte‹ Weltansichten. In beidem kann angesichts der oft zu beobachtenden Rückgriffe auf das Repertoire historischer Muster und überlieferter Vorgaben religiösen Handelns an die Leistungen und Ergebnisse der traditionellen ›Volkskunde des Religiösen‹ angeknüpft werden.

Die vorliegenden religionssoziologischen Überlegungen stammen freilich aus einem anderen disziplinären Kontext und sind auch anderen Erkenntnisinteressen gewidmet. Als Schüler Thomas Luckmanns ist Hubert Knoblauch einem an die phänomenologisch orientierte Wissenssoziologie anknüpfenden sozialkonstruktiven Realismus verpflichtet, für den generell Wissen als gesellschaftlich geschaffen, strukturiert und vermittelt begriffen wird – und der im Speziellen Religion weni-

ger als besondere Form der Erfahrung, sondern als besondere Form der Kommunikation versteht. Und wenn Knoblauch zudem von »populärer« und nicht etwa von »popularer« Religion« handelt, so enthält diese Umlautung ein ganzes Programm. Denn es geht hier nicht um Formen ›volkstümlicher‹ Religiosität, wie sie traditionellen, wenn auch oft aus dem offiziell-liturgischen Kontext in das privatrituelle Umfeld einer ›unsichtbaren Religion‹ verlagerten Mustern folgt, sondern um eine medial popularisierte Religion, die sich »an die neue Form der Populärkultur anpasst« (S. 198). »Populäre Religion« bezeichnet hier also eine »Form der Religion, die sich durch ihre Popularität [...] auszeichnet«, die »ein akzeptierter, ja selbstverständlicher Teil der Kultur geworden ist« (S. 193).

Knoblauch findet diese »populäre Religion« – bzw. eine »an einem zum Allgemeinwissen gewordenen Code orientiert[e] populäre Spiritualität« (S. 193) – in den unterschiedlichsten Bereichen heutigen Lebens- bzw. Lebensbewältigungsvollzugs. So führt er uns die christlich-fundamentalistischen Bewegungen neueren Zuschnitts ebenso detailliert vor Augen wie die diversen esoterischen Strömungen im Dunstkreis eines mittlerweile in die Jahre gekommenen »New Age« oder die in verschiedensten Milieus gelebten Formen neuerer alternativer Spiritualität inklusive deren einschlägiger Dienstleistungsangebote. Stets verliert er dabei den Prozess der Popularisierung solcher Transzendenzerfahrungsmöglichkeiten nicht aus dem Blick – geht es ihm doch gerade um den ubiquitären Vorgang der »gesellschaftlichen Anerkennung« (S. 166) solcher Transzendenzerfahrungen, die in Zeiten der heutigen »Rekomposition« (S. 69 ff.) von Religion einer religiösen ›Musikalität‹ oder gar ›Virtuosität‹ à la Max Weber nicht mehr bedürfen. Dass der Abhandlung, neben zuweilen nicht immer redundanzfreiem argumentativem Aufwand, auch empirisches Vorgehen zugrunde liegt, zeigen etwa die Ausführungen zu rezenten Marienerscheinungen im saarländischen Marpingen, wie sie aus historischer Sicht bereits ausführlich untersucht worden sind (D. Blackbourn) und die hier unter dem Aspekt einer Tendenz zur gesellschaftlichen Akzeptanz »unmittelbar« (S. 130) »innerlich erfahrenen« (S. 137) Erlebens analysiert werden – jener gesellschaftlichen Akzeptanz »populärer Spiritualität« also, wie sie von Knoblauch anhand vieler weiterer von Ayurveda über Feng Shui und Yoga bis zum Reinkarnationsglauben und zum Wallfahrtstrend reichender Beispiele diagnostiziert wird.

Die religionsdefinitorischen Einwände zu solcher »Entgrenzung von Sakralität« (S. 142), sind bekannt. Und wo die heutigen Gesellschaften als »durchgängig ›spirituell‹« charakterisiert werden, bleibt der Vorwurf, dass bei solcher Überdehnung des funktional orientierten Religionsbegriffs die Implikationen »religiöser Eigenperspektive« (D. Pollack) vernachlässigt und nur die »Götzen moderner Immanenzreligionen« (F. W. Graf) auf den Plan gerufen werden, zumindest diskutabel. Doch wie dem auch sei: Bei der Lektüre des Buches erschließt sich immerhin eine Fülle von Möglichkeiten und Anregungen zu weiterer Untersuchung – auch und nicht zuletzt im Rahmen einer an religiösen oder auch religionsanalogen Phänomenen interessierten Europäischen Ethnologie.

Herbert Nikitsch

Eingelangte Literatur

Blask, Falk [Hrsg.]: ich glaube | glaube ich. Religiöse Bekenntnisse und Lebensanschauungen. – 1. Auflage. – Berlin: PANAMA–VERLAG, 2011. – 144 S. – (Berliner Blätter; 53)

Decristoforo, Bernadette [Hrsg.]: In Arbeit. Die Ausstellung zur Dynamik des Arbeitslebens. Katalog zur Ausstellung im Technisches Museum Wien, ab 21. Oktober 2011. – 1. Aufl. – Wien: Brandstätter, 2011. – 191 S.

Egger Franz u.a. [Red.]. In der Fremde. Mobilität und Migration seit der Frühen Neuzeit. Dieser Katalog erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Historischen Museum Basel, Barfüsserkirche, 23. September 2010 bis 27. März 2011; Konzeption: Margret Ribbert. – Basel: Historisches Museum, 2010. – 296 S. Literaturverz. S. 267–277. – Literaturangaben.

Hartmann, Heinz: Geschichte in Zinn – aus der DDR. – 2., überarb. Aufl. – Münster, Westf: Spurt–Verlag, 2011.– 231 S.

Johler, Birgit, Barbara Staudinger [Hrsg.]: Von Dreideln, Mazzes und Beschneidungsmessern. Jüdische Dinge im Museum. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde, 21. Juni bis 16. Oktober 2011. – Wien: Österreich. Museum für Volkskunde , 2011. – 87 S. – (Objekte im Fokus; 1)

Köpke, Wulf u.a. [Hrsg.]: Afrikaner in Hamburg. Eine Begegnung mit kultureller Vielfalt. Dokumentation zur Ausstellung. – Hamburg: Museum für Völkerkunde, 2011. – 88 S.

Korhonen, Jarmo: Phraseologie und Lexikografie. Phraseologismen in ein– und zweisprachigen Wörterbüchern mit Deutsch. – Burlington, Vt.: Univ. of Vermont, 2011. – 297 S. – (Supplement series of »Proverbium«; 32)

Lederer, Irmi [Ges. u. aufgezeichnet]: »Von da hohen Ålm auf de Niadaålm«. Almliedersammlung aus dem Großarltal. Unter Mitarb. von Annemarie u. Kaspar Fischbacher u. Roswitha Meikl. – Salzburg: Salzburger VolksLiedWerk, 2011. – 84 S. – (Volkslied und Volksmusik im Lande Salzburg; 55)

Maase, Kaspar: Das Recht der Gewöhnlichkeit. Über populäre Kultur. Hrsg. von Anke te Heesen u.a. – Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2011. – 348 S. – (Untersuchungen des Ludwig–Uhland–Instituts der Universität Tübingen; 111). Literaturangaben

Peritore, Silvio u. Frank Reuter [Hrsg.]: Inszenierung des Fremden. Fotografische Darstellung von Sinti und Roma im Kontext der historischen Bildforschung. – Heidelberg: Dokumentations– und Kulturzentrum Dt. Sinti und Roma, 2011. – 323 S. Literaturangaben

Ploeger, Angelika u.a. [Hrsg.]: Die Zukunft auf dem Tisch. Analysen, Trends und Perspektiven der Ernährung von morgen. – 1. Aufl. – Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2011. – 436 S. – Literaturangaben

Popoiu Paula [Hrsg.]: Rosia Montana. Studiu etnologic = Rosia Montana. Ethnological study. – 2.ed. – Cluj–Napoca: Ed. Mega, 2010. – 167 S.

Rey i Aynat, Miquel del: Arquitectura rural valenciana. – València: Museo València d'Etnologia, 2010. – 392 S. – (Collecció temes d'etnografia valenciana; 5)

Rode-Breymann, Susanne und Sven Limbeck [Hrsg.]: Verklingend und ewig. Tausend Jahre Musikgedächtnis 800–1800. Eine Ausstellung der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel vom 4. September 2011 bis zum 26. Februar 2012. – Wolfenbüttel: Herzog-August-Bibliothek, 2011. – 308 S. – (Ausstellungskataloge der Herzog-August-Bibliothek; 94)

Rôzen, Ilana: Soul of Saul. The life, narrative and proverbs of a Transylvanian-Israeli grandfather. – Burlington, Vt.: Univ. of Vermont, 2011. – 158 S.: Ill. – (Supplement series of »Proverbium«; 31)

Rühl, Ulrike: Von Lust, Landgeschrei und Luftmäusen. Einblicke in Recht und Brauch vergangener Zeit. – Halle a. d. Saale: Junkermann, 2011. – 234 S. – (Signa iuris; 8). Literaturverz. S. 225–227

Turunen, Arja: »Hame, housut, hamehousut! Vai mikä on tulevaisuutemme?» Naisten päällyshousujen käyttöä koskevat pukeutumisohjeet ja niissä rakentuvat naiseuden ihanteet suomalaisissa naistenlehdissä 1889–1945 = »Skirt, trousers, divided skirt! Or what is our future?«. – Helsinki: Suomen Muinaismuistoyhdistys, 2011. – 458 S. – (Kansatieteellinen arkisto; 53)

Válka, Miroslav: Sociokulturní promeny vesnice. Moravský venkov na prahu tretího tisíciletí. – 1. vyd. – Brno: Masarykova Univ., Filozofická Fak., Ústav Evropské Etnologie, 2011. – 224 S. – (Etnologické studie; 8). Zsfassung in engl. Sprache u.d.T.: Social cultural changes in the village.

Wallnöfer, Elsbeth: Geraubte Tradition. Wie die Nazis unsere Kultur verfälschten. – Augsburg: Sankt Ulrich-Verl., 2011. – 172 S. Literaturverz. S. 163–171

Internationale Zeitschriftenschau

Fotogeschichte. 31. Jahrgang 2011, Heft 120. Iris Metje und Stefan Schweizer sind die Herausgeber dieses Heftes mit dem Schwerpunkt Landschaftsfotografie. Die Artikel: Ulrich Pohlmann: Naturwunder und Territorium. Anmerkungen zur Landschaftsfotografie im 19. Jahrhundert. 5–20; Klaus Honnef: Die Evidenz des Sichtbaren. Zur modernen Landschaftsfotografie seit den 1970er Jahren. 21–34; Almut Weinland: Blicke aufs Meer. Aspekte maritimer Landschaften in der Fotografie. 35–48; Iris Metje: Harmonische Einheit und Spuren des Wandels. Industrielandschaft als fotografische Landschaft. 49–56; Stefan Schweizer: Begrenzte Blicke. Motivische und funktionale Aspekte der Garten- und Parkfotografie. 57–66; Rolf Sachsse: Entfernung der Landschaft. Heimatfotografie als NS–Bildkonstruktion. 67–74; Landschaft und Fotografie. Eine Literaturauswahl. 75–79

Zeitschrift für Kulturwissenschaft. Jahrgang 2011, Heft 1. Die Knappheit ist das Thema des von Maren Möhringer, Erhard Schüttpelz und Martin Zillinger herausgegebenen Heftes. Die Artikel: Maren Möhring, Erhard Schüttpelz, Martin Zillinger: Und nicht zu knapp – Zur Einführung. 7–17; Jörg Potthast: Innovationskulturanalyse in Kalifornien. 19–34; Simone Derix: Die Knappheiten der Vermögenden. Ökonomische Perspektiven auf den Familiennamen. 35–43; Corinna R. Unger: Knappheit – Hemmnis oder Sprungbrett? Indische Entwicklungsstrategien zwischen Intervention und Eigensinn. 45–54; Hubertus Büschel: Sparzwang und Vorsorge als Techniken der Menschenführung im tropischen Afrika, 1920–1975. 55–71; Nacim Ghanbari: Die Bauern, der Neid und die Logik knapper Güter. George M. Foster wiedergelesen. 73–80; Gerd Spittler: Wohnen ohne Tisch und Stuhl – Leben die Kel Ewey Tuareg in einer Mangelgesellschaft? 81–92; Cora Bender: Von der Konkretheit der Bedürfnisse: Fülle, Mangel und Diabetes bei den Ojibwe von Wisconsin. 93–102; Anton Duffesbach: Das Ende der Werkseligkeit. Franz Baermann Steiners Deutung der deutschen Inflation. 103–112; Monika Dommann, Reden wir über Geld! Aber wie? Und wozu? 113–121; Repliken auf Monika Dommann und eine Gegenantwort. 123–143

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Rudolf Bühler M.A.
Pia Hilsberg BA
Jan Hinrichsen M.A.
Verena Hünig BA
Susanne Pledl BA
Ludwig-Uhland-Institut für
Empirische Kulturwissenschaft
Burgsteige 11 (Schloss), 72070 Tübingen

Dr. Eva-Maria Knoll
Institut für Sozialanthropologie
Österreichische Akademie der
Wissenschaften
Apostelgasse 23, 1030 Wien
Eva-Maria.Knoll@oeaw.ac.at

Herwig Hinterhofer
Fillgradergasse 2/12, 1060 Wien

Dr. Herbert Nikitsch
Institut für Europäische Ethnologie
der Universität Wien
Hanuschgasse 3, 1010 Wien
herbert.nikitsch@univie.ac.at

Prof. Dr. Katrin Pallowski
Spandauer Damm 5, 14059 Berlin
katrin.pallowski@googlemail.com

Dr. Claudia Peschl-Wacha
Österreichisches Museum
für Volkskunde
Laudongasse 15–19, 1080 Wien
claudia.peschl-wacha@
volkskundemuseum.at

Dr. Peter Strasser
Marktstraße 18D, 6850 Dornbirn
peterstrasserfr@yahoo.co.uk

Dr. Johann Verhovsek
Institut für Volkskunde und
Kulturanthropologie
Attemsgasse 25/I, 8010 Graz
johann.verhovsek@uni-graz.at

Prof. Dr. Bernd Jürgen Warneken
Schellingstraße 39, 72072 Tübingen
bernd-juergen.warneken@
uni-tuebingen.de

Prof. Dr. Dr. Markus Walz
Hochschule für Technik,
Wirtschaft und Kultur Leipzig
Fakultät Medien
Karl-Liebknecht-Straße 132
04277 Leipzig
walz@fbm.htwk-leipzig.de

Mag.ª Nora Witzmann
Österreichisches Museum
für Volkskunde
Laudongasse 15–19, 1080 Wien
nora.witzmann@volkskundemuseum.at